ARENA

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

II. Jahrgang. Heft 10 Preis 1 Mark

Über Land und Meer.

Octav-Ausgabe

Deutsche Verlags-Anstalt
Berlin Stuttgart Leipzig

Inhalt des zehnten Heftes

Text:

	Seite
Eine von zu vielen. Roman von Liesbet Dill (Fortsetzung)	1
Unsterblich. Gedicht von Ewald Gerh. Seeliger	24
Der italienische Renaissancepalast. Von W. Hörstel. Mit zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	25
Die donnernde Ebbe, das größte aller jemals geschaffenen Landtiere. Von Dr. W. Wilhelm Meyer. Mit fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	34
Ulmen. Hinterlassenes Gedicht von Wolfgang Kirchbach	38
Der Löffler läßt renovieren. Von B. Fleischer	39
Berlin am Wasser. Von Kurt Doerry. Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von E. Rosenstand	41
Ich bin ein Kind von Sehnsuchtland. Gedicht von Gertrud Freiin le Fort	46
Russische Bomben. Von Major z. D. Goebel (Düsseldorf). Mit sieben Abbildungen	47
Wie unsre Biene Amerika entdeckte. Naturwissenschaftliche Plauderei von Wilh. Bölsche	52
Das literarische Hamburg. Von Balder Olden (Hamburg). Mit zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Zeichnung	55
Sommerglück. Gedicht von Gustav Falke	61
Der Garten. Von Karl Scheffler	62
Diogenes. Novelle von A. von Klinckowstroem	67
Bruno Paul. Von Wilh. Michel. Mit neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen	73
Feuerbestattung. Von Dr. C. Alberts-Godesberg. Mit einer Abbildung	79
Der Angelsport auf Lachs. Von Dr. Karl Heinz. Mit sieben Abbildungen	82
Literatur	88
Aus aller Welt	89
Für müßige Stunden	98
Handschriften-Beurteilung	100
Briefmappe	11

Einschaltbilder:

Herm. Prell: Die Wasserfrau (mehrfarbiges Titelbild).
Adolf Lüben: Kinderbegräbnis (gegenüber S. 8).
Franz Skarbina: Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz (gegenüber S. 16).
Anna Ancher: Missionsversammlung (gegenüber S. 24).
Theodor Kleehaas: Gute Bekannte (gegenüber S. 40).
Ralph Hedley: Toilette der neuen Lehrlinge vor den Meistern der Zunft (gegenüber S. 88).

Selbständige Textbilder:

Cardamine pratensis. Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand	51
Am Bache. Nach einem Gemälde von Léon Perrault	65
„Da draußen stets betrogen — saust die geschäftige Welt . . ." Nach einem Gemälde von Paul Höcker	81

Kraft und Gesundheit

Kann jedermann in wenig. Wochen dch. d. neue stärk. Körperbildungssystem erlangen.

(Muskulatur entwickelt durch das neue System.) Diese neue Methode entwickelt schnell und harmonisch alle Muskeln des Körpers, stärkt den ganzen Organismus; leitet dessen Funktionen in die richtigen Bahnen, verleiht eine ausgezeichnete Gesundheit und heilt alle Krankheiten ohne Beihülfe von Arzneien oder schädlichen Drogen und besonders: Nerven-, Nieren- und Magenleiden, Blutarmut, Appetit- und Schlaflosigkeit, Gicht, Fettleibigkeit und besonders die Schwindsucht, hinder die Lungen gestärkt und entwickelt werden. Alle diejenigen, welche eine sitzende Lebensweise führen, deren Folgen tragen oder von schwacher Gesundheit sind, sollten einige Minuten täglich dieser neuen Methode widmen. **Spezialkursus:** Den Wuchs kleiner Personen um 15 cm zu vergrössern. — Illustrierte 22 Seiten starke Broschüre, welche jedermann lesen sollte, gratis und franko.

Prof. E. WEHRHEIM, Corso Valentino 34, **Turin** (Italien).

F.A. SARG'S SOHN & Co. WIEN. 60 **KALODONT** Pf. BESTE ZAHN-CRÊME

Katalog gratis! **Zur Hauptsache** erzieht das **Briefmarkensammeln.** Briefmarken-Ztg. etc. m. unentgl. vielen Gelegenheitskäufen gratis **Philipp Kosack**, Berlin C., Burgstr. 12.

Wer liebt nicht

ein gutes Gläschen Likör! Jedermann kann sich auf einfachste und billigste Weise die den besten franz. Marken gleichkommenden **Dessert- u. Tafellikköre, Bitters u. Schnäpse wie Curaçao, Maraschino, Vanille, Cognac, Rum, Whisky, Bonekamp, Magenbitter** etc. selbst bereiten mit den bekannten **Jul. Schraderschen Likörpatronen.** Preis pro Patrone 60—90 Pfg. Ausführliche Broschüre über ca. 90 verschiedene Sorten gratis zu Diensten. Alleiniger Fabrikant

Hugo Schrader
vormals Julius Schrader,
Feuerbach-Stuttgart 34.

Digitized by Google

Über Land und Meer

Oktav-Ausgabe

Jahrgang 1906/07

Dritter Band

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Digitized by Google

AP30
A7
v.23:3

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis

III. Band. 1906–1907. Heft 10–13

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Brihaet. Von Adalbert Meinhardt 261.
Das kluge Schulmeisterlein. Von Clara Ernestine Ries 144.
Der Löffler läßt renovieren. Von Viktor Fleischer 39.
Der Löffler will einen Orden. Erzählung von Viktor Fleischer 281.
Die ewige Braut. Erzählung von A. Trinius 353.
Die Kameraden. Von Georg Busse-Palma 153.
Diogenes. Novelle von A. von Klinckowstroem 67.
Eine von zu vielen. Roman von Liesbet Dill 1. 101. 201. 301.
Geschiedene Leute. Skizze von Emmi Lewald 247.
Heinis Geheimnis. Von Jaffy Torrund 338.
Kinderglaube. Skizze von Lotte Gubalke 259.
Landhausfreuden. Von E. Ulrich 374.
Morgenrot. Von Käthe Langenmayr 172.
Die Wölfe. Von Felix Hübel 385.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Feuerbestattung. Von Dr. C. Alberts 79.
Rechts- und Linkshändigkeit. Von Dr. C. Alberts 131.
Von der richtigen und falschen Natürlichkeit. Von Gustav Manz 371.

Biographien. Porträts

Artôt de Padilla, Lola 93.
Berthelot, Marcellin † 92.
Bryce, englischer Gesandter in Washington 91.
Burckhardt, Dr. H., Obermedizinalrat † 92.
Freilitzsch, Graf 89.
Frey, J., Geheimer Rat 289.
Huysmans, Joris-Karl † * 296.
Paulus, Eduard † 194.
von Petzold, Gertrud, englische Predigerin * 292.
Roth, Christoph, Professor † 189.
Traube, Ludwig, Professor † 292.
von Wildenbruch, Ernst 190.
von Windheim, Ludwig 391.

Aus hohen Kreisen

Der Kaiser als Gutsherr auf Cadinen. Von Lothar Wende * 157.
Kaiser Franz Joseph in Prag * 295.
Regent, der neue, von Braunschweig 289.
Silberne Hochzeitsfeier des Fürstenpaares von Schaumburg-Lippe 191.

Geschichte und Zeitereignisse. Ausstellungen und Feste

Affäre Puttkamer, die 190.
Amerika und Japan 90.
Armee-, Marine- und Kolonial-Ausstellung * 295.
Aussperrung der Bauarbeiter in Berlin * 294.
Bülow in Rapallo 90.
von Deimlings Rückkehr aus Südwestafrika 194.
Elfenbeintransport in Frankfurt a. M. * 397.
Einweihung der Bonifatiuskirche in Berlin * 391.
Emir von Afghanistan, der, in Indien * 93.
Englische Kolonialkonferenz, die 189.
Enthüllung des Kaiserin-Elisabeth-Denkmals * 392.
Eröffnung der Mannheimer Jubiläumsausstellung 196.
Explosion der „Jena" 89.
Frankreich in Marokko 90.
Französische Deputiertenkammer, die. Von Karl Eugen Schmidt * 332.
Gedächtnisfeier für Ferdinand von Steinbeis * 292.
Gegenbesuch der englischen Journalisten * 290.
Haager Friedenskonferenz * 389.
Hochzeit, die zweite, im Hause Krupp 192.
Jubiläum, ein, in der Musäusschule in Colombo 94.
Der Lord-Mayor von London in Berlin * 396.
Mannheimer Jubiläumsausstellung. Von Max Netter * 343.
Mannheimer Jubiläumsfestlichkeiten * 291.
Ministerwechsel in Preußen * 389.
Motorbootausstellung in Kiel * 391.
Obstbauausstellung in Werder * 297.
Musterfeier in Holland 94.
Winzerausstand in Südfrankreich * 393.
Zur Thronfolge in Luxemburg * 396.

Natur

Aus Hagenbecks Tierpark. Von C. Lund * 268.
Blumengeheimnis. Von R. Francé 228.
Brandung. Von Wilhelm Bölsche * 364.
Der Garten. Von Karl Schaffler 62.
Der Planet Mars in seiner nächsten Erdnähe. Von H. J. Klein * 284.
Die donnernde Schse, das größte der jemals geschaffenen Landtiere. Von Dr. M. W. Meyer * 34.
Ein seltsames Gespann * 94.
Ornithologische Streifzüge. Von R. Tepe * 240.
Vom Schweigen im Walde und dem Einhorn. Von Wilhelm Bölsche 164.
Wie unsre Biene Amerika entdeckte. Von Wilhelm Bölsche 52.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Berlin am Wasser. Von Kurt Doerry * 41.
Eine Fahrt durch den Spreewald. Von H. Thurn * 221.
In den Schären von Stockholm. Von Gregers Nissen * 276.

Kunst

Liebermann, Max. Von Hans Rosenhagen * 230.
Paul, Bruno. Von Wilhelm Michel * 73.
Von der VII. internationalen Kunstausstellung in Venedig 193.

Baukunst

Achilleion, das 195.
Alte und neue Baukunst 96.
Italienische Renaissancepalast, der. Von W. Hörstel * 25.
Kathedralen Frankreichs, die. Von Karl Eugen Schmidt * 135.
Krematorium in Stuttgart, das neue * 79.
Kurhaus, das neue, in Wiesbaden. Von Gustav Levering * 378.
Landhaus, das. Von Karl Scheffler * 319.
Wiesbadener Kurhaus, das neue 191.

Bildwerkkunst

Büsten, die, dreier Generalstabschefs 95.
Denkmal des Herzogs Wilhelm von Württemberg in Graz * 396.
Farbige Plastik. Von H. Ernst Kromer 272.
Florentiner Madonnenreliefs der Frührenaissance. Von Hans Stegmann * 166.
Geigenspieler, der. Von Josef Limburg 381.
Gerhardtdenkmal in Lübben * 392.
Karl-Alexander-Denkmal in Weimar * 392.
Laurinsbrunnen in Bozen * 290.
Monumentalbrunnen in Northeim * 393.
Mozartdenkmal in Dresden * 397.
Neuentdeckte Niobidenstatue * 92.
Ziemssendenkmal in München * 295.

Malerei

Gemälde

Am Bache. Von Léon Perrault 65.
Am Strand von Ostende. Von Raimund Germela. Kunstbeilage vor S. 357.

168646

Digitized by Google

Auf dem Bahnhof. Von Carl Seiler 217.
Auf der Reise in Spanien. Von P. Dupuy 179.
Auf der Themse. Von Raoul du Gardier. Kunstbeilage vor S. 264.
Beim Erntemahl. Von Josef Jungwirth. Kunstbeilage vor S. 389.
Beim Frühstück. Von Julius Rehder. Kunstbeilage vor S. 341.
Cardamine pratensis. Von Alexander Bertand 51.
„Da draußen stets betrogen — saust die geschäft'ge Welt . . ." Von Paul Höcker 81.
Das Märchen. Von Walter Firle. Kunstbeilage vor S. 201.
Der verlorene Sohn. Von Adolf Oberländer 387.
Die Nonne. Von Hermann Kaulbach 117.
Die Vertrauten. Von A. C. Cooke 317.
Durstige Kehlen. Von Karl Pippich. Kunstbeilage vor S. 209.
Eile mit Weile. Von Anton Laupheimer. Kunstbeilage vor S. 125.
Feierliche Aufnahme von Quinten Matsys in die St. Lukasgilde. Von E. de Jans. Kunstbeilage vor S. 173.
Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz. Von Franz Skarbina. Kunstbeilage vor S. 17.
Gute Bekannte. Von Theodor Kleehaas. Kunstbeilage vor S. 41.
Im Vorzimmer des Ministers. Von Wilhelm Löwith 177.
Kaffeekränzchen. Von Jules Cayron 373.
Karlsplatz in München. Von Carl Vetter. Kunstbeilage vor S. 289.
Kinderbegräbnis. Von Adolf Lüben. Kunstbeilage vor S. 9.
Letzte Heimkehr. Von Adolf Hering. Kunstbeilage vor S. 157.
Letzte Schicht. Von Hans Koberstein. Kunstbeilage vor S. 309.
Missionsversammlung. Von Anna Ancher. Kunstbeilage vor S. 25.
Neuigkeiten. Von Hans Best 152.
Sonntagmorgen. Von Josef Kinzel. Kunstbeilage vor S. 189.
Toilette der neuen Lehrlinge vor den Meistern der Zunft. Von Ralph Hedley. Kunstbeilage vor S. 89.
Wiener Luft. Von Ludwig Koch. Kunstbeilage vor S. 109.
Ulanenpatrouille. Von Carl Röchling. Kunstbeilage vor S. 373.
Zum Zielen. Von Hans v. Bartels. Kunstbeilage vor S. 249.

Zeichnungen

Kurkonzert in Franzensbad. Von F. B. Doubek 253.
Picknick auf der Automobilfahrt. Von F. B. Doubek 133.
Studie von Hans Best 283.

Mehrfarbige Reproduktionen

Bückeburger Kind. Nach einem Pastell von Helene Büchmann. Kunstbeilage vor S. 201.
Der weiße Hut. Nach einem Gemälde von Ed. Otto Braunthal. Kunstbeilage vor S. 101.
Die Wasserfrau. Nach einem Gemälde von Hermann Prell. Kunstbeilage vor S. 1.
Unter dem Apfelbaum. Nach einem Gemälde von Hermann Seeger. Kunstbeilage vor S. 301.

Naturaufnahmen

Blick durch das Burgtor von Tourbillon auf die Valeria 376.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Eine interessante Schiffsbergung 193.
Russische Bomben. Von Major z. D. Goebel * 47.
Santos-Dumont mit seiner neuen Flugmaschine 95.
Wie die Schwarzwälderuhr entsteht. Von Jul. Müller * 180.
Zum Bau der Berliner Schwebebahn * 297.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Schwesternwesen der Stadt Berlin, das. Von Leo Jacobs * 125.
Tiroler Bauernbäder. Von Otto Ewald * 358.

Rechtskunde und Sozialwissenschaft

Die Frauenberufsfrage. Von E. Ichenhaeuser 175.
Rechte, die, der Frau im Haushalt und in der Familie. Von Ernst Grüttefien 328.

Militär und Marine

Amerikanische Küstenkanone in Verschwindlafette 95.
Das Dreadnought-Problem. Von Graf E. Reventlow * 147.
Marinestation Sonderburg 197.
Vom Deutschen Flottenverein * 290.

Sport und Jagd

Angelsport auf Lachse, der. Von Dr. Karl Heinz * 52.
Mannheimer Ballonwettfahrt * 294.
Schülerbootshaus in Wannsee * 294.
Von der Herkomerfahrt und dem Taunusrennen * 396.

Theater

Antikes Fest in den Ruinen von Karthago * 298.

Poesie

Bosnische Schwänke. Von Roda Roda 132.
Der Geigenspieler. Von E. Kohlhepp 331.
Der Reiter. Von Robert Walter Freyr 156.
Die Mutter. Von Ernst Zahn 227.
Engadin. Von Martin Lang 318.
Ich bin ein Kind vom Sehnsuchtland. Von Gertrud Freiin le Fort 46.
Im Nebel. Von Georg Busse-Palma 370.
Italienischer Bettler. Von Felix Hübel 370.
Ruhe. Von Adelheid Stier 143.
Schlösser. Von Ernst Zahn 370.
Sommerglück. Von Gustav Falke 61.
Sprüche. Von G. Bieler 186.
— Von H. A. Plinke 330.
Tröstung. Von Ludwig Finckh 368.
Ulmen. Von Wolfgang Kirchbach 37.
Unsterblich. Von Ewald Gerhard Seeliger 24.

Literatur

Bücherbesprechungen 88. 187. 286. 388.
Literarische Hamburg, das. Von Balder Olden * 55.
Münchner Dichterinnen. Von Wilhelm Michel * 245.

Humoristische Ecke

199. 398.

Aus aller Welt

89. 189. 289. 389.

Handschriften-Beurteilung

100. 200. Heft 12, II; 13, II.

Schach

196. 288. 398.

Für müßige Stunden

98. 196. 288. 398.

Briefmarke

Heft 10, II; 11, II; 12, S. 300; 13, II.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Die Wasserfrau

Nach einem Gemälde von Hermann Prell

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Eine von zu vielen

Roman

von

Liesbet Dill

(Fortsetzung)

Es ist anders gekommen.

Bis dahin war mein Entschluß fest gewesen. Ob ich mir schaden würde — gleichviel. Marie würde auch so gehandelt haben. Ach — nein — Marie war kurz und klar. Bei ihr kamen niemals Schiefheiten vor — sie ließ sich nicht in Unterhandlungen ein. Sie wäre vielleicht nie in diesem Hause geblieben oder sie wäre mit Luz besser fertig geworden. Man hätte mehr Achtung vor ihr gehabt. Man achtet die Erzieherin! Mich kann man ja jeden Tag ersetzen; Luz hat mir erzählt, wieviele Briefe kamen, als sie ein einziges Mal in der „Familie" einrückten! Jeden Tag zehn! Grauenhaft! Auf dem Weg zu Fürstenbergs bin ich — ihm begegnet! Das war es! —

Guido! Und vergessen war Luz, war alles, und wir wußten nichts, als daß wir endlich — zusammen waren. — In der dunkeln Straße gingen wir nebeneinander her. Ein karges Glück für Verwöhnte! Dies Nebeneinander auf der Straße — aber für zwei, die keinen Platz haben auf der Welt, wo sie ausruhen können, Schulter an Schulter — ein unbeschreibliches Glück! Wir hatten es uns beide anders gedacht; das Zusammenleben in einer Stadt, ohne sich einander gehören zu können, bringt schwere Stunden mit sich. Stunden der Erwartung, der Enttäuschung und unvorhergesehene Ueberraschungen, die einem das volle Bewußtsein, sich zu haben, nicht gewähren, weil man sich beobachtet glaubt. Man hat den Rücken nicht gedeckt. Und Guido zwingt sich, mich aufzurichten. „Das muß ertragen werden, Anne! Wer weiß, wie bald wir uns frei und stolz zueinander bekennen dürfen! Dann lachen wir über diese grauen Zeiten!"

„Das mag sein. Aber ich komme über das Versteckspiel nicht hinweg. Die Furcht vor der Entdeckung läßt mich oft nicht schlafen. Ich würde meine Stellung verlieren, und wer nimmt eine Gesellschafterin, die heimlich verlobt ist?!"

„Quäle dich nicht so," bat er und zog mich zu sich heran. Er barg meinen Kopf an seiner Schulter, und wir schwiegen mit schlagenden Herzen. „Wem nimmst du etwas, wenn du mir eine halbe Stunde gibst? Was solltest du bei Fürstenbergs?"

„Das ist eine lange Geschichte. Sie hängt mit Luz zusammen."

„Und also wohl auch mit Gebrad?"

„Ich hoffe es nicht. Ich wollte es erfahren."

„Anne," sagte er ernst, „laß das. Es ist deiner nicht würdig, dich um unreine Geschichten zu kümmern."

„Und in dem Haus bleiben, in welchem sie spielen?"

Da brach er ab und sah gequält an mir vorbei.

„Nein, Guido. Ich kann nicht anders. Entweder ich werde belogen — dann spreche ich offen mit der Mutter, oder ich habe mich geirrt. Dann bitte ich Luz gerne alles ab. Aber ich will Klarheit haben!"

„Ich weiß nicht, was ich dir raten soll, Anne. Es scheint so einfach und ist so schwer. Wer kennt die Frauen?" —

Es kam ein Offizier die Straße hinab, gerade auf uns zu, und ich glaubte Gebrad zu erkennen. Wir trennten uns — noch ehe er seinen Satz zu Ende gesprochen hatte —, atemlos ging ich weiter — ohne mich umzusehen.

Frau von Bruck war etwas ungehalten, daß ich so lange geblieben war, denn ich hatte, um das Manuskript wegzutragen, dann noch bis Altendorf gehen müssen. Ich war so gelaufen, daß ich kaum Atem schöpfen konnte. Luz saß in der Ecke und schaukelte sich leise im Stuhl, sie knabberte kandierte Nüsse und sang vergnügt vor sich hin. Sie streifte mich mit belustigtem Blick, wie immer, wenn „wir uns einmal wieder verfehlt haben!"

Oft denke ich, ich täte am besten, blind zu sein. Am klügsten wäre es wohl! —

*

„Das jahrelange Warten entnervt," sagte Guido. Immer wieder kommt er darauf zurück. „Wenn ich Rittmeister zweiter Klasse bin — in vier — in fünf — vielleicht erst in sechs Jahren . . .?" — „Aber dann haben wir die Kaution immer noch nicht . . ." — „Und einen andern Beruf? Es gibt Leute, die vom Soldaten zum Versicherungsagenten umsatteln können. — Solche, die ihren Beruf an den Nagel hängen können wie einen alten Hut. Ich kann es nicht. Ich bin Soldat,

Digitized by Google

und ich käme mir vor wie ein Deserteur, wenn ich ginge ... Ich hätte kein ruhiges Gewissen mehr. Ein Planitz mehr oder weniger in der Armee macht es nicht — aber es kann jeden Tag Krieg geben — und wir brauchen Soldaten ... Ich muß auf meinem Posten bleiben!"

Es wäre Guido nicht mehr, wenn er anders spräche!

*

Bis jetzt war ich Frau Gebrad noch nicht begegnet. Sie hatte lange in der Breslauer Frauenklinik gelegen, nun war sie zurück. Wenigstens sagte es Frau von Bruck. Wir waren zu einem Fünf-Uhr-Mittagessen bei Landrat von Schmettau geladen. Luz hatte Kopfschmerzen. Sie hat eine sehr bestimmte abweisende Art, zu betonen, daß sie allein sein will, und so ließ ich sie im halbverdunkelten Zimmer. Sie hatte den Kopf in die Kissen gedrückt und lag reglos mit geschlossenen Augen. Fieber hatte sie keins, nur ging ihr Puls rascher als sonst. Vom Arzt wollte sie durchaus nichts wissen. — „Geht nur," drängte sie, als ich fertig angekleidet vor ihrem Bett stand, „ich bleibe ruhig liegen. Vielleicht stehe ich gegen Abend auf."

Wir ließen sie allein.

Ich ging nicht ruhig zu Schmettaus, denn ich mußte an den entschlossen trotzigen Zug denken, den das liebreizende Kindergesicht seit kurzem angenommen hat. Seit dem Tage — möchte ich sagen —, als ich ihr zum erstenmal ernste Worte gesagt hatte, von denen ich damals glaubte, sie machten Eindruck in ihr weiches junges Herz, von denen ich heute weiß, daß sie verwischt sind — von einer andern Hand.

Mit diesen Gedanken trat ich in das Haus und begrüßte die Menschen, die sich in dem gelben Saal um die Frau des Hauses versammelt hatten. Eines verwechselten Handschuhs wegen — Frau von Bruck hatte zwei linke ergriffen und es erst gemerkt, als wir schon vor dem Landratsamt vorgefahren waren — wir hatten wieder umkehren müssen — ich fand den passenden nicht sofort, er lag auf dem Teppich in einer Ecke — waren wir die letzten. Man wartete nur noch auf uns, und kaum hatte ich Zeit, mich umzusehen, als auch schon mein Tischherr auf mich zukam: Gebrad.

Es waren nur zehn Personen, die paarweise an uns vorübergingen, denen wir uns als letztes Paar anschlossen — hinter uns kam der junge Schmettau, ein blonder Regierungsassessor.

Als wir Platz nahmen, hatten Gebrad und ich kein Wort zusammen gewechselt. Ich werde ein dumpfes Gefühl der Unruhe nicht los, sobald er in der Nähe ist — und ohne daß ich es hindern konnte, fiel mir wieder der Abend im Wintergarten draußen auf Bruckwitz ein ... Damals hatte ich zum erstenmal gesehen, daß zwischen ihm und Luz Beziehungen bestanden.

Ich kannte alle, die bei Tisch saßen — bis auf eine verblühte und vergrämte aschblonde junge Frau, die schräg gegenüber von uns neben dem Landrat saß. Ehe ich fragen konnte, sagte mein Nachbar leise zu mir:

„Wir sind zu dreizehn am Tisch!"

Ich sah die Tafel entlang. Er goß weißen Wein aus der geschliffenen Karaffe in unsre Gläser.

„Es ist Ihnen doch nicht unbehaglich, gegenüber einem Spiegel zu sitzen?" fügte er hinzu in dem Ton, mit dem man sich über Kinder amüsiert, die sich fürchten.

Nun sah ich erst: wir saßen so, daß wir beide gerade in den hohen schmalen Wandspiegel sehen konnten, der unser Bild zurückgab.

„Man sagt, daß derjenige, welcher bei einer Zahl von dreizehn in den Spiegel sehen kann, von allen am ersten stirbt."

Es war leise gesprochen, daß ich es nur verstehen konnte. Die andern sprachen laut herüber und hinüber. Es wurde Pastete angeboten, die Rosen in den silbernen Vasen, die neben jedem Gedeck standen, dufteten — das gedämpfte weiche Kerzenlicht des Kronleuchters strahlte über die Tafel. Ich konnte nicht vergnügt werden, ich machte Anstrengungen, Gebrad abergläubisch zu finden. „Man sagt so." Ich zuckte die Schultern. „Wer abergläubisch ist, wird daran glauben. Wir Nüchternen sagen einfach: ‚Es ist einer zuviel an der Tafel —'"

Gebrad setzte sein Glas hin.

„Oder eine —" setzte ich hinzu. Aber schon tat es mir leid, denn über sein sonnenverbranntes Gesicht zuckte es. Da wußte ich mit einem Male — wer die blonde Frau mir gegenüber war: Frau Gebrad. Ich biß mir auf die Lippen, meine Hände zerkrümelten das Brot, das Blut stieg mir zu Gesicht: Es war zu spät. —

„‚Wir Nüchternen!' sagen Sie —" Gebrad zerlegte ein Stück Brot in kunstvolle Schrägstreifen, wobei er seine Pastete auf dem Teller vergaß. „Ich habe Sie nie länger als zehn Minuten gesprochen — aber ich kenne Sie doch! Sie rechnen mich — wie Ihr Blick mir beweist — zu den Phantasten oder zu den Romantikern! — Sie irren sich! Ich bin nüchtern! Aber Sie glauben ja noch — Sie warten noch — Sie hoffen — Sie rechnen mit Möglichkeiten, mit Geschenken, die uns der Himmel machen könnte — wenn er wollte —"

„Und Sie?" Mein Herz klopfte. Wieder diese ungewisse Angst.

„Ich bin ein Spieler," sagte er. „Wir Spieler sind kaltblütige Genußmenschen — wir halten nichts von Hoffen und Harren, aber wir nehmen das, was man uns schenkt!"

„Also Sie nehmen es?" sagte ich — ohne ihn anzusehen.

„Gewiß! Kein Mensch weist ein Geschenk zurück, das gerne gegeben wird!"

Digitized by Google

Eine kleine Stille trat ein. Es war mit einem Male so ruhig um uns geworden, man war mit Andacht bei den frischen Trüffeln, und es war nichts hörbar wie leises Gläserklirren, die leichten Schritte der Diener auf dem weichen Smyrna. Es dauerte eine Weile, bis man die lebhaftere Unterhaltung wieder aufnahm. Nur die junge Frau — sie mochte vielleicht dreiunddreißig Jahre alt sein — saß reglos und blaß in ihrem seegrünen Kleide, und ihre großen erloschenen Augen sahen nach der andern Seite, vielleicht liebte er es nicht, beobachtet zu werden — — — Ich sah, daß sich Schmettau bemühte, sie in das Gespräch zu ziehen, aber Schmettau lachte gern — seine Unterhaltungen sind leichter Art, und dieser Frau mochte es nicht möglich sein, sich in solche Gespräche hineinzufinden. „Uns gerne gegeben wird!" klang mir im Ohr. Es überlief mich kalt. So dachten sie — nachher — alle — alle!

„Sie schweigen wieder — Gefällt Ihnen nicht, daß ich nüchtern bin? — Da haben Sie recht. Ich mag die Sorte selber nicht. Leute wie meinesgleichen schätze ich nicht, wenn ich auch gern mit ihnen spiele — — —"

„Es gefällt mir die Art nicht, wie Sie von Geschenken sprechen," sagte ich.

„Das tut mir leid. Ich gehöre zu denen, welche man die Undankbaren nennt: und mit Recht, denn wir Männer sind undankbar. Wir schätzen nur die eroberte Beute, wir haben aber kurzen Dank für das, was man uns in den Schoß wirft."

„Es sollte mir leid tun, wenn es nicht auch solche unter ihnen gäbe, die einen geliebten oder einen wenigstens begehrten Besitz nicht dauernd zu achten wissen!" sagte ich.

„Es mag solche Männer geben. Ja, es gibt sie, ich kenne sie auch. — Aber die sind selten. Selten wie die Frauen, welche nichts von Dankbarkeit wissen. Denn solche gibt es auch unter ihnen! Und die werden oft am meisten geliebt... aber die Männer mit dem sanften Entgegenkommen und der ewigen Treue —"

Er machte eine wegwerfende Bewegung mit der Hand. Dann fuhr er mit veränderter Stimme fort: „Sie machen einen Unterschied zwischen ‚geliebt' und ‚begehrt'? Wahrscheinlich mit dem stolzen — übrigens echt frauenhaften — Bewußtsein, daß ‚geliebt' werden nicht mit dem ‚begehrt' werden verwechselt werden darf! Aber welche Frau weiß von sich mit Bestimmtheit zu sagen, ob sie ‚geliebt' wird — und nicht etwa ‚bloß begehrt'?"

Ich schwieg.

„Wessen Schuld ist der Irrtum in solchem Fall? Wie lernt man die kennen, die man so ‚liebt' oder ‚begehrt', daß man sie zu seinem Eigentum für immer machen muß?"

„Dann ist allerdings der kaltblütige Spieler vorteilhafter daran, der leicht gewinnt und leicht vergißt."

„Sie irren! Der Spieler hat ein gutes Gedächtnis. Er ist imstande, sein Dasein rücksichtslos zu wagen, um eine unvergeßlich gebliebene Erinnerung Leben werden zu lassen! Er wird sein Leben auch nicht höher achten wie den Einsatz beim Spiel. Ist der verloren, so ist das Spiel aus!"

„Und was wird aus der Frau, die dem Einfluß einer solchen Gesinnung unterliegt?"

Er schwieg. Dann zuckte er die Achseln.

„Sie vergessen, daß wir durchaus nicht den Ehrgeiz haben, Erzieher sein zu wollen. Das ist ein schweres Kapitel. Darin halte ich es mit de la Bruyère: ‚Fliehet die Weiber, aber wollet sie nicht lenken! Ueberlaßt andern die Sorge um ihr Seelenheil!'"

Von da ab haben wir nichts mehr gesprochen. Ich bin den Gedanken nicht losgeworden: Trotz des Hinundher, des Durcheinander der Unterhaltungen, trotzdem sie selbst sich Herrn von Schmettau scheinbar aufmerksam zugewandt hatte, Frau Gebrad hatte jedes Wort ihres Mannes verstanden.

*

Man ging hinüber in den gelben Saal, wo Likör und Kaffee gereicht wurde. Bei dieser Gelegenheit kam ich neben Frau Gebrad zu stehen.

Sie stand in der Nähe des Fensters, und das Licht fiel unbarmherzig auf ihr Gesicht. Sie mochte ein liebliches, zartes junges Mädchen gewesen sein, eine Art — Luz. Und — seltsam — eine gewisse Aehnlichkeit fiel mir zwischen beiden auf. Diese Frau — rosig, jung, achtzehn Jahre alt — mußte einmal so ausgesehen haben! Wenn sie lächelte — wie jetzt, bei der Begrüßung — sah sie jung aus und mädchenhaft. Aber ihre leise gepuderten Züge hatten einen herben Ausdruck von Resignation, die von Mitleid nichts wissen will. Ihre Augen waren umschattet, die Lippen blaß, ihre Haltung stolz. Sie waren ja alle sehr höflich zu ihr gewesen heute, aber in Wirklichkeit stand ihr niemand näher — wie auch sie sich entfernt von den Menschen hielt. Ich merkte, daß sie Gebrad beobachtete, der mit Frau von Bruck und der pikanten rothaarigen Baronin Oeste am Kamin saß. Sie schienen alle drei sehr laut und lustiger Laune.

„Es soll musiziert werden," sagte ich zu Frau Gebrad, „wenn es Ihnen recht ist, setzen wir uns in den Erker."

Der sogenannte Erker lag etwas erhöht, so daß man von dem kleinen Sofa aus den leeren Platz und die Wache überblicken konnte. Die gelbseidenen Vorhänge schlossen ihn halb von dem Zimmer ab, daß man, sobald man saß, nicht gesehen werden konnte. Sie nahm ein Kissen und

Digitized by Google

legte es sich zwischen den Rücken und die Wand. „Ich werde leicht müde," sagte sie, „das Sprechen greift mich an, als ob es eine Arbeit sei. Oft ist es mir auch, als ob es für die, welche sich mit mir beschäftigen müssen, eine sei, ich lese es ihren Gesichtern ab — aber ich leide doch vielleicht mehr darunter als sie. — Sie können hingehen und sich die ausgestandene Langeweile abschütteln — ich trage sie mit mir fort. Es ist so peinlich, jemand zur Last zu fallen."

Ich sagte ihr, daß ich mich freute, mit ihr zusammenzutreffen, ich hätte es lange gewünscht. Da sah sie mich an, als ob sie mir nicht glaubte.

„Ich bin kein Mensch, der in die Geselligkeit paßt. Könnte ich einmal vergessen, daß ich eine Kranke bin. Aber wenn man von acht Jahren seines Lebens sechs im Krankenhause zugebracht hat, ist man still geworden, man versteht nicht mehr, weshalb man lachen soll!"

„Wie traurig mag das gewesen sein! — Aber nun ist es ja vorüber," sage ich leise.

„Vorüber? Noch nicht — Es wird aber nicht allzulange mehr sein. Das kommt mir immer, wenn ich an einer kerzengeschmückten Tafel sitze und Menschen fröhlich sehe — bald bist du nicht mehr unter ihnen. — Aber es kann noch lange dauern — ein Menschenleben lang. Traurig, sagen Sie? Es gibt viel Traurigeres, als im Krankenhaus zu liegen. Dort ist Stille und Frieden. Ich hatte jetzt im Sommer ein helles Zimmer, gerade vor dem Fenster stand eine Linde. Da sangen früh die Vögel. Wenn sie blühte und der Wind ging, war mein Zimmer voll Duft. Gegenüber in einem Hause spielte des Abends ein Herr Klavier. Ich höre nur Männer gern spielen, wegen des Rhythmus. Im Anfang war der Rhythmus. Wenn aber junge Damen Chopinsche ‚Nocturnes' spielen, muß ich aus dem Zimmer gehen, und nach ihren Walzern kann niemand tanzen. Aber stundenlang habe ich dem Manne zugehört, es war ein alter Kantor, der seinen Bach und Beethoven konnte und vieles, was ich früher selbst gespielt habe — als ich Mädchen war . . ."

Sie brach ab — und lehnte sich plötzlich zurück. Ihr Gesicht war um einen Grad fahler geworden. Aber ehe ich fragen konnte, winkte sie mir zu schweigen. Sie schien von neuen Schmerzen überfallen zu werden. „Bleiben Sie — es geht gleich vorüber," bat sie und hielt meine Hand fest.

Im Musikzimmer präludierte Frau von Schmettau leise am Klavier — und kurz darauf setzte sie ein:

„Ueber Wipfel und Saaten
In den Glanz hinein —
Wer mag sie erraten,
Wer holte sie ein?
Gedanken sich wiegen,
Die Nacht ist verschwiegen.

Gedanken sind frei!
Errät es nur eine,
Wer an sie gedacht —
Beim Rauschen der Haine,
Wenn niemand mehr wacht
Als die Wolken, die fliegen,
Meine Lieb' ist verschwiegen
Und schön wie die Nacht!"

Frau Gebrad hatte vor sich hingesehen — durch das Glas des Fensters — über den leeren Platz — in die Ferne.

„Das habe ich früher auch einmal gesungen."

„Sie singen nicht mehr?"

„Nein!" sagte sie schroff. — Und als ob sie sich entschuldigen wollte, fügte sie widerstrebend hinzu: „Ich sang damals, als ich jung war."

„Aber Sie sind jung, gnädige Frau, nicht älter als ich — — am Ende —"

„Wer krank ist, ist alt," antwortete sie und ließ meine Hand los. Drüben erhob sich Frau von Schmettau vom Klavier. Alle andern waren in das Musikzimmer hinübergegangen — nur Gebrad blieb bei Baronin Oeste sitzen. Ihr Geplauder drang zu uns herüber.

„‚Frauenliebe' von Schumann," rief Frau von Schmettau. Frau Gebrad machte eine Bewegung aufzustehen.

„Nur das nicht," sagte sie und richtete sich auf. „Es ist nicht mehr wahr. Es mag einmal schön gewesen sein, aber heute ist es zu spät dazu. Und wenn sie das nicht singt, wird sie andre Liebeslieder vortragen! Sie singen ja alle am liebsten von Liebestreue und von Verrat."

Damit erhob sie sich und schritt die Stufen hinab in den Saal. Durch ihr Erscheinen wurde Gebrad aus einem lebhaften, halblaut geführten Gespräch gerissen.

Ich sah, wie er die Uhr zog — sich bedauernd erhob — die kleine rothaarige Baronin lächelte zu der kleinen Szene — es schien eine solche zu sein —, wenn sich die beiden Menschen auch wohl zu beherrschen verstanden.

Frau Gebrads Augen flammten — ihre Haltung war schroff und ihre Miene verächtlich. Der gewaltsame Aufbruch störte die Gäste, die behaglich in den Sesseln des Musikzimmers saßen — er unterbrach das beinahe begonnene Lied, dessen Vorspiel Frau von Schmettau schon begann . . .

„Schade," sagte die kleine Baronin mit einem Achselzucken und reichte Gebrad die Hand zum Kuß. — Ich verstand das Folgende nicht — aber wohl Gebrads Worte: „Il y a de la femme dans tout ce qu'on aime." Er hatte es laut gesprochen, als nähme er an, daß niemand im Zimmer sei als die anmutige rothaarige Baronin. Er schritt mit großen leichten Schritten an mir vorüber. In seinem Gruß lag markierte Hochachtung und Spott . . .

*

Luz war nicht aufgestanden. Sie lag so, wie wir sie verlassen hatten, und hatte neben sich

Digitized by Google

Limonade und eisgekühltes Wasser stehen. Nachdem ich Frau von Bruck geholfen hatte, sich für das Theater umzukleiden, setzte ich mich zu Luz an das Bett und nahm ihre heiße kleine Hand. Sie hatte geweint.

Ich kam zu ihr mit schwerem — schwerem Herzen.

„Anne."

„Luz?"

„Ich bin nicht mehr froh," sagte sie, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Was fehlt dir denn, kleine Luz?"

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht krank und auch nicht unglücklich — mir fehlt nichts. Aber froh kann ich nicht mehr sein."

„Hast du kein reines Gewissen mehr, Luz?"

„Hast du ein reines, Anne?"

Ich stutzte. „Doch," sagte ich dann, „das habe ich."

Luz schwieg. Mein Herz begann auf einmal pochend zu fragen: „Hast du ein reines Gewissen?"

„Dann müßtest du viel vergnügter sein, als du bist," sagte Luz nach einiger Zeit. „Aber du bist so ernst und still. Deshalb denke ich oft —"

„Nun?"

„Du hättest auch kein ganz reines Gewissen mehr."

Das traf. Ich saß einen Augenblick unfähig zu sprechen — bewacht von ihren halbgeschlossenen Augen.

„Kein Mensch ist ohne Fehler," sagte ich endlich. „Ich habe Fehler, und sie tun mir leid. Ich versuche sie abzulegen; ich habe auch schon unrecht getan, aber heute — nein — heute kann ich sagen: Ich bin frei! Was ich tue, kann niemand unrecht nennen."

„Was du tust — ja! Und wenn das, was ich tue, dasselbe ist — weshalb ist das denn eine Schuld?"

„Ich verstehe dich nicht, Luz."

Sie legte ihre Hand auf meinen Arm. „Du hast auch vielleicht einen lieb und kannst ihn nicht sehen und nicht sprechen — und alles in dir ruft dich zu ihm hin — und man weiß zuletzt nichts mehr, als daß man zu ihm hin muß —" Sie warf sich plötzlich wieder in die Kissen und bedeckte die Augen mit der Hand.

„Ich habe gebetet, daß ich nicht mehr an ihn denken muß. Aber ich kann nicht — ich kann es nicht!"

„Luz — weiß ich, von wem du sprichst?"

Sie antwortete nicht.

Da umschlangen mich plötzlich ihre Arme, und atemlos schluchzte sie an meinem Halse.

Nun wußten wir beide . . .

Eine heiße Angst erfaßte mich. Angst um Luz — um ihre Jugend, ihre Schwäche und ihre Liebe . . .

„Er kann sich freimachen! Er kann sich trennen — er hat ja keine Frau! — So jung ist er gewesen, dreiundzwanzig Jahre, und sie war siebzehn — da hat sie ihm gefallen — weil sie reizend war, und er hat sie geheiratet. Dann ist sie nach der Hochzeitsreise krank geworden — und von da ab hat er bloß eine kranke Frau. O, das ist so unangenehm für einen Mann! Und nie ist sie vergnügt; wenn er heimkommt, wenn er fröhlich sein will, weint sie in ihrem Zimmer, und dann spielt und trinkt er bloß weiter, weil er zu Hause nicht sein kann. Da ist alles öde und verlassen. Die Wohnung ist kalt — und er friert darin. Sie ist so still — sie spricht nichts —, sie sitzt ihm bloß gegenüber und sieht ihn schweigend an. Und wenn sie in das Hospital gebracht wird, sagt sie, sie käme am liebsten nicht mehr zurück!" — Sie weinte an meinem Halse.

„Ach, Anne — kannst du verstehen, wenn er da unglücklich ist?" Ich suchte ruhig zu bleiben. „Ja — Luz," sagte ich. „Aber er hat kein Recht, andre in sein Unglück hineinzuziehen. Es gibt Menschen, die den Lawinen gleichen, die jeden Tag bereit sind, abzustürzen. Wenn sie aber stürzen, reißen sie die andern mit sich hinab!"

Sie schwieg, und ihre Arme lösten sich von meinem Halse.

„Du hast Mitleid mit der kranken Frau," sagte sie, „deshalb willst du uns nicht verstehen."

„Uns? Höre, Luz," ich packte sie bei den Schultern, „weiß er bereits — von dir?"

„Ja!"

„Seit wann?"

„Seit einem halben Jahr."

„Ihr habt euch ja nie allein gesehen!"

„Ach Gott, Anne! Wir haben's heimlich getan!"

„Wo denn? Hier in der Stadt?"

„Nein. Aber draußen in Villa Nova oder in Plania. Abends an der Oder. Wenn ich zur Klavierstunde ging — ich habe sie ja deshalb auf sechs Uhr verlegen lassen —, dann ist's dunkel. Oft hat er mir auch geschrieben — auf dem Eis haben wir uns die Briefe zugesteckt, durch den Muff. Ich gab ihm dann meinen Muff zu halten, und dann tat er den Brief 'rein — Ich kann ihm nicht ins Haus schreiben und er mir nicht hierher. Das ist ja eben das Unglück. Aber wenn die hellen Tage kommen und wir uns nicht mehr auf dem Eis treffen können, weiß ich nicht, was dann wird."

Sie legte sich zurück und sah zur Decke auf. „Was sagst du nun?"

„Daß ich mit deiner Mutter sprechen muß! Ja, Luz. Wenn es schon so weit mit euch gekommen ist, muß ein Ende gemacht werden."

„Das wäre Verrat von dir!" rief sie außer sich. „Du sagst es nicht im Ernst! Du kannst es nicht tun! Dann — weißt du, wird es so kommen, wie ich es schon in letzter Zeit oft ge-

Digitized by Google

dacht habe — werde ich am selben Tage fortgehen — und ihr werdet mich dann finden — in der Oder — oder erschossen in der Obornа! Ich habe eine kleine Taschenpistole, die schießt gut — und ich habe keine Furcht. Ich bin so unglücklich und unser Elend ist so groß, daß ich lieber nichts mehr vom Leben wissen will. Ich will sterben! Wir wollen zusammen in den Tod gehen."

„Gut, daß wir es wissen, wir werden dafür sorgen, Luz, daß du nicht unbewacht bleibst!"

„Ach Gott! Wie schlecht du mich kennst! Es ist zum Lachen! Meinst du, daß man einen Menschen hindern kann, sich zu töten? Es gibt so viele Arten. Ist es die eine nicht — so ist's die andre. Ich kann auch Gift kriegen, ich kenn' einen Apotheker. Denkst du, ich hätte nicht schon darüber nachgedacht? Jeden Tag denke ich dran. Jede Nacht." —

„Luz, Wenn du mir versprichst, mit ihm zu brechen — dann schweige ich darüber."

„Das kann ich nicht! Würdest du von einem lassen, den du liebhast?"

„Du wirst es dir überlegen. Morgen sprechen wir noch einmal darüber. Und jetzt schlafe, ich will dich erst ruhig werden lassen!"

Als ich mich über sie beugte, hielt sie mich noch einmal fest. „Würdest du es tun?" sagte sie an meinem Ohr.

„Wenn ich wüßte, daß ich dann einer Unglücklichen helfen könnte — und wüßte ganz genau, daß es Sünde wäre — dann ja!"

„Ich will niemand helfen," sagte Luz. „Wer hilft mir denn?"

*

Am andern Tag wich sie mir aus. Und noch einen Tag lang. Aber am Abend des dritten Tages suchte ich sie in ihrem Zimmer auf, und ich blieb an ihrem Bett sitzen. Eindringlich mahnte ich sie und stellte sie vor die Frage: „Entweder — oder." — Sie gab nach. Weinend lag sie mit ihrem Kopf in meinem Schoß.

„Ja, Anne — ich will es tun! Ich will gut bleiben. Ich will es ihm sagen! Sagen muß ich es ihm, denn sonst läßt er nicht nach mit Bitten, mich sehen zu dürfen. Ach, und er kann bitten! Anne, so schrecklich traurig und so süß — so verzweifelt! Aber ich will ihm sagen, daß wir gut bleiben wollen. Und daß mir seine Frau leid tut. Sie tut mir auch leid. Jetzt, wo du mir so viel Trauriges von ihr erzählt hast. Ja — und er soll sich um sie bekümmern und wieder nett zu ihr sein. Er war oft jähzornig mit ihr. Ach, es ist so prachtvoll und so männlich, wenn einer jähzornig ist. Ach, Anne, ich meine ja bloß, daß ich gerade das an ihm jetzt gar nicht mehr gern habe. Nein — er soll gehen und seine Frau pflegen; ich will nichts mehr von ihm wissen." So redete sie und weinte sich in den Schlaf.

Ist das nun ein Sieg gewesen?

*

Ich kann nicht über Luz klagen. Sie ist ruhiger und gleichmäßiger seit dem Tage. Vielleicht weil sie fühlt, daß ich sie unaufhörlich beobachte ... Ich kann aber nun nicht ruhig werden, und die Wege zu Fräulein Pfannschmidt nach Altendorf, der Vorstadt, beschweren mein Gewissen mehr und mehr. Nehme ich jemand etwas damit? Nein! Ich betrüge niemand — oder betrüge ich doch, wenn ich sage, daß Fräulein Pfannschmidt mich hat warten lassen oder daß sie nicht zu Hause war und ich wiederkommen muß? Lügen muß ich — also betrüge ich auch. Ist Lug und Trug nicht dasselbe?

Guido beruhigt mich. „Wenn ich morgen die Erbschaft antrete, bist du mein vor aller Welt. Wir stehlen keinem etwas. Wir könnten jeden Tag verlobt sein, wenn ich genau wüßte, ob Tante dadurch nicht ihre Meinung änderte. Man muß mit alten Damen, die nicht mehr wissen, was Liebe ist, vorsichtig sein."

Es wäre doch am Ende besser gewesen, wir wären ehrlich gewesen. Es ist so schwer geworden, die Rollen durchzuführen. Dieses Bangen, ob man freikommen wird, ob niemand mitgehen will —, ob die Beamten am Schalter nicht aufmerksam werden, wenn jede Woche zur selben Zeit dieselbe Dame die Briefe „Stellengesuch 100" abholt ...

Die Wege im Dunkeln — das Warten — Zittern, ob er da sein wird, ob er mich finden wird. Und wenn es regnet — wie trostlos das Wandern auf und nieder in dunkler Straße, den Schirm vom Wind gepeitscht. Der Regen trieft, die Menschen eilen ihren Wohnungen zu — nur wir haben kein Dach — wir gehen langsam auf und nieder in dunkeln, einsamen, öden, windurchfegten Straßen, wo uns niemand begegnet, uns keiner kennt. Aber wenn wir uns dann gefunden haben! Und niemand in dieser Stadt ahnt, daß wir uns kennen! Wer Fräulein Pfannschmidt ist? — Eine Dame, die auf dem Bureau einer Zigarrenfabrik in Ratibor als Schreibmaschinenfräulein angestellt ist und in ihren Abendstunden Manuskripte abschreibt. Ich trage den Roman: „Eines Weibes Forderung" stückweise hin und bringe die Abschriften Frau von Bruck zurück. — Wie oft habe ich Fräulein Pfannschmidt heimlich dafür gedankt, daß sie in der Straße wohnt, die häßlich und weit abgelegen von der Stadt ist. — Wenn man auf dunkeln Wegen geht, ist man allen Zufällen, die einen schützen, dankbar. Man fürchtet neugierige Augen, und man begegnet nicht gerne liebenswürdigen Bekannten. Aber man schätzt kurzsichtige Leute, die gleichgültig an uns vorübergehen — Zerstreute, die uns zu grüßen vergessen, und solche, die mit ihrem eignen Schicksal vollauf beschäftigt sind. Ich habe für Fräulein Pfannschmidt eine Art Sympathie. Sie ist so alt wie ich, aber selbständig, geschäftsmäßig, und Neu-

Digitized by Google

gierde ist ihr fremd. Während ich heute bei ihr warten mußte und sie die Blätter heftete, fragte ich sie, wie ihr der Roman gefiele. „Das kann ich nicht sagen," antwortete sie, ohne aufzusehen, „denn ich schreibe bloß ab, aber ich lese die Romane nicht." Ich sah kurz darauf auf ihrem Bücherbrett: Hebbel, Goethe, Fontane, J. P. Jacobsen, und es kam mir ein Erröten bei dem Gedanken an die „Forderung des Weibes".

„Beschäftigen Sie sich auch mit der Frauenfrage?" forschte ich weiter.

„Ach nein, gnädiges Fräulein. Ich habe keine Zeit, Versammlungen zu besuchen und Reden anzuhören über das, was sich jeder selbst sagen kann, oder Forderungen an die Menschheit zu stellen und nach Rechten zu schreien!"

„Die Frauenbewegung hat uns aber doch viele Rechte verschafft; früher hatten wir keinen Beruf und keine Beschäftigung."

„Da hatte man andres," sagte sie. „Aber wer arbeiten wollte, hat's noch zu allen Zeiten gekonnt, und niemand hat ihn daran gehindert. Am Wollen liegt's bloß. Jetzt haben wir Freiheit nach allen Richtungen — aber wie viele machen Gebrauch davon?"

Es kam mir vor — ich kann mir nicht helfen —, als ob die Worte nicht ohne Absicht gesprochen waren.

„Jetzt haben wir Aerztinnen. Jawohl. Von tausend Frauen machen vielleicht drei das Examen, zwei kommen durch, und wenn sie angestellt werden, erweist sich die eine als unzuverlässig und die andre als körperlich zu überanstrengt. Oder sie besteht. Möchten Sie zu einer Aerztin gehen, wenn Ihnen was Ernstes fehlt? — Ich nicht!"

„Ich aber wohl. Lieber als zu einem groben Arzt. Die Frau steht der Frau näher als der Mann."

„Davon hab' ich noch nichts gemerkt," sagte Fräulein Pfannschmidt und zog den Faden durch die Blätter. „Und um sich vom Gegenteil zu überzeugen, braucht man bloß auf einen Ball oder in eine Theatergarderobe zu gehen."

„Und weshalb schätzen Sie die Frau so wenig als Aerztin?"

„Weil sie unzuverlässiger ist, wie sie es tausendmal bewiesen hat. Wenn ich krank bin, will ich mit Sorgfalt behandelt werden, und wer mich operiert, muß eine sichere Hand haben. Aber ein Frauenzimmer, das am Ende Liebesgedanken im Kopf hat — oder dem es schlecht wird beim Anblick von Blut — oder das seine unbewiesene Geschicklichkeit an mir ausprobiert?! Ich danke dafür. — Ich finde, wir sollen erst einmal unsre Berufe lernen. Aber nicht alles stehen und liegen lassen, um in Versammlungen Reden zu halten. Wenn nur jeder den Beruf ausfüllen wollte, für den er geschaffen ist, dann gäbe es keine Dienstbotennot mehr und weniger unglückliche Ehen und keine Frauen, die vor Langeweile vergessen, weshalb sie auf der Welt sind. So, das Heft ist fertig. Ich werde das dritte bis Ende der Woche abliefern können, ist es Ihnen recht, so komme ich vorüber und gebe es im Hause ab."

Ich stand auf. „Lassen Sie es. Ich muß doch Ende der Woche noch einmal her, ich habe nämlich — nebenan wohnt unsre Büglerin — bemühen Sie sich nicht."

„Ach ja — es ist mir schon lieber, Sie holen es. Ich hab' so wenig Zeit."

*

Seit ich hier bin, ist es zum zweitenmal Frühling geworden, und auf Bruckwitz werden Vorbereitungen getroffen, die Sommerwohnung herzustellen.

In dem vernachlässigten Garten wird ein Tennisplatz eingerichtet, der Wintergarten wird ausgebessert, neue Gardinen hängen an den Fenstern, in den Zimmern werden Möbel gebürstet, Betten gesonnt, Spiegel und Bilder geputzt, und am ersten warmen Tag siedeln wir ganz nach Bruckwitz über. Vorläufig ist auch hier im Stadthause viel zu tun, ich habe für vier Gäste mehr zu sorgen. Seit einer Woche ist Frau von Brucks Schwester, eine Baronin Wende aus Wien, mit drei Töchtern angekommen, und statt daß wir nun das Haus gut und geordnet verschließen konnten, geht es drunter und drüber. Die Damen schlafen bis zum hellen Mittag, und wenn es in der Küche am meisten zu tun gibt und es jeden Augenblick an der Haustüre vorne schellt, Besuch kommt und ich überall sein muß, läutet es in allen Zimmern Sturm. Frau von Bruck hat jeden Tag andre Wünsche.

„Ach bitte, Anne — wir möchten heute noch vor Tisch einige Besuche machen. Lassen Sie den Wagen holen. Es ist schon halb ein Uhr? Nun ja, dann essen wir eben nur rasch ein kleines kaltes Frühstück. Lassen Sie etwas Gänseleber auf Eis stellen und Toast machen und ein pikantes Eiergericht. Sie machen das ja so hübsch. Und sorgen Sie auch, daß ich meine Schokolade bekomme. Meine Schwester möchte heute lieber Kaffee! Und Luz und die Cousinen bekommen Tee. Aber flink — flink."

Während ich Luise nach Gänseleber und dem Wagen schicke, klingelt Frau von Wende. Sie liegt noch zu Bett.

„Liebstes Fräulein von Osten! Ich habe mein Besuchskleid noch nicht ausgepackt. Es liegt oben im Koffer, hier sind die Schlüssel, wenn Sie so gut sein wollen. Es müssen auch meine Lackschuhe fertig gemacht werden, ich vergaß, sie gestern Luise zu geben. Ach, wie ist man geplagt, wenn man ohne Jungfer reist. Sehen Sie — nun finde ich nichts, keine Handschuhe mehr, keinen Strumpf, und das Frisieren kann Luise so schlecht — sie tut mir weh bei jedem Bürstenstrich. — Bitte, helfen Sie mir nachher, aber lassen Sie mir zuerst

Digitized by Google

warmes Wasser kommen und dann gleich den Kaffee."

Luz klingelt. Die Cousinen wollen eine Dusche nehmen. Aber das Wasser läuft nicht im Badezimmer. Luz hat den Hahn verdreht.

„Aber müßt ihr denn ausgerechnet heute duschen?"

„Wir baden jeden Tag! Unsre Miß sagt, es sei nicht anständig, ohne Bad Kleider anzulegen!" sagt die Aelteste und sieht mich verweisend von oben bis unten an.

Die Köchin fragt mit klagender Stimme, was man in diesem Hause unter einem „Frühstück" verstände. Es sollte ein warmes Gericht geben und Bouillon? Sie habe aber schon das Roastbeef im Topf und das Gemüse fertig für den Mittagstisch. Was sie denn mit dem machen solle? Kaffee sei keiner mehr im Haus, nur der Leutekaffee, und den tränken die Damen ja nicht. Sie habe auch Schokolade gerichtet. Die sei fertig. Sie wisse nicht, wie sie das alles fertig bringen solle, und sie würde noch ganz verrückt. Wann sie denn das Essen richten solle?

„Um sechs Uhr!"

„Jesus, Maria und Joseph! Da kann man ja von morgens bis in die Nacht hinein nischt wie kochen. Und kein Fertigwerden und kein Ende nich. Ach freilich, es geht halt nichts übern geordneten Haushalt. Das war bei Malzhahns doch anders."

Ich suche sie zu beruhigen und gehe in die Küche, wo wir rasch alles zusammensuchen, um ein Frühstück herzustellen, und als ich gerade das Eiergericht anrichten will, klingelt es in Frau von Brucks Zimmer heftig und anhaltend.

„Aber die Post! Die Post!" ruft sie mir vom Frisiertisch entgegen, „Sie bringen mir ja keine Post. Sehen Sie doch rasch einmal nach! Es muß heute die Antwort von der Redaktion kommen. Ich bin so nervös, Sie wissen doch, daß ich darauf warte. Ist Luise zurück? Ach Gott, wo die nur so lange bleibt. Und kein Kaffee im Hause? Nein, ich muß mich ja vor meiner Schwester schämen!"

Wenn die Post wieder einmal nichts bringt, steigert sich ihre Unruhe. Frau von Bruck wird dann nervös und bekommt Weinkrämpfe. Es handelt sich um eine Novelle, die zehn Zeitschriften mit höflichen gedruckten Worten abgelehnt haben. Die elfte Zeitschrift ist aber nicht so höflich, sie hat es anscheinend auch nicht so eilig mit der Rücksendung unbrauchbarer Novellen. Wir warten seit acht Tagen auf die Antwort der Redaktion.

„Ach diese Schreiberei!" seufzt Herr von Bruck, wenn es wieder einen Tränentag gibt nach solchem Fiasko. —

„Du verstehst mich nicht, Alfred," sagt sie. „Du hättest eine Frau heiraten sollen, die dir Knöpfe annähte und in der Haube am Herd das Mittagessen kochte."

Herr von Bruck schweigt. Ich glaube, oft denkt er, es sei in der Tat besser gewesen.

*

Nun bleiben Wendes noch länger, als sie vorhatten. Sie werden morgen mit nach dem Gut übersiedeln. Die Jungfer ist aus Wien angekommen und wird mich entlasten. Wir ziehen in das halbfertige, flüchtig nach außen hin zurechtgestutzte, noch recht kühle Bruckwitz und verlassen dieses Stadthaus, in dem der Staub des Winters lastet. Aber das ist ja alles Nebensache.

„Sie gehen mal von Zeit zu Zeit herunter lüften und nachsehen, ob Luise die Zimmer gut putzt," sagt Frau von Bruck zu mir. Sie sorgt sich nicht weiter. Man plant Tennisturniere, Ausflüge, Picknicks im Walde und Kahnpartien. Luz sehe ich bloß noch flüchtig während der Mahlzeiten. Ich habe so viel zu denken und zu ordnen und werde aus jeder angefangenen Arbeit aufgeschreckt.

„Ach laß das Flicken, Anne, komm doch heut mit uns. Wir spielen zum erstenmal Tennis draußen. Die Ulanen kommen alle! Natürlich Gebrad ist nicht darunter. Ich sehe ihn nicht mehr. Ich habe Abschied von ihm genommen. Es ist aus. Wenn Tante fortgeht, nimmt sie mich mit nach Wien. Dann vergißt sich mein Schmerz besser!"

Oder ich bin dabei, die Zimmer von Frau von Bruck zu ordnen, denn sie läßt Briefe, Schmuck und Geld stets offen herumliegen, und Frau von Bruck erscheint:

„Liebe Anne — ich habe eine Bitte. Heut kommen Schmettaus zum Kaffee heraus, es ist so warm, wir könnten auf der Veranda decken. Fahren Sie doch mit mir heraus. Wir wollen die Veranda rasch zurechtmachen und draußen den Kaffee trinken. Luz hat sich noch die kleinen Fürstenbergs eingeladen. — Bestellen Sie dann, ehe wir fahren, eine Nußtorte beim Konditor, und wir backen frische Waffeln draußen. Das können Sie ja so wundervoll. Ist das ein herrlicher Apriltag! Ich glaube, wir siedeln jetzt überhaupt ganz über und warten den Mai gar nicht erst ab."

So geht es jetzt Tag für Tag.

*

Seit Ende April sind wir ganz nach draußen gezogen. Wundervolle Maitage, des Morgens vor uns der taufige Garten, der Blick über die Felder und kräftige Waldluft in unsern Zimmern. Aber zu Atem bin ich nicht gekommen. Die Jungfer hat sich mit Luise nicht vertragen, wir haben Luise daher entlassen müssen, und das neue Mädchen ist vergeßlich und jung. Ich glaube, sie hat eine Liebschaft mit dem Kutscher angefangen, einen Kutscher haben wir jetzt auch. Frau von Bruck hat ihren Mann so lange bearbeitet, bis er nachgab. Er gab es denn zu, unter der

Digitized by Google

Kinderbegräbnis

Nach einem Gemälde von Adolf Lüben

Digitized by Google

Digitized by Google

Bedingung, daß der junge Kutscher gleichzeitig Gärtner, Diener und Pferdepfleger sein soll. — Nun kann dieser natürlich nichts ganz bei diesen drei verschiedenen Tätigkeiten, aber er sieht bildhübsch aus in der schmucken grünen Livree.

„Anne lernt ihn an. Anne wird ihm das Servieren schon beibringen. Anne versteht ja etwas von Gartenpflege," sagt Frau von Bruck vertrauensvoll und bürdet mir eine Verantwortung auf, auf die ich stolz sein könnte, wenn ich sie zu erfüllen vermöchte.

Der Juni hatte mit Regen eingesetzt. Mit eintönigem Bindfadenregen, mit einem allgemeinen Landregen, der nicht aufhören wollte. Nun saßen wir auf Bruckwitz, sahen das Gras schwimmen, die eben erblühten knospenden Bäume von Regen triefen und die Blumen verfaulen. Der Tennisplatz stand tief unter Wasser, und die Wege, die schlecht gemacht, aber hübsch gekiest waren, sind krumm geworden — der Kies ist fortgeschwemmt, die Wege holperig, und man versank bis über die Knöchel darin. Die Damen behalfen sich mit Tischtennis und feinen Handarbeiten. Sie lagen in ihren Sesseln und lasen. Im Wintergarten, dessen Dach auch bloß flüchtig geflickt war, tropfte es durch die Glasscheiben, der Regen wusch die weiße Farbe des Zaunes herunter, er sickerte langsam durch die Lücken des Daches, und überall am Boden standen kleine Lachen, rannen feine Regenstrahle herab — das wurmstichige Holz faulte und weichte. Es gab nach und löste sich. So machte der lange, heftige Regen alle Kunst des Anstreichers, der die Schäden von außen heilen sollte, zunichte, und das Haus sah wieder gerade so verwahrlost aus wie im Winter.

Die Baronin ist abgereist mit ihren Töchtern und hat Luz mitgenommen. Frau von Bruck schreibt an dem Ende des Romans. Es regnet.

Nun kommen meine stillen Tage. Ich fahre jeden dritten Tag morgens früh zur Stadt, um nach dem Haus zu sehen, das neu hergerichtet wird. Die Handwerker hausen darin. Die Zimmer werden neu tapeziert und die Decken gestrichen. Die Stadt ist menschenleer ... öde ... die Straßen still. Ich habe Guido Tag für Tag. —

Die Regentage sind meine glücklichsten gewesen. — — —

*

Ich habe nun einen kurzen kargen Brief von Frau Meinhard erhalten. Maus ginge es gut und Paul besuche die Schule in Metz. Von dem Zeugnis kein Wort. Es ist so unbegreiflich, daß sie sich nicht dazu verstehen kann, mir ein paar anerkennende Worte über meine Leistungen zu schreiben, das Zeugnis enthält bloß die knappe Mitteilung, daß ich fünf Jahre lang auf derselben Stelle gewesen bin. Kein Wort sonst! Auch keinen Gruß von dem Kind! Maus wußte sicher nichts von ihrem Brief. Ob sie Heimweh haben nach ihrem Haus und nach Paul — vielleicht auch — nach Tante Anne? — —

Die Ruhetage haben nicht lange angehalten. Seit der Regen aufgehört hat, hat sich draußen das Haus wieder mit Besuch gefüllt, und ich habe doppelt zu arbeiten. Luz ist noch in Wien. Dafür werde ich aber von zwei alten Tanten, zwei Stiftsdamen, die am ersten Sonntag im August angekommen sind, um so eifriger in Anspruch genommen. „Anne liest so hübsch vor. Anne wird euch gern auf einem Spaziergängen begleiten, Anne sorgt dafür, daß ihr euch hier nicht langweilt."

Ach ja, denn Frau von Bruck ist zerstreut und unruhig. Der große Roman ist an einen Verlag nach Stuttgart abgegangen, und man hat ihr geschrieben, daß die Antwort in vier Wochen da sein würde. Sie hat jedenfalls niemals weniger Lust gehabt, sich mit ihren Tanten zu beschäftigen, und spielt lieber mit den jungen Herren Tennis auf dem etwas schiefen Platz hinter dem Hause. Die Tanten sind umständliche, liebenswürdige, vertrocknete alte Damen, beide beinahe siebzig Jahre alt. Ach, dieses stundenlange vorsichtige Promenieren im Walde, die langen Stunden des Abends, die ich vorlesend bei ihnen sitze! Draußen blüht der Flieder — die Nachtigallen singen des Nachts und der laue Wind in den Sommernächten trägt seinen schweren, schwülen Duft herein zu mir in mein Zimmer.

Sommernächte — Rosen blühen und Brunnen rieseln ... Vor meinem Fenster plätschert der Springbrunnen. Verzauberte Nächte voll Ungeduld und Sehnsucht — daß man weinen möchte.

Als ich heute auf der Post nach Briefen fragte, war keiner für mich da. Ich bin noch nie vergebens an dem Schalter gewesen, und so peinlich es mir war — ich ging am selben Abend noch einmal hin — und — wieder nichts.

Als ich nach Hause kam, lag eine Depesche für mich auf dem Tisch oben.

Ich öffnete sie. Sie kam aus Dresden — von Guido! Erst vermochte ich gar nichts zu lesen! Dann sah ich:

„Eben nach Wiesbaden beordert. Schlaganfall. Befinden dort schlecht. Näheres so bald als möglich."

Ich habe lange mit dieser Depesche in der Hand gestanden. Dann sank ich vor meinem Bett in die Knie. — Halb ohnmächtig. Glück? Es ist doch Sünde, auf eines Menschen Tod zu warten —

Am andern Tag sagte Herr von Bruck:

„Haben Sie die Depesche gestern abend gefunden?"

„Ja."

Er fragte nicht weiter, denn er war gerade dabei, den neuen Schimmel auf dem Hof von dem

Digitized by Google

Tierarzt untersuchen zu lassen. Frau von Bruck sagte ich, es sei eine Depesche von Marie gewesen, die mit ihrer Familie in Dresden zu Besuch sei.

„Doch nichts Wichtiges?"

„Nein. Eine Familienangelegenheit."

„So?" Und sie beobachtete mich, da ich — glaube ich — nicht recht fest mit der Stimme gewesen war. Ich kann kaum denken. Mein Atem stockt mir bei jedem Klingeln — sooft der Briefträger durch den Garten geht — wankt der Boden unter mir ... Wenn es wäre! Wenn das Glück käme? Heute — morgen — —

„Doch nichts Unangenehmes?" forschten die Stiftsdamen, als wir uns zum Spaziergang an der Treppe fanden. Sie hatten offenbar die Ankunft der Depesche besprochen. Ich könnte Guido böse sein, daß er so unvorsichtig gewesen ist, alle Rücksicht außer acht zu lassen. Aber er handelt nie unüberlegt, und seine Hoffnungsfreudigkeit beweist diese Depesche. Mit fiebernder Ungeduld erwarte ich jede Post. Jede Minute kann ja die zweite Depesche eintreffen! Wenn sie käme — ich male mir aus, was dann würde — während ich in der Mittagsstunde auf dem Fensterbrett sitze und die Landstraße hinabblicke. Von der Post habe ich mir einen Brief geholt, der mir von den Tagen in Wiesbaden erzählt.

„Tante hat sich von dem Schlaganfall noch nicht erholt. Die rechte Seite wird wohl gelähmt bleiben, sie hat in diesen Tagen die Sprache ganz verloren. Eine Prognose ist noch ganz unsicher. Die absolute Ruhe und eine gute Pflegerin machen meine Anwesenheit wohl nicht mehr lange nötig. Ich hoffe, Dir Ende September Näheres mitteilen zu können."

Mitte September kam Luz wieder aus Wien zurück. Als sie aus dem Zug auf mich zukam, kam es mir vor, als sei sie gewachsen und schöner geworden.

„Wie es in Wien war? Ach Gott — Anne — das kann man nicht so mit einem Wort sagen, es war fast zu viel. Ich freue mich auf die schönen Herbsttage auf Bruckwitz und auf den Winter — denn nun endlich darf ich ausgehen, Mama hat mir geschrieben, im Oktober geben wir ein großes Fest im Hause. Da muß ich Toiletten haben, und wir werden viel zu tun bekommen. Ich habe in Wien gelernt, wie man es anfängt, sich schön zu kleiden und aus jedem Fehler einen kleinen pikanten Vorzug zu machen ... Ach, Anne — das Leben ist so wunderschön!" — Sie hing sich in meinen Arm wie früher — und war wie früher. Und doch hatte sich etwas an ihr verändert. Ein Kindergesicht war es nicht mehr. Sie plaudert so viel von den Wiener Herren und vom Wiener Leben, daß ich annehmen muß: sie hat vergessen, was sie mir einst gesagt hat, und so mag ich an das Versprechen nicht mehr rühren.

Die Herbsttage auf Bruckwitz sind klar und sonnig. Die Ebene, wie melancholisch wirken die endlosen weißen Wege, die mit gelben Blättern bedeckt sind. Ein armes Land. Der Bauernhafer steht niedrig. Herb wie die Luft sind die Farben hier. Der Höhenrücken, der sich wie eine kleine Welle aus der flachen Ebene erhebt, färbt sich rasch herbstlich. Und doch liebe ich den Ausblick auf die Rübenäcker, auf die Stadt und die halb polnischen Dörfer. Aber es scheint, daß die Herbsttage ein Ende nehmen.

Seit Luz zu Hause ist, wird von dem großen Fest gesprochen und von der Beschaffung ihrer Toiletten. Wir sind deswegen schon in Breslau gewesen und haben eingekauft. Seide, Spitzen, Samte, Schuhe — fast einen kleinen Trousseau. Herr von Bruck seufzt und schüttelt den Kopf. Anderseits ist er zu stolz auf Luz, um ihr nicht alle die Herrlichkeiten zu gönnen, und die Mutter ist verschwenderisch in ihrer Vergötterung.

Von der Novelle wird nicht mehr gesprochen, sie ist zum vierzehntenmal, diesmal von einer kleinen Redaktion, zurückgesandt worden, und die „Forderung des Weibes" befindet sich gerade auf dem Weg zum fünften Verlage. Frau von Bruck schreibt jetzt an einem neuen Werk: „Sklavin der Liebe".

„Die Menschen wollen es nicht besser," sagt sie zu mir. „In der ‚Forderung des Weibes' habe ich ihnen die Krebsschäden der heutigen Erziehung und die schmachvoll untergeordnete Stellung der Frau gezeigt. Ich habe ihnen alles in die Hand gegeben, die Schäden zu bessern. Aber die Männer wollen blind sein. Sklavinnen der Liebe sollen wir sein! Weiter nichts!"

Ich weiß gar nicht, wann Frau von Bruck diese erschreckend tiefen Blicke in das Leben getan hat. — Herr von Bruck hat mir einen sultanmäßigen Eindruck eigentlich nie gemacht.

Ich trage die beschriebenen Blätter des Abends zu Fräulein Pfannschmidt, und — so ist es doch für mich gut, wenn solche Damen auf das Schreiben verfallen. Ich wüßte auch nicht, was Frau von Bruck sonst anfinge, sie kann nichts als andre ausgezeichnet beschäftigen.

*

Von Guido endlich die Nachricht, daß er wieder zurück ist und mich sprechen will. Ich hatte mir unser Wiedersehen in kühnen Träumen anders ausgemalt. Nein — wir hätten nicht hoffen dürfen. Ich schäme mich dessen jetzt. Guidos Tante hat sich gut erholt, sie hat ihren Schlaganfall überwunden und ist bis auf weiteres mit der Pflegerin nach der Riviera gereist. Guido ist plötzlich sehr still geworden.

Nichts mehr von Zukunftsplänen — nichts von Träumen. Die Luftschlösser sind zerfallen und der Herbst senkt sich melancholisch über das öde flache Land mit seinen Nebeln und dem beginnenden eintönigen Regen.

Digitized by Google

Nun sind wir in das neu hergerichtete Haus gezogen. Ich sitze Tag für Tag bei den drei Schneiderinnen, die sich in der Garderobe niedergelassen haben, wir probieren, wir nähen, heften, Luz schlüpft in die seidenen Kleider, dreht sich vor dem großen Spiegel, lächelt sich zu — kritisiert mit der kühlen Sicherheit einer Weltdame Sitz und Fall der Schleppe — sie hat ihren eignen Geschmack und bringt täglich neue Ideen. Es gibt auch sonst viel vorzubereiten, das große Fest soll schon in drei Tagen sein.

Frau von Bruck hat darauf bestanden, ich müsse eine Balltoilette haben und ein Dinerkleid. Der Stoff zum Ballkleid ist mein Weihnachtsgeschenk, und da ich einen Abendmantel nötig habe, verspricht sie, mir zu Weihnachten einen schönen zu schenken.

Sie ist freigebig, strahlend, stets guter Laune — denn — der „Anzeiger" hat „Sklavin der Liebe" angenommen. Ganz Ratibor ist nun gespannt auf die erste Nummer des Romans, der verschlungen werden wird, denn Frau von Bruck gilt als schönste Frau der Stadt und als eine „interessante Frau".

Armer Herr von Bruck! Er sieht mit seinem müden, alten Gesicht bescheiden aus dem Hintergrunde zu, wie seine Frau das Haus verschönert, wie sie zur Stadt fährt, um einzukaufen — und er schweigt zu allem.

„Davon verstehst du eben nichts, Albert. Prosaischen Naturen ist es nicht gegeben, den Eingebungen von Künstlern zu folgen," sagt seine Frau.

Es mag schwer sein, eine schöne, schwieriger, eine „interessante" Frau zu besitzen —, aber einer Künstlernatur ist Herr von Bruck nicht gewachsen. Er streckt müde die Waffen. Ich glaube, er hat auch Geldsorgen.

Ueber mich ist etwas wie Galgenhumor gekommen und ein Hauch von Leichtsinn. Heut ist heut! Oft *mag* ich nicht — und oft *kann* ich nicht mehr denken. Es ist mir ganz lieb, dieses Leben jetzt. Feste — Bälle, Lichterglanz — Musik. Theater — Schlittenfahrten. Je mehr, desto besser. Ich sehe Guido wieder. Und wenn wir uns auch begrüßen wie Fremde, so kommt doch ein Augenblick, wo er mir ein Wort zuflüstert, wo ein Händedruck, ein Blick, ein paar Minuten in einem leeren Zimmer abseits mich entschädigen. Es ist doch nicht so niederdrückend — nicht so gefahrvoll — wie das Sichfinden im Dunkeln. Das sind die Tage, an denen ich mich im Vollbesitz meines Glückes fühle, wenn ich ihn an solchen Abenden gesehen habe. Wie bescheiden man wird!

*

Vor Weihnachten war ich noch einmal angeblich zu Fräulein Pfannschmidt gegangen. Sie hatte mir gesagt: „Kommen Sie erst nach Neujahr, denn bis dahin bin ich vereist." Aber ich bin doch gegangen, um mein kleines Paket, das auf der Post lagerte, abzuholen. Ich trug es unter dem Mantel versteckt nach Hause. Ein kleines goldenes Armband war darin mit einem Brillanten und ein lieber, lieber Brief. Guido ist nach Breslau zu seinem Vetter für die Feiertage eingeladen.

Mein großes Geschenk von Frau von Bruck hat mich etwas enttäuscht. — Der hellgrünseidene Mantel, mit weißem Pelz besetzt, mit weißem Seidenfutter, ist elegant genug für eine Prinzessin — aber — viel zu hell und zart, zu wenig praktisch für mich! —

Gebrad habe ich nicht mehr gesprochen. Wenn er mich trifft, grüßt er mich wie jemand, den man nicht kennt, und auf der Straße weicht er mir aus.

Seine Frau haben sie am Weihnachtsabend nach Breslau gebracht in einer Tragbahre. Sie soll so laut gejammert haben, daß die Leute auf der Straße stehen geblieben seien.

„Die alte Geschichte," erzählt mir Frau von Bruck, „ein halbes Jahr war sie gesund, jetzt ist sie wieder für ein halbes Jahr krank. Ich würde das nicht aushalten und hätte schon lange ein Ende gemacht. Der arme Mann!"

„Hör mir nur auf mit dem ‚armen Mann'," sagte Herr von Bruck. „Der hat ein Menschenleben auf dem Gewissen."

„Aber Albert —" rief sie, „das Kind ist im Zimmer!!"

Da blickte Luz mit einem seltsamen Ausdruck zu mir herüber. Dann erhob sie sich und ging hinaus.

*

Ein paar Tage später.

Ich war wie immer des Montags zur Post gegangen. Montag ist es dort immer am stillsten. Meinen schwarzen Schal um den Kopf gebunden, stand ich am Schalter für „postlagernde Briefe".

Der Beamte suchte lange. Ich wartete und sah ihm mit Herzklopfen zu, wie er den Briefstoß durchblätterte. „Wie sagten Sie doch?" rief er — es war ein neu angestellter Beamter.

„Stellengesuch 100? Richtig. Da ist einer für Sie!"

In dem Augenblick, als er mir den Brief gab, sagte eine Stimme neben mir — ich hatte bemerkt, daß jemand neben mich getreten war, aber absichtlich nicht darauf geachtet, bestrebt, möglichst unerkannt und rasch diesen Schalter zu verlassen —: „Efeu Nummer acht". Ich wandte den Kopf — und stand Luz gegenüber.

Wir haben keinen Schrei ausgestoßen — aber nie werde ich das Gesicht von Luz vergessen, das mir entsetzt entgegenstarrte. Die Briefe in den Händen standen wir voreinander. Dann nahm ich den schwarzen Schal und löste ihn.

„Was suchst du hier, Luz?" fragte ich.

Digitized by Google

Der Beamte hatte den verlangten Brief: „Eseu Nummer acht" auf das Schalterbrett geworfen, sein Gesicht sah durch das Glas neugierig zu uns herüber. Luz nahm fast mechanisch den Brief — mich immer wieder betrachtend. Sie hatte die Lippen fest aufeinander gepreßt — und schwieg.

„Komm heraus," sagte ich, da sie nicht antwortete. Meine Stimme zitterte, ich suchte nach Worten. Wir traten auf die Straße — beide verwirrt und stumm. Endlich fand sich Luz wieder, als wir eine lange Strecke wortlos nebeneinander hergegangen waren.

„Was tatest du denn dort, Anne?" klang es hohnvoll.

„Ich habe einen Brief abgeholt —"

„Stellengesuch 100? Suchst du eine andre Stelle?"

Schweigend gingen wir nach Hause. Der Schnee trieb uns ins Gesicht. — Ich fand nichts, was ich ihr hätte entgegnen können. Wir traten in das Haus — und gingen still auf unser Zimmer. Es war niemand zu Hause, Frau von Bruck auf einem Tee.

„Luz," sagte ich endlich, „ich habe niemand, am wenigsten dir, Rechenschaft abzulegen über das, was ich tue. Es ist nichts Unrechtes —"

„So? Es scheint mir doch! Was man ‚postlagernd' empfängt, will man verbergen."

„Deshalb — Luz, bist du also dort gewesen?"

„Ja!" sagte sie ruhig. „Deshalb bin ich dort gewesen!"

„Zum erstenmal?"

„Ich habe niemand Rechenschaft abzulegen. Am wenigsten jemand, der auf dunkeln Wegen geht!"

„Luz!" rief ich und sprang auf.

„Nun, erkläre dich doch. Siehst du, du kannst es nicht! Gott, und immer so tugendhaft gewesen! Und andre auf den ‚richtigen Weg' weisen wollen. Ja, es mag wohl leichter sein, Vernunft zu predigen, als selbst —"

„Schweig, Luz! Ich kann nicht mit dir darüber sprechen — sonst würde ich es tun — aber du, sag mir eins: Hast du öfters Briefe von Gebrad auf der Post abgeholt?"

„Woher weißt du, daß sie von ‚Gebrad' sind?"

„Ich weiß es."

„Nun, dann kann ich dir auch etwas sagen, was dich sicher interessieren wird. Sei vorsichtiger in Zukunft, wenn du mit dem Herrn in Altendorf spazieren gehst —"

„Luz —!"

„Man hat euch gesehen und weiß, wer du bist. Bloß den Herrn hat man nicht erkennen können."

„Welchen Herrn?" fragte eine Stimme in der Türe — und Frau von Bruck stand in Hut und Mantel vor uns. Sie hatte die Boa geöffnet und stand, die rechte Hand in die Seite gestützt, und sah zu uns herüber. Ihr schönes Gesicht war noch gerötet vom raschen Treppensteigen. Wir hatten laut gesprochen, ohne zu bedenken, daß die Türe aufgestanden hatte.

„Was soll das heißen, Anne! Was haben Sie mit Luz?"

„Wir haben uns eben zusammen am Schalter für postlagernde Briefe getroffen!" rief Luz rasch.

Ihrem Blick standhaltend, erhob ich mich. Nun war mir alles gleich.

„Gnädige Frau —" sagte ich, „ich möchte mit Ihnen alleine sprechen!"

„Sie haben Luz am Schalter für postlagernde Briefe getroffen? Ja, was taten Sie denn dort?" Sie trat näher und maß mich mit einem Blick, der mir das Blut zu Kopf steigen ließ.

„Da habe ich sie ja auch gefragt," rief wieder Luz dazwischen. „Sie sucht eine neue Stelle. ‚Stellengesuch 100' hat auf dem Brief gestanden."

„Ruhig, Luz! Erst will ich wissen," und hier schloß Frau von Bruck die Türe hinter sich, „was Sie dort taten? Meine Gesellschafterinnen pflegten keine heimlichen Korrespondenzen zu haben."

„Ich bin verlobt — gnädige Frau," sagte ich.

Eisiges Schweigen. Bloß Luz stieß einen jähen kleinen Laut des Erstaunens aus. Frau von Bruck warf den Kopf zurück. Ihr kalter Blick streifte mich verächtlich.

„So — also Sie sind ‚verlobt'? Weshalb verheimlichen Sie uns denn das? Warum bringen Sie sich und uns in schiefe Lagen?"

„Wir müssen mit der Veröffentlichung warten, bis wir in der Lage sind, uns zu verloben."

„So. Und der Name Ihres Verlobten?"

„Ich kann ihn nicht nennen. Ich darf es nicht."

Ich stand am Tisch. Meine Hand, die sich auf die Kante stützte, zitterte. —

„Weshalb haben Sie mir Ihr Vertrauen nicht geschenkt, anstatt Heimlichkeiten hinter meinem Rücken zu treiben?"

„Ich durfte nicht sprechen!" —

„Sie scheinen seltsame Begriffe zu haben über das, was man darf und nicht darf," sagte sie. „Jetzt weiß ich auch, was das für eine Depesche damals war. — Sie hatten dieses Verhältnis also schon im Herbst? Antworten Sie, bitte! Wie lange sind Sie mit dem Herrn bekannt?"

„Seit mehreren Jahren!"

Sie fuhr zurück. Ihr Auge blitzte mich zornig an.

„Kommen Sie in mein Zimmer. Luz, ich wünsche jetzt zuerst Fräulein von Osten zu sprechen, dich nachher."

Damit erhob sich Frau von Bruck. Luz blieb am Fenster gelehnt stehen. Ein Blick finsteren Hasses traf mich: Verräterin!

Dann stand ich ihrer Mutter allein gegenüber.

Digitized by Google

Frau von Bruck nahm Platz auf dem kleinen blauseidenen Runddivan in der Mitte ihres Zimmers, und ihren Hut neben sich legend, öffnete sie ihren Mantel, als ob es ihr zu warm geworden sei, aber es war eiskalt in ihrem Zimmer.

Sie bat mich nicht, Platz zu nehmen — vielleicht nicht ohne Absicht. So blieb ich stehen und erzählte ihr kurz das, was ich über das Verhältnis Luz' zu Gebrad wußte, was sie mir anvertraut und später gezwungen gestanden hatte. Auch das, was ich beobachtet hatte, unsre Unterredung und ihr Versprechen.

Sie hörte mich an, ohne mich mit einem Wort zu unterbrechen. Nur behielt sie mich fest im Auge, und ihre Miene blieb hochmütig — auch als ich geendet hatte.

„Das ist alles, was ich weiß," endete ich, „aber es ist genug, um mich über die Zukunft Luz' zu ängstigen."

„Liebes Fräulein von Osten, wenn Sie sich ängstigten, war es Ihre Pflicht, mir sofort von dem, was Sie wußten, Mitteilung zu machen."

„Aber — ich habe Luz für ein Kind gehalten. Sie war vierzehneinhalb Jahre, als sie es mir sagte!"

„Und doch haben Sie sie für reif genug gehalten, hinter dem Rücken ihrer Eltern alle diese wichtigen Sachen zu besprechen? Haben ihr sogar ein solches Versprechen abgenommen! Dem ‚Kinde'! Das läßt mich an Ihnen stutzig werden —

Ich habe Sie für einen ehrlichen Menschen gehalten, — das sind Sie in meinen Augen nicht mehr! O, bitte — was wollen Sie dagegen sagen? Haben Sie mir nicht, als Sie bei mir eintraten, ausdrücklich bestätigt, daß Sie nicht verlobt seien? Heute gestehen Sie zu, daß Sie seit Jahren heimlich verlobt sind! Den Namen des Herrn nennen Sie nicht. Aber Sie gehen im Dunkeln mit ihm — ich habe es ja eben von Luz gehört — in der Vorstadt spazieren! Sie haben mich belogen — mehr als einmal! Sie haben Heimlichkeiten mit dem Kinde gehabt! — Nein, Fräulein von Osten — Sie passen nicht in ein Haus wie das meine! Was es mit Luz auf sich hatte, werde ich erfahren, und über ihr Schicksal werden wir Eltern uns entscheiden. Aber für uns beide gibt es nach diesen Vorkommnissen nur einen Weg: wir trennen uns. Es tut mir leid — aber — ich will jemand, dem ich nicht mehr glauben kann, nicht mehr länger unter meinem Dache sehen."

Ich hatte verschiedene Male dazwischenrufen wollen — aber ich schwieg. Wenn es denn so stand — gut — dann wenigstens rasch ein Ende!

„Und bis wann wäre ich dann entlassen?"

„Ah — es ist heute der sechzehnte Januar. Wenn Sie keinen Anstand daran nehmen, daß ich Ihnen einen Tag zu spät gekündigt habe, können Sie am ersten Februar mein Haus verlassen. Kontraktlich haben wir ja keine Kündigungsfrist festgelegt."

Das traf mich unvorbereitet. In dreizehn Tagen eine neue Stelle finden? Wohin, wenn ich sie nicht fand?

„Werden Sie, gnädige Frau, bis dahin einen Ersatz finden?" sagte ich mit Anstrengung.

Sie sah mich von oben bis unten an. „Ach Gott, liebes Fräulein von Osten, machen Sie sich darum keine Sorge. Ich habe jedesmal, wenn ich eine Hausdame suchte, achtzig — oft über hundert Angebote erhalten. — Damen aus guter Familie, die nichts gelernt haben, gibt es zu Tausenden in jeder Stadt. Die ganze Welt ist mit ihnen übersät. Also — es bleibt dabei. Am ersten Februar. Nun schicken Sie mir Luz und lassen Sie meinem Mann sagen, daß ich ihn sprechen will."

Sie stand auf, und ich war entlassen.

*

An diesem Abend ließ ich mich bei Tisch entschuldigen und schrieb die Annonce, dann an Guido kurz, und ausführlich an Marie. Unter mir im Eßzimmer hörte ich heftige Stimmen. Am lautesten drang die von Herrn von Bruck zu mir herauf. Dieser Mann, der nie laut sprach, niemals erregt wurde, war — dem Ton der Stimme nach — außer sich. Luz weinte und schien sich zu verteidigen.

Guido war gefaßter, als ich gedacht hatte, als ich ihn des Abends traf.

„Es wäre doch nicht mehr lange gegangen, Anne. Das war kein gutes Haus. Jedes Haus hat sein Gesicht. Wenn ich in ein Haus eintrete, blickt mir das Gesicht entgegen, und ich weiß, bei wem ich bin. Das Bruckſche Haus trug eine Maske — ich habe der Maske nie getraut, und gerne habe ich dich nie dort gesehen. Ich verliere dich nicht aus den Augen, wenn du gehst, ich werde es möglich machen, daß ich zu dir reisen kann. Geh ins Rheinland. In die Nähe von Wiesbaden. Dort muß ich doch bald wieder hin. Dort steht's du dich auch besser. Es lebt sich dort leichter, freier, und es ist ein sonniges, reiches Land. Ich sähe dich gern dort."

Während wir diese neugefaßten Pläne erwogen und besprachen, gingen wir an der Oder hin und her. Es war dunkel. Nur die weißen, glasigen Eisschollen schimmerten auf dem Fluß, das Wasser trieb gurgelnd an den getürmten Eisblöcken vorüber, hob sie hoch und überschwemmte sie mit seiner dunkeln Flut. Der Mond leuchtete aus jagendem grauem Gewölk herab auf den windgefegten Damm, auf dem wir gingen . . .

Als ich heimging, war ich ruhiger geworden. Aber fest saß in mir eine Bitterkeit gegen die, welche mich Lügnerin genannt . . . der ich wehrlos gegenüberstehen mußte. Gegen Luz fühle ich

Digitized by Google

nicht einmal Zorn — und doch trägt sie allein die Schuld. —

Marie schrieb umgehend wieder. Auch sie findet es am besten, daß ich das Haus bald verlasse.

„Nach allem, was Du schreibst, war es für Dich eine fortwährende Reihenfolge von seelischen Erregungen, die einmal zu einem Ende kommen mußten. Es ist schön, sich für andre aufzuopfern, aber klug ist es nicht. Wer allein steht, muß mit seinem Gefühl haushalten. Jeder nimmt von uns, soviel wir geben, und wer weich ist, gibt mehr als er verantworten kann. Er belastet sich mit fremden Sorgen. Bricht er dann zusammen, so sagen die Menschen: Er ist zu schwach gewesen. — Sehe jeder, wo er bleibe. — Ich lege Dir einige Zeitungsausschnitte bei. Vielleicht können sie Dir nützen. Sieh Dir einmal den aus der ‚Kölnischen Zeitung' an. Sie scheint mir etwas für Dich zu sein."

Diese Anzeige ist allerdings verlockend genug. Sechzig Mark Gehalt. Stellung bei einer einzelnen Dame, als Gesellschafterin. Köchin und Bedienung vorhanden. In rheinischem Badeort. —

Alle anderen bieten wieder nur die Hälfte und sind weit in Schlesien, und ich möchte gerne an den Rhein zurück.

*

Heute früh habe ich Herrn von Bruck um mein Zeugnis gebeten. Er saß an seinem Schreibtisch, als ich eintrat, und war damit beschäftigt, Briefe zu schreiben. Er schob die Blätter zurück und sagte, indem er mich bat, Platz zu nehmen:

„Ich bedaure, gnädiges Fräulein, daß Sie von uns gehen. Aber nach den Vorkommnissen, die sich zu meinem Schmerz als wahr erwiesen haben, werden wir Luz auf ein Jahr in eine Pension schicken. Das weitere werde ich veranlassen, und Ihres Schweigens bin ich wohl sicher."

„Es bedarf keines Versprechens," sagte ich. „Für mich ist mit dem Tage, da ich meine Verantwortung an Ihre Frau Gemahlin übertrug, die Angelegenheit abgeschlossen. Ich wünsche nur, daß es Luz eine Lehre sein möge."

„Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen," sagte er. „Aber weshalb ließen Sie es so weit gedeihen? Weshalb hatten Sie kein Vertrauen zu meiner Frau?"

„Ich habe kein Vertrauen zu einer Mutter, welche ihre Tochter vergöttert, Herr von Bruck."

Er schwieg.

„Und daß ich recht hatte, hat sich gezeigt. Man hat mir die Vorwürfe gemacht, und ich verliere einen Platz, an dem ich gerne gewesen bin. Darf ich um ein Zeugnis bitten?"

Herr von Bruck geriet in Verlegenheit.

„Das Zeugnis hat meine Frau bereits geschrieben," sagte er zögernd. „Sie ist etwas rasch darin, aber ich kann da nichts tun."

Ich erhob mich. „Dann werde ich es von ihr erbitten."

Frau von Bruck lag noch zu Bett. Selma gab mir, die vor der Tür wartete, ein verschlossenes Kuvert.

„Die gnädige Frau ist nicht wohl genug, jemand zu empfangen."

Luz hat sich noch nicht vor mir sehen lassen. Seit wir diesen Winter hierher übergesiedelt sind, schlafe ich nach hinten heraus in der ehemaligen Garderobe.

Ich saß vor dem Zeugnis und las es mit klopfendem Herzen. Es ist die Bestätigung, daß ich vom 1. Februar 1896 bis 1. Februar 1898 in diesem Hause gewesen bin. Weiter nichts. Kein Wort der Anerkennung.

Es ist ein seltsames Mißgeschick, daß ich von beiden Stellungen, in denen ich beinahe sieben Jahre meines Lebens verbracht habe, kein Zeugnis habe. Das erste wie das zweite lautet gleich. —

Was tun? Zu Frau von Bruck gehen und sie bitten? Ach nein, ich kann um nichts mehr bitten! Aber ich werde danach handeln. — —

Heute kam die Antwort auf mein Angebot Auf fleißem perlgrauem Papier, eine feine, regelmäßige Damenhand. Poststempel: Wiesbaden! Ich hätte beinah laut aufgeschrien! Und der Brief lautete bejahend. Nur die Frage nach dem Grund, weshalb auf beiden Zeugnissen kein anerkennendes Wort stünde, ist noch zu beantworten. Sonst sind der Dame, einer Frau Mathilde Blinzler, Wiesbaden, Frankfurterstraße, meine Bedingungen recht. Der Brief lautet bestimmt, ist höflich gehalten und knapp. Ich werde sie bitten, ihr die Frage mündlich beantworten zu dürfen, da ich Familienverhältnisse halber gehen müsse. Nähere Erkundigungen bäte ich aber jederzeit bei der Dame des Hauses einziehen zu wollen. —

Ich packe nun meine Sachen, warte auf diese Antwort und erledige meine letzten Arbeiten in diesem Hause. Auf meine Annonce in der „Familie" sind nur drei Antworten gekommen, die mir alle ein mäßiges Gehalt versprechen. Sonst nichts.

Dann habe ich — zum letztenmal — Guido gesprochen und Abschied von ihm genommen. Ich war schwach genug, dabei zu weinen. Vielleicht sind meine Nerven herunter. Diese Furcht vor der ungewissen Zukunft! Wohin treibe ich nun? Für wie lange wird es sein? O, diese letzten vierzehn Tage, die ich hier im Hause verbringen mußte, als eine Geächtete! — Dann ging ich noch zu Fräulein Pfannschmidt, um ihr den Anfang eines neuen Romans (seit der Annahme der „Sklavin der Liebe" arbeitet Frau von Bruck eifrig an einem neuen Roman, den sie diesmal betitelt hat: „Weibliche Ehre") zu überbringen.

Als ich oben im dritten Stock des Hauses ankam, mußte ich mich drinnen bei Fräulein Pfannschmidt auf einen Stuhl setzen. Mir zitterten

Digitized by Google

die Knie, und ich fühlte, daß mich eine Ohnmacht überkam.

Das Fräulein brachte mir ein Glas Wein, und nach einer Weile ging der Anfall vorüber. Ich sah wieder klar — ich saß in einem engen kahlen Zimmer auf dem roten Plüschsofa. Vor mir stand das Glas — in der Ecke an dem Sekretär saß Fräulein Pfannschmidt und schrieb, die verlangte Rechnung jedenfalls. Dann fand ich mich wieder zurecht.

„Ich muß auch Ihnen heute Lebewohl sagen," begann ich. Sie sah überrascht zu mir hinüber. „Ich gehe fort. Am Ersten verlasse ich Ratibor."

„Hm. Es tut Ihnen leid, zu gehen?"

„Das ist schwer zu sagen. Mich hält manches in dieser Stadt. Obwohl ein Offizierskind nicht von ‚Heimat' sprechen kann, sind der Norden und der Osten doch viele Jahre meine Heimat gewesen. Nun werde ich an den Rhein gehen."

„Ich gratuliere! Dort ist es schöner wie bei uns. Da haben sie im März schon Frühling, und im November spielt man noch Tennis draußen. Wenn der Winter lau ist, blühen dort Krokus in den Gärten, und es liegt etwas in der rheinischen Luft, das leicht und fröhlich macht."

„Ja — ja. So sagen sie alle. Und doch hält es mich hier fest. Man weiß nie, wohin man kommt . . ."

„Das ist richtig! Ich vergesse immer, daß Sie in Stellung sind. Dazu noch in einer ewig wackligen. Ich — sehen Sie — ich hab' festen Boden unter mir. Wenn ich mein Bündel schnüre, weiß ich, daß ich mich verbessere. Denn sonst bleib' ich, wo ich bin. Bei mir wird nicht die Person — sondern die Leistung geschätzt. Gute Leistungen werden gut bezahlt. Das ist überall dasselbe. Aber wenn man wie Sie dasteht, ist das Stellungsuchen wie ein Spielen in der Lotterie. Meist zieht man Nieten — wenn der Einsatz dabei herauskommt, kann man von Glück sagen. Der Einsatz! Nämlich das, was wir den Leuten an Lebensjahren, Kraft und Gesundheit geben, ersetzt zu bekommen. Das große Los zieht man sicher nicht! Und doch geht es beim Spielen bloß darum! Uebrigens — an Ihrer Stelle wäre ich nicht aus dem Haus weggegangen, wo Sie sind."

„Kennen Sie denn die Familie?" fragte ich erstaunt.

Fräulein Pfannschmidt lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah zur Decke.

„Ich kenne sie alle drei. Mit dem armen Albert hätt' ich Mitleid, wenn ich ein Mann wäre, aber ich hab' als Weib keine Sympathie für Schwächlinge, die ‚schöne Frau', über die es mir ein leichtes wäre ein Urteil zu fällen, wenn sie mich interessierte, und das Gör kenne ich auch."

„Sie sind die erste, die Frau von Bruck nicht ‚interessant' findet."

„Nein. Mich lassen solche Frauen kalt. Meine Diskretion — und mein Geschäftsinteresse verbieten mir, mich über ihre Geistesprodukte zu äußern —"

„Ich denke, Sie lesen keine Romane, die Ihnen zum Abschreiben übergeben werden?"

„Das ist wahr. Aber — seien Sie versichert, wenn ich einmal einen lesenswerten bekommen sollte — und der Himmel wird ja doch auch mal eine Einsicht haben und mir einen solchen senden —, dann les' ich ihn. — Uebrigens im ‚Anzeiger' steht der erste Roman ja gedruckt!"

„Was halten Sie davon?"

„Ach, liebes Fräulein — Dasselbe, was ich von Häkelarbeiten und gebrannten Wandtellern halte! — Schade um die Tinte und das viele Papier und schade um die Zeit. Aber immerhin, wenn ich denn mal in Ihrer Lage wär', würd' ich mir doch lieber ein Haus aussuchen, wo die Frau schriftstellert. Es geht nichts über Künstlerwirtschaft. Die haben immer mit sich zu tun, sie sind so leicht zu behandeln wie Kinder. Sie sind eitel und zerstreut, egoistisch, verschwenderisch und bequem! — Aber wehe uns, wenn wir ihnen ihre Kreise stören."

Ich schwieg und sah vor mich hin.

„Das war es! Ich hab' mir so was gedacht. — Daß das Gör Rendezvous hat mit einem Leutnant — ich kenne ihn, aber ich weiß seinen Namen nicht, weil ich die Baby-Gesichter nicht voneinander unterscheiden kann — hab' ich lang gewußt. Ich bin ihnen oft genug in der Oborra begegnet. Aber was geht Sie das an? Helfen? Denen? Die Sorte macht so lange Dummheiten, bis sie verheiratet ist."

„Meinen Sie? Und wenn sich solch ein Kind ohne Ahnung von Pflichten verheiratet, was wird dann aus der Ehe — den Kindern?"

„Was daraus wird? Eine Frau, wie die Mutter eine war, eine Ehe, wie sie die Mutter geführt hat, ein zerfahrener Haushalt, wie der elterliche war — und die Kinder — nun, die werden so lange verhätschelt, bis sie groß genug sind, um mit den Dummheiten anzufangen. Das ist der Entwicklungsgang der jungen Damen aus guter Familie. Was soll denen die Frauenfrage? Was wollen die mit ‚neuen Rechten', die ihre wenigen Pflichten in keiner Weise erfüllen können? Und wir andern sollen erst das lernen und können, was unsre Sache ist! Aber überall, wo eine ganze Leistung verlangt wird, versagen wir! Ein Hotel wirtschaftet anstatt mit einer Köchin mit einem Koch. Jeder Schneider kann unser Handwerk besser. Wir haben ja nichts wie Halbe! Was nutzt es uns da, wenn wir für die paar Frauen, die studieren wollen, neue Stellen und neue Arbeit fordern? Solange die andern Frauen bloß fordern können, aber nichts leisten — ist die Frauenfrage ein anmaßendes Geschrei, in das ich mich schämen würde mit ein-

Digitized by Google

zustimmen. Schließlich ist es bis heute noch wahr geblieben, was man schon vor Jahrhunderten von der ‚gelehrten Frau' dachte. ‚Man sieht eine gelehrte Frau wie eine schöne Waffe an. Es ist ein Kabinettstück, das man Schaulustigen zeigt, das aber nicht zu gebrauchen ist — weder im Krieg noch bei der Jagd.'"

*

Zum erstenmal ist mir heute durch diese Unterredung eine halb begrabene — halb vergessene Frage wachgerüttelt worden: die Frauenfrage!

Was weiß ein junges Mädchen aus guter Familie davon? Daß sich in Berlin, in München oder sonstwo eine Schar unverheirateter Frauen zusammentun, um Versammlungen abzuhalten, die man nicht besuchen würde, und Reden zu halten, denen die Gesellschaft und die Bürgerkreise fühl gegenüberstehen. Die einen geht der Kampf um verloren gegangene Rechte nichts an, da ihnen ihre Rechte, die uns die Männer gegeben haben, genügen, die andern fühlen sich von der „Form" abgestoßen. Sie sind ihnen unsympathisch, alle die nervösen, überreizten, klugen, eifernden Weiber mit Kneifer, Tituskopf, Reformkleid und männlichem Auftreten. Sie lehnen sie ab, ohne sie gehört zu haben.

Was geht es sie an, die jungen Mädchen, die ein Heim und die Aussicht haben, sich zu verheiraten, was die Uebriggebliebenen wollen, die draußen um ihre Existenz kämpfen? Ich suche mir ins Gedächtnis zu rufen, wer von meinen vielen Bekannten zur Frauenbewegung übergegangen ist.

Ich weiß keine zu nennen! In unsern Kreisen werden die jungen Damen, wenn sie klug sind, Lehrerin, Erzieherin, wenn sie energisch und gesund sind, Krankenpflegerin. Damit ist aber auch schon der Emanzipation die Grenze gesteckt. In den letzten Jahren las ich, daß es einigen Frauen gelang, zu studieren oder sich Stellen als Telephonistinnen, Telegraphistinnen und Buchhalterinnen zu erringen. Ich habe mir nie das Recht angemaßt, über diese neue Frauenart zu witzeln, wie es in unsern Kreisen üblich ist — aber sie blieben mir fremd, und ihre Kämpfe interessierten mich nicht.

Heute ist mir mit einemmal, als sei mir diese Schar nähergerückt, als stünde ich hilflos draußen und nicht sie! — Ein Verlangen ergreift mich, sie kennen zu lernen, zu hören, was sie verlangen, und zu sehen, was sie zu geben haben. Ihre Schar ist gewachsen, ihre Forderungen steigern sich, sie sind kühn geworden durch ihre Erfolge, und in ihren Händen haben sie vielleicht die Macht, ihren Schwestern zu helfen!

*

Ich habe nun eine zustimmende Antwort von Frau Blinzler erhalten, habe Abschied von dem Hause Bruck genommen, und der Zug trägt mich fort aus der flachen Ebene. Meine Augen hingen noch lange an den Dächern und Türmen dieser Stadt. Im Vorüberfahren sah ich — ehe der Zug über die Eisenbahnbrücke rollte — noch einmal das Haus. Kalt und kurz war der Abschied gewesen. Luz hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, als ich ging.

Am Weg, der den Fahrdamm kreuzte, kam eine Schwadron Ulanen geritten. Vornan Guido auf seinem Pferd. Wir sahen uns einen Augenblick noch. Er winkte mit der Hand! Lebewohl! Mein weißes Tuch flatterte im Wind. — Ich will nicht weinen — Guido. — Fest bleiben — wie du! Lebewohl! Dann sah ich nichts mehr. Ratibor war verschwunden, und nun trägt mich mein Zug in das Rheinland zurück.

IV

Seit einer Woche bin ich in Wiesbaden. Die Wohnung liegt am Kurgarten, ich kann von meinem Schlafzimmer aus die Bäume des Parkes sehen. In meinem großen Zimmer ist alles elegant. Schneeweißes, amerikanisches, breites Bett, graublaue Seidenvorhänge, mattblaue Tapeten, Spiegelschrank, Toilettentisch, Stühle, alles weiß mit blauem Rand. In dem weichen grauen Smyrna sind große Veilchenbukette eingestreut.

Meine Vorgängerin traf ich noch am Bahnhof, ein altgewordenes Mädchen im grauen Reisemantel und einem Kneifer. Sie gab mir leider, soviel sie auch sprach, kein rechtes Bild von meiner neuen Stellung, sie war im Begriff, nach Hause zu reisen.

„Frau Blinzler ist sehr gut," sagte sie, „aber sie hat es mit den Nerven. Ich war fast ein halbes Jahr mit ihr in Semmlers Sanatorium am Siebengebirge. Leider konnte ich nicht länger bleiben, denn meine Schwester heiratet, da muß ich die Mutter pflegen."

Das Mädchen hatte etwas Gedrücktes, Lebloses und Schattenhaftes. Vielleicht werde ich auch einmal so, so sollen ja alle mit den Jahren werden, deren Leben den andern gehört.

Der Treppenaufgang der Villa weißer Marmor, die Läufer mit rotem Smyrnateppich belegt. In ihrem Boudoir empfing mich Frau Blinzler. Von rosenrot umschleierter Stehlampe überstrahlt, lag sie halb aufgestützt in den seidenen Kissen einer Ottomane, die dicht an den Gaskamin geschoben war. Das Rokokozimmer war verhangen mit seidenen Stores und Portieren, fast zu vollgestellt, überall Sessel, Nippschränke, Tischchen, die eigentümliche Luft benahm mir fast den Atem — ein starker Duft nach Aether, vermischt mit Maiglöckchen. Frau Blinzler trägt ihr rotblondes Haar gescheitelt und kunstvoll mit steinenbesetzten goldenen Kämmen in die Stirn gedrückt, im Nacken ist es zu einem prachtvollen weichen Knoten gesteckt. Sie ist bei Abendbeleuchtung eine faszinierend schöne Frau.

Digitized by Google

Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz
Nach einem Gemälde von Franz Skarbina

Digitized by Google

Digitized by Google

Während sie freundlich mit mir von meiner neuen Stellung sprach, musterte sie meine Toilette, meine Frisur aufmerksam. Sie trug einen rosaseidenen Schlafrock, dessen breite Spitzen etwas mitgenommen aussahen. Ihr schönes Gesicht mit dem wundervollen Teint, den hellgrauen Augen, den schwarzen Wimpern hat einen Zug von Kindlichkeit, der ihm reizend steht, trotzdem Frau Blinzler schon vierundvierzig Jahre alt sein muß.

„Sie habe also morgens zu sehe, daß alles in de Zimmere in Ordnung is; wann Besuch kommt, empfange Sie ihn. Ich muß bis Zwölf im Bett liche. Wann ich aufgestande bin, fahre mir zusamme e Stund in de Wald oder in die Stadt bis vorm Mittagesse. Dann leg ich mich wieder, und Sie könne mir dann mei Toilett e bißche in die Reih bringe, Spitze annähe oder abgetretene Volangs oder so. Um fünf Uhr trinke mir Tee un gehn dann ins Theater oder in e Konzert — oder ich mach Besuche (Besuchche, sagte sie). Ich denk, daß mir schon gut miteinander auskomme. Fräulein Möllinger hab ich e halb Jahr gehabt un hätt se auch behalte. Jetzt wolle Sie sich wohl e bißche von der Reis zurecht mache, nit?"

Ich war entlassen und packte meine Sachen aus, schrieb an Marie und wartete in meinem Zimmer, bis das Mädchen mich zum Essen rief. Ich habe einen Gaslüster in meinem Zimmer, der aber abgestellt ist, und behelfe mich mit einer Kerze.

„Wann Sie emal e Brief zu schreibe habe, setze Sie sich in de Salong an mei Schreibdischelche!" sagte Frau Blinzler beim Abendessen. Ich war hungrig geworden. Seit morgens acht Uhr hatte ich nichts gegessen. Mein Geld war aufgegangen. Man hat mir die Rückfahrt nicht ersetzt. Ich denke, Frau Blinzler wird doch wissen, daß sie diese Reise bezahlt. Es ist so peinlich, in einem reichen Haus zu sein — ohne Geld zu haben. Fünfundzwanzig Pfennige noch und eine Briefmarke.

Ich hatte mich zum Abendessen umgezogen, eine weiße Bluse, meinen hellgrauen Tuchrock, und ich war erstaunt, Frau Blinzler in ihrem seidenen Schlafrock vorzufinden.

„Für was habe Sie sich dann so fein gemacht?" fragte sie lächelnd. „Das wär nit nötig gewese. Ich komm, wie ich ich bin. Mir habe ja kei Dinné heut abend."

Es war in der Tat kein Diner, was uns das Mädchen servierte. Es gab eine Schüssel süßen Salats — er war mit Zitrone und Zucker angemacht, eine Schüssel gekochter Birnen, ein Tellerchen gerösteten Brots und ein kleines Schüsselchen Rührei. Dazu gab es Tee. — Ich merkte, daß es hier nicht Sitte war, daß bei Tisch herumgereicht wurde. Das Mädchen setzte alles auf den Tisch und verschwand.

„Sie müsse sich selbst bediene," sagte Frau Blinzler. „Ich bin Vegetarierin. An die Kost werde Sie sich erst gewöhne müsse. Ich halt nix von dem viele Fleischesse. Mein Freund, der Doktor Stemmler, wo das berühmte Sanadorium am Rhein hat, hat jetzt wieder e Buchch rausgewe: ‚Das Mittel, lange zu leben'. — Kenne Sie das nit? Dann müsse Sie's awer lese."

Ich bin hungrig zu Bett gegangen an diesem Abend, trotzdem ich davon überzeugt bin, daß diese Kost die gesündeste ist. Vielleicht gewöhne ich mich daran.

Die Frankfurterstraße, eine Abzweigung der Wilhelmstraße, auf der sich das Badeleben Wiesbadens abspielt, ist eine vornehme, ruhige Villenstraße mit weißen zweistöckigen Privatvillen in schön gepflegten Gärten, eleganten Fremdenpensionen und liegt dicht am Mittelpunkt des Verkehrs. Der Kurgarten beginnt hinter dem Garten unsers Hauses, und bis zum Königlichen Theater, den Bahnhöfen und der Geschäftsstadt sind es bloß wenige Minuten. Trotz des Februars ist die Luft weich und milde, und in dem Vorgarten blühen blaue Krokus und Schneeglöckchen. Die blanken Wagen, die am Hause vorüberrollen, sind mit einem Luxus ausgestattet, der mir für die Wohlhabenheit der Besitzer spricht, die Menschen, denen man hier begegnet, sehen, wenigstens in dieser Gegend, alle elegant und wohlgepflegt aus, und von dem Geräusch der Stadt dringt kein Laut zu uns herein in dieses weiße, schöne Haus.

Morgens weiß ich nicht, was ich recht anfangen soll. Das Zimmermädchen sah mich von oben bis unten an, als ich ihr zusah, wie sie das rosaseidene Boudoir putzte.

„Sie müssen aber, wenn Sie den Teppich kehren, das Fenster öffnen, Anna!" Sie kehrte weiter, und ich öffnete es endlich.

Als ich in das Eßzimmer ging, die Blumen zu begießen, war dort noch kein Feuer angesteckt.

„Anna, das Feuer muß morgens gleich angemacht werden."

„Die Frau Blinzler hat gesagt, vor zwölf braucht' ich nit, weil sie erst um halb zwei zu Mittag ißt," antwortete Anna und schlug die Tür zwischen mir und ihr zu. Nun weiß ich nicht, muß ich jeden Morgen in einem eiskalten Zimmer frühstücken, oder soll ich Frau Blinzler mit diesen ärgerlichen Kleinigkeiten belästigen? Wie mag Fräulein Möllinger mit Anna fertig geworden sein? Frau Blinzler hatte heute wieder einen Anfall. Ich hörte sie wimmern, sie wollte aber niemand sehen und schickte mich von der Schlafzimmertür fort, sie wollte mich auch den folgenden Tag noch nicht sehen, und so führe ich eben den Kampf weiter mit Anna. Die Köchin lacht mir ins Gesicht, wenn ich ihr etwas sage. Anna gibt keine Antwort. Ich nähe an einer pflaumenblauen Samtjacke, die mit Zobel ver-

Digitized by Google

brämt ist und zu einem altflämischen Kostüm gehört, das ich aufrischen soll. Morgen ist Maskenball in Frankfurt. Dort wird Frau Blinzler es tragen. Ob ich sie wohl begleite? Sie sprach nichts davon. Gegen Abend stand sie auf und kam zu mir herein. Wir probierten das Kostüm an.

Der gleißende, weichglänzende gelbe Atlasrock mit den schweren Falten, der breiten Schleppe, die pflaumenblaue Samtjacke mit der wundervollen Zobelverbrämung hoben ihren schneeweißen vollen Hals, ihre weichen runden Arme tauchten aus dem weiten Aermel so kindeszart hervor, ihr üppiges Haar flammte golden im Licht.

„Ja, die Farwe mache das ganz Koschtüm," sagte sie. „Ich hätt ja liewer gehabt, wenn ich emal jemand hätt, wo perfekt nähe könnt, daß m'r nit immer das viele Geld zu de Schneider trage müßt. Das Fräulein Möllinger hat doch wenigschtens e Flickkurs un e Bügelkurs durchgemacht gehabt — awer der hat mich im Sanadorium auch nix nütze könne. Jetzt, wo ich's gebrauche könnt, hab ich drei Mann Personal, awer keins kann das, was es soll."

Ich schwieg betreten.

„Na, passe Sie nur gut auf mei Sach auf," fuhr sie fort und reichte mir die Sachen wieder hin. „Mei Freundin, die Frau Rechtsanwalt Wolf, hat die ‚Mode parisienne' mit Schnittmuschtere. Die kann sie als emal hergewe, un später laß ich Sie auch e Kurs bei der ‚Unversagt' nehme, daß Sie mir mei Hüt wenigstens herrichte könne. Sobald ich zurück bin, müsse Sie Massage lerne. Das is die Hauptsach."

*

Frau Blinzler fuhr um sechs Uhr nach Frankfurt. „Lasse Sie sich die Zeit nit lang werde und lasse Sie sich abends e Ei koche," sagte sie, als ich sie im Coupé mit warmer seidener Decke, Luftkissen und Reiselektüre untergebracht hatte.

Ich verbringe die Tage mit Nähen, stopfe seidene Strümpfe, nähe Valenciennesspitzen an Unterröcken fest, bessere Spitzentaschentücher aus. Mühselige Arbeiten, bei denen man sich die Augen rötet; meine Augen sind so angegriffen, daß ich die Sachen oft aus der Hand legen muß, um wieder sehen zu können. Der Ofen im Eßzimmer ist nicht in Ordnung. Anna sagt, sie könne nichts dafür, er wird nach wie vor um zwölf Uhr angesteckt, ich kauere dann in meinem Wintermantel am Fenster und stopfe frierend die Sachen.

Ich bin fast betäubt von dem Verlangen, Guido wiederzusehen. Was ist das Schwerste? Guido sagt: das Sich-sehen und Sich-nicht-angehören-dürfen. Ja, qualvoll ist es! Aber in diesen Qualen liegt dennoch ein Trost. Ich war so sicher in seiner Nähe, hier sinke ich wieder in meine Hoffnungslosigkeit zurück. Langsam, langsam. Hier und da zucke ich auf: Ein Brief von ihm. Darin steht Liebes, stehen süße, sehnsüchtige Worte. Abends, wenn es dämmert, kommen die Erinnerungen. An die öde Straße ... den Damm an der Oder ... an helle, lichtschimmernde Säle ... an fröhliche Menschen ... üppige Feste und an das Haus, in dem ich gerne gewesen bin. Vorbei!

*

Frau Blinzler wollte noch eine Woche bleiben, nach drei Tagen schon kam sie wieder. Ich hatte gerade die Strümpfe beisette gelegt und saß im Eßzimmer und schrieb an Marie.

Da stand sie vor mir. Noch in Hut und Mantel, mit blitzenden Augen und ganz verändertem Gesicht. Ohne daß ich Zeit hatte, sie zu begrüßen, rief sie: „Weshalb ware Sie nit auf der Bahn? Weshalb hat mich kei Mensch abgeholt? Ich hab geschriwe, der Brief müßt längst da sein!" Sie warf den Muff auf den Tisch und die weißen Glacéhandschuhe hinterher.

„Wo is die Anna? Das wisse Sie nit? Schöne Hausordnung! Wann m'r einmal fortgeht, gleich macht jedes, was es will!"

Dabei streifen ihre Augen meinen Brief.

„Was hawe Sie dann in der Zeit gemacht?"

Ich zeigte ihr die geflickten Sachen. Sie sah sie prüfend bei der Lampe an, mit verächtlichem Munde.

„Hier is ja noch e Loch an der Sohl! Sie könne ja nit stopfe! Da is ja viel zu dick gestopft. So e Strumpf is ja nit zu trage." Sie warf ihn mir auf den Brief.

„Gnädige Frau," sagte ich ruhig, „die Löcher in diesen Strümpfen waren so groß, die konnte man überhaupt nicht mehr stopfen."

Nichts war richtig gemacht. Die Spitzen müßten noch einmal aufgetrennt werden. An einem Strumpfe schnitt sie den mühseligen Flicken durch. „So trag ich kei Strumpf!"

Was ihr die Laune verdorben hat, weiß ich nicht. Anna war in die Stadt gegangen, Besorgungen für die Köchin zu machen.

„Das hätte Sie ja tun könne!" fuhr sie mich an.

Sie ging in den Zimmern umher, hob die Teppichecken auf und fuhr mit dem Zeigefinger über die Wandbretter. Ihre Stimme veränderte sich, sie wurde scharf und hell, die Augen funkelten, ihr schöner Mund verzerrte sich. Ein Sichrechtfertigen war nicht möglich. Anna sei stets ein gutes Mädchen gewesen, auf die ließe sie nichts kommen, Fräulein Möllinger sei stets mit ihr ausgekommen. Wenn ich es nicht täte, läge es an mir!

Mit der Sechsuhrpost lief ihr Brief aus Frankfurt ein, den sie annahm und, ohne sich zu entschuldigen, zerriß. Wir aßen schweigend zu Abend. In meiner Erregung trank ich eine Tasse Tee nach der andern. Die ganze Nacht habe ich keinen Augenblick geschlafen.

Der Tee des Abends ist mein Schrecken. Ich kann nicht einschlafen danach. Oft liege ich bis zwei Uhr und wälze mich — ich zähle bis hundert,

Digitized by Google

bis tausend, ich sage die Glocke auf, aber der Erfolg ist nur der, daß ich von Zeit zu Zeit eine Uhr schlagen höre und mein Herz so rasch klopft wie meine Uhr neben dem Bett. Frau Blinzler ist ungerührt, daß ich keinen Tee vertragen kann.

„Ja, dann müsse Sie sich ebe so behelfe," sagt sie. „Ich trink jede Abend Tee! Ich kann wege Ihne kei Wain anfahre lasse. Erst Leistunge — dann Anspruch mache! Heutzudags meint jedes, es könnt sich in em gemachte Kleid an de gedeckte Disch setze!"

Wenn Frau Blinzler schlechter Laune ist, spricht sie kein Wort mit mir. Wir essen schweigend zusammen, stumm lehnt sie neben mir im Wagen. Jeden Versuch von mir, sie aufzuheitern, sie auf etwas aufmerksam zu machen, lehnt sie schroff ab. Ich habe nichts mehr zu meiner Verteidigung gesagt seit jenem Abend. Ich weiß auch ganz genau, daß, wenn ich mit einem Wort auf die Angelegenheit zurückkäme, sie mir die Stellung kündigte. Und dann wohin? Wieder ein schlechtes Zeugnis, wieder vier Wochen des Wartens, des Bangens und der Ungewißheit?

„Is kei Brief gekomme?" fragt sie wohl achtmal am Tage. Sie wartet nervös auf einen. Heute beim Mittagessen legte mir Anna einen Brief von Guido neben das Gedeck. Ich fühlte, wie Frau Blinzler mich ansah, und ich wurde sehr rot.

„Wohl von Ihrer letzte Madame?"

„Nein, gnädige Frau." Das kam etwas stockend. Ich wußte nicht — sollte ich sprechen — was sagen? Immer noch ruhte ihr fester Blick auf meinem Brief. Wir aßen stumm. Mein Herzklopfen ließ mich kaum zu Atem kommen.

Nach dem Essen blieb sie im Zimmer, sie ließ sich von mir die Ottomane herrichten, legte sich nieder und sagte: „Bringe Sie mir de Kaffee hierher. Ich schlaf heut nit. Hole Sie sich Ihr Flickerei." Dann sah sie mir zu, wie ich den Faden durch die Seide zog, ohne sich zu rühren — ohne zu sprechen. Mein Brief knisterte in der Tasche. Wir gingen um vier Uhr in den Kurgarten — von da aus zur Stadt. Bis zum Abendessen — ja bis ich endlich um elf Uhr entlassen war, behielt sie mich unter den Augen, mich mit ihren Blicken marternd, bis ich zitternd dann alleine auf meinem Zimmer ankam und den Brief endlich — endlich öffnen durfte.

Es war ein kurzer Brief. Guido ist stets knapp und steif in seinen Briefen. Er gibt sich darin nicht, wie er ist. Sobald er die Feder zur Hand nimmt, ist er formell. Aber ich weiß, wie er unter unsrer Trennung leidet.

„Ich habe Dich in Gedanken nach Wiesbaden begleitet und Dich dort untergebracht. Es ist mir eine Erleichterung, daß Du in ruhigem, wie es scheint, gutem Hause bist und Dich ausruhen kannst. Die letzten Wochen waren fast zu viel für Dich — und für mich. — Die kleine Bruck ist nach Genf in ein Pensionat gekommen. Ob das das Rechte ist?

„Wie ich höre, hat man endlich ein Einsehen gehabt: Gebrad ist nach Diedenhofen versetzt! Laß Dich nicht irre machen, Du hast ehrlich gehandelt. Ich stand neben Frau von Bruck auf dem Ball beim Kommandierenden, als man sie nach Dir fragte, und sah, daß sie totenblaß wurde. Und das will etwas heißen. Schreibe mir, wie es Dir geht. Ich werde wohl einstweilen nach Afrika kommen. Die Liste muß in drei Wochen heraus sein."

Der Brief war nicht dazu angetan, mir zur Ruhe zu helfen! Wenn Guido so schreibt — und er ist keiner von denen, die mit Worten um sich werfen, ohne an ihre Wirkungen zu denken —, so soll der Brief eine Vorbereitung zu einer längeren Trennung sein. Das war es, was ihn so still werden ließ. Vor meinen Augen taucht plötzlich das verschlossene Haus im Nerotal auf, in welchem die alte Tante ihre Tage verbringt — noch ist sie an der Riviera. Aber ich male mir aus, wie es werden könnte, wenn ich zu ihr ginge . . . zu ihren Füßen . . . so wollte ich sie bitten . . . vielleicht ist sie sehr alt und gütig, Menschen zu verstehen, die jung sind, die hinter Mauern warten und sich verzehren.

*

Es ist plötzlich ein andrer Zug in diesen schlaffen Haushalt gekommen seit der Rückkehr vom Maskenfest. Ob sie eine Enttäuschung erlitt, ob das Nichteintreffen des erwarteten Briefes mit ihrer Stimmung zusammenhängt? Ich habe von sieben Uhr morgens in den vier Salons Staub zu wischen — dann liegt ein Berg von Flickwäsche vor mir. Die letzten Jahre hat sich sicher niemand um die Wäsche gekümmert. Jetzt prüft sie jede Serviette, jedes Taschentuch; sie kann mir nicht genug Arbeit geben. Frau Blinzler schreibt keine Briefe, sie hat es auch nicht gern, wenn ich an ihrem Schreibtisch sitze. Das Angebot, ihn zu benutzen, war bloß eine Form. „Wann m'r niemand mehr hat, braucht m'r auch niemand Briefe zu schreibe," meinte Frau Blinzler, als sie mich einmal schreibend im Salon antraf. Ich hatte das Gefühl, ein Unrecht getan zu haben — ich wußte, sie wartete darauf, daß ich ihr sagte, an wen ich schreibe. Seitdem steht kein Tintenfaß mehr auf dem Schreibtisch. In meinem Zimmer habe ich keinen Tisch. Wenn ich an Guido schreiben will, muß ich es nachts tun, wenn alle schlafen, bei der flackernden Kerze, auf dem Boden kniend, auf einem Stuhl — ! Ach, Guido, ich schreibe dir lange nicht alles, wovon mein Herz wund geworden ist.

Draußen regnet es. Wir fahren im ge-

Digitized by Google

schlossenen Wagen aus, die Abende sind gleichmäßig still und in ihrer Einförmigkeit erdrückend.

Drei Themen sind es, die Frau Blinzler interessieren: Körperpflege, Toilette, vegetarische Lebensweise.

Ich habe so wenig Zeit gehabt, gerade über diese drei Dinge nachzudenken. Jetzt nehme ich Unterricht in Gesichtsmassage, Händepflege und Haarpflege bei einem hiesigen Friseur. Des Morgens bin ich eine Stunde lang damit beschäftigt, die Haut der Frau Blinzler mit duftenden Salben einzureiben, mit Rädchen, Stäbchen und Rollen zu glätten, ihren weißen, vollen Körper zu massieren, ihre weichen Hände zu kneten, zu glätten, die Nägel gleichmäßig zu formen und ihnen durch englische Pasten und Pulver eine rosige Färbung zu verleihen. Eine Stunde allein braucht Frau Blinzler, um sich das Haar zu frisieren. Sie liegt nicht, wie ich zuerst annahm, aus Gesundheitsrücksichten bis zwölf Uhr im Bett, sondern sie „pflegt ihren Körper". Ich habe nun auch einen Blick hinter die Kulissen getan. Die Haut unter dem weißen Teint ist gelb und schlaff, die Augenbrauen sind mit Tusche gemalt, die Lippen wie die Ohrläppchen mit „rouge". Sehr fein und raffiniert, aber das tägliche Zusammensein enthüllt manches. Sie trägt falsches Haar. Auf dem Toilettentisch lag auf silbernem Teller der rotgoldene Haarknoten. Sie nimmt sich immer weniger vor mir in acht. Anfangs schien es mir, als ob sich die fatte, bürgerliche Rheinländerin gerne von einer Adligen bedienen ließe, sie ließ sich mit Vorliebe erzählen, wer früher in unserm elterlichen Hause verkehrt habe und wie meine Verwandten heißen. Sie konnte auch nicht oft genug meinen Namen vor den Bekannten sagen und unterließ es nie, hinzuzufügen: „Die Dochter vom Oberst von Osten. Der Onkel hat emal bei de Frankfurter Husare gestande." Aber diese Vorzüge verblassten nun. Die Demokratin regt sich in ihr. „Was hat m'r dann von all den schöne Name, wann kei Geld dahinter is! Awer wie soll's denn auch annerst komme, wann jeder arme Offizier, wo kei Vermöge hat, sei Söhn ins Kadettekorps duht un sei Döchter daheim die Prinzessin spiele laßt! Wann die emal e Generation Kaufleut werde ließe, brächte se die Familje annerst in die Höh, anstatt se so armselig in der Welt erum laufe zu lasse, daß m'r se dauert. Mei Kusine, der ihre Eltere hawe die Bahnhofswirtschaft in Mainz gehabt, nachher hawe sie die Dochter in e seines Pangsionat geschickt, un hawe ihr Geschäft aufgewe un sin als Rentiers nach Wiesbade gezoge. Un drei Jahr später hat die Dochter e Leutnant aus Metz geheirat, jetzt spielt sie dort die Offiziersdam so gut wie andere auch, un mei Onkel fahrt mit pensionierte Generäl auf die Jagd, so oft er will. Un ich hab e Kusäng, wo Hausknecht im Viktoriahotel war, der hat e neu Stiefelwichs erfunde un e Geschäft angefange, un aus dem hat er dann e Fabrik gemacht; wie ich den voriges Jahr in Nauheim wiedergesehe hab, hat er bei eme Baron am Disch gesesse, un sei Frau hat Perle in de Ohre gehabt, so groß wie die von der Zarin von Rußland, un mich hat se nich gekannt, weil ich die Wolf bei mir gehabt hab. Das Geld rollt in der Welt erum, un wer viel hat, is viel — und wer keins hat, hat nix zu sage un stillzuhalte!"

Aehnliches höre ich nun oft. Von ihrer eignen Familie spricht Frau Blinzler nie. Vielleicht besitzt sie keine Verwandten — oder sie will sie nicht kennen... am Ende meiden auch die Verwandten Frau Blinzler! Ihr Mann war „Rentier", sagte sie mir. Seit ich in diesem Milieu lebe, ist mir der Begriff eines Mannes, der von seinem Geld lebt, dehnbar geworden. Herrn Blinzlers Oelbild, in Lebensgröße, hängt in einer Ecke, wo es am Tage dunkel ist und am Abend der Schein der Lampe nicht hinleuchtet. Ein schwarzbehaarter Mann mit settem Gesicht, dicker Nase, dicken Lippen, dicken Augen und einem Ausdruck von Selbstzufriedenheit und stumpfem Wohlbehagen. Der blaue wollige Anzug, der niedrige Umlegekragen und der rote Schlips verraten, daß die Photographie, nach der das Bild gemacht wurde noch nicht zu der Zeit aufgenommen war, da Frau Blinzler als Hauptbeschäftigung Körpermassage trieb. Aber das sind Gedanken, die einem beim Staubwischen kommen. Was geht das mich an?

*

Besuch kommt selten in dieses Haus. Die Damen, welche Frau Blinzler besuchen, sind sehr verschieden von denen, die ich einst kannte. Andre Denkungsart, andre Lebensanschauungen. Ihr Benehmen ist von der Sicherheit, die der Besitz den Menschen gibt. Frau Blinzler ist keine Freundin von Einladungen, solange ich hier bin, ist noch niemand hier zu Gast gewesen, doch sind wir schon zu verschiedenen Malen zum Kaffee bei den andern Damen gewesen, bei denen sich Frau Blinzler dann jedesmal entschuldigt, daß sie „noch nicht dazu gekommen wäre". Sie gibt an, sie sei in Mainz gewesen oder in Frankfurt, was gar nicht wahr ist. — Ihre eifrigste Besucherin ist eine Rechtsanwaltsfrau, Frau Wolf. Sie kommt stets, um uns zum Kurgarten abzuholen, ist sehr nach dem Modejournal mit Frankfurter Eleganz gekleidet und wird mit „Frau Doktor" angeredet. Sie ist sehr „gebildet", liest alle neuen Romane und geht jede Woche einigemal in das Königliche Theater. Kommt man mit ihr aber auf einen Roman zu sprechen, so lenkt sie rasch ab, und von den Opern sagt sie bloß: „E schö Stück, der Daunheiser! Die Nadusius hat widder schö gesunge als Venus. Der Adam

Digitized by Google

wird mir zu dick, der soll emal was for sich duhn! Die Böhmer soll ja e Kind von 'm ham." Oder: „Ich les ainmal gern de Dovote un de d'Annunzio. Das sin mir die Liebschte." In klassische Stücke geht sie nicht, da sie veraltet seien. Mit ihr bespricht Frau Blinzler ihre neuen Toiletten, die Vorzüge der Schneiderinnen, sie teilen sich die Höhe ihrer Rechnungen mit und wieviel ihre neuen Brillanten kosten.

Zu mir ist Frau Wolf stets sehr herablassend. Sie kommt gern auf „arme Offizierersleut", „verhungerte Adlige" und das „glänzende Elend in der Armee" zu sprechen. Ich habe es mir längst abgewöhnt, darauf zu antworten.

Nur steigt es mir manchmal heiß zu Kopf, und ich gebe mir Mühe, weder rot zu werden noch betroffen auszusehen. Sind wir bei ihr eingeladen, so hat sie stets ein Anliegen an mich.

„Ach bitte, Fräulein — gewe Se mal de Kuchedeller weider."

„Bitte, Fräulein, mache Se mal de Diehr zu. Es zieht de Dame."

„Bitte, wolle Se mal schelle, daß Kaffee kommt."

Ich habe Frau Blinzler gebeten, mich von diesen Einladungen zu befreien. Aber ich habe von ihr die Antwort bekommen: „Ich hab Sie zu meiner Gesellschafterin engagiert, un nit, daß Sie zu Haus sitze bleibe!"

Ihre Angst, allein auszugehen, ist geradezu krankhaft. Anna hat mir erzählt, sie sei einmal von einem Dieb in ihrer Wohnung angefallen worden. Ich weiß nicht, ob das wahr ist.

Eine zweite Bekannte ist Fräulein Flackus. Sie ist fünfzig Jahre alt und bewohnt ein Zimmer mit Alkoven in der Seerobbenstraße. Sie ist eine stattliche Erscheinung, trägt sich distinguiert und könnte als Dame gelten, wenn ihre Stimme nicht wäre und ihr Lachen; beides hat etwas Ordinäres, Herzloses und Hartes. Ich halte sie für klug, verschlagen und berechnend. Sie wird öfters von Frau Blinzler aufgefordert, mit auszufahren. Dann lehnt sie stolz im Wagen und ist voller Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit. Sie bewundert Frau Blinzlers Hüte, den Sitz ihrer Toiletten, ihre Möbel, ihre Wohnung und erzählt von Bekannten und Verwandten, die sich in Sanatorien aufhalten. Sie liest eifrig das Tageblatt und hat sich das Buch von Semmler antiquarisch gekauft. Sie ißt in einem Reformgasthaus, wo es nur vegetarische Kost gibt. Zu mir ist sie wie zu jemand, der einen nicht interessiert und zu dem man nicht liebenswürdig zu sein braucht.

Dann die Frau eines Vetters von Frau Blinzler, eine starke kleine gutmütige Dame, Frau Seeger, bei der wir oft zum Abendessen gebeten sind. Die Wohnung in der Taunusstraße ist fürstlich eingerichtet, jedes Zimmer hat seinen besondern Stil, aber an den Wänden hängen schlechte billige Oeldrucke, und ein Buch gibt es nicht in diesem Hause. Unsympathisch ist mir der Mann. Er sieht aus wie ein Frosch, hat zu kurze und dünne Beine und einen starken Bauch. Er ist herzleidend, unfreundlich, mißtrauisch und ohne Takt. Als Küfer nach Amerika gegangen, hat er dort ein Restaurant eröffnet und wohnt nun hier als Rentner. Ihre Kinder sind in Amerika verheiratet.

Die Abende sind qualvoll lang, wenn wir nach Tisch bei schwerem Wein zusammen im Salon sitzen, wo der viel zu große, blendend helle Kronleuchter brennt, und uns über Herzleiden und Sanatorien unterhalten. Auch hat der Mann dieselbe Abneigung gegen mich wie ich gegen ihn. Es haftet ihm ein Hauch von Wein und Bier an den Händen.

Die Tochter von Frau Wolf, ein sechzehnjähriges üppiges Mädchen mit krausem Haar und auffallendem Benehmen geht mit Vorliebe an meinem Arm und stellt mich bei jeder Gelegenheit ihren Bekannten im Kurgarten vor: „Meine Freundin, Baronesse von Osten."

Ich bin einmal an Exzellenz von der Mach vorübergekommen, als Johanna Wolf an meinem Arm hing und mir erzählte, daß sie „ganz verrückt in den Adam sei".

Die alte Exzellenz grüßte mich, sah Johanna an, dann blickte sie weg, als ob sie sich geirrt hätte.

*

Ich weiß von Tante Klothilde, daß Onkel Bernhard hier wohnt als pensionierter General, aber ich habe ihn nicht aufgesucht. Die Brüder Vaters sind früh verwaist, im Kadettenhaus aufgezogen worden, ohne Heimat gewesen und geblieben; sie sind in Deutschland herumgeworfen worden, haben Frauen geheiratet, die ich nicht kenne, ihre Kinder habe ich nie gesehen. Wer von meinen vielen Tanten, Vettern und Basen, die ich kaum dem Namen nach kenne, hätte Interesse für mich? Sie haben alle mit sich zu tun. Tante Klothilde, Papas einzige Schwester, die kinderlos in Potsdam lebt, hat sich unser angenommen nach ihrer Art. Wir haben schöne Worte, gute Ratschläge, hübsche Ansichtskarten aus Italien von ihr erhalten. Familienfeste haben wir nicht gefeiert, und Ferientage bei Verwandten waren uns Kindern nie zu erleben vergönnt. —

Ja, Frau Blinzler, das Geld rollt!

Generationenlang haben die Ostens auf den Schlachtfeldern geblutet, haben ihr Leben und ihr Vermögen geopfert, um das Vaterland zu schützen! Während sie draußen kämpften, konnten die andern, die zurückgeblieben waren, ihr Geld in Sicherheit bringen und Geld erwerben. Und wenn ein Krieg vorbei war?? —

Digitized by Google

„Ein Vogel und kein Nest!
Dann, Bruder, häng den Schnappsack um:
Du bist Soldat gewest!"

*

Es ging nicht anders. Ich mußte sie um mein Gehalt bitten, mein Geld war zu Ende. Marie hatte mir zwanzig Mark gesandt, die lagen mir nun auch auf der Seele. Es war so peinlich, mit Frau Blinzler darüber zu reden. Ich fühlte, wie ich in ihren Augen sank.

„Kei Geld? Awer ich hab Ihne doch gleich de erste Monat ausbezahlt. Was hawe Sie denn mit dene sechzig Mark angefange?"

„Ich habe die Reisekosten ausgelegt — und dann noch mehreres für den Haushalt, was ich hier anfnotiert habe." Ich gab ihr meinen Zettel.

Sie bekam einen roten Kopf, las sehr lange an dem Zettel und sagte dann in verändertem Ton: „De Reisekoste zahl ich Ihne, wenn Sie weggehe. De Gehalt zahl ich am Erste. Heut is der Fünfundzwanzigste! Da will ich mal e Ausnahm mache! Dann verlang ich awer auch von Ihne, daß Sie sich e annere Winterjack anschaffe, denn hier in Wiesbade könne Sie in der alt schwarz Jack nit rumlanfe."

Dann begann sie wieder den Zettel zu lesen. „Apfelsinetort fünf Mark? Die hab ich ja bezahlt! Das weiß ich ganz genau, da hat sich der Mann geirrt. Da gehe Sie einmal zu dem Mann und mache mit ihm die Sach aus." Und nun bezweifelte sie jeden einzelnen Posten. Ich bekam nach einer Stunde endlich das Gehalt und das Ausgelegte zurück, außer der Apfelsinentorte, zusammen fünfundachtzig Mark.

85 Mark Einnahme.
20 Mark an Marie gesandt.
5 Mark Apfelsinentorte. (Der Konditor blieb dabei, er habe sie nicht bezahlt bekommen, Frau Blinzler bestand darauf, sie habe sie bezahlt.)
55 Mark die Winterjacke;
bleiben noch 5 Mark übrig. — Damit soll ich nächsten Monat auskommen.

Die neue Jacke hat mir Frau Blinzler abgegeben. Ich bin ja überzeugt, daß es irgendeinen andern Grund hat, weshalb sie ein kostbares Stück, das sie, wie sie mir sagte, erst letzten Winter in Frankfurt hat arbeiten lassen, zu dem für Frau Blinzler sehr niedrigen Preis abläßt; immerhin, der Stoff ist schwer und solid, das Futter steifer Damast. Ich hätte mir ein solches Stück nie gekauft, aber ich war feige genug und vielleicht — eitel genug, um sie zu nehmen. Nun liegen mir die fünfundfünfzig Mark auf dem Gewissen. Frau Blinzler war ganz entrüstet, daß ich nicht gleich zugegriffen hatte. „So e Gelegenheit! E Pariser Modell!" Sie ist mir unbehaglich, ich fühle mich darin nicht wohl. Den Damen gefiel sie sehr, Frau Wolf war sogar entzückt, und Frau Seeger, die sich geschmackvoll kleidet, fand, sie machte mich zehn Jahre jünger. Johanna war begeistert von der Farbe. Es ist aber etwas an der Jacke, das mir sagt: diese grüne Jacke paßt nach Wiesbaden, aber nicht zu dir. — Ich hatte nicht so viel Geld ausgeben wollen. Nun habe ich eine teure grüne Jacke, die ich nicht vornehm finde.

Mein roter Hut paßt natürlich nicht dazu. Ich müßte mir auch einen grünen Hut dazu kaufen, sagt Frau Blinzler. „Sie hätte ja so wie so e anderer hawe müsse. In Ihrem vorsintflutliche norddeutsche Deckel sehe Sie aus, daß m'r Ihne am liebste etwas schenke möcht! Morge geh ich mit Ihne auf die Such."

Nun habe ich auch den grünen Hut. Ich bin ihn schuldig geblieben, ich finde ihn kleidsam, nur sehr teuer.

Ich sehe mich in letzter Zeit oft im Spiegel an. Bin ich die elegante Dame mit dem blassen Gesicht, den müden Augen? Und der feine grüne Reiher auf meinem Kopf nickt dazu.

Fast schäme ich mich, es zu sagen: Ich bin den ganzen Tag hungrig. Seit Frau Blinzler wieder wohl ist — ihre Gesundheit hat sich seit dem Frankfurter Maskenball merkwürdig gehoben! — hat sie ein scharfes Auge auf ihren Haushalt, der nahe daran war, zu verkommen. Dieses äußert sich in plötzlicher peinlichster Ordnungsliebe und großer Sparsamkeit in kleinen Dingen. Zum Beispiel steht auf meinem Kaffeetisch des Morgens nur mehr eine Tasse. Den Kaffee muß ich mir selbst aus der Küche holen. Statt des Korbes mit Gebäck bekomme ich zwei kleine Brötchen, und Butter wird erst abends herausgegeben.

Bis zum Mittagessen gibt es nichts. Das Mittagessen besteht aus Eierspeisen, Mehlspeisen und Obst oder Gemüse. Zum Tee Zwieback, abends Eier und süßen Salat. Es ist so niederdrückend, so traurig, hungrig zu sein, ich fühle, es schwächt mich. Ich mag nicht von den Bemerkungen erzählen, die mir in jede kleine Mahlzeit gestreut werden, von anspruchsvollen Menschen, die froh sein sollten, wenn sie in einem anständigen Hause wären. Es gibt Dinge, die so häßlich sind, daß es genug ist, wenn sie einmal gesagt werden.

Seit ich Frau Blinzler — es war am ersten Tage schon nicht zu umgehen — die Gründe gestanden habe, weshalb ich von Brucks wegging, betont sie täglich, wie glücklich ein armes Mädchen sein muß, das in anständigem Hause wohl aufgehoben ist. Trotzdem sie mir das feste Versprechen gegeben hatte, Schweigen zu wahren, ahne ich, daß Frau Wolf, Fräulein Flackus und die Verwandten alles wissen. Johanna verriet sich mir. Sie brannte darauf, plötzlich von Luz zu hören. Ob die arg verschossen gewesen sei? Und in welchen Offizier? Wie er denn geheißen

Digitized by Google

habe? „So eine Unverschämtheit, sie ging doch noch in die Schul!"

Frau Blinzler nimmt es mir übel, daß ich seinen Namen nicht genannt habe, sie fängt jeden Abend von Luz an und flicht ihre Lebensanschauungen in meine Erzählungen ein.

Ich komme mir so heruntergekommen vor. Oft denke ich mir Diners aus, raffinierte Zusammensetzungen von auserlesenen Speisen. Ich bleibe vor Metzgerläden stehen und betrachte mir die Braten. Ich weiß ja nicht mehr, wie ein Stück gebratenes Fleisch schmeckt. Diese Umgebung drückt auf mich. Dazu hat Guido geschrieben, er wolle mich sehen. Aber ich fürchte, es Frau Blinzler zu sagen. Ein sicheres Gefühl rät mir davon ab, solange sie noch immer auf ihren Brief wartet. Ich habe Guido geschrieben, daß er nicht zu mir kommen darf. Ich könnte ja sagen, daß er ein Freund meiner Familie sei, aber sie würde doch das Richtige herauswittern, und dann — es ist schon genug, daß einer von uns in diesem Hause sein muß.

*

Merkwürdig, diese Menschen, mit denen ich jetzt zusammenkomme, richten sich das Leben ein, wie sie sich ihre Wohnungen möblieren: von heute auf morgen. — Frau Blinzler erzählte mir, sie hat das flämische Eßzimmer von einer amerikanischen Familie, die hier wegzog, gesteigert. Früher hat sie ein gotisches gehabt. Weil Gotisch aber „nicht mehr in der Mode" war, hat sie es an die Besitzerin der Pension Kosmopolis verkauft. Das Rokokoboudoir war eine „Gelegenheit". Die alte Baronin Schliessen in der Parkstraße war gestorben, die Erben hatten die Villa samt den Möbeln versteigern lassen. Sie hatte das Boudoir billig bekommen, und ihren früheren Salon haben Frau Seeger und Fräulein Flackus ihr gut bezahlt, die grauen Plüschmöbel in Fräulein Flackus' „guter Stube" standen vor zwei Jahren hier in dieser Wohnung. Das heißt, damals wohnte Frau Blinzler im Nerotal. Jetzt ist das Nerotal nicht mehr in der Mode, man wohnt jetzt in der Kurhausstraße oder in der Frankfurterstraße.

Das schwere silberne Kaffeeservice mit der siebenzackigen Krone auf dem Büfett ist auch nicht „ererbt", wie mir Frau Blinzler sagte. Johanna Wolf hat mit dabei gestanden, als es aus dem Nachlaß der Baronin gesteigert wurde. Wolfs hätten damals selbst gern das kronengeschmückte Silber gekauft, es kam ihnen aber doch zu teuer, und nachdem sie sich gegenseitig so in die Höhe getrieben hatten, daß der Wert des alten Silbers dem neuen gleichkam, hatte Frau Wolf nachgelassen, und Frau Blinzler bekam es. — Es ist fast kein Stück in der Wohnung, das ihr länger als zwei Jahre gehört. Es besteht keine Anhänglichkeit an Möbel. Nächstes Jahr will sich Frau Blinzler amerikanische Betten kaufen und das Schlafzimmer ganz amerikanisch und schneeweiß einrichten. Ich lese auch in der Wiesbadener Zeitung, daß die Leute sich unaufhörlich Vogelkäfige, gebrauchte Pianos, Gardinen, benutzte Möbel, Wäsche anbieten. Andre suchen gut erhaltene Pelzgarnituren oder Brillantringe zu kaufen. Frau Wolf geht auf alle Versteigerungen des Pfandhauses nach Frankfurt. Ihr großer Diamantenschmuck stammt dorther. Wer weiß, von wem Fräulein Flackus die Zobelgarnitur hat und den fürstlichen rohseidenen Abendmantel. Ich habe nie gewußt, daß man auch Sachen kaufen kann, die andre getragen haben. Ich hatte anfangs gefürchtet, Frau Blinzler würde mir Kleider von sich schenken. Mir ist der Gedanke, ein Stück tragen zu sollen, das auf eines andern Menschen Körper gesessen hat — peinlich.

Aber Frau Blinzler hat regelmäßige Abnehmer für die Straßenkleider, die Gesellschaftstoiletten verkauft sie einer armen Schauspielerin, dann kommt jedes Quartal eine Althändlerin, mit der Frau Blinzler stundenlang im Schlafzimmer verhandelt. Bei diesen Verhandlungen ist niemand zugegen. Aber die Kostüme verschwinden aus dem Haus, ehe sie abgetragen worden sind. Ich habe eine Rechnung für Sommerhüte bezahlt, die über dreihundert Mark betrug. Aber als ich die vierstelligen Zahlen der Kleiderrechnungen sah, wunderte ich mich nicht mehr. Frau Blinzler hat einen Schneider in Frankfurt für die Straßenkostüme, die Theatertoiletten werden in Düsseldorf gearbeitet, die Matinees bezieht sie aus dem Bon marché in Paris. Sie kann sich einen Nachmittag lang damit beschäftigen, ein neues Kostüm auszudenken. Die Unterredungen mit dem Frankfurter Schneider nehmen oft zwei Tage in Anspruch, und wenn wir in einen Hutladen gehen, kommen wir vor zwei Stunden nicht wieder heraus. Wenn man bedenkt, daß der Tag für Frau Blinzler erst dann beginnt, wenn sie „soigniert", „massiert" und „frisiert" ist, also um zwölf Uhr, so kann man verstehen, daß er rasch herumgeht, und es scheint, daß die Tatsache hier nicht schmerzlich empfunden wird: „Gott, wann m'r in der Leihbibliothek abonniert is, gehn einem die Nachmittage so schön schnell erum," oder: „Ich geh heut mittag ins Kurhaus un abends in ‚Aida'. Da wird einem doch der Dag nit so lang" — höre ich immer. Johanna erzählte mir, es gäbe hier eine Gesellschaft „Die lustigen Witwen", dazu gehöre auch ihre Mutter, und Frau Blinzler sei früher auch dabei gewesen, habe sich dann mit einer Witwe gezankt und sei ausgetreten. Seit Frau Blinzler „semmlere", wäre sie viel langweiliger wie früher. Aber sie dürfe mir nichts sagen. Ich hoffe, daß Johanna dieses Versprechen hält. Nichts ist mir peinlicher als das Vertrauen dieses Mädchens. Ich will keine „Ge-

Digitized by Google

schichten" wissen von „früher". Ich kann mich nur an das halten, was ich heute sehe, und ich habe bis jetzt noch nichts bemerkt, was geradezu ungehörig wäre. Frau Blinzler fällt auf, ihr schönes gemaltes Gesicht, das rote Haar, die raffinierte bunte Eleganz ihrer Toiletten . . . Ich bemerke, wie die Herren sich nach ihr umdrehen und die Damen die Köpfe recken, wenn wir vorüberfahren. Sie sonnt sich in diesem Triumph und scheint zufrieden. Sie hat so viele Sorgen, so viel zu tun, zu denken, sich zu ärgern, es gibt Szenen mit dem Frankfurter Schneider, Auseinandersetzungen mit der Putzmacherin, Rechnungen, die das Doppelte von der abgemachten Summe betragen. Ich führe die Korrespondenz. Die ersten Briefe an mich hat Fräulein Flackus geschrieben, wie ich von Johanna erfuhr. „Frau Blinzler schreibt e ganz ordinäre Pfot," sagte Johanna. „Sie hat bloß feines Papier. Mit ihrer Schrift kann sie nit renommiere!" Ich bitte Johanna jedesmal, solche Aeußerungen zu lassen, aber Johanna sagt, die andern Freundinnen sagten dasselbe von Frau Blinzler „und noch viel Schlimmeres".

Frau Blinzler hat Johanna schon verschiedene Male enttäuscht. Johanna bewundert, sooft sie zu uns kommt, den feinen resedafarbenen Siegellack, das englische Parfüm und das Briefpapier. Aber noch nie hat Frau Blinzler etwas davon hergegeben. Johannas Mutter gibt kein Geld für Briefpapier und Zubehör aus. Wolfs schreiben blaue Stadtkarten oder Ansichtskarten, wovon man bei Wronkers für zehn Pfennig zwanzig Stück bekommt. Es war tragisch, zuzusehen, wie Frau Blinzler neulich ihre Kiste aus Straßburg von Olivier vor Johannas hungrigen Augen auspackte.

„Marrons glacés, kandierte Erdbeeren, Truffes, verzuckerte Veilchen, glasierte Nüsse" — —

Neun Pfund läßt sie immer kommen. Es ist gut, daß ich mir nichts mehr aus Süßigkeiten mache, die vegetarische Kost wirkt doch erzieherisch auf mich, sonst müßte ich vor Verlangen vergehen, denn ich habe von diesen Süßigkeiten stets bloß die Hülsen gesehen, angeboten hat sie mir nie ein Stück, sie verschwinden wie die Toiletten hinter den Kulissen.

Hin und wieder ist Frau Blinzler guter Laune, dann bestellt sie den Wagen, ladet Wolfs oder Fräulein Flackus ein, und wir fahren nach der Platte, einem Jagdschloß, das hoch oben im Taunus liegt, oder hinaus nach der „Fischzucht", um Kaffee zu trinken. Die Wälder sind herrlich, die Wege gepflegt, geebnet, überall Bänke, Wegweiser, Schilder mit Ermahnungen und höflichen Bitten um Schonung der Anlagen. Es ist eingeführt, daß jede von uns ein Paket Kuchen mitzubringen hat, das wir dann beim Kaffee enthüllen und austauschen. Auf dem Heimweg werden Lieder gesungen, Frau Blinzler hat eine helle Sopranstimme, und selbst die älteren Damen singen hier gerne, sie kennen alle Volkslieder, auch die Gassenhauer und die Couplets der letzten Operetten oder die Lieder des Kölner Karnevals mit sämtlichen Versen. Oft fällt auch der Kutscher ein und singt mit.

Wenn ich hoffte, oft in das Theater zu kommen, so habe ich mich geirrt. Frau Blinzler hat einen festen Platz im Parkett, neben Wolfs. Alle drei Tage ist „ihr Tag". Einen Platz für mich zu nehmen, käme ja zu teuer, und so komme ich nur zuweilen hin, wenn Frau Blinzler keine Lust hat, zu gehen. Wir haben sonst einen verschiedenen Geschmack, aber gerade die Stücke, die ich gerne sähe, sieht sie auch gerne. Ich komme in „Undine", in den „Freischütz", den „Bajazzo" und zuweilen in abgestandene französische Einakter. Johanna wird an diesen Abenden auch ins Theater geschickt. So treffe ich sie stets dort. Sie hat mich gebeten, sie Johanna zu nennen, und sie nennt mich Anne! In den Pausen geht sie an meinem Arm durch das Foyer und schwatzt von ihren Bekannten.

„Tilly ist so musikalisch. Sie will zur Bühn gehe. Ich werd Schriftstellerin." Sie weiß viel von den Verhältnissen der Künstler, aus ihrem Leben zu erzählen. Sie hat neugierige Augen, ausgezeichnete Ohren, Phantasie und Kombinationsgabe, aber letztere ist schrankenlos. Man tut wohl daran, die Hälfte von dem zu streichen, was sie sagt.

(Fortsetzung folgt)

Unsterblich

Denn meine Liebe siegte! Und der Tod,
Er geht und grollt.
Mir aber glüht ein freudig Morgenrot
Von lauterm Gold.

Mir blühte neue Hoffnung aus dem Harm
In später Nacht:
Nun halt' ich meinen ersten Sohn im Arm,
Er weint und lacht.

Er lebt! Da geht der Tod und wandert fern
Und ewig weit.
Mir aber glänzt der helle klare Stern:
Unsterblichkeit!

Ewald Gerhard Seeliger

Digitized by Google

Missionsversammlung. Nach einem Gemälde von Anna Ancher

Digitized by Google

Digitized by Google

Phot. Mannelli

Palazzo Pitti in Florenz, erbaut von Brunellesco (Beispiel des Rustikabaus)

Der italienische Renaissancepalast

Von

W. Hörstel

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Aus der Baukunst der Renaissance schöpfen noch heute die zivilisierten Völker als aus einer unvergänglichen Quelle der Schönheit und des Maßes. Naturgemäß aber fiel auch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert kein Meister vom Himmel und der Uebergang von der Gotik — die in Italien übrigens im Gegensatz zum Norden mehr dekorative als konstruktive Bedeutung gehabt hatte — zum neuen Baustil vollzog sich nicht über Nacht. Ihre allmähliche Verdrängung, der Kampf zwischen dem Alten und Neuen charakterisiert das fünfzehnte Jahrhundert, bis dann gegen dessen Ende die volle Blüte der Renaissance aufbricht, um nach einigen Jahrzehnten wieder zu welken, wie es nun einmal Blumenlos ist.

Ohne Frage ist die gotische Architektur viel malerischer als die der Renaissance. Wer die gotischen Palastfassaden, namentlich Venedigs, dieses Dorados der Dekoration, wer etwa die Cà d'Oro mit den Florentiner Renaissancefassaden vergleicht, dem müssen diese wie eine magere Zeichnung neben einem phantasievollen, farbenglühenden Gemälde erscheinen. Gotik und Renaissance verhalten sich zueinander wie Poesie und Logik, wie ein Gedicht zu einem Rechenexempel, denn in der Tat machten die Neuerer aus der Baukunst mehr und mehr einen Zweig der Geometrie. Treffend hat Burckhardt gesagt: „Die gotische Baukunst war lauter Rhythmus der Bewegung, die der Renaissance ist Rhythmus der Massen; dort sprach sich der Kunstgehalt im Organismus aus, hier liegt er wesentlich in den geometrischen und kubischen Verhältnissen." Die Symmetrie schwingt nun das Zepter, sie ist die Herrin und sie führt ein strenges Regiment, sie hält die Dekoration, die bisher ihre dienende Stellung häufig vergessen und sich eingebildet hatte, um ihrer selbst willen da zu sein, in strenger Zucht, so daß die zuvor so Ausschweifende nun in häuslicher Zurückgezogenheit lebt und sich kaum noch auf die Straße wagt.

An den Resten der alten Römerbauten hatten die Neuerer es gelernt, alle Kraft auf einen Punkt zu konzentrieren und mit den einfachsten Mitteln die größten Wirkungen zu erzielen. Keineswegs aber ahmten sie die klassischen Vorbilder sklavisch nach, sie kopierten nicht, sondern schufen selbständig Neues und warfen ihren eignen Schöpfungen nur ein antikes Gewand, eine altrömische Toga, über. Wenn sie auch in Rom die Reste der antiken Bauwerke bis zu den Fundamenten hinab nachmaßen und die um 1430 aufgefundene Schrift ihres Vitruv, des Bautheoretikers des augusteischen Zeitalters, eifrigst studierten, so bedienten sie sich der antiken Bauformen doch lediglich zum Ausdruck ihrer eignen Ideen und sprachen ihre Baugedanken — ich möchte sagen — in lateinischer Sprache aus.

Digitized by Google

Phot. Mannelli

Palazzo Vecchio in Florenz, erbaut von Arnolfo di Cambio
(Beispiel der mittelalterlichen Stadtburg in Italien)

Digitized by Google

Phot. Alinari

Laterne am Palazzo Strozzi (Florenz)

ihrer Rivalen zu übertreffen und ihrem Namen ein unvergängliches Denkmal zu errichten.

Nicht Rom, sondern Florenz ist die Wiege der neuen Architektur, und wie im ältesten Rom die Etrusker, so werden nun ihre Nachkommen, die Toskaner, die Baumeister der Tiberstadt, ja eine Zeitlang ganz Italiens. Der Kolumbus der neuen Baukunst ist Brunellesco (1379 bis 1446), der Schöpfer der Domkuppel und des Palazzo Pitti in Florenz. Luca Pitti wollte mit diesem Palaste die verhaßten Medici übertrumpfen und einen Palasthof haben, in dem der bewunderte Palast seines Rivalen bequem Platz finden könnte. Arnolfo di Cambios burgartiger Palazzo Vecchio, „das Wahrzeichen der kämpfenden bürgerlichen Freiheit", hinter dessen Mauern die Signoria von Florenz getrost eine Belagerung aushalten konnte, hat die Architekten der Florentiner Renaissance mit seinem riesigen Mauerwerk und dem Verhältnis der wenigen Fensteröffnungen zu den gewaltigen Wandflächen jahrzehntelang beeinflußt, wie die Paläste vom Palazzo Pitti bis zum Palazzo Strozzi beweisen.

Auf jeglichen Schmuck verzichtend, lediglich durch seinen kolossalen Maßstab, durch die gewaltigen, aber harmonischen Verhältnisse wirkend, zwingt der auf einem Abhang des Boboliügels sich frei dem Blick darbietende, gewaltige Pitti-Palast den Beschauer zu staunender Bewunderung; denn in seinem Ernst und seiner düstern Größe ist er ein Ausdruck felsenfesten Willens und erhabener Majestät. Aus den Brüchen von Fiesole sind seine Quadern gebrochen, die, in der Mitte roh belassen und nur an den Kanten und Fugen geglättet, an die altetruskischen Mauern erinnern. Diese Rustikafassaden ertrugen natürlich keine Bemalung, und ihre Schöpfer verschmähten auch sogar eine ins Auge springende Gliederung, zum Beispiel eine Hervorhebung des Mittelbaues durch Umrahmung mit Flügeln. Eine gerade Linie bildet die lediglich durch sich selbst wirkende Fassade des Pitti-Palastes, und doch sagte schon Vasari, daß die toskanische Architektur nie Reicheres und Großartigeres geschaffen habe. Die Geschosse sind mit Galerien gekrönt, die großen Bogenfenster 6,46 Meter hoch und 4,72 Meter breit, die riesigen Bossagequadern nach Rebtenbacher bis zu 8½ Meter lang und an einzelnen Stellen des Erdgeschosses so weit vor dem Mauergrund vorspringend, daß man bei Regen unter ihnen Schutz findet. In den oberen Stockwerken sind die Vorsprünge geringer.

In den gewaltigen Dimensionen, die der Bau heute aufweist — die Breite der beiden Untergeschosse beträgt 205, die des obersten Stocks 107 Meter bei einer Höhe von zirka 36½ Metern —,

Phot. Alinari

Hof des Palazzo Massimo delle Colonne in Rom (Baldassare Peruzzi)

Digitized by Google

Palazzo Farnese in Rom (Hochrenaissance)

hatte ihn Luca Pitti trotz seines Ehrgeizes weder geplant noch Brunellesco entworfen noch Luca Fancelli ausgeführt. Seine Fassade hatte nur eine Breite von 60 Metern mit sieben Fenstern, und die Verschwörung der Bergpartei gegen Piero de' Medici, in die Luca Pitti verwickelt war, wie die traurige Rolle, die er nach der Entdeckung spielte, hemmte die Vollendung des nur bis zum Gesims des ersten Stockes aufgeführten Palastes. Erst nachdem Bonaccorso Pitti diesen an Eleonore von Toledo, die nachmalige Gemahlin Cosimos I., verkauft hatte, und so der Bau Luca Pittis in die Hände der gehaßten Familie übergegangen war, wurde er allmählich erweitert. Die Fassade erhielt ihre jetzige Ausdehnung durch Alfonso Parighi (seit 1620), die Seitenflügel aber kamen erst im achtzehnten Jahrhundert hinzu. Seit Cosimo residierten hier die Fürsten Toskanas, und heute ist der Palazzo Pitti königliches Schloß und wegen der weltberühmten Gemäldegalerie im obersten Stock seines linken Flügels in den Wintermonaten vom internationalen Fremdenstrom durchflutet.

Die Ausführung des Hofes übertrug Cosimo, da Brunellescos Zeichnung verloren gegangen war, Bart. Ammanati, der von 1558 bis 1570 die dreistöckige Halle aufführte, deren Bogen von Pfeilern mit dorischen, ionischen und korinthischen Rustikahalbsäulen getragen werden. Diesem Wechsel der Säulenordnungen werden wir in den Palästen der Renaissance noch mehrfach begegnen; er hatte sein klassisches Vorbild im Kolosseum.

Bei Michelozzos Palazzo Riccardi finden wir eine Abstufung und Abschwächung der Rustika in den auch an Höhe abnehmenden Stockwerken. Nur das Erdgeschoß ist in rauher Rustika erbaut, und in ihm haben wir vielleicht eine Erinnerung an den Entwurf Brunellescos, den Cosimo der Alte als zu kostspielig und zu großartig abgelehnt hatte, weil er fürchtete, dadurch nicht den Ruhm, die Stadt verschönt zu haben, sondern den Neid seiner Mitbürger zu ernten. Brunellesco soll sein Modell in Stücke geschlagen haben, vermutlich war es dem Palazzo Pitti ähnlich. Später erwarben und erweiterten die Riccardi diesen Mediceerpalast, doch ließen sie Michelozzos Hallenhof, das Vorbild zahlreicher Palasthöfe — z. B. des Palazzo Piccolomini in Siena und des Palazzo Strozzi —, unberührt.

Diese eleganten Höfe stecken gleich überraschend seinen Nüssen in der rauhen Schale jener Paläste. Sie sind ursprünglich von Säulen-, in späterer Zeit von Pfeilerhallen umgeben und oft aufs reichste dekoriert. Die Säulen sind zum Teil antik, die Kapitäle vielfach mit dem bauherrlichen Wappen ich möchte sagen gestempelt, das auch sonst so oft wie möglich angebracht wird. Anfangs überwiegt die korinthische Ordnung, später die dorische. Das Gebälk oder der Rundbogen ruhen entweder direkt auf der Säule oder auf einem Architrav. Was für ein Kontrast zwischen den burgartigen Fassaden und den in olympischer Heiterkeit den Besucher empfangenden Höfen mit ihren Säulen und reich dekorierten Loggien!

Vasari nennt den Schöpfer des Palazzo Riccardi, Michelozzo, den ersten, der einen Palast im modernen Stil erbaut habe, ein Lob, das zum Teil auf das Konto der veränderten Zeitverhältnisse zu setzen ist, da die Patrizier des Quattrocento nicht mehr wie die Parteihäuptlinge der früheren Jahrhunderte eine Palastburg, sondern ein stattliches Haus mit geräumigen, hellen Empfangs- und Festsälen nötig hatten. Viel mehr aber haben Alberti und Rossellino mit dem Palazzo Rucellai in Florenz und dem

Digitized by Google

Palazzo Piccolomini in Pienza den veränderten Zeiten Rechnung getragen, die Fassaden heiterer gestaltet und Luft und Licht in vollen Strömen durch zahlreichere und breitere Fenster den Zimmern zugeführt. Alberti, der florentinische Vitruv, der Verfasser eines epochemachenden Buches über die Baukunst, ermäßigte die Rustika und gliederte am Palazzo Ruccellai die bisher nur durch ihre horizontalen Linien mächtig wirkenden Fassaden vertikal durch freilich nur schüchtern sich hervorwagende Pilaster. Ganz ähnlich ist der für Papst Pius II. erbaute Palazzo Piccolomini in Pienza von Rossellino, dem vielfach auch der Palazzo Ruccellai zugeschrieben wird.

Der Einfluß dieser beiden Paläste ist an der Fassade der Cancelleria in Rom leicht zu erkennen; in Florenz aber feierte die ursprüngliche strenge und rauhe Rustika noch einen höchsten Triumph im stolzen Palazzo Strozzi. Seine drei Fassaden — den Palast nach allen vier Seiten freizulegen, war wegen der übertriebenen Forderungen der Nachbarn unmöglich — sind durch einfache Gurtgesimse gegliedert, auf denen unmittelbar die durch eine Säule geteilten Bogenfenster ruhen. Eine Steinbank umzieht den Palast. Bei den Palästen dieser Art bekommt das Dachgesims, neben dem sich das Sparrendach behauptete, als Abschluß des ganzen Baues und diejenige horizontale Linie, bei welcher der Künstler am freiesten schalten konnte, eine ganz besondere Bedeutung. Am Palazzo Strozzi hat es ein Vierzehntel der Fassadenhöhe, steht also in einem weit richtigeren Verhältnis zu ihr wie am Palazzo Riccardi, wo es mit 3 Metern den achten Teil der Gesamthöhe ausmacht. Nach Vasari hat Cronaca es nach einem antiken römischen Gesimsstück in trefflich gelungener Vergrößerung entworfen, es hat indessen Aehnlichkeit mit dem des Palazzo Piccolomini in Pienza und wurde leider nur teilweise vollendet, obwohl Filippo Strozzi alle nur denkbaren Vorsichtsmaßregeln in seinem Testament getroffen hatte, damit seine Erben den von Benedetto da Majano 1489 begonnenen Bau zu Ende führten.

Toskana galt nun im Quattrocento als die Quelle der Architekten; die Florentiner Baumeister waren schnell in ganz Italien begehrt, und mancher sandte auch Zeichnungen in die Ferne. In Toskana begegnen wir ihnen außer in Pienza namentlich in Siena. Dieses Nürnberg Italiens, die Stadt der Gotik, sah nun herrliche Frührenaissancepaläste erstehen, so den heute als Postamt dienenden Palazzo Spannocchi mit seinen kühnen Hofhallen und den noch imposanteren, aus Travertinquadern aufgeführten Palazzo Piccolomini, dessen Gesims und Säulenkapitäle schon früh einen Ruf hatten. Außerhalb Toskanas gefiel mehr die treffliche innere Einrichtung der neueren Bauten als die Rustikafassade. Oberitalien blieb seinem Backsteinbau, Venedig lange seiner Inkrustation mit verschiedenen Marmorarten und farbigen Steinen und seiner Vorliebe für reiche Dekoration treu und hielt am längsten an den Dekorationsmitteln der Gotik fest. Vereinzelt begegnet uns freilich die Rustika auch hier, so am Erdgeschoß des Palazzo Corner-Spinelli; ferner sehen wir sie an einigen römischen Palästen und selbst in Bologna, der Stadt der Bogengänge, der „Lauben", am Erdgeschoß des Palazzo Bevilacqua, unter dem keine Bogenhalle hinwegführt, und zwar sind hier wie am Palazzo dei Diamanti in Ferrara die Quadern fassettiert. Bei andern Fassaden flüchtete sich die Rustika in die Ecken und die Fenster- und Türrahmen, zuerst wohl am Palazzo Guadagni in Florenz.

Phot. Lombardi, Siena

Palazzo Piccolomini in Pienza (Anfänge der Vertikalgliederung der Fassade)

Digitized by Google

Nachdem so in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts die Rückkehr zu den antiken Bauformen vollzogen und die Baukunst gereizt war, sieht nun die erste Hälfte des sechzehnten die Blütezeit der Baukunst. „Die Richtung, welche die Architektur der Hochrenaissance einschlug, ging durchaus auf das Einfach-Große, auf eine engere Verkörperung des Gebäudes mit den strenger und kräftiger behandelten antiken Säulenordnungen," sagt Burckhardt. Aller Nachdruck wird auf die Wirkung des Ganzen gelegt, die einzelnen Glieder dem Gesamtbilde völlig

Phot. Alinari

Palazzo Grimani in Venedig (Michele Sanmicheli)

untergeordnet, das Detail daher noch mehr vereinfacht, womit freilich der letzte Rest von Poesie schwindet, der den Bauten der Frührenaissance als Erbschaft des Mittelalters noch anhaftete. Schon aus den Fenstern blickt uns die vorgegangene Veränderung entgegen. Vergeblich suchen wir das Säulchen, das sie teilte, vergeblich die Bogenform und den Umrahmungsbogen und finden statt dessen rechtwinklige Fenster mit kräftigen Brüstungen aus Pilastern, Halbsäulen und bald geradlinigen, bald krummen Giebeln. Noch stärker hebt sich der in der Form ähnliche Rahmen der Tür ab. Als weitere Neuerung treten zwischen und neben den Fenstern Nischen auf, oft mit Statuen und immer mit prächtiger Schattenwirkung.

Bramante hatte in seiner Jugend ohne Frage die nachhaltigsten Anregungen durch den wegen seiner Harmonie, seines herrlichen Hofes und seiner Dekoration vielbewunderten Herzogspalast in seiner Nachbarstadt Urbino empfangen, eine Schöpfung des von Brunellesco beeinflußten Istriers Lucian von Laurana, die den durch Bramante vollzogenen Uebergang von der Frührenaissance zu der Reinheit des klassischen Stils mehr als irgendein andrer der geschilderten Paläste vorbereitete. Bramante durchdrang seine Bauten noch mehr mit klassischem Formensinn als Brunellesco; er wird erst von Serlio der Wiederbeleber der klassischen Architektur genannt. Ihm namentlich dankt es Rom, wenn es im sechzehnten Jahrhundert in die im fünfzehnten von Florenz eingenommene Stelle einrückt, doch sind es auch jetzt keine Romani di Roma, sondern Mittel- und Norditaliener, die nun die herrlichen Bauten dort aufführen, darunter immer noch manche Toskaner. An Toskana erinnert die aus Travertinquadern des Kolosseum erbaute Fassade der Cancelleria, und zwar an den Palast Ruccellai in Florenz und den Palazzo Piccolomini in Pienza, wenn an ihr auch die zur vertikalen Gliederung dienenden Pilaster paarweise verwendet sind. Dagegen wird der klassische Palazzo Castellesi, später Giraud und heute Torlonia, mit seiner ähnlichen, aber die Cancelleria doch weit übertreffenden Fassade mit Recht auf Bramante zurückgeführt und ebenso der Hof der Cancelleria mit seinen an Formenreinheit und Perspektive jeden Vergleich vertragenden Hallen. Die vertikale Linie in den beiden offenen Untergeschossen wird im dritten geschlossenen Stock — vielleicht weil keine Säulen mehr vorhanden waren — durch gemauerte Pilaster fortgesetzt, was wir im Palazzo Farnese wiederfinden werden. Den Uebergang vom Säulen- zum Pfeilerhof vollzog Bramante im dreiseitigen Damasushof des vatikanischen Palastes, der durch Raffaels Loggien weltbekannt geworden ist. Raffaels Werk ist auch die Krönung der von Bramante in seiner Abmessung vom Schwereren zum Leichteren abgestuften Pfeiler der drei unteren Stockwerke mit einer Säulenloggia. Dieser Hof zeigt uns am besten Bramantes ursprünglichen Plan, denn in den übrigen Gebäuden des Vatikans ist dieser nicht mehr zu erkennen, und sein zur Verbindung des Belvedere mit dem Palast erbauter großer Hof wurde unter Sixtus V. durch die heutige Bibliothek in den Cortile di Belvedere und Giardino della Pigna zerschnitten.

Von dem Raffael der Architektur, dem Sienesen Baldassare Peruzzi, wurde 1535 eines der genialsten Bauwerke Roms aufgeführt: der Palazzo Massimo delle Colonne, dessen Fassade sich der Straßenkrümmung anzupassen hatte und daher einen Bogen bildet; aber nicht nur die Fassade, sondern auch

Digitized by Google

Portikus und Korridor, die Verteilung der Säulen und die malerischen Endnischen richten sich nach der Straßenkurve. „Peruzzi konzentrierte gleichsam die Krümmung, machte sie zum charakteristischen Motiv in Gestalt einer schönen und originellen kleinen Vorhalle, die schon in den wachsenden und abnehmenden Intervallen ihrer Säulen und in ihrem Abschluß durch zwei Nischen diese ihre außergewöhnliche Stimmung ausspricht." (Burckhardt.) In den beiden oberen Stockwerken verzichtete er auf Säulen und belebte sie durch die Art der Verteilung der Fenster und Mezzanine (Halbgeschosse).

Welcher Gegensatz zum Palazzo Farnese, dessen Erbauer weder durch Rücksichten auf den Bauplatz noch auf das Portemonnaie gebunden waren! Ein quadratischer Würfel von außen, daher auch Dado Farnese genannt, wurde er von Michelangelo durch ein herrliches Kranzgesims gekrönt. Antonio da San Gallo, der für den Kardinal Alexander Farnese diesen Palast begann und nach dessen Papstwahl (Paul III.) weit großartiger als ursprünglich geplant war, fortführen mußte, benutzte für den Hof den quadratischen Hof des Marcellustheaters als Vorbild, aus dem wie aus dem Kolosseum ein Teil des Baumaterials entnommen wurde. Die offenen Pfeilerhallen dieses in Wahrheit königlichen Hofes haben im Untergeschoß dorische, im zweiten ionische Halbsäulen, die Michelangelo im, später zugemauerten, dritten durch korinthische Pilaster fortsetzte. Eine Zierde des Palastes ist auch das dreiteilige Vestibül mit zwölf antiken Granitsäulen und dem prachtvoll kassettierten Tonnengewölbe.

Die neapolitanischen Bourbonen kamen durch Erbschaft in die beneidenswerte Lage, glückliche Besitzer dieses Wunderwerks der Renaissance zu werden. Kürzlich ist der Palast Eigentum Frankreichs geworden, dessen Gesandtschaft und archäologisches Institut schon längere Zeit dort ihren Sitz hatten, gerade wie die österreichische Gesandtschaft beim Vatikan im Palazzo di Venezia, der aus dem Besitz des Papstes Pius IV. durch Tausch in den der Republik Venedig überging und 1797 an Oesterreich fiel.

Nur durch seinen Namen erinnert dieser der Uebergangszeit von der Gotik zur Frührenaissance angehörende düstere, kolossale Palast mit seinem Portalgiebel, seinen Zinnen und seinem Renaissancehof an die Zierbauten Venedigs, die mir immer vorkommen wie ins Freie getragene Prunkmöbel aus einem Märchenschloß und die zum Teil auch wirklich zur Illustration orientalischer Märchen dienen könnten. Freilich kann man auf den Inselchen und Holzpfählen keinen Palazzo di Venezia oder gar Pitti erwarten, und da man auf engem oder künstlich dem Wasser abgerungenem Untergrunde bauen mußte, die Wunder des Morgenlandes kannte und ebenso reich wie prachtliebend war, baute man in den Lagunen wahre Schmuckkästchen. Der Baustil ist eigenartig und weist byzantinische, arabische und gotische Einflüsse auf. Ueber der Eutrata liegt ein Zwischenstock (mezzana) für die Dienerschaft, im Hauptgeschoß die Säle, in der Mitte der große Saal mit einer Loggia (pergola), im zweiten Stock die Küche und die Schlafzimmer, darüber sieht man oft noch ein Halbgeschoß. Die Fassade liegt immer

Pfeiler- und Säulenanordnung im Hof des Palazzo Farnese in Rom

Digitized by Google

Phot. Alinari

Die Riesentreppe im Hof des Dogenpalastes in Venedig (Beispiel einer monumentalen Treppenanlage)

dem Kanal zugekehrt, vor ihr schauen Pfähle in den Farben der Palastherren zum Befestigen der Gondeln aus dem Wasser, wie in Toskana Eisenringe zum Anbinden der Pferde am Erdgeschoß angebracht sind. Der Tür nach dem Kanal zu entspricht auf der Rückseite eine zweite nach der Gasse oder dem Platz sich öffnende; denn jedes venezianische Haus ist auch auf dem Landwege erreichbar.

In Venedig konnte man es nur schwer verstehen, daß die schönste Dekoration eines Palastes seine Architektur selbst sein sollte, aber doch fand auch hier die neue Baukunst Eingang, selbstverständlich aber nicht in der Form der Florentiner Frührenaissance. Man vergleiche nur den 1481 von Pietro Lombardo erbauten Palazzo Vendramin — in dem am 13. Februar 1883 Richard Wagner starb — mit den Florentiner Rustikapalästen. Das Erd- oder richtiger Wassergeschoß mit korinthischen Pilastern trägt zwei in festlicher Heiterkeit strahlende Stockwerke, in denen neben den großbogigen, fäulengeteilten Fenstern und den sie trennenden korinthischen Halbsäulen die Mauerfläche fast verschwindet. Aus weißem Marmor sind die Pilaster, die üppig dekorierten Gesimse, Friese und das Kranzgesims, und hier tritt zum erstenmal an der Fassade statt des Pilasters die weit vortretende und prächtigen Schatten werfende Halbsäule auf, ebenso wie Venedig das erste Beispiel einer sich deutlich vom Bau abhebenden monumentalen Treppe bietet. Es ist das die 1485 begonnene, nach den Mars- und Neptunstatuen benannte Scala dei Giganti im Hof des Palazzo Ducale, dem einzigen großen Palasthof der Lagunenstadt, gleich der Rückfassade ein Werk Rizzos, „des Lockenkopfs“, und von A. Vittorio reich dekoriert.

Wenn ich noch die Scala d'Oro, das Werk Sansovinos, des nach dem Sacco di Roma nach Venedig gekommenen Toskaners, erwähne, so habe ich den Künstler genannt, der im sechzehnten Jahrhundert mit dem Veroneser Sanmicheli und dem Vicentiner Palladio die höchste Blütezeit der venezianischen Renaissancearchitektur heraufführte. Sie verbinden ein tiefes Verständnis der Antike mit schöpferischer Genialität und Kraft und mit dem höchsten Schönheitsgefühl. Sanmicheli verleugnet als Militäringenieur die künstlerische und als Architekt die militärische Ader nicht, bevorzugt daher, fern von dem Raffinement der venezianischen Dekoration, gleich Bramante, die dorische Ordnung und behält die Rustika wenigstens für das Erdgeschoß bei, nimmt ihr aber alle Strenge durch die wie ein freundliches Lächeln auf ihr thronenden heiteren Obergeschosse. Diesen Typus trägt der Palazzo Bevilacqua in seiner Vaterstadt Verona und der Palazzo Grimani in Venedig, an dessen weite Bogenfenster sich die Ueberlieferung knüpft, der Bauherr habe mit ihnen einen Rivalen ärgern wollen, indem er seine Fenster größer gebaut habe

Digitized by Google

als jener sein Portal; doch nehmen ja bei all diesen Palästen die Fenster fast die ganze Breite der Hauptgeschosse ein. Sansovinos Meisterwerk ist die Libreria — heute ein Teil des königlichen Palastes —, die schon Palladio für den reichsten und am schönsten ornamentierten Bau seit dem Altertum hielt: „Il più ricco ed ornato edificio che forse sia stato fatto dagli antichi in qua." Dieses Wort gilt noch heute. Burckhardt nennt jene Libreria „das prächtigste profane Werk des modernen Europa, eine der glänzendsten Doppelhallen auf Erden, wenn nicht die glänzendste". In der unteren Pfeilerhalle hat ihr Schöpfer die dorische, in der oberen die ionische Ordnung verwendet, aber durch sein eignes Leben die antiken Formen neu belebt. Burckhardt malt sich den Eindruck dieser schönsten aller Bibliotheken auf die dekorationsfrohen Venezianer aus, die sich an der grandios-energischen Behandlung der Halbsäulen und Gesimse, an dem derben Schattenschlag der Gliederungen, besonders aber an dem ungeheuern Reichtum des Figürlichen gewiß nicht satt sehen konnten.

Aus der Baugeschichte ist der Einsturz des unfertigen Deckengewölbes in der Nacht des 18. Dezember 1545 interessant. Zwar war dadurch kein Menschenleben vernichtet, aber großer Schaden verursacht, und obwohl die Einwirkung ungewöhnlich starken Frostes auf den frischen Kalk und die ganz in der Nähe der Piazzetta abgefeuerten Salutschüsse eines aus Beirut einlaufenden Schiffes zu dem Unfall beigetragen haben mochten, wurde Sansovino doch als Sündenbock ins Gefängnis gesteckt, wie man es in unsern Tagen nach dem Einsturz des Markusturms am liebsten auch mit dem betreffenden Minister gemacht hätte — und erst auf die Fürsprache mächtiger Gönner freigelassen, aber zu einer Geldstrafe von 1000 Skudi und zum Verlust seiner Stellung als Protomastro der Republik — Regierungsbaurat — verurteilt. In der Erwägung jedoch, daß sie damit sich und ihrem Venedig am meisten schadeten, schossen ihm die Prokuratoren jene Summe vor und setzten ihn im November 1546 wieder in sein Amt ein.

Von welchem Einfluß dieser Bau war, das sehen wir nicht nur an den „Neuen Prokuratien", sondern auch an einer Anzahl von Privatpalästen.

Von Palladios Bauten seien nur die prachtvollen Säulenhallen des Palazzo della Ragione in Vicenza erwähnt; da wir ihm bereits bei der Betrachtung der italienischen Renaissancevillen begegnet sind, sei dieses Sternes der Hochrenaissance, der wie ein Komet den Bahnen der altrömischen Baukunst folgte, für heute nur kurz gedacht, um damit auch von unserm Thema Abschied zu nehmen.

Phot. Alinari

Palazzo Bevilacqua in Verona, erbaut von Michele Sanmicheli

Digitized by Google

Die donnernde Echse, das größte aller jemals geschaffenen Landtiere

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Natur hat es gewollt, daß von ihrer ungeheuern Jahrmillionenarbeit, in der sie das Lebendige schuf und bis zum Menschen hinauf entwickelte, überall Spuren blieben; sie hat tief in den Gesteinsschichten der Erdrinde ein unverwüstliches Archiv ihrer eignen Geschichte angelegt, Blatt auf Blatt fügte sie sorgfältig aneinander, und von allem Gewächs und Getier, das einstmals die Erde bevölkerte, konservierte sie auf wunderbare Weise einige Exemplare und legte sie mit in das gewaltige Buch der Erdgeschichte. Die Pharaonenmumien, die wir aus fünftausend Jahre alten Steinsärgen hervorholen, sind von gestern gegenüber diesen aus ihren Gräbern auferstehenden Zeugen uralter Naturentfaltung. Freilich sind die Blätter des großen Buches im Laufe der vorbeirauschenden Zeitalter nicht so glatt liegen geblieben, wie sie einstmals übereinander gelegt worden waren. Wir finden im Gebirge die Schichten zerknüllt, eben gerade wie ein Buch, das zwischen Rücken und Schnitt zusammengedrückt worden ist. Da ist es denn begreiflich, daß viele von den aufbewahrten Mustern nachträglich wieder zertrümmert wurden, namentlich wenn es sich um größere Gegenstände handelte. Deshalb aber hat die Natur solche Archive in größter Zahl rings um die Erde herum vergraben, die an sich übereinstimmend lauteten. Wir neugierigen Menschen, die doch natürlich gern wissen möchten, wie es früher einmal in dieser unsrer planetarischen Wohnung ausgesehen hat, die wir heute als unser Eigentum ansehen, während wir doch auch nur eine der Mietsparteien sind, die

Becken und Hüftbein des Dinosaurus im Gewicht von vielen Zentnern

Digitized by Google

Ein Vergleich

kommen und gehen mit einem der nächsten Weltquartalswechsel, wir versuchen es seit kaum mehr als einem Jahrhundert, hie und da ein abgerissenes Stück von einem solchen Archivblatte herauszugraben, und müssen nun, um den Urtext zu lesen, von den verschiedensten jener identischen Archive die einzelnen Blattfetzen zusammenzulegen versuchen. Wie sehr das Stückwerk bleibt, kann man sich wohl denken.

Da war es denn ein ganz außerordentlich glücklicher Zufall, daß vor einigen Jahren (1898) ein amerikanischer Geologe im Gebiete des Felsengebirges ein vollkommen erhaltenes Skelett des riesigsten aller jemals geschaffenen Landtiere entdeckte und daß es auch gleichzeitig gelang, die gewiß nach Millionen von Mark zählenden Mittel zur Verfügung zu erhalten, die erforderlich waren, dieses Tier nun auch mit aller Sorgfalt auszugraben, in seinen einzelnen Teilen nach New York zu schaffen und dort wieder aufzustellen. Man muß bedenken, daß das Tierchen vom Kopf bis zum Schwanzende 20 Meter mißt, was einem ganz gehörigen Hause entspricht, bis zu dessen zweiter Etage sein mächtiger Rücken emporreichen würde; über $4^1/_2$ Meter ist die Höhe. Der „Schwanenhals" des reizenden Geschöpfes mißt $5^1/_2$ Meter und der Schwanz deren 9. Aus dem Inhalt dieses Schwanzes allein hätte man gewiß ein Paar Elefanten von der größten Sorte machen können. Man sieht aus unserm Bilde, daß ein Saal von größten Dimensionen dazu gehörte, um das vorweltliche Ungeheuer zu beherbergen. Und nun betrachte man seine einzelnen Teile, zum Beispiel die Rippen und Wirbel. Dem Kerl sitzt gerade ein Mensch auf dem Rücken, um an einem der Wirbel irgendeine Operation vorzunehmen. Es ist gewiß nicht zu hoch geschätzt, wenn man annimmt, daß ein Dutzend ausgewachsene Menschen leicht im Bauche dieses Untiers Platz gefunden hätten. 800 bis 1000 Kilo Nahrung wird es wohl den Tag über gebraucht haben, und es muß danach während seines ganzen Lebens gar nichts andres haben tun können als beständig zu kauen, um diese Menge von Nahrung klein zu kriegen. Denn es war offenbar ein Pflanzenfresser, wie der verhältnismäßig kleine Kopf mit den Mahlzähnen beweist. Das Tier hatte keine Reißzähne und mußte also seine Nahrung fein zerreiben wie bei uns die Kühe. Was sollte so ein Tier auch andres tun als fressen? Es war offenbar fürchterlich dumm, denn es hatte nur ein sehr kleines Gehirn zu seiner Körpergröße. Feinde, mit denen es sich hätte beschäftigen müssen, besaß es kaum, denn es war ja das bei weitem größte Tier seiner Zeit, das allein durch seine ungeheure Massenhaftigkeit unüberwindlich war, obgleich es, selbst kaum mit irgendwelcher Waffe versehen, rings von Ungeheuern umgeben war, die deren um so schrecklichere besaßen. War es auch das größte Landgeschöpf, so muß es doch wohl hauptsächlich im Wasser gelebt haben, da es sein ungeheures Gewicht doch nur äußerst schwerfällig auf dem Lande fortbewegen konnte. Ging es einmal ans Land, so mußte der Boden erdröhnen unter seinen Tritten, die ein Gewicht von vielleicht 100 000 Kilo fortzubewegen hatten. Man hat das Geschöpf deshalb wegen der ungeheuern Wucht

Vorderfuß des Brontosaurus

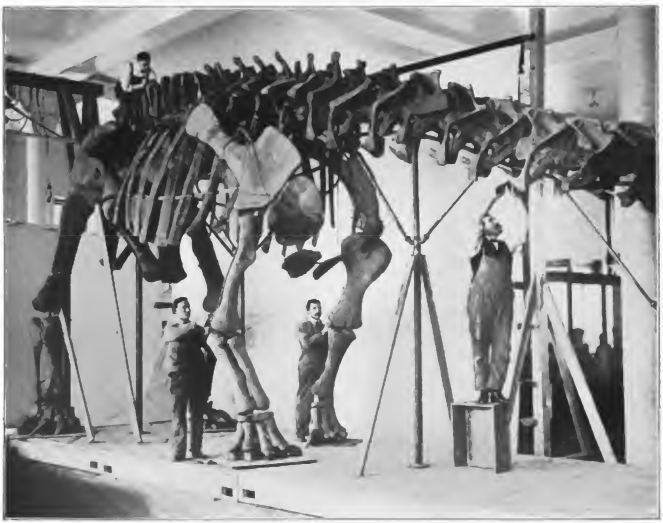
Digitized by Google

seiner Körpermasse Brontosaurus, die Donnereidechse, genannt. Der gewaltige Fuß ist hier abgebildet und ein Stiefel daneben. Man sieht, daß einer der fünf Fingernägel noch längst nicht in den Stiefel hineinpassen würde. Eine der Zehen, die nach innen stehende, also der Daumen, ist besonders stark ausgebildet, als eine Reißkralle. Das war die einzige Waffe des Untiers, und sie muß, an dem säulendicken Bein von mehr als doppelter Menschenhöhe, mit Wucht geführt, allerdings eine fürchterliche Wirkung gehabt haben. Man bedenke, daß schon ein Strauß durch einen einzigen Schlag mit seinem spitzen Nagel den Körper eines Menschen vollständig aufzuschlitzen vermag.

Ich habe schon gesagt, daß unser Vorweltriese eine Eidechse war. Der ungeheure Körper schwamm wahrscheinlich meist an der Wasseroberfläche, und das Tier konnte nun mit seinem zwei Stockwerke langen Halse sowohl tief unten zum Grunde sein „Köpfchen", Nahrung suchend, untertauchen oder es hoch aus dem Wasser emporstrecken, einer riesigen Seeschlange gleich.

Unten ist auf unserm Hauptbilde ein Modell des Tieres mit dargestellt, das zeigt, wie es in Wirklichkeit ausgesehen haben mag. Es hat danach wohl kaum eine Aehnlichkeit mit einem gegenwärtig lebenden Wesen, am wenigsten mit einer Eidechse. Eher könnte man noch an einen Dickhäuter denken, aber zu jener Zeit gab es noch gar keine Säugetiere. Diese Riesen, die Dinosaurier, waren die im Entwicklungsgange der Lebewesen damals höchststehenden Tiere. War auch, wie schon gesagt, dieser Brontosaurus der größte, so gaben ihm doch einige seiner Zeitgenossen nicht allzuviel nach, während man aus Funden einzelner Knochen von ihm selbst schließen muß, daß das hier vorgeführte, im New-Yorker „American Museum of Natural History" nach langjähriger schwieriger Arbeit glücklich wieder zur Aufersetzung gebrachte und erst vor kurzem dem Publikum zur Schau gestellte Exemplar noch keineswegs das größte seiner Gattung war. Man kann auf 30 bis selbst 40 Meter lange Kerls schließen, wirkliche wandelnde Fleischberge.

Wann mögen diese Kolosse wohl gelebt haben? Man kann das natürlich nicht mit Bestimmtheit sagen. Aber unser Geschichtsarchiv gibt uns doch auch hierüber Andeutungen. Es ist in bestimmte Kapitel deutlich eingeteilt, die man durch die Art der steinernen Blätter unterscheidet. Da nun auch heute noch die Natur beständig an diesem Archiv arbeitet und Eintragungen macht, die einmal den Geologen kommender Zeitalter viel Kopfzerbrechens machen werden, wenn sie zum Beispiel im verhärteten

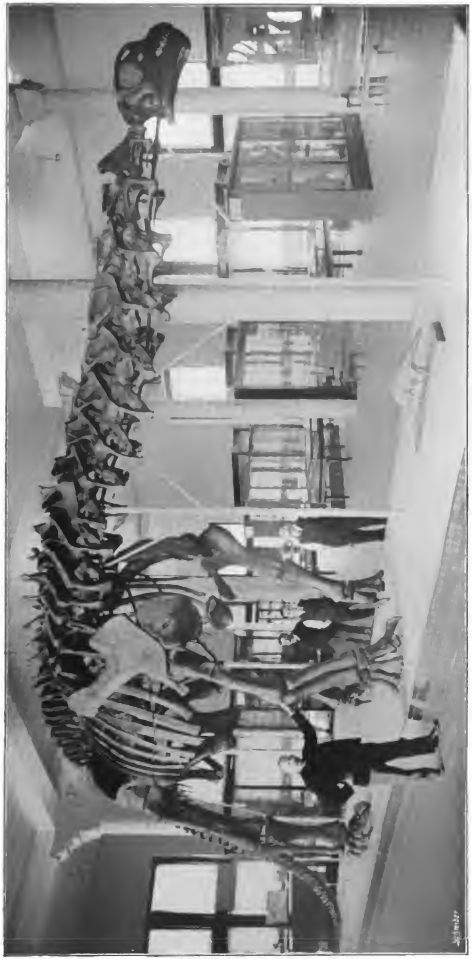


Bei der Zusammensetzung des Skeletts

Digitized by Google

Meeresschlamm der heutigen Koreastraße einige Dutzend Riesenleiber von Schiffen ausgraben werden, so kann man etwa dadurch, daß man zusieht, wie lange sie gebraucht, um ein solches Blatt vollzuschreiben, oder gar Anhaltspunkte über die Zeitdauer eines ganzen Erdgeschichtskapitels gewinnt, auch auf die Länge der vorangegangenen einen Schluß ziehen. Man kommt dabei wohl auf mindestens zehn Millionen Jahre, während welcher diese Ungetüme schon ungestört in ihren Gräbern geruht haben müssen, ehe sie menschlicher Wissensdrang wieder daraus hervorholte. Man nennt das betreffende Erdgeschichtskapitel die Sekundärzeit, oder speziell das Unterkapitel, wo diese Eidechsenriesen hauptsächlich lebten, die Juraperiode.

Damals sah es ganz anders auf unsrer lieben Erde aus als heute. Was jetzt als unscheinbares Unkraut an dunkeln Waldsümpfen wächst, Schachtelhalme und Farnkräuter, schoß damals zu Riesenbäumen auf. Die Natur schuf noch mit unbändiger Kraft; sie hatte sich noch nicht so vielseitig entwickelt wie heute und brauchte deshalb noch nicht so viele Kompromisse zu schließen. So gab es damals noch keinen Jahreszeitenwechsel, welcher der Natur heute für die Erhaltung ihrer Lebewesen viel Schwierigkeiten macht. Sie mußte deswegen die laubabwerfenden Bäume erfinden, die allein nur den Winter überdauern können, und namentlich die warm-



Das im Naturhistorischen Museum in New York aufgestellte Skelett des Brontosaurus

blütigen Tiere, die durch ihre wunderbar regulierenden inneren Heizvorrichtungen jedem wechselnden Klima sich anzupassen vermochten. Ueber die ganze Erde hinweg verbreitete sich damals dieses tropische Klima, wenigstens hat man am Nordpol wie jetzt auch am Südpol Abdrücke von immergrünen Pflanzen gefunden, also in Gebieten, wo heute höchstens noch Wiesengewächse in den wenigen Sommermonaten ihr Leben zwischen Gletschern fristen. Man findet deshalb auch die Reste jener kaltblütigen Ungeheuer in Schichten, die unsern gemäßigten Zonen angehören, wie ja auch unser Brontosaurus unter einigen vierzig Grad Breite gefunden wurde. Würde heute solch ein Kerl durch ein Wunder lebend in unsre Gegenden versetzt werden, wir brauchten uns gar nicht so sehr vor ihm zu fürchten: wenn auch alle unsre raffiniertesten Mordkünste, in denen es der Mensch so herrlich weit gebracht hat, gegen ihn versagt hätten, der nächste Winter würde ihn töten. Denn daß solch ein Tier in Winterschlaf verfallen könnte wie unsre kleinen Eidechsen, um sich als Kaltblüter über die Kalamität des Winters hinwegzuhelfen, ist ganz ausgeschlossen. Jene schrecklichen Ungetüme, die auf der Erde keine Rivalen hatten und sich deshalb so kolossal entwickeln konnten, lebten gewiß heute noch und hätten inzwischen keine höher organisierten Geschöpfe aufkommen lassen, wenn nicht der allmählich ins Land ziehende Winter mit all diesen furchtbaren Lindwürmern aufgeräumt hätte. Ihm verdanken wir deshalb wahrscheinlich den größten Fortschritt, den die Entwicklung des Lebendigen jemals erfahren hat: denn in ihm erstand diesen Rieseneidechsen ein Gegner, dessen Kräfte doch noch viel riesenhafter waren, er ließ das Große, das nur groß war und nicht auch stark und vielvermögend im Kampfe mit dem Bessern, nicht weiterwuchern und ebnete so höheren Wesen die Pforte des Lebens. Schlagen wir deshalb in den Annalen der Erdgeschichte das nächste Kapitel auf, das der Tertiärzeit, so hat sich das ganze Bild wieder vollkommen geändert und ist nun der Gegenwart viel ähnlicher geworden. Laubbäume, Blütengewächse, die vorher noch nicht da waren, weil es noch keinen Frühling gab, den sie verschönern konnten, erscheinen plötzlich und dann das reich begabte Volk der Säugetiere, ja es ist sogar möglich, daß schon ein menschenähnliches Wesen in diesem neuen schöneren Zeitalter auftrat. Aber jene Dinosaurier verschwanden plötzlich. Nur in den Tropen, die sich nun von der übrigen Erdoberfläche abteilten, blieben einige Epigonen der großen Eidechsen übrig in unsern Krokodilen und den verwandten Tieren. Bei uns halten sich einige kleinere Reptilien durch Winterschlaf. Daß jene Säugetiere, die zuerst nicht einmal sehr groß auftraten, im direkten Kampfe mit den furchtbaren Eidechsenriesen niemals die Oberhand hätten gewinnen können, ist ganz zweifellos. Die Naturgewalten allein konnten sie bezwingen.

Ulmen

Hinterlassenes Gedicht
von
Wolfgang Kirchbach

Ich bin euch so dankbar, ihr Ulmen, daß ihr grünt
Und euer Laubgewand über mich faltet,
Daß ihr blätterraschelnd über mir waltet,
Vom Frühlingsfächeln und Sonnengold gestaltet,
Daß des Glückes neu sich das Herz erkühnt.

Ich bin euch so dankbar, ihr Buchen meines Gartens,
Daß ihr grünend euer Gewand mir lüftet
Und über meine Stirne Gewandschatten gleiten
Und Kühlung, Wonne und Schutz bereiten,
Wo Blätteratem fraulich mich umdüftet.

Denn die Welt war grau und glanzlos und leer geworden,
Und wir sahen nicht die Sonne, die schien verloren,
Und wir lebten lang wie nachtgeboren,
Ins Ewig-Trübe gestaltlos hineinbeschworen,
Wie an schwarzer Unterweltströme Borden.

Frühling kam nicht und ward nicht, es stockten alle Keime,
Wollten ausschlüpfen und blieben in sich verkrochen,
Banges Warten in langen, in toten Wochen.
Zu stocken schien das Herz der Natur, gelähmt sein Pochen,
Und starblind blieb die Sonne im Wolkenheime.

Konnten je wir hoffen, wieder blühend zu grünen,
Aus Graudämmerung der Seele erneut zu erwachen?
Konnten wir glauben, es würden je wieder die Wiesen uns lachen
Und auf blauem See hingleiten wellenlösend die Nachen
Mit den Blondfrauen und Locken von Gold durchschienen?

Und nun grünet ihr doch, ihr Bäume in meinem Garten,
Und lüftet über mir eure lieblichen Spitzengewande,
Und ich lebe wohl im ewigen Zauberlande,
An des Jenseits blumigem Seeenrande,
Wo drüben lächelnd die seligsten Frauen warten.

Sie lächeln und neigen sich mit winkenden, lockenden Händen,
Sie raffen den Kleidsaum, locken sich in den Lüften,
Im Junggrün wiegen sie sanft die schwellenden Hüften,
Verhauchen die Seele in schmeichelnden Labedüften,
Schutzgöttinnen, die sich lieben, neigen und wenden.

Ich bin euch so dankbar, ihr Ulmen und Linden in meinem Garten,
Daß mein Auge aus Abgründen des Leides aufblickt
Daß es nicht mehr vor Entsetzensfratzen aufschrickt,
Ach, daß unter mir manch Blümelein zu mir aufnickt
Und drüben die seligen Frauen meiner warten.

Digitized by Google

Der Löffler läßt renovieren

Von

Viktor Fleischer

Daß der Löfflerseff der Gescheiteste nicht ist, das muß schon wahr sein, sonst hätte ihm die Geschichte nicht passieren können.

Das war aber so: einmal, als der Löfflerseff vom Felde heimkommt, sieht er, daß an dem großen Hoftor eine Latte ganz abgefault ist. Schau, schau, das darf nicht so bleiben. Läßt der Seff also den Tischler kommen, daß er den Schaden ausbessere.

So weit wäre alles in Ordnung, und man könnte deswegen nichts weiter sagen, als daß der Seff ein ordentlicher Hauswirt ist, der sein Zeug instand hält.

Dabei ist's aber nicht geblieben. Die Arbeit ist mit fünfundachtzig Kreuzern nicht zu teuer bezahlt und in dem rußgeschwärzten Tore ist halt jetzt ein weißer Streifen. In ein paar Wochen hat wohl der Staub und der Regen die Farbe wieder ausgeglichen.

Da geht einmal der Trubertfranz vorbei und fangt mit dem Seff einen Tischkurs an. Na, und wie sie so reden, meint er unter anderm, die weiße Latte sieht gar nicht schön aus, das ist ein Flickwerk. Ein Bauer wie der Löffler könnt' schon das Tor anstreichen lassen.

Das ist wohl wahr und er hat schon selbst daran gedacht, behauptet der Seff. Und läßt dann für zwei Gulden eine hellrote Farbe holen aus der Stadt. Die Arbeit kostet nichts, die kann der Knecht selbst besorgen. Streicht auch richtig das Tor an, daß es gar nobel aussieht. Nur, daß die verflixte Farbe nicht trocknen will. Der Tyras hat sich schon das ganze Fell damit verschmiert und der Rosl ihr Kleid will sich auch nimmer sauber kriegen lassen.

Nun ja, das kann schon vorkommen, das ist kein Malheur weiter. Schließlich, nachdem die Sonne ein paar Tage draufgebrannt hat, ist die Sache doch trocken. Freilich, etliche große Blasen hat die Wärme aufgeworfen, aber von weitem sieht man sie nicht, und das rote Tor nimmt sich jetzt ganz gut aus.

Beinahe möcht' man sagen, es ist zu schön für das alte Haus, meint der Seff, wenn er so davor steht.

Der Trubertfranz kommt wieder einmal vorbei, schaut sich die Sache an und sagt: Das Tor wäre schon recht, aber das alte Schindeldach auf dem Hause dabei ist eigentlich komisch. Der Löffler könnte sich schon die Ausgabe spendieren und sein Haus mit Ziegeln decken lassen.

„Das ist wahr," pflichtet der Seff bei. „Das Dach ist die Krone des Hauses, und so schäbig sollt' eine Krone nicht sein." Und lacht über den gescheiten Einfall.

Zwei Tage später sind die Zimmerleute da und richten den Dachstuhl her für eine Ziegeldecke; und dauert nicht lange, leuchtet das neue Dach im Sonnenschein. Kostet ein schönes Stück Geld, ist es aber auch wert.

Am Sonntag im Wirtshaus loben die Bauern alle den Seff, daß er das alte schmutzige Schindeldach hat wegräumen lassen.

„Nur," sagt der Ulrich, „bald's du schon mal dabei bist bei der Renovierere, hättst du dir schon sollen größere Fenster ins Haus brechen, daß es lichter und lustiger wird in der Stuben. Licht und Luft ist die Hauptsach für die Gesundheit, hat der Doktor unlängst erst gesagt."

„Das ist schon richtig," meint der Löfflerseff. „Eins nach dem andern. Das wird auch noch gemacht." — Und schreibt noch am selben Tag dem Baumeister in der Stadt eine Karte, er solle ihm einen Maurer herausschicken, der das besorgt.

Die Löfflerin ist sehr bös wegen der Schweinerei, die der Maurer ins Zimmer bringt. Alles voll Schutt und Staub, man möcht' den ganzen Tag dabei stehen mit einem Besen und kehren. So geht ein Krawall los im Hause.

Der Seff hört sich das Zanken nicht lange an, geht in den Hof hinaus und spielt mit dem Tyras. Ist ein Zufall, daß gerade wieder der Trubert vorbeigeht. Der Tyras hat noch immer die Haare verklebt von der roten Farbe.

„Das mußt abwaschen von seinem Fell," sagt der Trubert zum Seff.

„Wär' schon recht, aber mit Wasser geht's nicht."

„Natürlich nicht, du mußt schon Terpentin nehmen."

„Terpentin meinst?"

„Jawohl, anders geht's nicht."

Gut; läßt der Löffler eine Flasche Terpentin bringen. Das Zeug stinkt ganz verdammt. Der Tyras ist mit der Prozedur gar nicht einverstanden, wird unruhig, und der Knecht fährt ihm mit dem Terpentinlappen in die Augen. Das braucht sich der Tyras wahrhaftig nicht gefallen zu lassen, und er beißt den Knecht in die Hand. Darauf kriegt er einen Fußtritt, daß er gegen die Wand kollert, und am nächsten Tag ist er tot.

Die Bäuerin fängt einen Mordspektakel an, und der Seff geht ins Wirtshaus den Aerger ertränken.

„No, dein Haus, das wird immer noblicher," meint der Wirt.

„Ja," sagt der Löffler, „aber der neue Anwurf bei den Fenstern verschandelt das Ganze. Ich muß das Haus anstreichen lassen."

„Was, anstreichen! Das kann jeder arme

Digitized by Google

Schlucker; laß den ganzen Kalk runterklopfen und das Haus ganz neu verputzen. Dann sieht's aus wie ein Neubau."

Das leuchtet dem Seff ein.

Alsbald wird die Sache begonnen. Die Löfflerin wird jeden Tag wütender, daß der Bauer so herumwirtschaftet mit dem Geld. Aber er läßt sich nichts sagen und zerschmeißt in seinem Zorn vier Teller und einen Krug.

„Jetzt brauchst nur noch die Zimmer malen zu lassen," meint einmal ein Nachbar im Vorübergehen.

„Ist schon lang bestellt, wird alles hergericht," antwortet der Seff.

Aber wie nun das Haus in Ordnung gebracht ist, kommt eines Tages der Ulrich und meint: „Das ist mir ein rechter Bauer, der in einem neuen Hause wohnt und sein Vieh verkommen läßt in einem elenden Stall."

„Das brauchst mir nicht zu sagen, der Löffler weiß schon, was sich gehört. Uebermorgen fang' ich an mit dem Bauen. So ein Stall hat keiner im Dorf, als wie ich jetzt machen laß."

So ist schließlich vom alten Löfflerhof nichts übrig als der Misthaufen. Den kann man nicht renovieren lassen.

„Weißt," sagt da der Trubert, „jetzt hast du den schönsten Hof im Dorf. Sollt mich nicht wundern, wenn sie dich zum Vorsteher wählen das nächstemal."

„Meinst?"

„Ja; und ich an deiner Stell tät mir jetzt für den neuen Stall auch ein paar schöne Pferde kaufen und ein Wagel, das imponiert den Leuten."

„Das hab' ich mir schon selbst gedenkt," sagt der Seff, und gibt wieder einen Tausender aus.

Im Löfflerhaus ist bald auch alles Geschirr neu. Denn das alte haben sich die Eheleute nach und nach zerkleinert bei ihren Besprechungen. Da fällt dem Trubert noch was ganz Großartiges ein. Er geht zum Ulrich, das ist der Reichste im Dorf und seine Tochter ist das schönste Mädel im Bezirk. Zu dem geht der Trubert, bespricht die Sache, und dann fängt er wieder mal an mit dem Löfflerseff zu dischkerieren.

„Also," sagt er, „wenn ich mir das Haus so anschau und dich und dann denk, wie deine Frau ist, da muß ich schon sagen, das ist kein Weib für einen Vorsteher."

„Wie denn," meint der Seff, „der bin ich ja gar nicht."

„Kannst es aber werden. Und siehst die Frau — die paßt gar nicht 'rein in das neue Haus. Du solltest dich scheiden lassen und eine andre nehmen."

Das geht nicht, da' müßt ein Grund dazu sein, meint der Löffler, und eine andre nimmt ihn so nicht.

Ein Grund ist schon da, wenn einem die Frau die Suppenschüssel nachwirft und fortwährend Krawall macht; und eine andre tut der Trubert schon wissen.

Das müßt man sich überlegen.

Da ist nichts zum Nachdenken. Der Trubert weiß, daß der Ulrich dem Löffler gern seine Tochter geben tät ... Ist ein bildsauberes Mädel, die Anne.

Das muß schon wahr sein, nur das andre glaubt der Seff nicht.

Er soll doch den Ulrich selber fragen. Er fragt ihn auch, und der Ulrich sagt: Ja!

Wie er den Trubert trifft, fängt der Löfflerseff selbst wieder an, von der Sache zu reden.

„Eigentlich hast ganz recht, Franz."

„Ja, das mußt machen, nur darfst es niemand sagen, daß du dann wieder heiraten willst. Fangst einen Streit an mit deinem Weib, dann läßt du dich scheiden und gibst ihr halt eine Abfertigung." —

Darauf ist im Löfflerhof auch das neue Geschirr in Scherben gegangen. „Jetzt ist's mir zu dumm," schreit der Seff seine Frau an. „Ich laß mich scheiden!"

„Meinethalben, lieber heut als morgen," sagt die Frau und packt noch am selben Tag ihr Bündel und geht zu Fuß nach dem Nachbardorf zu ihren Eltern.

Der Seff fährt mit dem neuen Wagen in die Stadt hinein und übergibt die Sache einem Advokaten. Und die Frau ist mit allem einverstanden. Man soll keine Versöhnungsversuche machen, sie will gar nicht zuschauen, wie der Kerl sein Geld verludert. Sie will nicht betteln gehen. Er soll ihr nur das Geld herausgeben, und gut ist's.

So wird also die Ehe gerichtlich geschieden.

Der alte Pfarrer ist sehr böse deswegen. Wie er den Löffler trifft, packt er ihn zusammen und hält ihm eine Predigt mit vielen bösen und guten Worten.

„Hast es notwendig, du, als Einsamer da drin zu hausen, und wenn dir was fehlt, hast keinen Menschen, auf den ein Verlaß ist!"

O nein, da ist schon zu helfen. Der Löffler nimmt sich eine andre. Der hochwürdige Herr wird ihn selberst trauen mit seiner neuen Frau.

„Du bist närrisch, das geht ja nicht."

„Das wär' noch schöner, warum denn?

„Weil ein geschiedener Katholik nicht heiraten kann, solang die andre Ehehälfte am Leben ist; ja wohl, mein lieber Seff. Hast leicht gar schon eine im Sinn gehabt, du Lump?"

Der Seff will die Sache nicht glauben.

„Hast ja einen Advokaten, kannst ihn fragen."

Sofort fährt der Löffler wieder in die Stadt. Wie er nach Hause kommt, kriegt der Trubert eine Watschen und die Löfflerin einen Brief, daß sie zurückkehren soll.

Digitized by Google

Gute Bekannte

Nach einem Gemälde von Theodor Kleehaas

Digitized by Google

Digitized by Google

Angelvergnügen vor einer Laubenſtadt bei Stralau

Berlin am Waſſer

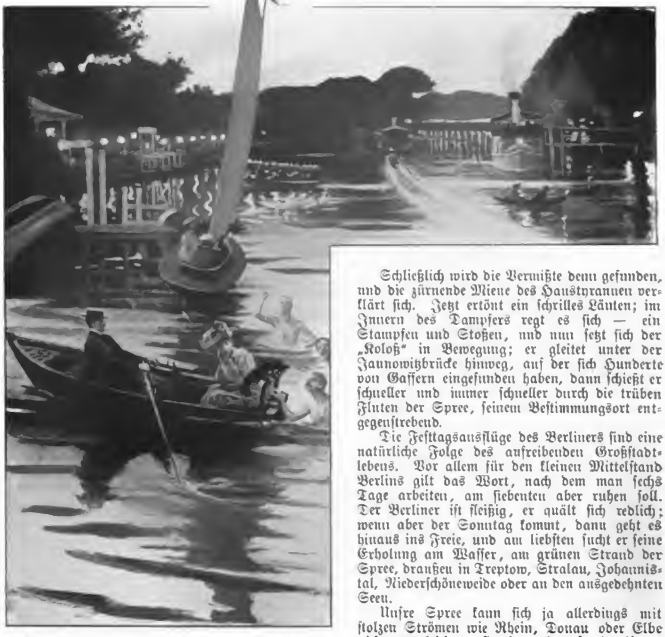
Von

Kurt Dorry

(Hierzu fünf Abbildungen nach Zeichnungen von E. Roſenſtand)

Pfingſtmontag! Ein herrlicher, aber heißer Morgen. Es iſt erſt acht Uhr, aber die Feiertagsſtille, die ſonſt um dieſe Zeit an Sonn- und Feſttagen in der Großſtadt herrſcht, iſt heute emſigem Leben und Treiben gewichen. Beſonders an der Jannowitzbrücke, dem Anlegepunkt der großen Vergnügungsdampfer, entfaltet ſich trotz der frühen Stunde ſchon ein reger Verkehr. Von allen Seiten ziehen ſie heran, die Ausflügler, Vater, Mutter, Kinder und Anverwandte, getreue Nachbarn und desgleichen, bepackt mit Körben und Paketen, um hinaus ins Freie zu flüchten. An der Dampferanlegeſtelle da unten drängen ſie ſich ſchon in dichten Scharen, obwohl noch viele, viele Dampfer heute hinausfahren nach den zahlreichen Ausflugsorten, die an den Ufern der Spree und in ihrer Nähe verſtreut liegen. Manch derbes, aber nicht böſe gemeintes, echt berliniſches Wort fällt hier, wenn das Gedränge zu ſtark wird oder irgendeiner, der es beſonders eilig zu haben glaubt, allzu ausgiebigen Gebrauch von ſeinen Ellbogen macht. Aber der Berliner verliert die gute Laune nicht ſo leicht; er iſt geduldig und geübt im Ertragen der größten Leiden, ſo der Feſttagsverkehr in der Millionenſtadt mit ſich bringt. Den Begriff „überfüllt“ kennt er nicht. Wenn ein Stadtbahn-

Digitized by Google



Sommerabend an der Oberspree bei Treptow

coupé auch schon zehn Personen mehr enthält, als es eigentlich aufnehmen soll, wenn der berühmte und oft zitierte Apfel schon längst nicht mehr zur Erde fallen kann: es gehen immer noch ein paar Personen hinein. Der Berliner ist eben gutmütig, vor allem der kleine Bürgerstand, den wir heute am Pfingstmontag hinauspilgern sehen nach den „lieblichen" Gestaden der Spree. So eine Dampferfahrt ist wirklich ein Vergnügen eigner Art. Bis auf den letzten Platz ist das Schiff besetzt. Zu den Gängen, zwischen den Bänken schiebt und drängt man sich umher, um die in der verwirrenden Eile zerrissenen Familienbande aufs neue zu knüpfen.

„Junge, haste Muttern nich jesehn?" hört man wohl einen biederen Handwerkmeister einen seiner hoffnungsvollen Sprößlinge fragen.

„Ne, Vater, ick habe ihr nich jesehn," ist die Antwort.

„Paß doch een andermal uff!" schilt jetzt der Paterfamilias. „Nu jehste un suchst ihr!"

Schließlich wird die Vermißte denn gefunden, und die zürnende Miene des Haustyrannen verklärt sich. Jetzt ertönt ein schrilles Läuten; im Innern des Dampfers regt es sich — ein Stampfen und Stoßen, und nun setzt sich der „Koloß" in Bewegung; er gleitet unter der Jannowitzbrücke hinweg, auf der sich Hunderte von Gaffern eingefunden haben, dann schießt er schneller und immer schneller durch die trüben Fluten der Spree, seinem Bestimmungsort entgegenstrebend.

Die Festtagsausflüge des Berliners sind eine natürliche Folge des aufreibenden Großstadtlebens. Vor allem für den kleinen Mittelstand Berlins gilt das Wort, nach dem man sechs Tage arbeiten, am siebenten aber ruhen soll. Der Berliner ist fleißig, er quält sich redlich; wenn aber der Sonntag kommt, dann geht es hinaus ins Freie, und am liebsten sucht er seine Erholung am Wasser, am grünen Strand der Spree, draußen in Treptow, Stralau, Johannistal, Niederschöneweide oder an den ausgedehnten Seen.

Unsre Spree kann sich ja allerdings mit stolzen Strömen wie Rhein, Donau oder Elbe nicht vergleichen, sie hat nicht so begeisterte Sänger gefunden wie diese, aber auch ihr hat ein Dichter Reize abzugewinnen vermocht. Wie singt doch Eichberg?

„Wo Wiesenland und Hügelland sich weidet
Am breiten Lauf der Spree, die sie durchfließt,
Bevor des Reiches Hauptstadt sie durchschneidet
Und treu das stolze Kaiserschloß begrüßt,
Dort weil' ich gern, wo hell vom Licht beglänzt
Die klaren Seen der Wald umkränzt."

Die Gewohnheit stumpft unsre Sinne ja häufig auch gegen die schönsten Reize der Natur ab, aber es kann nicht bestritten werden, daß Berlin, was seine Umgebung am Wasser anbetrifft, sich getrost mit jeder andern Großstadt messen kann. Welch reizendes Panorama entfaltet sich zum Beispiel vor unserm Auge, wenn wir in einem der beliebten Restaurants in Treptow am Wasser sitzen und den Blick über die Fluten schweifen lassen. Zur Linken dehnt sich der Treptower Park, drüben, jenseits der Spree, ragt der Stralauer Kirchturm in die Höhe, und vor uns taucht der Blick in das dunkle Grün der Liebesinsel, während er nach rechts hin die Spree

Digitized by Google

hinaufſchweift. Auf der Liebesinſel hat ein findiger Wirt ein originelles Reſtaurant entſtehen laſſen, die allen Berlinern wohlbekannte Abtei. Im Stil eines mittelalterlichen Kloſters gehalten, ziehen ſich düſtere Kreuzgänge entlang an den alten knorrigen Bäumen und den grünen Büſchen, von denen die Inſel beſtanden iſt. In dieſer Umgebung mundet ein kräftiger Trunk noch mal ſo gut. Man verſetzt ſich im Geiſte zurück in die Tage des Mittelalters, in denen die Mönche — wie uns die alten Chroniken künden — in den Klöſtern ein ſo luſtiges Leben führten, in denen ſie, den Freuden der Tafel und dem Bacchustranke nicht abhold, fröhlich den Becher ſchwangen und ſo manchen biderben Zechkumpan, der ihre Gaſtfreundſchaft genoß, unter den Tiſch tranken.

An Sonn- und Feiertagen entfaltet ſich hier ein fröhliches Leben. Dampfer auf Dampfer legt an, immer neue Scharen Erholungſuchender herbeiführend. Dazwiſchen zieht hin und wieder eine Segeljacht ihre Bahn, Boote, meiſt mit mehr Sportliebe als Verſtändnis bedient, gleiten mit klatſchendem Ruderſchlag hin und her, und vom nahen Kaiſerbad mengt ſich manchmal ein kühner Schwimmer in das frohe Getriebe.

Aber nicht nur hier iſt „Berlin am Waſſer“ zu finden. Wenden wir uns etwa 1000 Meter ſtromaufwärts in der Richtung nach Niederſchöneweide, ſo gelangen wir nach einem der älteſten und populärſten Vergnügungslokale in der Umgegend von Berlin, dem Alten Eierhäuschen. Auch hier ſitzt man mitten im Grünen hart am Rande der Spree. Vor uns, inmitten der Waſſerfläche, erhebt ſich ein kleines, etwa 1 Morgen großes Eiland, die Bullenbruchinſel, auf der ſich ein Ruderklub, „Allemannia“ mit Namen, ein ſtolzes Heim errichtet hat. Soeben wird ein Vierer ins Waſſer gelaſſen. Wahrſcheinlich ſoll eine Pfingſtfahrt angetreten werden. Vier kräftige Geſtalten beſteigen das ſchlanke Boot und nehmen die Riemen zur Hand, ein fünfter Mann nimmt am Steuer Platz; dann ſchallen Kommandoworte zu uns herüber ... „Achtung!“ ... „Los!“ ... und jetzt ſchießt das Boot, von kräftigen Ruderſchlägen getrieben, in der Richtung nach Köpenick davon, bald hinter der nächſten Uferecke verſchwindend. Immer neue Boote feſſeln unſer Auge. An Feſttagen ſind die Ruderer beſonders eifrig. Da ſtreifen ſie aus, um die Bruſt auf dem friſchen Waſſer zu lüften und Herz und Seele zu neuer Arbeit zu kräftigen. Weit die Spree hinauf führen ſie ihre Fahrten; da iſt kein See im Umkreiſe von 50 Kilometern, der nicht — ſofern er eben erreichbar iſt — an Sonn- und Feſttagen von dem munteren Völkchen der Ruderer befahren wird.

Wir haben uns jetzt von unſerm Platz vor dem Alten Eierhäuschen erhoben, um die ſich zur Rechten am Waſſer entlangziehende Promenade zu einem kleinen Spaziergang zu betreten, da feſſelt ein originelles Fahrzeug, das langſam auf der Waſſerfläche dahingleitet, unſre Aufmerkſamkeit. Auf zwei länglichen, vorn und hinten ſpitz verlaufenden

Ferienvergnügen
am grünen Strand der Spree

Digitized by Google

Eiſenblechzylindern ruht eine Plattform; auf dieſer befinden ſich zwei Geſtelle, auf denen man ſitzend durch Pedaltreten das ſeltſame Gefährt fortbewegen kann. Wir haben alſo eines jener Waſſerfahrräder vor uns, wie ſie ſich auf der Oberſpree großer Beliebtheit erfreuen. Das Fahren mit dieſen Vehikeln, deren Plattform mit einer Drahteinfriedigung umgeben iſt, iſt einfach und gefahrlos.

Noch ein andrer Sport wird auf der Oberſpree ſowie auf dem Rummelsburger See viel betrieben: das Angeln. Seine Freunde zählen in Berlin nach Tauſenden. Während der richtige Amateurangler ſich die fiſchreichen Seen in der weiteren Umgebung der Reichshauptſtadt zur Ausübung ſeines Sports ausſucht, begnügen ſich viele, die keine großen Opfer an Zeit und Geld bringen können, mit weniger ergiebigen Jagdgebieten. Wenn der Sport hier auch nicht ſo aufregend iſt, wenn es meiſt auch nur kleine Weißlinge ſind, die ihrer Angel zum Opfer fallen, ſo erreichen ſie doch ihren Zweck; ſie vertreiben ſich angenehm und billig die Zeit, befinden ſich in friſcher Luft, und wenn das Glück ihnen hold iſt, ſo bringen ſie noch ein Gericht Fiſche mit nach Hauſe. Oft ſind dieſe anſpruchsloſen Angler auch Bewohner der anmutigen kleinen Laubenſtadt, die ſich da auf dem Stralauer Gebiet aufgetan hat und manchem, deſſen Beutel nicht allzuviel des leidigen Mammons aufweiſt, ein teures Modebad erſetzt. Tagsüber in der Stadt, flüchten ſie abends in die Laubenſtadt hinaus, wo ſie ein Stückchen Land nebſt Laube gepachtet haben; ſie bauen dort ihren Kohl, ſitzen an den warmen Sommerabenden im Freien, vor ihrer Laube oder am Waſſer, gehen mit den Hühnern ſchlafen und ſind am andern Tage ſchon wieder in aller Herrgottsfrühe auf den Beinen, um ihren Garten zu beſtellen und dann, nach der morgendlichen Atzung, wieder in das Joch der beruflichen Arbeit zurückzukehren.

Auf dem Waſſerfahrrad

Ein weſentlich andres Bild entrollt ſich uns, wenn wir dem Oſten den Rücken wenden und die im Weſten liegenden Waſſerläufe aufſuchen. Der „Zug nach dem Weſten“, der, was Anſiedlung und Bebauung anbetrifft, in den letzten zehn Jahren einen ſo enormen Umfang angenommen hat, iſt, ſoweit die Erholung ſuchenden Großſtädter in Frage kommen, wohl kaum ſo ſtark wie der Zug nach dem Oſten, obwohl der Grunewald nichts von ſeiner Volkstümlichkeit eingebüßt hat. Der Weſten wird auch in dieſer Beziehung mehr von dem beſſeren Publikum aufgeſucht, das ja ebenfalls für Waſſer und Wald eine ſtarke Vorliebe hat.

Schon die Lokale am Schlachtenſee, am Wannſee und ſo weiter ſind auf den feineren Beſuch zugeſchnitten; alles hat den Anſtrich eines höheren Komforts, und vor allem die Preiſe laſſen erkennen, daß man nicht auf die Familien reflektiert, die ſelbſt ihren Kaffee, einen Mokka höchſt zweifelhafter Art, kochen und dazu das mit-

Digitized by Google

Berliner Ausflügler am Pfingstmontag: Abfahrt der Dampfer nach der Oberspree an der Jannowitzbrücke

gebrachte Gebäck verzehren. Wannsee, das der Erholung suchende West-Berliner besonders liebt, da es Gelegenheit zu Land- und Wassertouren nach der Havel und den umliegenden Seen bietet, wird als Villenkolonie viel von vermögenden Industriellen und Künstlern der Großstadt aufgesucht. Man hat dort gute Verbindung mit der Stadt und lebt am Wasser, inmitten herrlicher Wälder.

Die Eignung des Wannseegebietes für einen ganz besonderen Zweck herauszufinden, ist übrigens erst in letzter Zeit einem Ausländer gelungen, der sich ein sogenanntes „Hausboot" erbauen ließ und es an den Ufern des Wannsees vor Anker legte. In England, wo der Wassersport ja bekanntlich mit weit größerer Passion betrieben wird als bei uns, kann man überall auf der Themse oder andern Flüssen solche Hausboote liegen sehen. Sie dienen wohlhabenden Leuten und ihren Familien, die wenigstens während einiger Tage der Woche dem lärmerfüllten Bannkreise der Großstadt zu entfliehen wünschen, als Aufenthaltsort. Auf dem Wannsee schwimmt nun auch schon das erste Hausboot, und es wird sicherlich nicht lange dauern, bis eine kleine Flotte solcher schmucken Fahrzeuge, richtiger Wohnhäuser en miniature, an den waldbekränzten Ufern des Wannsees zu finden ist. Und gerade der Wannsee, der in einer halben Stunde von Berlin aus zu erreichen ist und Sport in jeder Gestalt bietet, eignet sich auch vortrefflich für diesen Zweck, ganz abgesehen von den großen landschaftlichen Reizen dieses märkischen Paradieses. Und schön ist es da draußen an Wannsee und Havel!

„Wo blauer Havel reine Fluten streichen
Um Spandaus Wälle, Potsdams Parkgebiet,
Bis Werders Blütenhüfte sie erreichen,
Der Vom Alt-Brandenburgs sie fließen sieht.
Dort weil' ich gern, wo auf den sanften Höhn
Die Kiefer rauscht im Windeswehn."

Der Unterschied zwischen dem Osten und Westen in der Wasserumgebung tritt dadurch besonders hervor, daß das harmlos lärmende Treiben, die ungebundene Fröhlichkeit, die das Leben in den Vergnügungslokalen der Oberspree charakterisiert, im Westen ganz fehlt. Der Ausflügler weidet sich hier mehr in stiller Beschaulichkeit an den Reizen der Natur und sieht zu, wie der vornehme Villenbesitzer dem Segelsport obliegt, denn hier kann man Sonntags nicht nur „Berlin am Wasser", sondern auch auf dem Wasser finden.

Wer sich hier so recht erquicken will, der steige hinauf auf die Höhen und schaue hinab auf den in der Sonne erglänzenden See, der, umrahmt von herrlichem Fichtenwald, in der Ferne sich mit der Havel vereint. Aber er beherzige dabei, was der märkische Dichter Faßbauer rät:

„Wer märkische Schönheit will recht verstehn,
Wer märkische Reize will schauen,
Der muß mit der Röte des Morgens gehn ..."

Dann erst kann er voll und ganz genießen, was die Natur ihm darbietet.

Uebrigens bieten die märkischen Seen und Flüsse dem Großstadtmenschen nicht nur im Sommer ihre Reize dar; auch im Winter findet man hier zahlreiche Berliner, die allerdings nicht am, sondern auf dem vom Winter in kristallene Bande geschlagenen Wasser Erholung suchen. Seitdem die Gräfin Rossi, die unvergeßliche Henriette Sontag, in Berlin auch das schöne Geschlecht für die Kunst des Eislaufs begeisterte, gehört diese zu den beliebtesten körperlichen Uebungen. Aber nicht darin liegt der Reiz des Eissports, auf der karg bemessenen Fläche einer von Häusern umringten Bahn in dichtem Gewimmel sich zu drängen, nein, nur dort, wo sich vor dem Auge fast unermeßliche Weiten zu eröffnen scheinen, draußen auf dem Wannsee, der Havel, auf der Dahme und dem im Sommer so oft wild bewegten Müggelsee treibt der passionierte Eisläufer seinen Sport. Da fühlt er sich, auf scharfem Stahl einhergleitend, als Vollmensch, befreit von Alltagssorgen und der bedrückenden Enge der Millionenstadt.

An Sonntagen herrscht da draußen dann meist ein frohes Treiben. Schlittschuhläufer und -segler ziehen in langen Reihen die blinkende Bahn dahin, und dazwischen sausen flinke, mit stählernen Kufen bewehrte Jachten, riesigen Vögeln vergleichbar, über das dumpf knarrende Eis . . . ein anziehendes winterliches Bild, das dem zur Sommerszeit, da sich Berlin am Wasser erquickt, nur wenig nachgibt.

Ich bin ein Kind von Sehnsuchtland —

Von

Gertrud Freiin le Fort

Es läuft ein dunkel schimmernd Band
Durch meinen Lebensfaden:
Ich bin ein Kind von Sehnsuchtland,
Daheim an Traumgestaden.
Ich höre die Glocken vom Meeresgrund —
O Mutter, wir sollten kommen!
Wir würden alle gesund.

Wie ist so blau, so blau das Meer!
Dort muß die Heimat liegen!
Ich wollt', daß ich ein Vogel wär'
Und könnt' hinüberfliegen:
Eine weiße Möwe im Morgenrot —
O Mutter, wir sollten kommen!
Am Abend wären wir tot.

Digitized by Google

Russische Bomben

Von

Major z. D. Goebel (Düsseldorf)

(Hierzu sieben Abbildungen)

„Bomben und Granaten!“ war einst ein beliebtes Kraftwort gewiegter Artilleristen. Heute hat es zur Hälfte seine Bedeutung verloren. Die Bombe ist aus der Artillerie sämtlicher Staaten verschwunden, und nur in der russischen hat sich noch ihr Name erhalten. Bomben nennt man hier die brisant geladenen Minengranaten. In Rußland jedoch haben diese eine Genossin gefunden, die nicht wie sie ihre vernichtende Kraft in den Dienst des Staates stellt, sondern mit zügelloser Zerstörungswut dem Umsturz die Wege ebnet. Ungleich furchtbarer in ihrer Wirkung wie das alte ungeschlachte Geschoß, erreicht sie auch ihr Ziel viel sicherer, da sie nicht aus weiter Entfernung auf schwankender Flugbahn, sondern aus nächster Nähe mit sicherem Blick, wenn auch wohl mit zitternder Hand geschleudert wird. Zittern mag wohl meistens die Hand, denn fast immer ist es ein Wurf um das eigne Leben, sei es, daß es durch die Bombe selbst vernichtet wird oder nach wenigen Tagen am Galgen endigt. Die russische Justiz macht mit den „Bombisten“ kurzen Prozeß. Heute das Attentat, morgen, vielleicht noch übermorgen das Feldkriegsgericht und tags darauf der Strick. Die Behörden begnügen sich jedoch keineswegs mit diesem prompten Verfahren, sie suchen das Uebel an der Wurzel zu fassen. Man forscht nach den Werkstätten, den Laboratorien, wo man die Bomben herstellt, und nach den Depots, wo man sie aufbewahrt. Viele werden gefunden, aber noch mehr bleiben verborgen, und nicht zu unterbinden ist die lebhafte Zufuhr aus dem Auslande, namentlich Finnland, Frankreich und der Schweiz. In einzelne Teile zerlegt, zwischen andre Waren versteckt, ist ihre Entdeckung an der Grenze fast unmöglich. Wer will zum Beispiel einem bis oben hin mit Butter gefüllten Fasse ansehen, daß es zwischen der Fettmasse Bomben enthält? Vollkommen zusammengesetzt lassen sie sich überhaupt nicht ohne die größte Gefährdung des Transportes versenden, denn Einrichtung und Sprengstoff sind gegen stärkere Stöße sehr empfindlich. Beide sind nicht feststehend, sondern den Umständen und dem Zweck angepaßt, und Zeit und Wissenschaft haben auch auf diesem Gebiete zu einer nicht zu unterschätzenden Vervollkommnung geführt. Das ältere Modell (Abb. 1) besteht in einem Blechkästchen von der Größe einer kleinen Zigarrenkiste. Da es nur Abmessungen von 25 × 15 × 5 Zentimetern hat und gefüllt nur zirka 2 Kilogramm wiegt, so läßt es sich unauffällig in einer Rocktasche tragen und im geeigneten Augenblick mit einer Hand bequem dahin werfen, wo es wirken soll. Mit zirka 1,7 Kilogramm Dynamit oder Pikrin gefüllt, entfaltet es eine bedeutende Wirkung, und die Empfindlichkeit der beiden Zünder schließt Versager nahezu aus. Diesen Zünder zeigt Abbildung 2. Ein Geißlersches Glasröhrchen ist mit Schwefelsäure gefüllt und in einer Papierhülse, die den Detonationseinleiter enthält, durch kleine Holzscheiben (a^1, a^2, a^3) befestigt. Jener besteht aus einer Mischung von Kaliumchlorat und pulverisiertem Zucker zu gleichen Teilen. Unterhalb der Scheibe a^2 tritt hierzu noch Knallquecksilber, um den Detonationseinleiter wirksamer zu machen, denn Dynamit und Pikrin bedürfen eines starken Initialstoßes, um zu detonieren. Für Uneingeweihte sei bemerkt, daß bei der Detonation im Gegensatz zur Explosion der Uebergang des Sprengstoffes aus seinen festen Bestandteilen in die Gasform so schnell erfolgt, daß er zeitlich nicht gemessen werden kann. Die Detonation der Bombe erfolgt nun dadurch, daß bei ihrem Auftreffen die Glasröhrchen unter Einwirkung des um ihren Hals gelegten Bleiringes zu Bruch gehen und die Schwefelsäure sich mit dem Detonationseinleiter zu heftiger Gasentwicklung verbindet. Der starke Stoß, der hierbei auf die ganze Sprengladung ausgeübt wird, bringt nun auch diese zur Wirkung. Um den Bruch der Glasröhrchen noch mehr zu sichern, hat man sie zwischen zwei Metallscheiben gesetzt, oben ein kupfernes Einkopekenstück, unten ein silbernes von 10 Kopeken. Daß es nun gerade 10 Kopeken sind, hat zwar keinen Einfluß, wohl aber glaubt man, daß das Silber sich günstiger zu dem unter ihm befindlichen Knall-

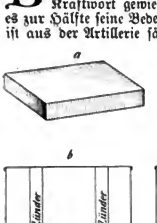


Abb. 1. Kastenförmige Bombe mit zwei Zündern (älteres Modell)

Abb. 2. Konstruktion des Zünders

Abb. 3. Zylinderförmige Bombe mit zwei senkrecht zueinander stehenden Zündern

Digitized by Google

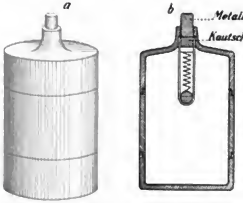


Abb. 4. Flaschenförmige Bombe (wahrscheinlich beim Attentat in der Villa Stolypin verwendet)

quecksilber verhält wie Kupfer. Die große Empfindlichkeit dieser Bombe liegt auf der Hand, und um nicht selbst vorzeitig ein Opfer ihrer Wirksamkeit zu werden, transportiert man Geschoß und Zünder bis kurz vor dem Gebrauch getrennt. Erst dann läßt man die letzteren vorsichtig an dem Faden der Scheibe a' in die Bleifassungen gleiten, die sich an den Längsseiten des Blechkästchens befinden.

Es ist fast immer mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß eine solche Bombe krepiert, nicht aber steht es fest, ob sie an die richtige Stelle gelangt. Aufregung, Täuschung in der Person, der sie galt, und andre unberechenbare Umstände haben schon oft ein Verfehlen des Zieles verschuldet. Deshalb hält man zu einem Attentat in der Regel zwei bis drei, zuweilen aber eine ganze Anzahl von Bomben in verschiedenen Händen bereit. Schon bei Alexander II., der wahrscheinlich dem obenbeschriebenen Modell zum Opfer fiel, wirkten zwei Genossen zusammen, die in einiger Entfernung voneinander auf dem Wege standen, den der Kaiser fahren mußte. Die erste Bombe ging fehl, richtete aber großes Unheil unter dem Publikum an. Die zweite geriet direkt unter den kaiserlichen Wagen und zerschmetterte dem hohen Insassen beide Beine. Noch heute läßt im Marstall zu St. Petersburg die zerstörte Equipage die furchtbare Wirkung des Geschosses erkennen. Da bei diesem Attentat beide Bomben krepierten, blieb ihre nähere Konstruktion im dunkeln. Bei demjenigen auf den Minister Plehwe jedoch vor zwei Jahren tat gleich das erste Projektil seine Schuldigkeit. Es vernichtete den Minister und den Bombisten, der zweite aber wurde mit seiner Bombe festgenommen. Diese ist zwar nach demselben Prinzip wie die bereits beschriebene konstruiert, die Hülle auch von Blech, aber von zylindrischer Gestalt (Abb. 3). Dadurch ist sie für Transport und Wurf noch handlicher wie die Kistenform, besonders dann, wenn die Füllung eine größere ist. Die Plehwesche Bombe enthielt 2,5 Kilogramm Sprengstoff (90% Nitroglyzerin und 10% $MgCo_3$), also eine ganz besonders starke Ladung. Die Zünder sind jedoch dieselben wie bei dem ersten Modell, nur ihre Anordnung ist eine andre. Um die große Masse gleichmäßig zu durchsetzen und sicherer zu Bruch zu gehen, stehen sie senkrecht zueinander und berühren sich. Zwei Zünder sind immerhin eine Komplikation, bedingen eine schwierigere Handhabung und größere Gefährdung dessen, der damit zu tun hat. Außerdem fand man, daß ein Zünder genügt und auch der Bombe eine noch günstigere Gestalt gegeben werden kann. In der Villa Stolypin, August vorigen Jahres, kam wahrscheinlich dieses neueste Modell (Abb. 4) zur Verwendung, das an Furchtbarkeit der Wirkung nichts zu wünschen übrigließ. Es hat Flaschenform und ist dadurch für Transport und Handhabung mindestens so günstig konstruiert wie das eben aufgeführte. Seine Wände bestehen jedoch nicht aus dünnem Blech, sondern aus Gußeisen in der Stärke von zirka 5 Millimetern. Das härtere Metall, seine größere Dicke

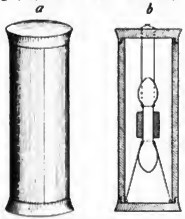


Abb. 5. Vereinfachtes Modell

Wirkung der Bombe in der Villa Stolypin in St. Petersburg

Digitized by Google

ſetzen den Sprenggaſen mehr Widerſtand entgegen und erhöhen ihre Spannung ganz bedeutend. Die Wände ſind in drei Abſätzen miteinander verſchraubt, wodurch man den Sprengſtoff in drei Schichten einfüllen und jede für ſich bearbeiten kann. Auf dieſe Weiſe wird die Maſſe gleichmäßiger verdichtet und wirkſamer. Der Zünder zeigt gegen früher eine bedeutende Vereinfachung, ſowohl in der Konſtruktion als in der Handhabung. Nur ein oben offenes Glasröhrchen wird verwendet, mit Kautſchukpfropfen verſchloſſen, auf dem Boden eine Bleikugel, die durch eine Spiralfeder an jeder vorzeitigen Bewegung verhindert wird. Erſt beim Niederfallen der Bombe zertrümmert ſie die Glaswände und gibt die Schwefelſäure frei, die ſich dann mit dem auch hier vorhandenen Detonationseinleiter verbinden kann. Der Zünder reicht nur in die obere Hälfte der Flaſche hinein, weil die gleichmäßig verdichteten Schichten der Füllung den Stoß nach unten genügend ſtark fortpflanzen. Die Abmeſſungen der Flaſche richten ſich nach der Menge des Inhalts und dieſer ſich wieder nach der beabſichtigten Wirkung. Die kleinſte bis jetzt bekannt gewordene war eine kleine Spanne lang und enthielt etwa 1 Kilogramm Sprengſtoff. Größere hingegen ſind mit 2 bis 3 Kilogramm geladen. Die Füllung iſt nun entweder Pikrin mit Kaliumchlorat oder Dynamit oder ein Gemiſch von Kaliumchlorat und pulveriſiertem Zucker zu gleichen Teilen. Der Zucker übernimmt hier die Rolle der Kohle im Schwarzpulver. Er verbrennt durch Hinzutritt des Sauerſtoffes aus dem Kaliumchlorat und befördert durch Entwicklung bedeutender Wärme die Zerſetzung der ganzen Sprengmaſſe. Nicht ſo kräftig wie Dynamit und Pikrin, iſt jenes Gemiſch auch nicht ſo gefährlich für den Laboranten und leichter zu beſchaffen. Man erhält ſeine Beſtandteile überall im Handel für billiges Geld. Dynamit und Pikrin ſind teuer und dem gewöhnlichen Mann ſchwer erreichbar. Er hält ſich daher an Zucker und Kaliumchlorat und bringt ſie in eine Form, die an Einfachheit kaum etwas zu wünſchen übrigläßt. Ein Stück Waſſerleitungsrohr aus Blech, Blei oder Gußeiſen genügt (Abb. 5.) Oben und unten bringt er ein Schraubengewinde an, ſchraubt den Boden mit dem unteren Halteꝛdraht für den Zünder ein und klemmt dieſen ſelbſt — er beſteht nur aus der Geißlerſchen Röhre (Abb. 2) — feſt. Während nun jemand den Zünder an den oberen Drähten hält, wird die Sprengmaſſe rundum eingefüllt, der Deckel aufgeſchraubt und über dieſem der Draht zuſammengebunden. Ein Detonationseinleiter iſt nicht erforderlich, da die ganze Füllung aus dem Stoffe beſteht, der jenen bei den andern Modellen bildet. Die Anfertigung dieſer Bombe und ihr Transport erfordern entſchieden mehr Vorſicht wie jene, bei denen der Zünder erſt kurz vor dem Gebrauch eingeſetzt wird.

Offenbar gibt es auch noch andre Modelle, denn bei dem jüngſten Attentat auf den ſtaatlichen und man kann auch ſagen ſtattlichen Geldtransport in Petersburg wurde eine Bombe beobachtet, die einer kleinen Kugel ähnlich ſah, während eine andre ſcheibenförmig gehalten war. Auch braucht ſie nicht immer geſchleudert zu werden. Wer Unheil ſtiften will, ohne ſich ſelbſt zu gefährden, verſieht ſeine Bombe mit einer Lunte, die ihm Zeit läßt, zu entfliehen. Ein Uhrwerk ermöglicht eine noch genauere Beſtimmung des Wirkungsmomentes und eine Beſeitigung des „Verurteilten“, ohne andre in Mitleidenſchaft zu ziehen. Eine ſolche Vorrichtung kam gegen den Generalgouverneur von Odeſſa, Baron Kaulbars, zur Anwendung, ohne jedoch Schaden zu tun. Darin beſteht überhaupt das Mißliche

Aeußere Anſicht der von der Bombe zerſtörten Villa Stolypin

Digitized by Google

dieser Konstruktionen, daß sie nicht die Sicherheit des Erfolges eines wohlgezielten Wurfes im günstigsten Augenblick bieten. Die wahren Männer der Tat vertrauen daher nur der eignen Faust unter Einsatz des eignen Lebens. Die wahren Männer? — Nein, meistens sind es nur unreife Burschen und Mädchen, zum Teil noch wahre Kinder! So bei dem Attentat auf den Petersburger Kassenwagen, so auch bei dem auf den Warschau—Wiener Postzug. Junge Leute von sechzehn bis achtzehn Jahren! In dem Wahne eines falschen Heldentums geben sie sich zu Werkzeugen jener hin, die unbekannt aus sicherem Versteck die Fäden des Umsturzes leiten. Manche verläßt der Mut im entscheidenden Augenblick, sie offenbaren ihren Auftrag und bitten um Schutz vor ihren Verführern.

Wodurch wirkt nun die Bombe, was verursacht die schweren Verwundungen, die furchtbaren Zerstörungen? Sprengstücke sind es kaum, denn das dünne Blech, das spröde Gußeisen der Hülle wird fast in Atome zerrissen, die eine ernsthafte Verletzung nicht leicht herbeiführen können. Es ist die ungeheure Gasspannung, die sich rapide nach allen Seiten ausdehnt und die loser sitzenden Teile der näheren Umgebung mit sich fortreißt und den menschlichen Körper so gräßlich verstümmelt, indem sie die weicheren Teile von den festen trennt. Arme, Beine, Kopf tragen daher die Hauptverwundungen. Sie werden oft ganz oder teilweise abgerissen oder zerschmettert. Auch aufgewirbelte feste Gegenstände bringen Gefahr und für die dem Auftreffpunkt der Bombe Zunächststehenden kommt noch die hohe Temperatur der Sprenggase zur Geltung. Selbst die Detonation kann gefährlich werden, indem sie das Gehör zerstört. So wurde bei dem letzten Petersburger Attentat eine nahe vorübergehende Frau völlig taub, ohne im übrigen irgendwie schwere Wunden davonzutragen. Die Wirkung ist natürlich verschieden, je nach Beschaffenheit und Menge des Sprengstoffes, und beide richten sich wieder nach dem Zweck. Bei dem Ueberfall auf den Kassenwagen in Petersburg verwendete man nur schwach geladene Projektile, die nur mäßige Beschädigungen an dem Wagen und verhältnismäßig unbedeutende Verwundungen an Personen verursachten. Man wollte eben nur das Geld, das zu einem großen Teil in Papieren bestand und durch eine stärkere Wirkung leicht vernichtet werden konnte. Ganz ähnlich verhielt man sich gegen den Postzug Warschau—Wien am 8. November vorigen Jahres. Den Waggon mit der militärischen Bedeckung traf eine stark geladene Bombe vernichtend, gegen den mit dem Gelde verfuhr man bedeutend gelinder.

Die Wirkung ist übrigens im Freien nicht so furchtbar wie in geschlossenen Räumen, die rasch sich ausdehnenden Gase verlieren bald ihre Spann- und Zerstörungskraft. So wurden bei dem Petersburger Attentat wohl noch die Fenster der sehr nahe liegenden Häuser zertrümmert, sonst aber an diesen kein Schaden angerichtet. Auch die Verletzungen von Menschen erstreckten sich nur auf einen geringen Umkreis. Ganz anders würden diese selben Bomben in einem Falle wie in der Villa Stolypin gewirkt haben. Die Wände des Hauses hätten sich dem gewaltigen Ausdehnungsbestreben der Gase entgegengestellt und damit ihre Spannung, ihre Zerstörungskraft um ein Vielfaches erhöht. Die in jener Villa der zitternden Hand vorzeitig entglittene Bombe mag ja stärker geladen gewesen sein als die eben erwähnten, dafür aber vernichtete sie nicht nur das Zimmer, wo sie zur Erde fiel, mit den zahlreichen darin befindlichen Personen, sondern auch die darüber und daneben gelegenen Räume und trieb die starken Balkenwände des Hauses mit solcher Gewalt nach außen, daß auch der etwa sechs Schritt davor stehende Wagen der Bombisten mit vernichtender Kraft getroffen wurde.

Man sieht, die Bomben haben gute Fortschritte gemacht, aber auch in der Art ihrer Verwendung zeigt sich eine gewisse Meisterschaft. Nicht nur zu zwei oder drei Genossen mit einzelnen Projektilen operiert man, ganze Banden bis zu dreißig Mann und darüber handeln nach wohlüberlegter Taktik in verschiedenen Trupps mit verschiedenen Aufträgen, wie bei einem militärischen Angriff. Bei dem Ueberfall auf den bereits mehrfach erwähnten Postzug lenkte ein Trupp durch Gewehrfeuer die Aufmerksamkeit der Zuginsassen auf eine Seite, von der andern warf ein zweiter Trupp Bomben verschiedener Größe und Wirkung unter ganz bestimmte Waggons, und ein dritter Trupp, ich möchte sagen die Sturmkolonne, drang unter der Deckung von Rauch und Verwirrung in den Kassenwagen und legte die Hand auf das Kampfobjekt, das Geld. Auf Hornsignal zieht man sich geordnet in den Wald zurück. Der gemeinsame Führer bleibt vollkommen sachgemäß bei der Arrieregarde, die mit Revolver- und Gewehrfeuer den Abzug deckt. Ohne einen Mann verloren zu haben, entkommt die Bande unter beträchtlichen Verlusten des teilweise militärischen Gegners. Wer macht das im Kriege besser?

Ist man nun wirklich diesen Attentaten gegenüber so schutzlos? Gibt es gar keine Deckung gegen die Wirkung der Bombe? Lassen sich nicht Panzerungen verwenden, wie sie unsre neuesten Geschütze tragen, gegen die ja auch Geschosse mit dem Sprengstoffe jener geschleudert werden? In einem Panzerautomobil, wie es die Militärverwaltungen jetzt im Versuche haben, dürfte man wohl ziemlich sicher sein. Stahlplatten an Equipagen, deren sich gefährdete Persönlichkeiten bedienen, sind nicht minder als wirksam denkbar. Besonders der Boden und die untern Teile der Wände müßten stärker geschützt, die oberen Teile leichter oder gar nicht gepanzert werden. Wie weit man in dieser Beziehung zu gehen hätte, ließe sich leicht durch Versuche feststellen. Der einzelne Mensch freilich, der sich frei auf der Straße bewegt, bleibt schutzlos, selbst wenn er in Stahl ginge wie ein Ritter der eisernen Zeit. Seine losen Glieder, die Fugen seiner Rüstung böten den Gasen ebensoviele Angriffspunkte.

Der beste Schutz für alle jedoch sind geordnete Verhältnisse im Lande, dann verschwinden die Bomben von selbst.

Digitized by Google

Cardamine pratensis

Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand

Digitized by Google

Wie unsre Biene Amerika entdeckte

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Als der gute Vater Campe den Robinson bearbeitete, setzte er bekanntlich an Stelle der wilden Ziegen die Lamas. Die Geschichte sollte auf einer amerikanischen Insel spielen, und so mußte es ein amerikanisches Tier sein: das Lama. Daß das Lama als Gebirgstier der Kordilleren so wenig auf eine flache Antilleninsel paßte, wie etwa unsre Gemse auf Borkum oder Nordernei, wußte der treffliche Mann nicht. Tatsächlich hätte die Ziege viel besser als Staffage dienen dürfen, denn viel eher, als daß ein Lama dahin verschneit worden wäre, könnte die Robinson-Insel das Los so mancher weltverschlagenen Ozeaninsel geteilt haben: daß Seeräuber sie gelegentlich als Versteck benutzt und rein zufällig mit entlaufenen Ziegen bevölkert hätten. Denn ob er will oder nicht, wo der Mensch hinkommt, da bringt er eine ganze kleine Arche mit. Aus dem Bauche seines Schiffes besiedeln Mäuse und Kakerlaken das jungfräulichste, eben entdeckte Land. Aus dem Kehricht seiner Frachtkisten blühen heimische Pflanzen auf. Je leerer das Land an eignen größeren Tieren ist, desto behender macht sich das eingeführte Kulturtier wieder von der Fessel los und erobert als „wild" das neue Gebiet — so Rind und Pferd in Südamerika. Wird aber an solche offene Küste gar ein wirkliches Wild aus irgendeinem Grunde gesetzt, wie unser wildes Kaninchen an den australischen Strand der Beuteltiere und Schnabeltiere, dann wird die Eroberung bald zu einer wirklichen Conquista im Sinne der alten Cortes und Pizarro: die Karnickel drohen heute den Kulturmenschen in Australien auszuhungern, sie werden zur „sozialen Frage" dort.

Ist unsre alte liebe Honigbiene ein Haustier oder ein „wildes Tier"? Wir Menschen schreiben uns so vieles zu: warum sollen wir nicht auch unsre Biene erst eigentlich „gemacht" haben wie unsre Hunde- oder Taubenrassen? Die strenge Forschung aber verneint. Sie findet schlechterdings keinen Unterschied zwischen unsrer Hausbiene und ihrer frei lebenden Form. Und die Wissenschaft begegnet sich hier nur mit altbewährter Rechtsweisheit. Schon in alten Nürnberger Gesetzbüchern ist die Biene ein „wilder Wurm", und auch unser Bürgerliches Gesetzbuch weist sie den „wilden Tieren" zu. Wird ihr doch von bernsenen Kennern selbst bestritten, daß sie ihren menschlichen Bienenvater aus angezüchteter Liebe mit Stichen verschone; er soll bloß deshalb weniger gefährdet sein, weil er selbst ihre Eigenart besser einzuschätzen und sie weniger zu reizen versteht. Gleichwohl: wenn nicht Liebe, so verknüpft doch ein uralter Vorteil Biene und Mensch. Ein merkwürdiger Fall von Symbiose (vorteilhafter Lebensgemeinschaft) reicht hier bis in unsre Kultur. Als Mykerinos, König von Aegypten, zweieinhalb Jahrtausende vor Christi Geburt bestattet wurde, da zierte seinen Sarg schon das Hieroglyphenbild der Honigbiene. Wenn dieser Kulturmensch in den über viertausend Kulturjahren seither über die Erde wanderte, so war es nicht viel wunderbarer, daß er immer auch einmal wieder ein Volk Bienen dabei mitführte, als daß er seinen treuen Hund bis hart an den Nord- und Südpol brachte. Es gibt aber in der Kulturgeschichte dieser Jahrtausende keine größere Wandertat als die Entdeckung Amerikas. Und sie war eben im Sinne jenes Mitziehens von Tier- und Pflanzenarten durch die Kultur zugleich das größte biologische Ereignis unterhalb des Menschen, das unsre Tradition bewußt miterlebt hat. Ist nun auch die Hausbiene damals in dem gigantischen Zuge der Zeit zum erstenmal mit nach Amerika hinübergekommen? Bedeutete des Kolumbus Entdeckermorgen wenigstens prinzipiell, der Möglichkeit nach, auch ihre „Entdeckung von Amerika"? Diese interessante Frage ist schon von Jahren von Gerstäcker (dem berühmten Entomologen, nicht dem Romanschriftsteller) eingehend erörtert worden, aber erst ganz neuerdings hat der ausgezeichnete Bienenforscher H. von Buttel-Reepen diese fast verschollene Arbeit neu zum Abdruck gebracht und durch wichtige eigne Angaben ergänzt.

Die Grundtatsache ist: unsre echte Hausbiene ist heute auch drüben und vor allem in Nordamerika intensiv verbreitet. Sie lebt nicht nur in Menschenhut, sondern auch frei im Walde. Als die Indianer in den Vereinigten Staaten noch eine wirkliche Rolle spielten, kannten sie schon die Praxis, daß man Waldbäume aushaut, um ihren Honig zu erlangen. Die wissenschaftliche Grundmeinung war gleichwohl seit Humboldts Tagen, daß diese amerikanische Honigbiene ein vom Menschen seit 1492 importiertes Produkt sei. Nun ist es aber um solche Fragen gerade bei Amerika stets noch eine besondere Sache. Der Kulturnordamerikaner von heute ist im wesentlichsten doch selber ein

Digitized by Google

zweifelloser Import und nicht urgewachsenes Landeskind. Gleichwohl hat er heute seinen Lokalstolz. Wo er kann, da überträgt er ihn wenigstens auf seine Tier- und Pflanzenarten. Alles soll da nun doch nicht von drüben stammen. Amerika hatte doch eine eigne, unabhängige Kultur, als die Spanier kamen. Mindestens aus Pfeifen geraucht hat diese Kultur sicherlich vor unsrer. Sie hat sogar nicht bloß Nikotin geraucht, sondern sogar Pfeifensaft getrunken zum Zweck mystischer Räusche nach Art der in Verzückung versetzten delphischen Pythia. Der Imker mit der Tabakspfeife gibt ein so alttypisches Bild. Warum sollten diese uralten Raucher nicht auch schon Imker gewesen sein? Es ist nicht zu leugnen, daß diesem allgemeinen zoologischen Lokalpatriotismus der Nordamerikaner in neuerer Zeit manches entgegengekommen ist. Die Wissenschaft von den heute ausgestorbenen Tierarten hat unwiderleglich dargetan, daß viele Säugetiergruppen, die uns den lebenden Formen nach als ausschließliches Eigentum der Alten Welt erschienen, ehemals auch in Amerika gelebt haben und möglicherweise sogar dort ihre ursprünglichere Heimat hatten. Lange vor Kolumbus' Tagen hat es drüben Pferde, Nashörner und Elefanten gegeben. Wohl gelten alle die Pferde, die heute verwildernd die Pampas Südamerikas durchschwärmen, für Abkömmlinge erst spanischen Imports. Aber in jüngster Zeit hat man in Patagonien so frische Fellreste noch einer der alten, ursprünglichen Wildpferdarten gefunden, daß die Frage doch wieder offen scheint, ob nicht noch Mischungen auch mit einem Rest echt amerikanischer Pferde wenigstens ganz da unten im Süden möglich gewesen wären. Und so ist der Kampf denn auch um die Biene verfucht worden. Entscheidend müßte hier auf jeden Fall sein: wenn Kolumbus und seine nächsten Nachfolger schon die Hausbiene drüben als vorhanden erwähnten. Er selber und seine Leute hatten bestimmt Wichtigeres zu tun, als auf ihren schlechten Nußschalen gleich Bienenvölker einzuschmuggeln. Nun lesen wir: Meister Kolumbus habe bei seiner ersten Heimfahrt über das böse Meer Angst bekommen, es könne ihm jetzt noch etwas Menschliches passieren und die Kunde von seiner ungeheuern Tat vernichten; so habe er einen Bericht aufgesetzt und in wasserdichtem Verschluß dem Meere selbst anvertraut; zum Zwecke solchen Verschlusses aber habe er sich auf St. Domingo Wachs verschafft. Also melden sowohl er selbst wie sein Sohn. War das nun echtes Honigbienenwachs? Die Frage kann nicht entschieden werden. Denn Wachs an sich kann auch Pflanzenwachs sein. Aber mehr: es konnte gerade dort zwar von Bienen stammen, ohne daß es doch unsre Honigbienen zu sein brauchten. Denn Mittelamerika ist keineswegs ganz unbewohnt von einheimischen wilden Bienen: es hat seine sogenannten Trigonen, die zwar Honig sammeln, aber des Stachels entbehren und von unsrer Kulturbiene grundverschieden sind; um sie geht aber nicht der Streit. Gewiß scheint, daß schon vor Cortes' Ankunft in Mexiko Honig zu den landesüblichen Abgaben der Leute an ihre Häuptlinge gehört hat; es könnte aber auch bloß wilder Trigonenhonig gewesen sein. Der alte Hernandez, Mexikos erster Zoologe, behauptet, etwa siebzig Jahre nach Cortes' Eroberungszug im Lande unsre Biene getroffen zu haben. Aber die spanische Zoologie von damals hatte noch keine modernen Grundsätze. Hat Hernandez nicht selber auch als Beobachter noch die Meliponen und unsre Kulturbienen verwechselt? Oder, was ja bei siebzig Jahren Spielraum keineswegs ein Wunder zu sein brauchte, war nicht um seine Zeit unsre Biene eben durch die Spanier schon importiert? Es bleibt als letztes Beweisstück der Landespartei jetzt nur noch ein einziger ominöser Topf übrig. Im Jahre 1540, also noch ein gut Stück näher zur Erobererzeit, kommt Ferdinand de Soto nach Florida und erbeutet einem Bericht nach unter beschlagnahmten Vorräten der Indianer auch einen Topf Bienenhonig. Für Florida ist die Beziehung auf Trigonen nicht ganz so naheliegend. Aber um so gewichtiger ist ein andrer Bericht eines Augenzeugen, der genau angibt: „Die Indianer hatten eine große Menge Butter oder vielmehr Fett in Töpfen, flüssig wie Oel; sie sagten, es wäre Bärenfett. Wir fanden dort auch Walnußöl, so klar wie das Fett, und einen Topf Honig, obwohl wir weder vorher noch nachher in ganz Florida weder Bienen noch Honig gefunden hatten." Der letzte Satz sagt genug. Es wird sich auch auf diesen einzelnen Topf als Rarität keine Hypothese bauen lassen. Wer weiß, wie weit er hergekommen war.

Diesen schwachen Beweisgründen stehen nun die gewichtigsten Gegengründe der andern Partei gegenüber. Der erste Missionar, der die Bibel in die nordamerikanische Indianersprache übersetzen wollte, forschte vergebens nach einem einheimischen Wort für Wachs oder Honig. Es gab und gibt aber nicht einmal ein Indianerwort dort für Biene. „The white man's fly", des weißen Mannes Fliege, ist sie dem Urbewohner, und wo er sie auftauchen sah, da schloß er, daß die fremde Kultur ihm auf den Hals rücke. Also für ganz Nordamerika jenseits Mexikos und Floridas muß sie mit uns Europäern erst gekommen sein. Daß aber europäische Bienen tatsächlich schon seit dem siebzehnten Jahrhundert künstlich dort eingeführt worden sind, läßt sich jetzt sogar mit Jahreszahlen beweisen. In das englische Nordamerika geschah es, mit frühestem Datum, bereits 1638. Mehr als ein Jahrhundert später, erst 1763, meldet ein andres festes Datum dann, daß die Engländer sie nach Florida selbst gebracht haben, wo sie also jetzt als „neu" erscheint trotz jenes famosen Topfs. Fast um die gleiche Zeit führten die Spanier sie auf Kuba ein, es muß also auch dort doch noch nötig gewesen sein trotz des Wachsklumpens des Kolumbus. Von diesen ersten nachweisbaren Zentren hat dann im Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts eine durchaus anschauliche Verbreitung stattgefunden: 1780 kam sie nach Kentucky, 1793 bis New York, 1797 überschritt sie nach Westen den Mississippi. Erst das neunzehnte Jahrhundert bezeugt sie als importiert für Brasilien. In Montevideo war sie erst 1857.

In dieser Datenfolge liegt so viel Methode, daß man sich ihrer Beweiskraft kaum entziehen kann. Einmal glücklich über das große Wasser gebracht, muß es der Kulturbiene dann allerdings drüben ganz besonders gut gefallen haben. Sie verlor sich mit Lust überall möglichst schnell aus

Digitized by Google

den Farmergärten in den freien Urwald hinein. Die Tropenhitze machte ihr gar nichts, ja gerade auf Kuba feierte sie Triumphe. In wenigen Jahrzehnten stieg dort die Ausfuhr an Wachs von 81 000 auf 1 281 000 Pfund; das war schon zu Humboldts Zeiten und hat sich seither beständig weiter gesteigert.

So wird es dabei bleiben müssen, daß auch unsre liebe Biene mit der großen Welle unsrer Hauptkultur, die von Ost nach West floß, geschwommen ist und daß auch ihr Amerika für sie von Kolumbus wirklich mitentdeckt worden ist. Und doch behalten die Amerikaner vielleicht in einem Punkte recht.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Urmutter aller Bienen überhaupt doch eine eingeborene Amerikanerin war, freilich in entlegenen Urweltstagen. Buttel hat neuerdings durch einen Fund im Bernstein eine darwinistisch sehr interessante Uebergangsform zwischen unsern echten Bienen und jenen Meliponen nachgewiesen, die im Anfang der Tertiärzeit, also vor mehreren Millionen von Jahren lebte. Die Meliponen scheinen den eigentlichen Bienen geschichtlich vorausgegangen zu sein. Wo und wann aber könnten überhaupt zuerst bienenähnliche Insekten, also Blumenbesucher, die Blumennektar naschten, auf der Erde entstanden sein? Sicherlich nicht früher als in den Tagen, da es zuerst höhere Blütenpflanzen gegeben hat — das wäre also in der Kreidezeit. Der Ort aber, wo diese Pflanzen zuerst existiert haben, scheint möglicherweise wirklich Nordamerika gewesen zu sein. Erst von dort wäre dann die neue Flora (allerdings sehr früh schon) über eine atlantische Landbrücke nach Europa gekommen, wo damals noch ein Tropenklima herrschte. Kamen damals also die Ahnen der Bienen zum erstenmal von Westen her mit zu uns? Amerika wahrte sich dann die äußerste Priorität. Im übrigen ergibt die Sachlage freilich, daß eben unser echtes Bienengeschlecht, das zur Kulturbiene führte, doch dann erst bei uns hier entstanden sein muß. Auch das geschah früh, denn schon zur mittleren Tertiärzeit lebte bei Oeningen in Baden eine durchaus richtige Honigbiene vom Stamme Apis, die sogenannte Adamsbiene. Es war auch damals noch im Lande Baden warm wie im Paradiese, und auch der Mensch hat ziemlich sicher schon gleichzeitig existiert. Wer ihn Adam nennen will, der mag aus dem hohlen Baum, an den er sich lehnte, schon ein fröhliches Immenvolk schwärmen lassen.

Detlev von Liliencron mit seinem Söhnchen

Digitized by Google

Das literarische Hamburg

Von

Balder Olden (Hamburg)

(Hierzu zwölf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und eine Zeichnung)

Vor neunzig Jahren schrieb Heinrich Heine an seinen Freund Sethe über Hamburg, dessen Gastfreundschaft er damals sehr widerstrebend genossen: „Und gegen Dich kann ich's aufrichtig gestehen: außerdem, daß in dieser Schacherstadt nicht das mindeste Gefühl der Poesie zu finden ist — es seien denn eigens bestellte und bar bezahlte Hochzeits-, Leichen- oder Kindtaufscarmina —, so hat sich doch noch dazugesellt, seit einiger Zeit, eine schwüle Spannung zwischen den getauften und ungetauften Juden (alle Hamburger nenne ich Juden) . . ."

Richard Dehmel
Nach einer Zeichnung von Peter Behrens

Es gibt noch heute hier Menschen, auch Literaten, die ebenso ungern wie damals der große Spötter in Hamburg leben und mit gleich unfreundlichen Augen die Stadt und die Bevölkerung sehen, auch einen ebenso „bestigen" weungleich nicht immer gleich witzigen Ausdruck ihrer Abneigung finden. Man verschreit die gute alte Stadt gern für kunstfeindlich, in ihrem geistigen Leben unharmonisch, und vergleicht die Intellektuellen, die hier leben müssen, mit den Alsterschwänen, die gewiß gerne ihre Wanderschaft anträten, wenn ihnen nicht die Flügel gebrochen wären.

Ganz ohne Berechtigung sind diese Klagen nicht — im Gegenteil. Ich selbst gebe offen zu, daß mich oft eine namenlose Sehnsucht nach Süddeutschland befällt, daß ich in keiner deutschen Stadt weniger frischen Impuls, weniger Austausch der Meinungen und nirgend schwächeres Echo auf künstlerische Heroldsrufe beobachtet habe. Es ist ein seltsamer Diskord in diesem modernen Hamburg — viel Angebot und wenig Nachfrage auf intellektuellem Gebiet. Ein Lichtwark, ein Brinckmann, ein Berger wohnen hier und schaffen Musteranstalten einer Bildergalerie, eines kunstgewerblichen Museums, einer Schaubühne vornehmsten Stils. Zeitschriften werden gegründet, literarische Gesellschaften sorgen für wertvolle Anregung. Und man kann eigentlich nicht sagen, daß das Publikum sich all dem verschließt. Es geht in die Theater, auch wenn ernsthafte Stücke gegeben werden, es besucht die Ausstellungen, die Vorträge, es kauft die Bücher heimischer Autoren. Aber mehr als in irgendeiner andern Stadt tritt hier an Stelle des Kunstkultes der Personenkultus, an Stelle der Frage nach dem „Was" die Frage nach dem „Wer". Und der überwältigend starke Zug ins Reaktionäre, der unsre Politik vor der aller andern Bundesstaaten charakterisiert, äußert sich auch im künstlerischen und literarischen Leben.

Ueberraschend ist es deshalb, welch ein starkes Kontingent der deutschen Dichterwelt Hamburg und Hamburgs Vororte zu seiner Heimat gemacht hat. Das mag in erster Linie darin liegen, daß keine deutsche Stadt von so vielfachem landschaftlichen Reiz ist. In seiner Alster, dem Hafen, der Elbe hat es Wasserpartien in jeder Form, und die Verbindungsmittel der Alster- und Elbdampfer machen jeden Geschäftsweg, jede Spazierfahrt zum über-

Elisabeth Baronin von Heyking

Digitized by Google

raschendsten Genuß. Eine Wasserstadt ist immer vielgestaltiger als eine Binnenstadt. Wenn die Alster im Frühlschein der Sonne glänzt, kann man sich an einen Schweizersee versetzt denken. Wenn die Abendnebel aus dem Hafen heraussteigen und ihre blassen, traurigen Schleier über die breiten Straßen und die hellen Alsterufer legen, atmet dies Hamburg eine fast betäubende Melancholie. Und wie in einen Traum hinein hört man die Laute der Großstadt, durch graue Schleier sieht man die tausendfachen elektrischen Lampen glühen. Die schmucken Alsterboote huschen ganz ungeschäftig, fast gespenstisch durch diese Nebel, und das Schreien der nach Tausenden zählenden Möwenkolonie klingt wie die ferne verklingende Sprache einer gierigen Welt, der man fast entrückt ist.

Endlich mag der eben erst getadelte Personenkult, die Vergötterung des Einzelnen, die dem Unbeachteten so verächtlich scheint, diesen Einzelnen und Vergötterten seelisch gleichgültig, aber äußerlich doch recht angenehm sein.

Und eins muß ganz entschieden zum Lob der nüchternen geschmähten Hammonia gesagt sein: sie tut wirklich für ihre Dichter, was keine andre Stadt tut. Alle paar Jahre kommt es vor, daß ein hoffnunggebender junger Autor in irgendwelcher Form seiner Alltagssorgen enthoben wird, um ungehindert seine Ziele verfolgen zu können. So haben wir hier außer dem kaiserlichen Stipendiaten Liliencron den durch ein Ehrengehalt des Staates ganz ungewöhnlich ausgezeichneten Gustav Falke. Otto Ernst war jahrelang, ehe er durch seinen „Flachsmann" ein reicher Mann wurde, „zum Dichten beurlaubt", das heißt er bezog ohne irgendwelche Gegenleistungen sein ausreichendes Gehalt als älterer Volksschullehrer fort. Momentan erfreuen sich wieder zwei junge Dichter derselben Gunst: Ewald

Fritz Stavenhagen †

Prinz Emil Schönaich-Carolath

Gerhard Seeliger, der Volksschullehrer, und Wilhelm Poeck, der Zollbeamter war. Fritz Stavenhagen, der talentvollste der jungen Generation, der leider viel zu früh sterben mußte, pflegte freilich einen zu persönlichen, zu hart realistischen Dramenstil, als daß die goldenen Gnadenstrahlen des hohen Senats auf ihn hätten fallen dürfen. Aber für ihn hatten reiche Kunstfreunde, deren Namen er selbst nie erfahren hat, im letzten Jahre, als man doch erst seit kurzem seinen Namen kannte, so ausreichend gesorgt, daß er auf eine regelmäßige Unterstützung seines älteren Gönners, des Direktors Brahm, verzichten konnte.

In Alt-Rahlstedt, eine kleine Viertelstunde von Hamburg, hat Detlev von Liliencron sein Haus gebaut. Dort verlebt er beschaulich das siebte Jahrzehnt seines abenteuerreichen und in seinem späten Dichterruhm so überraschenden Lebens, ein immer noch junger, von extravaganten Einfällen übersprudelnder Mann. Er hat — wie Goethe und Heine — seine Haushälterin geheiratet, und ein frischer, dem Vater ähnlicher Bube macht das Haus froh. Aber so oft die nimmer rastende Jugend wieder recht lebendige Wogen in seinem Herzen schlägt, streift er durch die Hamburger Straßen und Kneipen, unbekannt und doch der gute Freund eines jeden. Er verkehrt mit den Bauernburschen und Arbeitern des Dörfchens, mit jungen Dichtern und ungewöhnlichen Menschen Hamburgs — von jedem Eindrücke empfangend und jedem gebend. Seine Produktion nimmt mit den Jahren nicht ab. Die Zahl der schon literaturgeschichtlichen, sprudelnd frischen „Poggfredkantusse" wächst mit jedem Jahr, sein Beitrag zum Balladenschatz des deutschen Volkes ist schon heute ein kleiner Schatz für sich, der durch immer neuen Zuwachs immer neue Werte gewinnt. Vor kurzem sahen wir ihn als Dramatiker von der Bühne herab wirken — ein Dramatiker, der

Digitized by Google

erſt lange nach dem ſechzigſten Geburtstag ſich ſelbſt die Bühnenreife zubilligt. Liliencrons charakteriſtiſche Erſcheinung in der Literatur kennt das gebildete Deutſchland — Hamburg kennt ihn auch als ungewöhnlichen Menſchen, als ein noch immer gärendes Gemiſch aus Andacht und Ausgelaſſenheit, als einen Geſellſchafter, deſſen luſtige Gelegenheitsſcherze von Mund zu Mund gehen. Er beſitzt hier eine ganz ſeltene Popularität. Unkritiſch, wie er ſelbſt es iſt, iſt Hamburg in ſeiner Liebe ihm gegenüber. Was er dichtet, tut, ſagt — es wird alles bejtannt, bewundert und dankbar belacht. Er gehört heute feſt und untrennbar zu Hamburg.

Ewald Gerhard Seeliger

Ein ſtillerer und ſeltener genannter Mann iſt Guſtav Falke, der in Großborſtel, einem ruhigen Vorörtchen Hamburgs, lebt. Ueber Falke iſt an dieſer Stelle erſt vor kurzem ein eingehender Aufſatz veröffentlicht worden, ſo daß wir uns heute mit der Nennung ſeines Namens begnügen können.

Falkes Nachbar war bis zu ſeinem Tode im Frühling dieſes Jahres Frih Stavenhagen, der Bauerndramatiker, dem ſein ſchweres, atemloſes Kämpfen ſo früh die Kraft genommen hat, lang ehe er ſich ein wenig Behagen erkämpft hatte. Er war ein mächtig gebauter, breitſchreitender, bauernhafter Mann, der mit kaum dreißig Jahren wie ein Vierziger ausſah, über deſſen offenes, tapferes Geſicht ſich Spuren ſchwerer Tage gezogen hatten. Er hatte ein echt bäuriſches Mißtrauen gegen Menſchen, die er nicht ganz als echt und gut erkannt hatte, und wo er verletzt worden, war er ein brünſtiger Haſſer. Da er ſich aber auch denen, die er ſchätzte, nicht ganz zu geben vermochte, verſchloſſen und von Sorgen und Ehrgeiz gequält, lebte er einſam und wurde begraben wie einer, der nichts für ſeine Zeit getan hat. Und doch wird man noch in Jahren und Jahrzehnten auf ſeine machtvollen Anſätze, eine niederdeutſche dramatiſche Literatur zu ſchaffen, zurückkommen.

Otto Ernſt in ſeinem Arbeitszimmer

Digitized by Google

Die Villa Gustav Freussens in Blankenese bei Hamburg

Gleichfalls an der äußersten Peripherie Hamburgs lebt Otto Ernst (Otto E. Schmidt), der nach Zahl der Aufführungen und lauten Erfolge zu Deutschlands ersten Dramatikern gehört. Er hat sich in Groß-Flottbeck, einem parkreichen, vornehmen Fleckchen an der Elbe, sein Haus gebaut und gehört weit mehr als die bisher geschilderten Dichter zum „öffentlichen Leben Hamburgs". Als Redner und Rezitator tritt er immer wieder körperlich in die Erscheinung, Jahr für Jahr bringt er ein Drama heraus, und immer ist ihm in Hamburg ein brausender Erfolg sicher. Ab und zu führt er auch in den hamburgischen Blättern scharfe Polemiken gegen seiner Kunst feindliche Elemente, meist gegen Kritiker, von denen er sich verleugnet glaubt. Als Vorstand der überaus starken und einflußreichen „Literarischen Gesellschaft" besitzt er eine gewisse öffentliche Machtstellung, und auf jedem seiner Kampfzüge findet er überzeugte Trabanten. Wenn auch vom Dichter das Wort: „Viel Feind', viel Ehr'" gilt, ist er jedenfalls der ehrenreichsten Dichter einer, denn seine stark ausgeprägte Fähigkeit, zu hassen und sich Feinde zu schaffen, hat ihm ja neben mancherlei Fährlichkeiten auch gerade seine Bühnenerfolge gebracht. Mit welcher beißenden Ironie karikiert er in „Jugend von heute" das talentlose „junge Deutschland", mit wie heißem Zorn fiel er im „Flachsmann als Erzieher" die Lehrerschaft an, die er als Volksschullehrer zu hassen gelernt hatte. In seiner selten gegebenen „Gerechtigkeit" zeigt er den deutschen Journalismus der Welt in einer wahrhaft kläglichen, verächtlichen Gestalt, im „Bammermann" zog er den Vorhang von politischen Götzenbildern. Und seltsam — sein erster Versuch, auch auf der Bühne einzig Dichter zu sein, mißglückte. „Ortrun und Ilsebill", sein aus mancherlei Quellen geflossenes Elbmärchen, wurde sein erster ausgeprägter Mißerfolg. In seinen kurzen Geschichtchen, den Appelsnuterzählungen und mancherlei andern, beglückt er übrigens auch die Freunde harmlosesten Humors. In seiner zahlreichen Familie findet er zu solchen vergnügten Schwänken ewig reichen Stoff.

Wilhelm Poeck

Zwei Vorortbahnstationen weiter, wo die Elbe breiter und mächtiger dahinfließt, in Blankenese, einem alten Städtchen von seltsam reichen Charakterformen und unbeschreiblichem landschaftlichen Reiz, wohnt Richard Dehmel, den Karl Bulcke einmal den „düster grollenden Riesen" genannt hat. Auch Dehmel steht der breiten Geselligkeit fern. Mit seiner viel angestaunten Frau und seinem heranwachsenden Jungen führt er ein in sich selbst abgeschlossenes Leben da draußen in der alten Stadt,

Digitized by Google

die dem Sucher so viele geheimnisvolle Schönheiten, so manchen verwehten tiefen Ton zu geben hat. Wenn er sich einmal auf dem Jungfernstieg oder in dem berühmten, schon von Heine geschilderten Alstercafé zeigt, groß und finster und vornehm, dann stoßen sich die Hamburger an und flüstern sich seinen Namen zu. Er hat etwas Mysteriöses für sie, gilt als fremd, unheimlich, interessant.

Zu Blankenese, in Dehmels nächster Nachbarschaft, wird bald ein andrer vielbewunderter und vielumstrittener Dichter leben, Gustav Frenssen, der erfolgreichste Erzähler der letzten Jahre. Der ehemalige Pastor hat sich dort, nahe der Elbe, eine anmutige Villa gebaut. Man war bis jetzt gewohnt, ihn als einen Eingänger, einen weltabgewandten Seher zu betrachten. Jetzt, wo er der geselligen Großstadt näher tritt, der Zentrale, in der er als norddeutscher Poet die reichste Gemeinde besitzt, erwartet man sich viel von seinem Einfluß auf das geistige Leben der Stadt. Er wurde von denen, die ihn kennen, als ein Mann von gewinnender Herzlichkeit und großem Zauber der Persönlichkeit geschildert. Und seine Liebe, im kleinen weiter zu wirken wie einst in seiner Landgemeinde, hat er auch hier schon gezeigt, als er im „Volksheim", dem ersten deutschen „Settlement", Arbeitern und Lehrlingen Vorträge hielt. So wird er auch die Hoffnungen, die sich an seine Niederlassung heften, wohl rechtfertigen, und Hamburg gewinnt mit ihm einen Dichter und einen Lehrer, einen Freund des Volkes, den es braucht und sucht.

Weiter von Hamburg entfernt, aber doch noch im geistigen Lichtschein der Stadt lebt der berühmte Lyriker Prinz Emil Schönaich-Carolath auf Gut Haseldorf in Holstein. Man kennt ihn nicht nur als Poeten, sondern zugleich als warmherzigen Menschenfreund, der mit seinen reichen Mitteln

Dr. Alfred Freiherr von Berger
Nach einem Gemälde von Max Liebermann

Charlotte Niese in ihrem Heim in Altona

Digitized by Google

immer hilft, wo er einen seiner Hilfe Würdigen weiß. Ab und zu nennt ihn das Programm irgendeines Wohltätigkeitsunternehmens als Protektor oder Komiteemitglied, dann und wann erscheint er auch selbst bei solchen Veranstaltungen, die ihm besonders am Herzen liegen. Auch er gehört zu den Dichtern, die schon frühzeitig eine große Popularität errangen.

Mit Charlotte Niese, der gemütvollen, insbesondere von Deutschlands Frauen so hochgeschätzten Erzählerin, schließt die Reihe unsrer heimischen Berühmtheiten. Charlotte Niese, die Pastorentochter von Fehmarn, lebt am Philosophenweg in Altona, in einem idyllischen, stillen Häuschen. Geräuschlos gehen ihre gut deutschen, ernsten Bücher ihren Weg, von Hand zu Hand und klopfen an manches Herz. Sie bleibt allem fern, was als Reklame gelten, was ihre Person in den Vordergrund drängen könnte. Und es liegt etwas Liebenswürdiges, Mütterliches in dieser Frau, die ein wenig an Dichterinnen erinnert, denen die poetischen Verzückungen unsrer Mütter und Tanten einst galten.

Drei Dichter sind noch zu erwähnen, deren Zeit zwar neben der Muse praktischen Berufen gehört, die aber an literarischer Bedeutung über das Durchschnittsmaß weit hinausragen, wenngleich ihre Bücher noch nicht zu den besonders glänzend gehenden Verlagsobjekten gehören: ein Jurist, ein Philologe und ein Mediziner. Theodor Susemihl, den man als zarten, im graziösen Spiel der Strophenformen und Metren an Platen gemahnenden Versküstler kennt. Susemihl vereinigt zwei ganz seltsam paradoxe Fähigkeiten. Er ist Rechtsanwalt, der schärfste, dialektisch mächtigste forensische Redner, den ich in Hamburg kenne. Ein Jurist, in dessen wunderbar exakt funktionierende Gedankengänge das zarte Spiel der Verse und Formen gar nicht hineinzupassen scheint. Und ein Dichter von so zärtlicher

Theodor Susemihl

Sehnsucht, so rein gebliebenem Empfinden, daß man sich kein Verhältnis zwischen ihm und dem wütig egoistischen Lebenskampf denken kann, in dem er steht. Dann Jakob Löwenberg, der als Lyriker, Erzähler, Essayist und Märchendichter einen guten Namen hat und der in einem poesiewarmen Buch „Geheime Miterzieher“ als Pädagoge und Dichter zugleich ins Licht tritt. Löwenberg gehört zu den bekannten Männern Hamburgs. Als Redner, dessen Vorträge überlaufen werden, als Gründer einer vornehmen höheren Mädchenschule, der seine stark individuelle Lehrkraft eine besondere Note gibt. Auch er gehört der starken Korporation „Literarische Gesellschaft“ an, in der er durch seine „Deutschen Dichterabende“ Wertvolles schaffen konnte. Und wenngleich er wohl kein großer Dichter ist, ist er doch eine ganz besonders erfreuliche Erscheinung im öffentlichen Leben unsrer Stadt — freudig empfangend und freudig gebend, leise wirkend und leise bedankt. Der dritte dieser im praktischen Leben stehenden Dichter ist der Arzt Richard Huldschiner. Er hat bis heute vier Erzählungsbücher erscheinen lassen, Romane und kurze Novellen. Man zählte ihn früher zur „naturalistischen“ Schule, aber da er unabhängig von allen Theorien gestaltet, hat man ihn aus solchen Registern ausschalten müssen. Er ist ein echter Erzähler, dem stets sein Stoff den Stil gibt — immer warm und fein und menschlich.

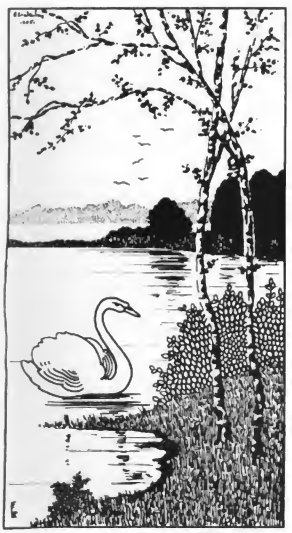
Richard Huldschiner

Es leben noch eine ganze Reihe von Leuten hier, die zum „literarischen Hamburg“ gehören. Der Wiener Hofmann und Direktor des Schauspielhauses, Professor Dr. Freiherr von Berger, der Novellen und Essays herausgegeben hat, der als

Digitized by Google

Lyriker in weitere Kreise gedrungene namhafte Wiener Kritiker Anton Lindner, der feine Feuilletonist Norbert Jacques, der begabte Lyriker R. Walter-Freyr, der robuste Schlesier Ewald Gerhard Seeliger, der es letzten Winter in drei Monaten auf zwanzig vielversige Balladen brachte. Und vor ihnen Elisabeth von Heyking, die Frau des preußischen Gesandten, die seit etwas über einem Jahr hier lebt und auch in Hamburg als Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten" und des Novellenbandes „Der Tag Anderer" zu den Berühmtheiten zählt. Sie alle bilden aber keine festen Bestandteile des Begriffs, der hier erörtert werden sollte. Sie sind Wandervögel, die sich für ein paar Winter an der Alster niedergelassen haben und für kurze Zeit dem hamburgischen Boden Eindrücke, Sagen und Gestalten entnehmen. Als echte Niederdeutsche wären nur noch Wilhelm Poeck und Iven Kruse zu erwähnen. Poeck, der mit seinen Erstlingsbüchern „Wat de Innehmer Barkenbusch vertellt" und „Ut de Ellernbucht" eine ganz niederdeutsche Kunst pflegen will, und der sich mit diesen Büchern auch das Vertrauen der Stadt und gar des Senats errungen hat. Von ihm ist Gutes zu hoffen — er steht noch im Beginnen. Iven Kruse, dessen Novellettenbuch „Schwarzbrotesser" voll der schweren, manuhaften Lebensauffassung seiner holsteinischen Landsleute ist, ein viel zu wenig produzierender Dichter, der noch vieles zu sagen hat.

Das eine mag aus dieser Schilderung hervorgehen: daß die alte Welthandelsstadt heute nicht nur reich an kulturellem Leben, sondern auch an starken und ungewöhnlichen Schildererm, die dies Leben, durch Künstleraugen gesehen, der Nachwelt erhalten werden. Reicher als irgendeine andre Stadt Deutschlands, Berlin nicht ausgenommen, das den Falke, Liliencron, Dehmel, Schönaich-Carolath ganz gewiß keine gleich hochklingenden Namen entgegenzustellen hat. Und so täte man wohl gut, dem immer weiter nachzuspüren, was diesen Dichtern die Stadt so wert macht, und sich in ihre tiefen Schönheiten zu versenken, statt sich in tausend sehnsüchtigen Stunden in andre Städte und andre Länder zu wünschen, aus den malerischen Novembernebeln hinaus in Sommer und Süden, von den verschlossenen, wortkargen Niedersachsen fort zu den Völkern mit heißem Blut, mit feurig empfindenden Herzen. Ich weiß, daß ich und viele andre unrecht damit tun, aber ich gestehe dies Unrecht tapfer ein.



E. Lindenberg fec.

Sommerglück.

Leichtschwere Fülle
In Äpfeln und Birnen liegt,
Mein Herz singt mir auf Kissen
Eines Rückkamm Spruchreif.

Die Pappeln vor der Mühlen,
Die Birnbaum breiter sor,
Aller so voll der Früchte
Im spätenden Sommerschein.

Mit gülligelb Laub
Mit rotbraunen Blätterschirmen
Horn am süßigen Rand
Breiter sie Kühlen streuen —

O mein Tag ist mir,
Vor allen mein Kleinleben ist klein geblieben!
Mein Gut ist Gleichnis am Himmel
Mein zitternder Herzens Bericht

Gustav Falke.

Digitized by Google

Der Garten

Von

Karl Scheffler

Es iſt eines der erfreulichſten Zeichen der Zeit, daß die mannigfachen Strömungen auf äſthetiſchem Gebiete in unſern Tagen wieder in die eine große Kunſt des ſchönen Daſeins zuſammenfließen. Nicht mehr ſtehen ſich Kunſt und Leben unvermittelt gegenüber, ſondern aus fruchtbarer Wechſelwirkung erſteht allmählich eine moderne Kultur. Ein Führer und Wegweiſer in dieſer Bewegung, der ſich heute ſchon niemand mehr entziehen kann, will ein Buch ſein mit dem Titel „Moderne Kultur“, deſſen erſter Band, von Profeſſor Dr. Eduard Heyck im Verein mit einer ganzen Anzahl hervorragender Mitarbeiter herausgegeben, vor kurzem bei der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart erſchienen iſt. Aus dem vortrefflichen Werke, das man wohl mit Fug und Recht als das moderne Hausbuch bezeichnen kann, geben wir das folgende intereſſante Kapitel wieder. Wie hier der Garten gleichſam äſthetiſch analyſiert wird, auf gute Vorbilder hingewieſen, vor ſchlechten Angewöhnungen gewarnt wird, ſo führt das Buch den Leſer Schritt für Schritt durch ſeine eigne Häuslichkeit, ſeine engere und weitere Umgebung, hält ihm ſelbſt innerlich wie äußerlich den Spiegel vor. Seine Lektüre bereitet nicht nur Genuß, ſondern verſchafft auch Gewinn, denn ſie vermittelt umfaſſende äſthetiſche Bildung in feinſinniger künſtleriſcher Form.

Die moderne Gartenkunſt teilt das Schickſal der auf äußerliche Repräſentation geſtellten Architektur; es iſt innerhalb ihrer Arbeitsgebiete dieſelbe Verderbnis des Geſchmacks, dieſelbe Sucht nach Aeußerlichkeit und ein ebenſolcher Mangel an Logik zu bemerken. Wenn man genau hinſieht, zeigt es ſich, daß auch hier gefordert und, als natürliche Folge, angeboten wird, was an einer andern Stelle, in dem Kapitel über den Kunſtſtoff, als das Intereſſante bezeichnet worden iſt. Die gehäuften Dekorationsmotive einer Architektur ſollen den Außenſtehenden verblüffen, es herrſcht der rohe Stoff, das Was, niemals die Form, das Wie; in der Gartenkunſt äußert ſich dasſelbe Prinzip in ſehr grotesker Weiſe. Der Sinn, der auf einer Reiſe etwa das Phänomen ſucht, den Waſſerfall, den ſteilen Felſen, den beſonders geformten Baum und ſo weiter, dem die Natur in ihrem geſetzlichen Walten zu langweilig iſt und der nur Intereſſe fühlen kann, wenn ihm das Senſationelle entgegentritt, flieht auch im eignen Garten vor dem Logiſchen und Selbſtverſtändlichen, fordert auch dort das Abſonderliche und ſucht aus dem Gartenland etwas zu machen, was es nie ſein kann. Es ſpielen die ſeltſamſten Empfindungen durcheinander: Großmannſucht, romantiſche Sentimentalität und Gleichgültigkeit; der Beſitzer fühlt ſich vollkommen zufrieden inmitten ſeiner Gartenſcherze, und wie der Knabe Indianer oder Soldat, ſo ſpielt er mit ſeinen wenigen Quadratruten Harz, Verſailles oder dergleichen. Ein moderner Garten ohne einen „Berg“, zwei Meter über dem Niveau, der mit Steinen geſpickt und mit Tannen bepflanzt wird, um etwas Brockenähnliches zu bekommen, iſt kaum denkbar. Auch iſt es notwendig, daß ein Teich, etwa drei Quadratmeter groß, ausgemauert wird, woneben einige Schilfſtengel kümmerlich ein gequältes Daſein friſten. Ein geſchorener Raſen iſt unerläßliches Schauſtück des Gartens, und darauf darf das Roſenbeet nicht fehlen; wo Platz iſt, wird „Gebüſch“ gemacht, an der Straße gibt es Teppichbeete in den verzwickteſten geometriſchen Figuren. Umgeben von einer Georgine und einer Rhabarberpflanze, erhebt ſich hier die mit Oelfarbe geſtrichene Gipsſtatue irgendeiner gottähnlichen griechiſchen Frau, und ringsumher auf den Beeten und Wegen lagern „lebenswahr“ modellierte und angemalte Zwerge, die mit freundlichem Lächeln die Pfeife rauchen, Rehe und Hunde in paradieſiſchem Frieden nebeneinander; Rieſenpilze ſind als Seſſel gebildet, und auf einem Gartenſtuhl ſitzt mit verſchmitztem Grinſen und übergeſchlagenem Bein ein Negergigerl ſo „natürlich“, daß die Kinder ſich vor ihm fürchten.

Dieſe Greuel, deren Zahl hiermit bei weitem nicht erſchöpft iſt, ſieht man nicht etwa nur in den Gärten der wenig Bemittelten oder der Ungebildeten; im Gegenteil. Der Unbemittelte braucht ſein Stückchen Garten meiſtens zu Nutzzwecken und legt, zur Hälfte wenigſtens, Küchenbeete an. Gerade in den Gärten der Villenbeſitzer in vornehmen Kolonien, wo beträchtliche Summen aufgewandt werden, kann man ſolche beſchämenden Geſchmackloſigkeiten erleben.

Digitized by Google

Nichts darf sein, was es ist, sondern muß als etwas andres erscheinen: dann erst, in solcher ärmlichen Künstlichkeit, scheint dem Schönheitsgefühl Genüge geschehen. Diese Tendenz beweist, wie wenig Ehrfurcht und Verständnis allgemein vor der Sachlichkeit der Natur und des Lebens empfunden wird. Der gesunde Wirklichkeitsinn ist im Innersten erschüttert, und man kann keine von außen herantretende Aufgabe bewältigen oder nur begreifen, weil man das eigne innere Leben nicht versteht oder sich selbst in Fragen der Empfindung nicht vertraut. Was der beruflich verbildete Fachmann sagt, gilt als unumstößlich.

Das Organ dieser auf krasse Unnatur gerichteten Bestrebungen ist der Landschaftsgärtner. Wie der Bauunternehmer in seiner Spekulationsphantasie nicht ohne Stuckgöttinnen und Löwenköpfe auskommen kann, so vermag der Landschaftsgärtner nur in den falsch verstandenen Formen der englischen und, in seltenen Fällen, der französischen Gartenkunst zu denken, seine Phantasie ist hilflos ohne die Grotten, Teiche, Ruinen, Tempelchen, Gebüsche und so weiter, ohne diese Bestandteile seines Universalschemas. Es ist, als ob ihm die Logik aus dem Hirn gezogen wäre. Statt den Garten dem natürlichen Gelände anzupassen, planiert er vor allen Dingen, schafft mit großen Kosten Tiefen, wo Höhen sind, und umgekehrt; dann legt er geschlängelte Wege an, die nirgendhin führen und den kostbaren Platz verbrauchen, er macht die Luft dumpf durch seine Gebüsche, die ihm ein schönes Stück Geld einbringen, und weiß mit seltener Treffsicherheit so genau das Verkehrte zu tun, als ob darin seine eigentliche Aufgabe bestände. Das Publikum bestätigt ihm ja sein Werk, fordert es so und fühlt sich in dem Machwerk eines dürftigen Geistes, einer verdorbenen Phantasie ungeheuer wohl.

Diese Zustände entspringen, wie überall in unsrer ästhetischen Kultur, einem Mangel an freier Selbständigkeit. Wie man wahllos die Formen der früheren Baukunst auf die gewandelten Bedürfnisse der Gegenwart übertragen hat, so hat man in der Gartenkunst die Grundsätze des Schloßgartens, des Parks für den Bürgergarten übernommen. Auf wenigen Quadratruten soll getan werden, wofür man früher ebensoviele Morgen zur Verfügung hatte, und mit dem Tausendstel an Kosten etwas Repräsentatives, Parkähnliches geschaffen werden. Man nennt sich mit Stolz Bürger und Demokrat; aber man will trotzdem nach außen zugleich die abgelegten Kleider der alten Zeit tragen. Daher die unendlich grotesken Erscheinungen, die unsre Kultur schänden und unsre Zeit vor der Geschichte blamieren. Der moderne Garten ist klein und liegt meistens inmitten andrer Gärten und Grundstücke. Nur ganz selten stehen Maße zur Verfügung, die es erlauben, auf „Aussicht“ hin zu arbeiten, und das war doch von je das Prinzip des historischen Gartens, der als Vorbild genommen wird. Was im englischen Garten eines Herrensitzes wundervoll sein kann: die weiten Rasenflächen, die geschlossenen Gehölzgruppen, die wohlgepflegte, geometrisch saubere Anlage am Gebäude und der unmerkliche Uebergang des Gartens in die freie Natur, das muß, auf kleinem Raum, ins Diminutiv gebracht, lächerlich sein. Wie sehr solches Prinzip zu verzerren ist, sehen wir in den Parkanlagen der meisten unsrer Städte. Auch dort fällt es den Gartenkünstlern fast nie ein, mit den gegebenen Bedingungen zu rechnen; immer sind es nur die künstlich krummen Wege, die Gebüsche, Brückchen aus Birkenstämmen, leeren gußeisernen Tempelchen und andern Künstlichkeiten. Selbst in den ganz großen Anlagen städtischer Parks herrscht fast immer Stillosigkeit; man hat es dort weder mit einem Park noch mit einem Gehölz zu tun, sondern mit einem übeln Gemisch von beiden. Es war schon an andern Stellen die Rede von den „gärtnerischen Anlagen“ auf den Stadtplätzen, wodurch letztere der Vorliebe der Städter für „was Grünes“ geopfert werden. Reminiszenzen an historische Gebilde überall, aber nirgends lebendiger Stil, überall Formalismus und niemals Natürlichkeit.

Diese Mängel hat bereits Schiller empfunden und seiner Meinung, bei Gelegenheit der Rezension eines Gartenkalenders, so gut Ausdruck gegeben, daß es lehrreich ist, ein paar Sätze zu wiederholen, um so mehr, als das Problem heute noch genau so liegt wie am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem einzigen Unterschied, daß die Fehler inzwischen ins Groteske gewachsen sind.

„Ungewiß, zu welcher Klasse der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die Baukunst an und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architekt die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbständiges Leben für ein geistloses Ebenmaß und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuer Zeit zwar zurück, aber nur um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architekten flüchtete sie sich in die Freiheit des Poeten, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Lizenz und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkürlich, abenteuerlich und bunt als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Dekoration zur andern hinüberspringen und die Natur, in einem größeren oder kleineren Bezirke, die ganze Mannigfaltigkeit ihrer Erscheinungen wie auf einer Musterkarte vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freiheit beraubt, dadurch aber durch eine gewisse architektonische Uebereinstimmung und Größe entschädigt wurde: so sinkt sie nun, in unsern sogenannten englischen Gärten, zu einer kindischen Kleinheit herab und hat sich durch ein übertriebenes Bestreben nach Ungezwungenheit und Mannigfaltigkeit von aller schönen Einfalt entfernt und aller Regel entzogen. In diesem Zustande ist sie größtenteils noch, nicht wenig begünstigt von dem weichlichen Charakter der Zeit, der vor aller Bestimmtheit der Formen flieht und es unendlich bequemer findet, die Gegenstände nach seinen Einfällen zu modeln, als sich nach ihnen zu richten ...

Digitized by Google

„Soll also die Gartenkunst endlich von ihren Ausschweifungen zurückkommen und wie ihre andern Schwestern zwischen bestimmten und bleibenden Grenzen ruhen, so muß man sich vor allen Dingen deutlich gemacht haben, was man denn eigentlich will, eine Frage, woran man, in Deutschland wenigstens, noch nicht genug gedacht zu haben scheint. Es wird sich alsdann wahrscheinlicherweise ein ganz guter Mittelweg zwischen der Steifigkeit des französischen Gartengeschmacks und der gesetzlosen Freiheit des sogenannten englischen finden; es wird sich zeigen, daß sich diese Kunst zwar nicht zu so hohen Sphären versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bei ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergaßen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Forderungen des guten Landwirts entspricht, sowohl für das Auge als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen." . . .

Die modernen Nutzkünstler und Kunstschriftsteller, die mit so großem Erfolg viele Aufgaben der Wohnungskultur bearbeiten, haben neuerdings dem Problem des Gartens ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Die Aufgabe wird von den zwei äußersten Punkten zugleich in Angriff genommen, und es ist wahrscheinlich, daß später ein Zusammentreffen erfolgen wird. Die einen treten für den natürlichen Garten ein, die andern für den architektonischen. Die auf eine Naturalisierung der Mittel gerichteten Bestrebungen wollen vor allem mit den Verkehrtheiten aufräumen. Sodann wird gefordert, daß sich der Garten dem Terrain anzupassen, die Formationen des Bodens zu benutzen habe und daß die natürlichen Pflanzen der Gegend mit bewußter Beschränkung zu verwenden seien. Der Möglichkeiten sind in der Tat unendlich viele. Wer durch die Beispiele eines bestimmten Falles über die zu befolgenden Grundsätze aufgeklärt sein will, lese den ausgezeichneten Aufsatz von A. Lichtwark in „Kunst und Künstler": Der Heidegarten (Jahrg. II Heft 4 und 5).

Wenn wir uns in Deutschland nach gefunden Beispielen umsehen, brauchen wir nur die Bauerngärten zu betrachten, die ja auch vom letzten Rest des rechten Gefühls als „poetisch" bezeichnet werden. Die vernünftige Mischung von Zier- und Nutzzweck ist dort wie etwas Selbstverständliches erreicht, die Form des Ganzen und der Teile ist rein sachlich entstanden, alle für die Straße berechnete Repräsentation fehlt, und aus dem sich in der Anlage ausdrückenden Willen, beschränkter, aber unverbildeter Art, ergibt sich der Charakter, die organische Form. Es wächst und blüht wirklich etwas in einem solchen oft winzigen Garten. Der Abschluß nach der Straße wird meistens durch Hecken gebildet, und es ist einer der reizendsten Anblicke, wenn inmitten solcher Hecken eine frenndlich gestrichene Gartenpforte aus Holzstäben leuchtet. Dieses dankbare Motiv wissen die Engländer, die uns auch auf diesem Gebiete an Einsicht und Konsequenz weit übertreffen, in der wirkungsvollsten Weise zu verwenden und damit ihre Cottagearchitekturen zu heben. — Man wird im Bauerngarten die bei uns so beliebten ornamental geschwungenen Wege nirgends finden, dafür aber ein sehr eigenartiges Verhältnis von Weg und Beet. Eine große Mannigfaltigkeit der Pflanzenarten ist vorhanden, ohne daß jemals doch etwas Exotisches angebaut würde; die ganze Pracht der heimischen oder vielmehr seit Jahrhunderten eingebürgerten Vegetation scheint konzentriert, und der bekannte Villengarten sieht dagegen mit all seinen „vornehmen" Auspackungen von Musaceen und Palmen dürftig, farblos und unfreundlich aus. Wie stimmungsvoll und doch auch in gewissem Sinne architektonisch bietet sich das Bild eines ländlichen Gartens, worin die halbhohen Obstbäume in regelmäßigen Reihen auf den Beeten stehen und schmale gerade Wege zwischen den blühenden Rechtecken hinführen. Hier, wo die Nützlichkeit, also auch die Sachlichkeit disponiert, kann der prosaisch gewordene Städter Liebe zu der Flora seiner Heimat lernen und einsehen, daß es sich sehr wohl ohne fremdartige Botanik auskommen läßt. Naturgefühl allein ist nötig, Liebe zur Sache und ernste Beschäftigung mit den Möglichkeiten. Aus solcher natürlichen Gartenidee, die so leicht und wohlfeil zu verwirklichen ist, können die schönsten Resultate hervorgehen, wenn man, wie beim Haushalt, selbst Hand anlegt und dem Landschaftsgärtner seine „hohe Kunst" nicht länger glaubt.

Die Bestrebungen der andern Richtung gehen dahin, den Garten als Bestandteil des Hauses architektonisch zu behandeln und ihn regelmäßig und geometrisch raumhaft anzulegen. Auch dieses Wollen ist Produkt einer sehr richtigen Ueberlegung und um so beachtenswerter, als der Gedanke gerade für den kleinen Garten, der heute die Regel ist, fruchtbar erscheint. Aber es gehört viel Kunstsinn dazu, ja eine gewisse ästhetische Abstraktionsfähigkeit, den Garten ganz als Form, als Ornament, als ein Raumgebilde im Freien, als Architektur genießen zu können. Und in der Tat ist allen Beispielen dieser Art neben sehr gelungenen Zügen etwas artistisch Uebertriebenes, etwas Outriertes eigen, das nicht eben populär zu werden vermag. Am feinsten gelungen sind wohl die Versuche von Peter Behrens in Düsseldorf. Ihm ist es geglückt, ins kleine zu übersetzen, was einst in den berühmten Gartenanlagen Le Nôtres und nach dessen Vorbilde in Schwetzingen, Nymphenburg, Schleißheim, Schönbrunn, Herrenhausen und so weiter in großen die Bewunderung der Zeitgenossen erregte. Diese barocken Gärten waren durchaus architektonischer Art und bezogen sich in der ganzen Anlage stets auf das Schloß. Das Gesamtbild wurde dadurch sehr imposant. Freilich war der Eindruck auch kühl und reserviert; und das ist ebenfalls beim architektonischen Garten der Fall. Was dem Prinzip praktisch am meisten entgegensteht, ist, daß, wo es verwirklicht wird, die Naturliebe, die Lust am Pflanzen, Säen und Ernten, die Liebe zum Kleinen und Einzelnen ihre Rechnung durchaus nicht finden kann. Den architektonischen Garten erträgt allein der ganz ins Künstlerische entmaterialisierte Mensch, der nur noch Form will, gar keinen Stoff, der nicht eine gemütliche Beschäftigung in der Gärtnerei sucht, sondern den Platz nur als Bild genießen und als eine Art weiteren Saal benutzen will. Natürlich muß das

Digitized by Google

Am Bache

Nach einem Gemälde von Léon Perrault

Digitized by Google

Prinzip der strengen Form auf das Haus zurückwirken; dieses wird mehr dem Repräsentativen, Regelmäßigen, Feierlich-Würdigen in seiner äußeren Form zuneigen müssen.

Doch auch diese Tendenz stimmt mit dem Bedürfnis, das den Städter in den Vorort zwingt, noch wenig überein, und sie wird sich in der Strenge, wie Behrens oder neuerdings auch Wilhelm Kreis und Graff in Dresden sie zum Ausdruck gebracht haben, nicht durchsetzen können. In vereinzelten Fällen, wo ein künstlerisch empfindender Architekt aus Haus und Garten ein Ganzes schafft, kann freilich Bedeutendes geleistet werden. Aber das werden Ausnahmen sein. Denn der moderne Mensch müßte eine ganz reife und geklärte Weltanschauung, ein ganz stolzes Bewußtsein, das die Selbstbeschränkung gestattet, haben, um Gärten ertragen zu können, die nichts sind als kostbare Folien der Architektur. In gemäßigter Form haben andre versucht, den „Biedermeiergarten" — im Anschluß an die gleichartigen Architekturbestrebungen — wieder aufleben zu lassen. Doch herrscht auch hier die sehr geschmackvolle artistische Spielerei vor, und das Bedürfnis wird zugunsten einer Kunstidee außer acht gelassen. Das aber darf in einer gesunden Entwicklung nie geschehen; weder nach der unkünstlerischen noch nach der geschmackvollen Seite hin darf Gewalt angewandt werden. Wie leicht sonst auch hier die Entgleisung stattfindet, beweist Th. Th. Heine mit seinen fein stilisierten Gartenzeichnungen, wie sie im „Simplizissimus" oft abgebildet worden sind. Dieser Künstler weiß das streng Architektonische der Mauern, Vasen, beschnittenen Hecken, Kugellorbeeren, geraden Wege und Rundells, indem er es zu seinen ornamentalen Vignettenzwecken benutzt, köstlich zu parodieren. Und ein andres Beispiel, wohin die künstlerische Uebertriebenheit führt, hat Julius Hart einmal in einem seiner ernsthaften Aufsätze gegeben. Er forderte etwas wie zur Gartenanlage gewordene böcklinische Kunst: Märchenstimmungen, tiefe Seen, hohe Zypressen und dergleichen. So hübsch sich derartiges anhört, so romantisch und phantastisch ist es. Dieses ist einer der Fälle, in denen Schiller schrieb, es sei „abgeschmackt und widersinnig, in eine Gartenmanier die Welt einschließen zu wollen". Phantastik muß jetzt, wo es sich um Gesundung der Verhältnisse handelt, vor allem vermieden werden.

Eine mehr architektonische Tendenz würde freilich der arg vernachlässigten dekorativen Plastik sehr zugute kommen. Bis jetzt haben wir noch keine Gärten, die sich zum Aufstellen der schönen Brunnen, wie Obrist sie uns modelliert hat, oder andrer guter neutraler Gartenskulpturen eignen. Und doch wird der moderne Mensch auf diese Dinge nicht verzichten wollen, weil er sich sonst ohne Not ärmer machen müßte. In einem naturalistischen, bauernartigen Garten ist die Skulptur von vornherein unmöglich. Es wird darum eine Mitte gefunden werden müssen. Prinzipiell kann gesagt werden: je kleiner der Garten ist, desto mehr wird er architektonisch zu gestalten sein, die Niveaudifferenzen werden durch Treppenanlagen überwunden, die Abschlüsse durch halbhohe Mauern hergestellt, die Wege gerade und hauptsächlich in den Achsen des Hauses angelegt werden, der geometrische Gedanke des Gebäudes wird in der Geometrie des Gartens ausklingen müssen; wenn der Garten dagegen größer ist, muß er in der Nähe des Hauses architektonisch sein und allmählich, gegen die Peripherie hin, in freiere Natürlichkeit übergehen. Die Plastik, die, wo sie im Garten steht, ihrerseits psychische Beweglichkeit zu vermeiden und sich der Architektur unterzuordnen hat, gehört dann näher ans Gebäude, so daß sie wie ein Teil davon erscheint und im Maßstab nie die Beziehung dazu verliert. Je mehr der Garten architektonisch ist, desto mehr muß er in der Farbe wie in der Form dem Gebäude angegliedert werden. Es ist bei der Bepflanzung auf gute Gruppenwirkung, auf Silhouetten zu achten, vor allem auch in der Anlage der Koniferen, die mit Rücksicht auf die winterliche Jahreszeit bevorzugt werden; bei der Kiesbestreuung der Wege, der Bepflanzung der Beete, der Verteilung der Flächen ist aufs Ganze Rücksicht zu nehmen. Sehr fein und würdig kann eine solche architektonische Anlage sein, wenn ihr die kalte Absichtlichkeit genommen wird, etwa durch einen großen alten Baum, durch natürliche Terraingestaltung oder dergleichen. Der kleine Garten, den Behrens in Darmstadt seinem von ihm gleichfalls erbauten Hause auf der Mathildenhöhe angegliedert hatte, der sehr energisch terrassiert und von einer prachtvollen alten Linde überschattet war, machte trotz seiner strengen Form einen sehr freien und vornehmen Eindruck.

In jedem Falle das Rechte zu finden, ist auch hier Sache des Gefühls. Wer sich ein eignes Haus baut, sollte die Anlage des Gartens ernst überdenken und sich nicht dem ersten besten Landschaftsgärtner preisgeben. In unsrer Zeit ist es freilich sehr erschwert, das Rechte, das Schöne zu tun, weil wir uns einer Tradition leider nicht anvertrauen können, sondern jede einzelne Frage von Grund aus wieder neu, unsrer Art, unsern Bedürfnissen und Zwecken entsprechend, lösen müssen. Aber die Arbeit muß geleistet werden, weil der furchtbare Zustand, wie er jetzt herrscht, unerträglich wird. Was zunächst getan wird, ist ziemlich gleichgültig, wenn nur überhaupt etwas getan, der jetzige Zustand überwunden wird. Es ist besser, man macht aus seinem Garten ein Stück Nutzland und nimmt sich die Tendenz der Laubenkolonisten vor den Großstädten zum Muster, als daß man ferner noch mit Stolz auf die künstlichen Teiche und Berge blickt und Genuß daran hat, Figuren von Wichtelmännchen und Hirschen auf dem Rasen zu sehen. Bevor Leute, die sich solche unglaublichen Gefühlsverirrungen leisten, nicht gesellschaftlich boykottiert werden, kann von Kultur nicht die Rede sein.

Digitized by Google

Es gibt eben Dinge, die man als „anständiger" Mensch nicht tut. Weder schaufelt man sich das Gemüse mit dem Messer in den Mund, noch trägt man „Röllchen", am allerwenigsten aber ein Jägerhemd als einzige äußere Wäschezier. Das sind drei Hauptstücke der gesellschaftlichen Sittenlehre.

Nun hatte freilich noch niemand Nils Westerren einen Verstoß gegen den ersten Lehrsatz nachweisen können, denn er speiste irgendwo in einem Fischerhaus, wo kein Mensch ihn sah, aber die drei jungen Leute, die ihn vom Fenster des Gasthauses beobachteten, wenn er zum Strande ging, trauten es ihm zu, da er bedauerlicherweise nur Jägerwäsche und gar keine Krawatte unter der Lodenjoppe trug. Andernfalls hätten sie gern mit ihm Bekanntschaft gemacht.

Nils Westerren war ein gut aussehender Kerl, sein kurzgeschorener Römerkopf saß stolz auf breiten Schultern, und er schaute nachdenklich und weltverloren aus stillen grauen Augen über alles hinweg, was ihm begegnete, vielleicht ohne es zu sehen.

Die drei am Fenster fühlten, daß sie einer andern Kultursphäre angehörten als er; besonders Arnold Brunnek, der äußerst schick nach englischer Art gekleidet war, empfand dies deutlich. Er langweilte sich indessen ebenso wie die Geschwister Haller und sehnte sich nach jemand, über den er sich in seiner überlegenen Art lustig machen und der ihm in Freda Hallers Augen zur Folie dienen konnte, und dazu schien ihm der sonderbare Kauz, der, wie der Wirt erzählte, schon seit zwei Jahren auf der Insel als Einsiedler hauste, gerade recht. Aber Nils Westerren verkehrte eben gar nicht im Gasthause, und die drei verzärtelten Großstädter wiederum wagten sich bei dem anhaltend schlechten Wetter nur selten zum Strande hinab. Grau und sturmgepeitscht war das Meer und grau und sturmgepeitscht der Himmel. In der Ferne schien beides ineinander zu fließen, und in diesem Gemisch von Gischt und Nebel tauchten schwerfällige weiße Möwen mit klagendem Schreien unruhig auf und nieder.

Im großen Wirtszimmer hatte man trotz des August geheizt, und die alten Hallers saßen hier gemütlich mit dem alten Brunnek beim Skat; aber Freda mochte Karten nicht leiden und verbat es sich sehr ernstlich, als ihr Bruder mit dem jungen Brunnek von früh bis spät Pikett zu spielen gedachte.

Wenn es ihm nicht um Freda zu tun gewesen wäre, hätte der elegante Brunnek schon nach den ersten Tagen die Flucht ergriffen, um nach Ostende oder Scheveningen zu gehen, aber Freda war eben eine große Partie, und seine Finanzen befanden sich in desolatem Zustand.

„Wenn ich nur wüßte, was Ihre Eltern bewogen hat, sich gerade dieses weltentlegene Inselnest als Kurort auszusuchen," sagte er mit mühsam beherrschter Ungeduld. „Hat man schon je von einem Menschen gehört, der hier gewesen wäre?"

„Papa brauchte absolute Ruhe," gab sie zurück. „Wir haben doch wahrhaftig zu Hause genug Menschen um uns. Viel weniger begreife ich, was Sie und Ihren Vater hergeführt hat." Freda fügte das letztere in etwas malitiösem Ton hinzu. Sie begriff es im Grunde vollkommen, war sich durchaus bewußt, daß sie mit ihrer jungen Schönheit und der einmal zu erwartenden Million der Magnet sei, der Vater und Sohn im Kielwasser der Familie Haller treiben ließ. Uebrigens hatte sie gar nichts gegen diesen Freund ihres Bruders. Er sah sehr präsentabel aus und spielte in der Gesellschaft eine gewisse Rolle. Aber trotz seiner Anwesenheit langweilte sie sich ebenfalls, stemmte die Ellbogen auf das Fensterbrett, stützte das Gesicht in die Hände und starrte in all das trostlose Grau hinaus.

„Ich möchte an den Strand," sagte sie endlich.

„Du bist ja wohl ganz närrisch!" meinte der junge Haller. „Bei dem Wind?"

„Nun, ihr braucht ja nicht mitzukommen. Ihr könnt euch ja über euer geliebtes Pikett hermachen."

Das wollte Karl Haller auch, und er hielt Brunnek fest, der einen lahmen Versuch machte, hinter der jungen Dame herzugehen, sich aber nicht ungern daran hindern ließ. Sie sahen jene dann, während sie schon Karten gaben, im Lodenmantel, die Kapuze über dem Kopf, auf dem Dünenweg abwärts verschwinden.

Unten auf dem feuchten festen Sande war es weit angenehmer und geschützter als oben. Trotzdem das Gasthaus zwischen Kiefern und Weiden inmitten des Fischerdorfs lag, pfiff der Wind doch mit einem für die Ohren der Städter beinahe unheimlichen Ton darüber hin. Hier unten spürte man ihn kaum, hörte nur das Brausen der Brandung, sah nichts weiter als die breit daherrollenden schaumgekrönten Wogen, die sich überstürzten und gierig über den Strand hinleckten, und fühlte das stäubende salzige Naß im Gesicht.

Digitized by Google

Freda lief leichtfüßig ostwärts. Es war ihr lieb, im Alleinbesitz des Strandes zu sein. Die wenigen Badegäste, die während der Hochsaison das primitive Inselnest aufgesucht hatten, waren schon Anfang August wieder davongezogen, und der Dampfer, der den Verkehr mit dem Festlande vermittelte, legte nur noch dreimal wöchentlich hier an.

Eine Viertelstunde hindurch ging es glatt vorwärts, dann rieselte ihr ein kleiner Bach in die Quere, der von oben her seinen Weg ins Meer suchte und zu gewöhnlichen Zeiten wohl leicht zu überspringen, nun jedoch infolge des Regens angeschwollen war, so daß es schon eines kräftigen Schwunges bedurfte, um hinüberzukommen. Sie sah auf ihre Stiefelchen und maß die Sprungweite mit den Augen. Wenn sie einen handfesten Stock gehabt hätte, wäre es ihr eine Kleinigkeit gewesen. Aber drüben, jenseits des Hindernisses, saß Nils Westerren mit einem Buch im Schutz des Dünenvorsprungs, machte indessen keine Miene, ihr zu helfen, obwohl er ihre Verlegenheit ganz gut sah.

Sie ärgerte sich und rief dann peremtorisch: „Bitte, wollen Sie so freundlich sein, mir einmal Ihren Stock herzureichen!"

Ohne ein Wort zu sagen, stand er auf, leistete der Weisung Folge, reichte Freda die Krücke seines Wanderstabes hin und zog das Mädchen, als es sich einen Schwung gab, herüber. Nun stand sie neben ihm, dankte und hätte sich eigentlich für ihr Leben gern mit ihm unterhalten, wozu er jedoch nicht aufgelegt schien, denn er kehrte zu seinem Platz zurück und nahm das Buch wieder auf.

„Kann ich da weiterhin irgendwo die Dünen hinauf?" fragte sie endlich.

„Ja. Aber Sie werden zur Rückkehr nach dem Gasthof den starken Westwind im Gesicht haben, der sich in Ihrem langen Mantel verfangen wird."

„Dann muß ich wohl auf dem Heimwege hier durchpatschen. Nun, es tut nichts. Mehr als nasse Füße und den Schnupfen kann man sich nicht holen."

„Ich bleibe hier sitzen. Mein Stock steht Ihnen dann wieder zur Verfügung."

Er sprach das Deutsche mit dem weichen Akzent des Dänen.

Freda hätte jetzt füglich gehen können, zögerte aber noch immer, obgleich sie ganz gut merkte, daß sie ihm lästig war, und fragte: „Sie leben hier jahraus, jahrein?"

„Seit zwei Jahren wenigstens."

„Auch im Winter?"

„Ja, auch im Winter."

„Das muß schrecklich einsam sein. Und dann das gewaltige Brausen Tag und Nacht, das sich im Spätherbst gewiß unheimlich steigert. Ich würde Angst haben, daß das Meer einmal in einer Sturmnacht die ganze Insel verschlingt."

„Das ist nicht anzunehmen."

„Mir würde es vorkommen wie ein lebendiges Grab, wenn ich immer hier leben müßte. Man muß schon sehr glücklich oder sehr unglücklich sein, um die Menschen und die Kultur ganz entbehren zu können."

Nils Westerren schaute sie jetzt zum erstenmal voll an. Bisher hatte er nur gleichgültig über sie hinweggeblickt. Sie sah sehr jung und reizend mit dem vom Wind zerwuschelten Blondkopf aus.

‚Was für merkwürdig stille Augen er hat!' dachte Freda. ‚So, als wäre jede Empfindung in ihm ausgelöscht.'

„Sie sind also, wie es scheint, weder sehr glücklich noch sehr unglücklich," bemerkte er und lächelte ein wenig dabei, „denn offenbar können Sie die Menschen nicht entbehren, sonst würden Sie die Unterhaltung mit mir schon längst abgebrochen haben."

Jetzt lachte Freda. „Da haben Sie recht. Und es ist wohl auch ein Wink mit dem Zaunpfahl, daß ich Sie in der Lektüre störe."

„O, ich kann warten. Das wenigstens habe ich hier gelernt."

Er klappte das Buch zu und saß ganz ruhig mit resigniertem Gesicht da.

Sie wurde rot. Es war ihr noch nicht passiert, daß jemand ein Gespräch mit ihr als etwas Unvermeidliches betrachtete, das ertragen werden muß. „Beruhigen Sie sich. Ich werde Sie nicht länger behelligen," sagte sie hochmütig, „gedenke auch Ihre Hilfe kein zweites Mal in Anspruch zu nehmen!" Damit setzte sie ihren Weg fort, kletterte ziemlich mühselig die steile Düne empor und dachte dabei: ‚Ein Rüpel! Weshalb habe ich mich dem auch ausgesetzt! Es geschieht mir recht!'

Uebrigens fand sie es für angemessen, ihrer Gesellschaft diese kleine moralische Niederlage zu verschweigen. Eigentlich hätte sie von einem Menschen, der Jägerwäsche und keine Krawatte trug, auch nichts andres erwarten können und demzufolge auch nicht gekränkt zu sein brauchen. Es wurmte sie indessen doch, und wie sie am folgenden Tage Nils Westerren am Ausgang des Dorfes begegnete und er die Kappe grüßend lüftete, neigte sie nur ganz obenhin den Kopf und ging raschen Schrittes weiter. Er machte aber kehrt und überholte sie.

„Ich möchte mich bei Ihnen entschuldigen," begann er mit seiner angenehmen weichen Stimme. „Ich war gestern vermutlich sehr unhöflich. Sie müssen jedoch bedenken, daß ich seit Jahr und Tag wie ein Einsiedler lebe. Da vergißt man nach und nach die gesellschaftlichen Formen, wenn sie einem auch einmal noch so geläufig gewesen sind. Es tut mir leid, wenn ich Sie beleidigt habe."

Freda empfand einen Moment hindurch den lebhaften Wunsch, ihn nun ihrerseits ordentlich abfallen zu lassen; doch es war wirklich zu langweilig in diesem Inselnest, um sich die kleine Abwechslung einer Unterhaltung entgehen zu lassen. Demzufolge strahlte sie ihn mit ihrem liebenswürdigsten Lächeln an und entgegnete: „Ich bedauere meinerseits, Diogenes gestört zu haben."

„Sie brauchen da einen merkwürdig richtigen Vergleich. Ich verlange wirklich vom Leben nichts mehr als Ruhe und Abgeschlossenheit, und fürchte nichts mehr als einen Rückfall in die Weltlichkeit."

„Also früher lebten Sie doch weltlicher?"

„Und ob! Glauben Sie, daß jemand, der nicht gerade geborener Insulaner ist, sich hierher flüchten würde — noch dazu in meinem Alter —, wenn er die Welt nicht gründlich kennen und scheuen gelernt hätte?"

„Geistig bleiben Sie aber doch mit ihr in Fühlung, wie ich sehe." Sie wies auf das Buch, das aus der Tasche seiner Lodenjoppe hervorguckte.

Digitized by Google

„Ich vermute, daß der Tonnenmensch auch das verschmäht haben würde, denn Lektüre erweckt Gedanken, und Gedanken sind beunruhigend.“;

Er sah sie überrascht an. „Also Sie gehören zu der Klasse der lesenden jungen Damen — und Sie denken sogar?“

Freda fing an zu lachen. „Das ist nun in der Tat etwas beleidigend.“

„Nicht doch. Es ist nicht der Mühe wert, darüber beleidigt zu sein. Ich staune nur, daß ein junges Mädchen — denn Sie sind doch wohl unverheiratet, nicht wahr? — sich mit Gedanken über das, was es gelesen hat, beschwert. Uebrigens würde Diogenes sicher auch gelesen haben, falls ihm die Bücher damals schon so leicht zugeflossen wären wie uns, um dann die eigne persönliche Abgeschlossenheit als doppelten Reiz zu empfinden.“

„Das glaube ich nicht, der war waschechter und staubhafter. Heutzutage ist so etwas im Grunde doch nur Pose.“

„Halten Sie mich für einen Poseur?“

„Ja — ein wenig.“

„Ich danke für die freundliche Meinung.“

„Die Ihnen ja auch ganz gleichgültig sein kann.“

„O gewiß.“

„Uebrigens — was ist denn das für ein Buch, was Sie da bei sich tragen? Dem Einband nach offenbar dasselbe, in dem Sie auch gestern lasen?“

„Heine.“

„Ich für meine Person vertrage Heine nicht. Er tut mir weh.“

„Er tut Ihnen weh?“ sagte er nachdenklich und sah sie an. „Er tut Ihnen also weh!“

„Ja. Alles, was vom normalen Menschen in mir ist, setzt sich instinktiv gegen seine innere Zerrissenheit und schmerzlichen Sarkasmen zur Wehr.“

„Man sieht, daß Sie noch nicht gelitten haben, und das ist gut für Sie, denn wer das Verständnis für jene innere Zerrissenheit hat, besitzt auch die Fähigkeit, intensiver zu leiden als Menschen mit dickerer seelischer Haut.“

Sie sah zu Boden, schwieg eine Weile und fragte dann plötzlich mit einem raschen Aufblick, impulsiv aus dem zwingenden Bedürfnis der Teilnahme heraus: „Sie haben gelitten?“

Sein Gesicht veränderte sich. Es ging wie ein Ausdruck innerer Pein darüber hin. „Sprechen wir nicht davon!“ sagte er schroff. „Ich würde nicht einmal mit einem Menschen, der mir nahe steht — wenn ich einen solchen überhaupt besäße —, darüber reden, am wenigsten aber mit einem fremden.“

Das Rot der Beschämung stieg ihr bis zu den Haarwurzeln hinauf, und er sah es und fügte hastig und verwirrt hinzu: „Verzeihen Sie mir. Ich habe Sie nun wieder unabsichtlich verletzt. Es wird besser sein, ich verabschiede mich, ehe Sie merken, daß meine Stiefel anhaltend knarren.“

„Daß Ihre Stiefel —?“ Sie staunte.

„Ja, das ist nämlich so.“ Er strich sich mit der Hand über die Stirn. „Man wandert zuweilen ein Viertelstündchen hindurch mit irgendeinem Menschen zusammen und findet ihn ganz erträglich, bis man auf einmal merkt: seine Stiefel knarren. Und von da an hört man nichts weiter als diesen einen Mißton, und das wird allmählich derartig unerträglich, daß man schließlich den Wunsch hat, den Menschen zu töten, falls man nicht auf andre Weise von ihm loskäme. Natürlich ist das nur bildlich aufzufassen.“

Freda wich bei diesen sonderbaren Worten unwillkürlich erschrocken zurück. Ihr Gesicht nahm einen bestürzten Ausdruck an. Er sah es, und da ging es auch über das seine wie ein Schatten hin. Ganz unvermittelt lüftete er die Kappe und ging rasch davon.

Sie sah dann drei Tage hindurch nichts von ihm, was bei der Kleinheit des Ortes merkwürdig schien. Das Wetter hatte sich inzwischen geklärt, schlug sogar zur Hitze um, so daß die drei jungen Städter dem Ruder- und Segelsport obliegen konnten.

Brunnek verhehlte nur noch mühsam seine Ungeduld, denn Freda Haller gab ihm keine Gelegenheit, das entscheidende Wort zu sprechen, um dessentwillen er doch hergekommen war, weil er hier in der täglichen Intimität des einsamen Lebens sein Ziel leichter erreichen zu können glaubte als in der Stadt mit ihren tausend Ablenkungen. Irgendwie wußte das Mädchen es immer einzurichten, daß ihr Bruder als dritter dabei war. Und doch durfte der elegante Brunnek sich bis vor kurzem noch mit Recht Hoffnungen auf ihre Hand machen.

Gewöhnlich mieteten sie ein Fischerboot zu ihren Fahrten und nahmen dessen Besitzer als sachkundigen Begleiter mit. Es traf sich jedoch eines Nachmittags, daß sämtliche Fischer auf hoher See waren, um die in der Frühe gelegten Netze einzuholen, und wie die drei ratlos am Strande standen, kam ihnen der alte pensionierte Lotsenkommandeur zu Hilfe, der sich, als geborener Insulaner, hier zu Ruhe gesetzt hatte, sich aber noch rüstig genug fühlte, hier und da mit bevorzugten Gästen hinauszufahren. Er stellte ihnen seinen Kutter zur Verfügung und erbot sich zur Begleitung. Damit war allen Teilen geholfen, dem alten Mann vor allen Dingen, denn er schwatzte gern, und da er viel herumgekommen war und eine höhere Bildung besaß, als man sie bei dem Fischervolk gewöhnlich zu finden pflegte, wußte er auch viel zu erzählen, was die jungen Städter interessierte. Dazwischen lugte er scharf mit noch ungeschwächten Augen aus, wie einmal auf ein fernes dunkles Pünktchen, und sagte: „Da kommt der Däne, der Westerren.“

Freda richtete sich plötzlich auf. „Wie können Sie das wissen? Aus dieser Entfernung —“

„Außer ihm fährt niemand in solch einem Seelenverkäufer hinaus; und ich sehe es auch an der Weise, wie er die Ruder handhabt. Das ist keine Fischerart, sondern Sportschmiß. Aber seetüchtig ist er, das kann man nicht leugnen. Wir wollen einmal auf den Punkt zuhalten, dann können sich die Herrschaften selbst überzeugen, daß ich recht hatte.“

Er änderte die Segelstellung und mit einer Wendung des Steuers den Kurs, und der Kutter flog dem winzigen Boot entgegen, das seinerseits pfeilschnell über die nur leicht gewellte Meeresfläche dahinschoß. Nils Westerren brauchte kräftig die Ruder, und wie er den Kutter passierte, grüßte er.

Digitized by Google

Freda beugte sich vor und winkte und nickte und lächelte. Dabei wurde sie ganz rot.

„Warum begrüßen Sie jenen Knoten mit so hochgradiger Liebenswürdigkeit?“ fragte Brunnel halblaut. „Sie kennen ihn ja gar nicht.“

„Doch! Ich habe ihn kennen gelernt.“ Ihr Ton klang ordentlich stolz und triumphierend. „Ich habe es durchgesetzt.“

„Na, wissen Sie, gnädiges Fräulein, das ist nun keine Bekanntschaft, auf die man besonders eitel zu sein braucht. Wenn es noch ein anständiger Kerl wäre, mit dem man abends manchmal zusammen sein und plaudern könnte. Aber solch ein ruppiger Bengel. Nee, ich danke.“

„Er ist ein sehr gebildeter Mensch, mit dem man sich gut unterhält,“ erklärte Freda bestimmt.

„Ein verdrehter ist er,“ meinte der Alte, der die letzten Worte auffing und merkte, daß von Nils die Rede sei. „Aber dafür kann er nichts. Das liegt in der Familie.“

„Wieso?“ Das Mädchen fuhr herum.

„Er ist eben, wie man sagt, erblich belastet.“

„Sie kennen die Familie?“

„Gewiß. Sie ist in Nordschleswig zu Hause und rechnet sich immer noch zu den Dänen. Nils' Großvater, mein Altersgenosse, hat sich nun schon in einem Anfall von Geistesstörung erschossen, war Zeit seines Lebens überspannt, und der Vater starb auch in einer Anstalt für Gemütskranke. Das kann man noch so ein paar Generationen weiter hinauf verfolgen.“

„Der junge Mensch ist demzufolge wohl ebenfalls nicht ganz normal?“

„J, das will ich nicht sagen. Den Verstand hat er ganz auf dem rechten Fleck, aber der Gedanke, daß er ihn einmal verlieren könnte, geht ihm im Kopf herum, und einmal war er schon nahe daran. Das kam, als er sich bis über die Ohren in eine junge Schauspielerin in Kopenhagen verliebte und sich auch richtig mit ihr verlobte. Wie er ihr Jawort hatte, war mein Nils wie von Sinnen vor Glückseligkeit und meinte, er sei nun für seine Lebenszeit ein gesegneter Mann. Und dann hörte er einmal im Wirtshaus, wie zwei fremde Herren am Nebentisch über seine Braut sprachen und behaupteten, daß sie es noch mit einem andern hielt, mit einem Engländer, der vielfacher Millionär sein sollte. Nils glaubte es nicht, schlug dem Mann, der das erzählte, mit der Faust ins Gesicht. Es gab natürlich eine große Katzbalgerei und hinterher ein mächtiges Gerede —“

„Kein Duell?“ warf Brunnel verächtlich ein. „Jeder anständige Kerl hätte so etwas doch mit der Pistole zum Austrag gebracht. Da sehen Sie, gnädiges Fräulein, wes Geistes Kind Ihr sogenannter ‚gebildeter‘ Mensch ist.“

Der alte Lotsenkommandeur sah dem jungen Mann mit seinen starren wasserhellen Augen fest ins Gesicht. „Hierzulande kennt man solche Faxen nicht, mein Herr,“ sagte er ruhig. Da sicht man so etwas sofort Mann gegen Mann aus und läßt es mit einer Tracht Prügel abgetan sein. Eine schlechte Person ist es nicht wert, daß ein ordentlicher Kerl ihretwegen über den Haufen geschossen wird.“

Brunnel zuckte nur die Achseln, aber Freda fragte eifrig: „Und wie wurde es dann? — Mit der Schauspielerin, meine ich.“

„Ja, dann bekam Nils den untrüglichsten Beweis, daß der Mann nicht gelogen hatte, denn das Mädchen brannte mit dem englischen Millionär durch und hinterließ dem armen Bengel einen Brief, in dem es ganz roh erklärte, es empfinde Widerwillen dagegen, sich mit jemand zu verheiraten, der aus einer Familie stamme, in der die Geisteskrankheit erblich sei, und der somit gar nicht daran denken dürfe, einen eignen Hausstand zu gründen. Da war Nils zum zweitenmal wie von Sinnen und stand allen Ernstes auf der Kippe. Aber da legte ich Hand auf ihn und sagte: ‚So, mein Jung! Du kommst jetzt mit mir auf die Insel.‘ — Ich war damals schon zwei Jahre pensioniert und zufällig gerade auf Besuch bei meinem Sohn. — ‚Dort kannst du auf all das Pack pfeifen, das in der Welt herumläuft.‘ Er wollte nicht. ‚Nein, und durchaus nicht — und lieber gleich ins Narrenhaus, wenn man nicht einmal daran denken darf, eine Familie zu gründen.‘ Na, ich kriegte ihn aber am Kanthaken fest und schleppte ihn beinahe mit Gewalt hierher. Seitdem lebt er ganz für sich, kommt nur zu mir, wenn ihm mal die Laune danach steht. Ich lasse ihn ruhig seines Weges gehen und begreife es, daß er die Menschen flieht. Mit der Zeit wird sich wohl auch das legen, und er kann gesund zu seinem Beruf zurückkehren, er war nämlich Architekt. Still ist er ja schon geworden, ganz still, beinah zu sehr nach meinem Geschmack.“ Der alte Mann stoppte seinen Redestrom ab, beschattete die Augen mit der Hand und spähte nach Westen hin, wo am Horizont ein paar zusammengeballte Wölkchen sichtbar wurden. „Wir müssen nach Hause, meine Herrschaften,“ sagte er. „In einer halben Stunde haben wir ein Gewitter über den Hals.“

Der Kutter gehorchte dem Druck des Steuers und der umgestellten Segel wie ein gut trainierter Renner und hielt auf das Land zu. Im Westen verdichteten sich inzwischen die Wolkenballen, schwammen eilig herauf, und über die leise wogende Meeresfläche fuhren kurze Windstöße kräuselnd hin. Noch ehe der Kutter den Strand erreichte, hoben sich die Wellen bereits breit und mächtig. Die drei Städter waren froh, wieder rechtzeitig festen Boden unter sich zu fühlen, obgleich der Lotse lachend versicherte, es sei gar keine Gefahr, er habe die jungen Herrschaften nur davor bewahren wollen, naß zu werden.

„Kommen die Fischer nicht herein, wenn ein Wetter losbricht?“ fragte Freda, während ein paar Weiber dem Alten behilflich waren, den Kutter auf den Strand zu ziehen und hier zu vertauen, denn die Männer des Dorfes waren noch sämtlich auf hoher See.

Der Lotse schlug gleichmütig mit der Hand in die Luft. „Die sind's gewohnt und wissen genau, ob sie es schaffen oder nicht. Ueberrascht sie ein Sturm, so laufen sie in die Bucht an der Westspitze der Insel ein, wo die Regierung den Molo gebaut hat. Da bleibt es meist still wie auf einem Teich, denn die Düneu sind dort am höchsten. Hier ist seit Jahrzehnten niemand verunglückt, außer durch eigne Dummheit.“

Digitized by Google

„Uns Paster is noch bute upt Water," sagte eines der Weiber.

„Den Deuwel is hei!" rief der Alte erschrocken. „Wat deit denn dat Unglücksworm bute?"

„Hei wull nach Johannsen sien Fru kiele, de starwe möt."

„Alleen?"

„Joa."

„Mit dem Segler?"

„Nee, mit dat kleene Ruderboot. Das Wetter seich so schien ut —"

„Unser Pfarrer ist draußen," wandte sich der Alte an die drei jungen Städter. „Er hat einen Krankenbesuch an der Ostspitze der Insel machen wollen und den kürzeren Weg übers Wasser gewählt. Ich hoffe nur, daß der geistliche Herr zu Fuß über Land zurückkehrt, denn er ist kein geübter Schiffer. Bei gutem Wetter und richtigem Wind macht man es ja spielend in zwanzig Minuten, aber bei hohem Seegang möchte selbst ich nicht mit einem kleinem Boote hinaus."

Die ganze Gesellschaft blieb abwartend am Strande. Ein paar weitere Weiber und Kinder aus dem Dorf oben gesellten sich dazu. Alle spähten achtsam über das Wasser hin. Die Städter sahen nichts als eine grünlichgraue bewegte Fläche, auf der Berge und Täler sich in endloser Reihenfolge daherzumälzen schienen. Zugleich begann es zu regnen, und der Donner vom Himmel übertönte das Donnern der wachsenden Brandung.

Ein vielstimmiger Ruf: „Da is hei!" belehrte Freda und ihre Begleiter, daß die Törsler irgendwo zwischen all dem Wogengebraus die Nußschale mit ihrem Pfarrherrn entdeckt hatten. Der Lotse zog sein Fernrohr, schob es dann nach einem raschen Ausblick zusammen und befahl mit schmetternder Kommandostimme: „Den Kutter wieder klarmachen! Der Pastor muß hereingeholt werden! Wer fährt mit? Allein kann ich's nicht schaffen."

Freda sah Brunnek an und dann ihren Bruder. Sie tat das mit banger Erwartung, halb hoffend, halb fürchtend, daß einer von ihnen sich zur Mitfahrt erbieten werde. Aber die beiden sahen vor sich nieder. Der eine zupfte an seinen Manschetten, der andre an seinem Schnurrbärtchen. Haller schwieg, doch Brunnek sagte gerade heraus, daß es ihm nicht einfalle, sein Leben für einen fremden Narren zu riskieren, der sich aus reinem Mutwillen in Gefahr begeben habe. Das hörte Freda, und sie hatte bestimmt erwartet, die beiden jungen Herren, die das Wort „Anständigkeit" so oft im Munde führten, würden einander den Vorrang bei dem großherzigen Unternehmen streitig machen.

„Ick foahr mit, Herr Petersen!" schrie eine frische junge Frau resolut.

„Nee, Beckersche, di nehm ick nich mit!" klang es bestimmt zurück. „Du hest dine veer Kinner tau Hus, un heer geiht dat nm't Lewen."

In diesem Moment kam Nils Westerren, der die Menschenansammlung am Strande bemerkt hatte, in langen Sätzen die Düne herab, daß der lose Sand hinter ihm herrieselte. Ohne Besinnen lief Freda ihm entgegen und verständigte ihn. Sie legte dabei wie in angstvoller Bitte die Hände ineinander und hatte Tränen in den Augen.

Er schaute sie unverwandt an, hörte vielleicht gar nicht, was sie sagte, sah nur die reizend geschwungenen Linien der Lippen, die sich ausdrucksvoll bewegten, und den flehenden Blick der großen Augen, denn er fragte ganz geistesabwesend: „Wer ist draußen?"

„Ihr Pfarrer! Soll der Mann denn umkommen?" schrie sie auf und wunderte sich dann, daß sie gerade an ihn die sittliche Forderung stellte, die von den beiden andern jungen Männen abgelehnt worden war. Aber da flog er auch schon an ihr vorbei, schwang sich ohne ein Wort zu verlieren in den Kutter, der bereits halb im Wasser war, und griff nach den Rudern. Das starke Boot schoß in die Wellen, und die am Strande sahen lautlos zu, wie die beiden Männer, der alte und der junge, mit Aufbietung aller Kräfte gegen die Brandung ankämpften, die ihre größte Gefahr bildete. Erst wie sie darüber hinaus waren, trieben ihre starken Arme den Kutter mit Sicherheit und Schnelligkeit die Wogenberge hinauf und hinab. Einmal bedeckte Freda die Augen mit der Hand, denn es war ihr, als hätten sich jene grangrünen glasigen Berge über dem Kutter geschlossen. Doch da erschien er wieder auf dem Kamm der nächsten Welle und setzte tapfer seinen Weg fort.

„Gehen Sie lieber hinauf und ins Haus. Sie werden sich bei dem Sturm und Regen erkälten," sagte Brunnek und zog den Wettermantel fürsorglich fester um Fredas Gestalt.

— Sie schob seine Hand heftig von sich und maß ihn mit einem fast feindseligen Blick. „Welch ein Feigling!" dachte sie dabei erbittert. „Wo es keine Gefahr gibt, da kann er den Sorglichen spielen! Und sie nahm keine Notiz von der Ermahnung.

Inzwischen zog das Gewitter in östlicher Richtung weiter und die Regenschleier lichteten sich. Da sagte die Beckersche mit dem breiten Auflachen der Erleichterung: „Jetzt hebbe se em!"

Weit in der Ferne schwamm der Nachen des Pastors kielaufwärts als Spiel der Wellen umher, aber im Kutter saßen nun drei, und wie er dem Lande zuhielt und dann, scharf getrieben, durch die Brandung auf den Strand schoß, kreischten Weiber und Kinder vor Vergnügen und umringten ihren Pfarrherrn und die beiden Tapferen, die ihn hereingeholt.

Freda ging mit ausgestreckten Händen und einem warmen Lächeln zu Nils hin. Doch er sah sie nicht oder wollte sie nicht sehen, sondern eilte gleich den Dünenweg hinauf seiner Behausung zu. Und sie hätte ihm so gern gedankt oder wenigstens ein paar Worte der Anerkennung gesagt. In echt jungmädchenhafter Gefühlsexaltation bewunderte sie ihn als den ersten Helden, dem sie begegnet war, und hatte eine schlaflose Nacht, weil sie dieser Bewunderung nicht Worte geben konnte.

Es trieb sie am nächsten Morgen schon früh hinaus. Sie wollte durchaus ihrem Helden begegnen, wollte ihm sagen, wie hoch sie ihn achte, und wie Nils, vom Bade kommend, zum Dorf hinaufstieg, sah er sie unerwartet vor sich, mitten im Morgensonnenschein. Der frische Seewind rötete ihre Wangen, wehte das flockige Blondhaar unter dem Matrosenhütchen hervor, und in ihren dunkeln Augen war ein sanftes Licht.

Digitized by Google

„Ich wollte Ihnen gestern noch danken!“ begann sie ohne Umschweife. „Aber Sie gaben mir keine Gelegenheit mehr dazu. Sie haben so groß und so gut gehandelt —“

„Tat ich etwas andres als der alte Petersen?“ unterbrach er sie und sah dabei zu Boden. „Haben Sie ihm gedankt? — Ueberhaupt — weshalb danken Sie? Geht unser Pastor Sie etwas an?“

Freda ließ sich indessen von der barschen Antwort nicht einschüchtern. „Weshalb ich danke?“ rief sie impulsiv. „Weil ich zum erstenmal die Erfahrung gemacht habe, daß es Menschen gibt, die etwas Höheres kennen als den Gedanken an sich selbst.“

Nils hob langsam die Augen zu ihrem lieblichen Gesicht.

„Es würde mich so von Herzen freuen, wenn ich Ihnen meine große Hochachtung auch einmal durch die Tat beweisen dürfte,“ fuhr sie eifrig fort. „Gibt es irgendeinen Wunsch, den ich oder die Meinigen Ihnen erfüllen könnten? Papa ist reich und hat viele Konnexionen. Wenn er Ihnen irgendwie im Leben nützlich sein kann — er schlägt mir nie etwas ab.“

Noch immer sah er sie unverwandt an, und dann ging der Ausdruck von Pein über sein Gesicht, den sie schon einmal darin gesehen hatte.

„Ja,“ sagte er langsam mit einem leichten Beben in der Stimme. — „Ich möchte Sie bitten, abzureisen.“

Freda wechselte die Farbe. In der ersten Bestürzung fand sie keine Worte, schluckte nur ein paarmal, als sei ihr etwas in der Kehle, was sie hinunterwürgen müsse. Endlich kam es fast tonlos über ihre Lippen: „Das soll geschehen.“

Er lüftete grüßend den Hut und ging weiter, wandte sich jedoch nach wenigen Schritten und kehrte zu ihr zurück, die wie versteinert stehen geblieben war.

„Ich habe vielleicht doch noch eine Bitte,“ sagte er hastig und zog das Buch, das er in der Tasche zu tragen pflegte, hervor. „Wollen Sie diesen Band Heine zum Andenken an — an den Aufenthalt auf dieser Insel von mir annehmen und behalten?“

Sie nahm das Büchlein stumm entgegen, und über dasselbe hinweg berührten sich ihre Finger zu flüchtigem Druck.

Freda sah seiner rasch entschwindenden Gestalt unverwandt nach, dann setzte sie sich in den Sand und legte die Hände vor das Gesicht. Sie verstand jetzt alles — alles, was da unausgesprochen geblieben war, und wußte, daß sie ihm nie wieder begegnen dürfe. — Und sie litt.

Es war keine glückliche Inspiration, die den schönen Brunnet just in dieser Stunde ihrer Spur folgen und die entscheidende Frage tun ließ, die ihm schon so lange auf den Lippen gebrannt hatte. Sie fuhr bei seiner Annäherung auf. Ihre Augen waren dunkel von Tränen. Gleich bei den ersten Worten unterbrach sie ihn und stieß zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor: „Niemals! — Niemals!“

Digitized by Google

Bruno Paul — Wohnzimmer in hellem Mahagoniholz

Bruno Paul

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Schon lange hat der Name Bruno Paul einen guten Klang. Tausende haben sich allwöchentlich an dem derben, trockenen Humor seiner Simplizissimus-Zeichnungen erbaut. Hunderten hat er aus klaren, anmutigen Möbelformen und erlesenen Farben eine behagliche, solide Heimstätte geschaffen, in der für den modernen Menschen das Wohnen wieder zum Genuß und zur Freude geworden ist. Längst zählt ihn das moderne deutsche Kunstgewerbe zu seinen hervorragendsten Führern, und diese exponierte Stellung war es auch, die seiner kürzlich erfolgten Berufung als Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule in Berlin ihre außerordentliche, ja erstaunliche Bedeutung verlieh. Dieser Erfolg Bruno Pauls bedeutet einen Erfolg der Sache, die er in maßgebender Weise vertritt. Er besagt, daß man in Preußen-Deutschland mit der hochoffiziellen Gegnerschaft gegen die kunstgewerblichen Bestrebungen der Neuzeit prinzipiell gebrochen hat. Er besagt, daß das deutsche Kunstgewerbe an einem Wendepunkt angelangt ist, von dem es mit Stolz auf seine rasche, an Kämpfen wie an Siegen reiche Entwicklung zurückblicken darf. Zugleich tut sich an diesem Wendepunkt die Aussicht auf eine fast mühelose Vollendung der begonnenen Kulturarbeit auf. Zum mindesten wird diese Vollendung nicht mehr mit den äußeren Widerständen zu rechnen haben, die sich bisher ihr immer in den Weg warfen. Die fernere Entwicklung des modernen Kunstgewerbes wird wohl mehr einem Triumphgang als einem Feldzug gleichen. Sie wird mit der Mühelosigkeit und Schönheit eines physikalischen Prozesses verlaufen, nachdem die Kräfte, die sich ihr bisher als Hemmungen entgegenstellten, sich zu ihrer Förderung entschlossen haben. Die gleichzeitigen Berufungen Alfred Messels und Tschudis dürften wohl auch den ärgsten Pessimisten beweisen, daß es sich bei der Ernennung Bruno Pauls nicht um eine Laune, nicht um den Erfolg einer einzigen Person handelt. Sie dürften beweisen, daß mit obigem keine rosenfarbenen Prophezeiungen ausgesprochen, sondern nur Folgerungen gezogen worden sind, die sich naturnotwendig aus der Logik der Ereignisse ergeben.

Digitized by Google

Kaffeeservice in oxydiertem Silber mit Elfenbeingriffen
Entworfen von Bruno Paul

Zwei Jahrzehnte hat das deutsche Kunstgewerbe bedurft, um an diesen Wendepunkt zu gelangen, eine erstaunlich geringe Zeit für das Werden einer so gewaltigen Neuerung. Selten hat die Entwicklung glättere Arbeit geliefert als hier. Man werfe nur einen Blick in die Kunstzeitschriften, die vor etwa zehn Jahren in den Dienst der kunstgewerblichen Revolution traten. Wie vieles hat sich während dieses kurzen Zeitraumes geklärt, verfeinert, wie vieles ist fallen gelassen und durch Neues ersetzt worden! Wie zielbewußt haben sich allmählich die Grundprinzipien des kunstgewerblichen Schaffens durchgerungen, mit welch imponierender Logik hat sich Tat an Tat gereiht, um das große Ziel zu erreichen, das den Künstlern vorschwebte, nämlich die Selbstdarstellung der Zeit in kunstgewerblichen Erzeugnissen. Noch bis vor fünf Jahren etwa befand man sich in Deutschland in dem unerquicklichen Stadium des Aufsuchens neuer Formen, des unruhigen Mühens um die elementarsten Grundlagen. Da war alles noch Aufbau, nicht Ausbau, und das wagemutige Experiment galt als höchstes Verdienst. Dann kam die Münchner Ausstellung des Vereins für angewandte Kunst und führte all das vor, was aus diesem Tasten und Suchen als bleibender Besitz gewonnen war. Diese Ausstellung zeigte, daß unvermerkt schon viel sicherer Grund und Boden erstritten worden war und daß fortan das Bemühen der Künstler nur dem Festhalten und Fortbilden des neuen Eigentums zu gelten habe. Sie zeigte, daß es schon eine neue Tradition gab, die den jungen Kräften hilfreich zur Seite stand und es ihnen ersparte, immer wieder auf das Elementare zurückgehen zu müssen. Noch eindrucksvoller prägte sich diese neue Situation aus in der Wohnungsausstellung der Vereinigten Werkstätten, die lauter von Bruno Paul geschaffene Muster enthielt. Sie atmete nichts als die große, schöne Ruhe, die aus gesichertem Besitz hervorgeht. Die ganze Gebärde dieser Ausstellung war eine andre als die der früheren kunstgewerblichen Revuen. Früher hatten sich die neuen kunstgewerblichen Erzeugnisse gewissermaßen in die Brust geworfen und gesagt: Seht, so bin ich! Was wollt ihr von mir? Die erwähnte Darbietung Bruno Pauls aber sprach gar nicht mehr von sich, weil sie ihrer selbst zu sicher war. Sie sprach nur noch vom Publikum und sagte: Ich vertraue darauf, daß du reif und klug genug bist, zu ergreifen, was ich dir biete! Diese Ausstellung verlegte, mit andern Worten, die Problematik der kunstgewerblichen Neuerung vom Künstler auf Volk. Sie war eine Prüfung der Käufer, nicht eine Selbstprüfung mehr. Und ihr Erfolg hat bewiesen, daß das Volk, das anfangs mit den Künstlern nicht gleichen Schritt halten wollte, diesen nun endlich nach- und nahegekommen ist.

Freilich war auch keiner so sehr geeignet, die

Bruno Paul — Fensterplatz in einem Speisezimmer

Digitized by Google

Bruno Paul Eßzimmer in gebeiztem Eichenholz (Stühle mit schwarzem Rindleder bezogen)

Kabinettsfrage so zu stellen, als Bruno Paul. Von Anfang an bei der kunstgewerblichen Umwälzung schöpferisch tätig, gehört er zu den ersten, die sich Ruhe und Reife errangen. Seine Schöpfungen verloren das Problematische, das den neuen Erzeugnissen zunächst anhaftete, sehr rasch, und immer klarer prägte sich in seinen Arbeiten jener vornehme, besonnene, den Realitäten geneigte Geist aus, der ihn auszeichnet. Einen Paulschen Raum erkennt der Kundige sofort an seinem Gepräge von unnachahmlicher Solidität, mit der sich stets eine gemessene Eleganz verbindet. Breit und fest stehen seine Stühle auf dem Boden, Verklärungen der ewigen Gesetze der Statik und der konstruktiven Notwendigkeiten, an welche die Werke von Menschenhand gebunden sind. Niemals bemerkt man an seinen Arbeiten den Versuch, durch lokalisierten, spielerischen Schmuck das Auge zu fesseln. Sein Bemühen gilt stets der Gesamterscheinung des Möbelstückes, und in der Musik der Verhältnisse, dem Aufbau der Massen, im Wohllaut der Maße spricht seine Gestaltung ihre klare, männliche Sprache. Daß man berechtigt ist, auch bei den Erzeugnissen der Handwerkskunst von künstlerischer Gestaltung zu reden, darf wohl nicht in Zweifel gezogen werden. So gewaltig auch die Unterschiede zwischen einem Mahagonisessel und beispielsweise einem großgedachten Figurenbilde sein mögen, in beiden Fällen muß aus einem bestimmten Vorrat an Rohmaterial nach Maßgabe innerlich empfundener Harmonien ein neues, greifbares, souveränes Gebilde erschaffen werden. Ein Gedanke muß Tat werden, ein Stück Welt muß durch den Künstlergeist hindurchgehen und als Form wieder zum Vorschein kommen. Kein Zweifel, daß es zwischen mehreren Büfetten, Schränken, Stühlen, Schreibtischen gewaltige Unterschiede hinsichtlich ihrer bildnerischen Vollendung geben kann. Selbst der Stumpfe wird ihrer unbewußt gewahr, wenn er sich über seine verschiedenen Eindrücke vor den Werken verschiedener Handwerkskünstler einigermaßen Rechenschaft gibt. Ein Kunstwerk, an dem sich eine starke Gestaltungskraft betätigt hat, trägt den Adel der Notwendigkeit an sich. Es widerlegt alle Einwürfe, es weist jedes „Aber" zurück, es tritt als reine, ungehemmte Aktion hervor. So gibt es auch Möbelstücke, denen eine unmittelbar überzeugende Kraft innewohnt, und zu ihnen gehören die Schöpfungen Bruno Pauls. Sie machen den Eindruck von Naturgebilden und scheinen eher organisch gewachsen als auf künstliche und gewaltsame Weise zusammengefügt zu sein. Jeder gewinnt zu ihnen sofort ein klares, wohltuend reines Verhältnis. Man befreundet sich mit ihnen fast wie mit natürlichen Individuen. Sie müssen so sein, wie sie sind. Sie haben Charakter, das heißt, sie sind notwendig, und alles Notwendige überzeugt schon durch seine Erscheinung.

Diese Mitgift an Notwendigkeit konnte Bruno Paul seinen Schöpfungen aber nur deshalb mitgeben,

Digitized by Google

weil sein Geist von vornherein stets auf das Seiende, das Wirkliche und das Notwendige gerichtet war. Er gehört zu jenen Männern, die sich mit den harten, fremdartigen Realitäten unsrer Zeit abgefunden und versöhnt haben, und nicht nur abgefunden, sondern auch herzlich befreundet. Er gehört jenem neuen Geschlechte an, das den klaren, unbestechlichen Blick des Ingenieurs und die Arbeitshände des Pioniers hat. Er gehört zu jenen modernen Menschen, von denen diese Bezeichnung in einem besonderen, prägnanten Sinne gilt. Negativ moderne Menschen sind wir alle, die heute leben. Paul aber zählt zu jenen positiv

Bruno Paul Dreiteiliger Schrank (silbergrauer Ahorn)

modernen Geistern, für die unsre Zeit mit all ihren vielverleumdeten Begleiterscheinungen gerade Bedingung und Element des Lebens ist. Es gibt auch unter den heutigen Kunstgewerblern romantische und problematische Naturen genug, Naturen voll überschüssiger Sehnsucht und heimlicher Grollgefühle gegen vieles, was als wesenhafter Bestandteil der modernen Kultur Verehrung verdient. Von solcher Romantik ist Bruno Paul ganz frei. Er ist mit Bewußtsein und Kraft das echte Kind seiner Zeit. Er strebt ihr nicht entgegen, sondern er läßt sich von ihr tragen. Sie schlägt ihm keine Wunden, sondern sie fördert ihn auf alle Weise, gibt ihm künstlerische Anregungen in Fülle, verhilft ihm zu freiester Auswirkung seiner Persönlichkeit und krönt ihn mit Erfolgen, die selbst in unsrer Zeit zu den Seltenheiten gehören. Sie werden — diese einzige persönliche Bemerkung sei mir gestattet — durch die große, ungeheuchelte Bescheidenheit dieses auch als Menschen vortrefflichen Mannes nur um so erstaunlicher.

Solcher Naturen, kraftvoll, gediegen, arbeitsfähig, nüchtern und — das ist kein Widerspruch — phantasiereich, bedurfte es, um die kunstgewerbliche Umwälzung, deren größte Schwierigkeiten nun überwunden sind, in die Wege zu leiten. Man vergegenwärtige sich nur die schlimme Situation, in welche sich die kunstgewerblichen Neuerer der achtziger und neunziger Jahre versetzt sahen, als die Forderung, eine Selbstdarstellung der Zeit im äußeren Apparat des Alltagslebens zu geben, auf sie eindrang. Allen früheren Epochen stand zu diesem Zwecke ausnahmslos eine reiche Formenüberlieferung zur Verfügung. Sie war der natürlich gegebene Stoff, in dem sich der neue Zeitgeist unmerklich auszuprägen begann. Indem er die Tradition nur mäßig zu modifizieren glaubte, bildete er sie in Wahrheit vollständig um. Uns stand keine derartige Tradition zu Gebote, wir waren genötigt, auf die Urelemente des gewerblichen Schaffens zurückzugehen, auf Material, Zweck und Konstruktion. Schon die Zeit vor uns hatte auf die kunstgewerbliche Ausprägung ihrer Eigenart verzichtet, darum standen wir verarmt und besitzlos vor den schweren stilistischen Anforderungen der Gegenwart. Und darum waren kräftige, dem Leben befreundete Geister nötig, um aus so kargem Material zeitcharakteristische Gebilde zu schaffen. Nicht sie haben mit der Tradition gebrochen, sondern unsre Väter und Großväter haben das getan. Bruno Paul und seine Mitstrebenden haben nur festgestellt, daß mit dem von unsern Vätern gepflegten Historizismus nicht mehr auszukommen war. Denn Historizismus ist ein Verzicht und das gerade Gegenteil des Schaffens.

Die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die meisten, die heute kunstgewerblich tätig sind, von der „hohen Kunst“ zum Handwerk übergingen. Bruno Paul gehört zu den wenigen, die der angewandten Kunst von vornherein nahestanden. Denn die Illustration, der er sich im Anfang zuwandte, hat vermöge ihrer gegenständlichen Beziehungen und ihrer technischen Gebundenheit mit dem Kunstgewerbe fast ebensoviel Verwandtschaft wie mit der reinen Kunst. Der Weg von der Illustration zum Plakat, zum Bucheinband, zu allen Arten der Flächenkunst ist so nahe, daß ihn viele ohne Mühe zurückgelegt haben. So trat auch Paul, ohne die Illustration zu verlassen, mit der neunziger Jahre in die kunstgewerbliche Betätigung ein und wurde außer zu einer Hauptstütze des „Simplizissimus“ bald zur vorzüglichsten Kraft der Münchner Vereinigten Werkstätten für Kunst im Handwerk, die, soweit künstlerische Qualitäten in Frage kommen, ihren raschen Aufschwung in erster Linie ihm zu

Digitized by Google

Bruno Paul — Speisezimmer (Zitronenholz mit Intarsien)

Bruno Paul — Arbeitszimmer des Regierungspräsidenten von Bayreuth (gebeizte Eiche)

Digitized by Google

Bruno Paul Kinderzimmer (weiß lackierte Fichte)

danken haben. Die Arbeitskraft, die Bruno Paul in seiner jahrelangen Tätigkeit für dieses Etablissement und den „Simplizissimus“ entfaltet hat, grenzt ans Erstaunliche. Heute liegen für jedes erdenkliche Problem, das es im Bereiche der modernen Innenausstattung geben kann, eine ganze Reihe Paulscher Lösungen vor, vom bescheidensten bürgerlichen Wohnraum bis zum prunkvollen Festsaal. Mit allen diesen Aufgaben hat seine erstaunliche, nie verlegene Erfindungsgabe gleichen Schritt gehalten und stets das treffendste Wort auf jede Frage gefunden. Jedem Material hat er seine Geheimnisse abgelauscht, jedem Zweck ist er gerecht geworden. Wenn auch sein Hauptinteresse der Möbelkunst gilt, so hat er doch daneben fast keines der zahlreichen Gebiete vernachlässigt, die das moderne Kunstgewerbe erobert hat. Und überall, in Raumgebilden, Festdekorationen, Architekturentwürfen, in Metallarbeiten, Schmucksachen, Plakaten, Buchtiteln, Geweben und den hundert kleineren Gegenständen, die zum Apparat des täglichen Lebens gehören, war es Bestes und Gediegenstes, was er lieferte. Diese reiche Tätigkeit, der nur eine außergewöhnliche Spannkraft und Ausdauer gerecht werden konnte, erlaubte ihm nur selten, zu Pinsel und Palette zu greifen. Die wenigen Gemälde, die es von seiner Hand gibt, lassen erkennen, daß er auch auf diesem Boden seinen Mann stellt. Mit seinem Scheiden verliert München seine eigenartigste und stärkste Persönlichkeit auf kunstgewerblichem Gebiete. Doch wird nur engherziger Lokalpatriotismus bei diesem Verluste nichts andres als Bedauern aufbringen können. Die Berufung des jetzt Dreiunddreißigjährigen — Bruno Paul ward am 19. Januar 1874 zu Seifhennersdorf in der Lausitz geboren — nach Berlin bedeutet für die Sache, die er vertritt, eine so gewaltige Förderung, daß dahinter alle lokalen Interessen zurücktreten müssen. Sie erfüllt mit frohen Erwartungen für die Zukunft des Instituts, an dessen Spitze Bruno Paul jetzt steht, vor allen Dingen aber auch liefert sie aufs neue den Beweis, daß München vor allen andern deutschen Städten die Kraft hat, junge eigenartige Talente auszubilden. Der Ruhm, diese Persönlichkeit entwickelt zu haben, wird der Isarstadt verbleiben und außer dem Ruhm auch die vielfältigen fruchtbaren Anregungen, die sein vorbildliches Wirken der jüngeren Künstlergeneration gegeben hat. An der Münchner Künstlerschaft ist es nunmehr, die Lücke, die Bruno Pauls Weggang gerissen, baldmöglichst mit jungen Kräften wieder auszufüllen, auf daß auch fernerhin der Ruhm Münchens als der eigentlichen Hochburg der modernen Kunst gewahrt bleibe.

Bruno Paul Wäscheschrank (silbergrauer Ahorn)

Digitized by Google

Phot. L. Schaller, Stuttgart 1907

Das neue Krematorium in Stuttgart

Feuerbestattung

Von

Dr. C. Alberts-Godesberg

Es ist unsrer hochzivilisierten Zeit vorbehalten geblieben, einen neuen Streitgegenstand zu finden, wo man ihn am wenigsten hätte erwarten sollen — bei der Leichenbestattung. Man sollte es wirklich kaum für möglich halten, daß man in einer Zeit der ausgebildetsten individuellen Selbständigkeit dem einzelnen Individuum, beziehungsweise seiner Familie, die freie Verfügung über die eigne Person nach dem Tode — vorausgesetzt, daß daraus kein Nachteil für die Allgemeinheit erwächst — verbieten könnte. Und doch ist es so! Daher wissen die leidenschaftlichen Bekämpfer der Feuer- oder vielmehr der „Heißluftbestattung" — außerhalb des deutschen Reichstags nur noch eine kleine Minorität — ihren anachronistischen Eingriff in die persönlichen Rechte eigentlich nur auf zwei sogenannte „Gründe" zu stützen:

1. auf das ästhetisch-religiöse Gefühl, das die toten Körper möglichst lange unversehrt erhalten will;

2. auf die Notwendigkeit, die Vertilgung von Spuren eines begangenen Verbrechens zu hindern.

Wir möchten nur den zweiten Punkt bis zu einem gewissen Grade gelten lassen, insofern wir nämlich zu diesem Zweck die Einführung einer allgemeinen amtlichen Leichenschau im Interesse aller Beteiligten für notwendig halten.

Was den ersten Punkt betrifft, so bitten wir, es uns nicht übelnehmen, wenn wir vermeinen, es handle sich dabei um ein unklares und noch dazu irregeleitetes „Gefühl". Zugleich wollen wir nachzuweisen versuchen, daß die richtige Leitung des letzteren vielmehr für die Verbrennung den Ausschlag geben müsse.

Was die Erhaltung des Körpers anbelangt, so wissen wir alle, daß es sich, wenn man nicht zu der für die meisten unerschwinglichen Mumifizierung schreiten will, hier wie dort nur um eine verschwindend kurze Zeit handelt; ganz abgesehen davon, daß in unsern Kirchhöfen alle zehn bis fünfzehn Jahre die Gebeine aller Minderbemittelten, die sich keines besonderen „Erbbegräbnisses" erfreuen, pietät- und schonungslos aus ihrer Ruhestätte heraus- und zusammengeworfen werden, während die Reste der Heißluftbestatteten für alle Zeit unter der Obhut der Familie bleiben können.

Die Religion aber spielt, was immer wieder betont werden muß, wenn überhaupt, nur eine sekundäre Rolle: „Ein göttliches Gebot oder irgendein Artikel des christlichen Glaubens steht keiner der beiden Gepflogenheiten entgegen," wie schon die Eisenacher evangelische Kirchenkonferenz aller deutschen Staaten im Juni 1898 anerkannte. Wurde doch der Stifter der christlichen Religion selbst nicht begraben, sondern, wie noch viele unsrer heutigen Gegner, zu späterer Einbalsamierung zunächst in einer Grabkammer beigesetzt. Wie geringen Wert er auf die nach seiner Ansicht offenbar nebensächliche Bestattungsweise legte, geht aus seinem bekannten Ausspruch hervor: „Lasse die Toten ihre Toten begraben und folge du mir nach" (Matth. 8, 22).

Zweifellos geschah die früheste Fortschaffung der Leichen auf dem Wege des Kannibalismus. Auf der niedrigsten Kulturstufe stehende Völker huldigen diesem Gebrauche nicht nur den Lebenden, sondern auch den Toten gegenüber. In der Steinzeit finden

Digitized by Google

sich dann die ersten Spuren der Bestattung, und zwar in den überall bekannten „Hünengräbern“, das heißt, man legte die Toten einfach auf die Erde und wölbte darüber einen mehr oder weniger hohen Hügel; bei Häuptlingen führte man nicht selten Grabkammern aus großen Steinblöcken auf, die man zuletzt mit Erde bedeckte. Oft findet man auch unter einem und demselben Hügel vollständige Skelette neben Urnen mit verbrannten Knochenresten — ein Beweis dafür, daß die Sitte des Verbrennens und Begrabens nebeneinander bestand. Man nahm dabei an, daß der Tote nur kurze Zeit in seiner unterirdischen Behausung beharre und bald wieder seiner alten, meist kriegerischen Beschäftigung in jenseitigen Gefilden nachgehen werde, weshalb man ihm auch Waffen, Nahrungsmittel, unter Umständen auch Begleiter und Begleiterinnen mit auf den Weg gab, die aber in der Regel verbrannt wurden. Es galt dieser Brauch, von wilden Völkern abgesehen, bei allen alten Kulturvölkern. Daneben erhielt sich allerdings, und zwar hauptsächlich wegen der mit der rasch fortschreitenden Entwaldung entsprechend zunehmenden Kostspieligkeit des Brennmaterials, die einfachere Art des oft gemeinsamen Begräbnisses. So wurde es auch bei den alten Germanen gehalten. „Bei Leichenbegängnissen machen sie keine besonderen Umstände,“ schreibt Tacitus; „nur die Leichname ausgezeichneter Männer müssen mit gewissen Holzarten verbrannt werden. Nicht Prachtgewänder noch Spezereien werden auf den Holzstoß geworfen, nur des Mannes Rüstung, manchmal auch sein Streitroß wird mitverbrannt. Ueber die Grabstätte wölbt sich ein Rasenhügel.“ Selbst die auf die Seefahrt angewiesenen Stämme huldigten diesem Brauche. Bekannt ist, daß die Wikingerfürsten nach ihrem Tode auf ein Schiff gebracht und dasselbe mit seinem ganzen sonstigen Inhalt an Opfergaben und so weiter brennend ins Meer hinausgetrieben wurde. Ueberall in Deutschland hat man Urnenfriedhöfe, oft Hunderte und Tausende von Urnen enthaltend, nebeneinander im Boden stehend, aufgedeckt.

Bei den Juden wurde schon von alters her die Leichenverbrennung als das Vornehmere und Ehrenvollere angesehen, wie denn u. a. König Joram zur Strafe für seine Abtrünnigkeit nicht „wie seine Väter“ verbrannt, sondern entfernt von denselben, wie die Masse der gewöhnlichen Leute in dem waldarmen Palästina, begraben wurde (II. Chron. 21, 19; vergl. auch Jerem. 34, 5).

Die später nach allen Seiten zerstreuten und ausgewanderten Juden brachten diese letztere volkstümliche Bestattungsweise auch nach Rom, in dessen Umgebung sie mehrere Friedhöfe besaßen. Da nun bekanntermaßen das Christentum zuerst unter den Juden Roms Wurzel faßte, so war es natürlich, daß diese Judenchristen ebensowohl wie die Heidenchristen, die noch längere Zeit danach bei den Römern allgemein als Juden galten, die jüdische Sitte der Totenbestattung, die nebenher auch ihrer damaligen sozialen und materiellen Stellung entsprach, beibehielten.

In Deutschland und den angrenzenden Ländern hielten die Verkünder des Christentums ebensowohl wie Juden, schon aus Opposition gegen die dort übliche Leichenverbrennung, an der gewohnten jüdisch-christlichen Bestattungsweise fest, die mit dem Siege des Christentums endlich zum ausschließlichen Gebrauch gelangte. Nicht zum wenigsten war dies dem drakonischen Vorgehen Karls des Großen zu danken, der bei der Unterjochung und Christianisierung der nordischen Völker bestissen war, mit allen Aeußerlichkeiten der alten heidnischen Gebräuche aufzuräumen und, den Vorschriften der Edda entgegen, überall die Leichenverbrennung, und zwar bei Todesstrafe, verbot.

Demgegenüber hat es allerdings zu allen Zeiten erleuchtete Köpfe gegeben, welche die Vorzüge und Erhabenheit der alten germanischen Sitte der Feuerbestattung voll anerkannten. An erster Stelle dürfen wir jenem großen Frankenkaiser den gewiß nicht minder bedeutenden Preußenkönig Friedrich II. gegenüberstellen, der in einem vom 27. Februar 1741 (während des ersten schlesischen Krieges) datierten Reskript an den Minister Podewils verordnete: „Wenn man mich tötet, so will ich, daß mein Körper auf römische Art verbrannt werde und daß man mich in einer Urne zu Rheinsberg beisetze.“ Der Wille des großen Königs ist zwar nicht zur Ausführung gelangt, indessen wurde eine Tante von ihm, die Markgräfin Sophie von Baireuth, Gattin seines Freundes, des Reichsgrafen von Dohna, mit des Königs Wissen und Willen auf dem Gute ihres Gemahls verbrannt und beigesetzt. Selbstverständlich hat sich die vorurteilslose Wissenschaft stets für die Feuerbestattung ausgesprochen. So trat schon im Jahre 1840 Jakob Grimm in einem vor der Berliner Akademie gehaltenen Vortrag für die „hohen ästhetischen Vorzüge des Flammengrabes“ ein. Bald bildeten sich auch Vereine, deren es heute in Deutschland schon mehr als siebzig gibt. Im Jahre 1876 war das erste Krematorium der Neuzeit in Mailand eröffnet worden; schon zwei Jahre darauf folgte ihm, dank der hochherzigen Entschließung des Herzogs Ernst, das Krematorium in Gotha, wo, beiläufig, als erster Theologe im Jahre 1903 der evangelische Oberpfarrer Buddens verbrannt wurde. Heute zählt man in Deutschland dreizehn Krematorien, während sich fünfzehn weitere im Bau befinden. Nach der schon oben erwähnten Stellungnahme der Eisenacher Kirchenkonferenz haben sich zudem immer mehr protestantische Geistliche für die Feuerbestattung ausgesprochen, so daß eine Beteiligung der letzteren, wenn auch vorläufig nur noch im Hause, vor dem Transport der Leiche nirgends mehr auf Widerstand stoßen dürfte. Das Reichsgericht hat sich gelegentlich eines Streitfalles unbedingt für die Zulassung der Beisetzung von Aschenresten auf Friedhöfen ausgesprochen und anerkannt, daß in dieser Beziehung ein Unterschied zwischen Kirchhöfen, mögen sie kirchlichen oder politischen Gemeinden gehören, nicht bestehe. Auch das preußische Staatsministerium hat sich der neuen Richtung wohlwollend gezeigt und hält nur noch an dem Bedenken fest, daß die Ermittlung von Giftmorden dadurch erschwert werde. So kann man getrost der schwebenden Entscheidung des Oberverwaltungsgerichts über die Zulassung der Leichenverbrennung in Preußen entgegensehen.

Wenn sich nach alledem die katholische Kirche auch in dieser Frage auf ihren Standpunkt des Quieta non movere versteift, so ist das nicht weiter

Digitized by Google

verwunderlich, obwohl gerade bei ihr die Reste verbrannter Märtyrer die größte Verehrung genießen und auch sie an dem mit dem Symbol der Urne geschmückten Grabe eines frommen Heimgegangenen keinen trostreicheren Segensspruch hinterlassen kann als: „Friede seiner Asche!“

Uebrigens sind noch sämtliche Bestattungsweisen, wie sie uns aus alten Zeiten überliefert sind, in Gebrauch.

In Indien finden sich das Verbrennen, das Vergraben und Versenken in den Ganges noch nebeneinander, wie auch heute noch in Persien die Leichen, die nach dem Gebote Zarathustras die Erde nicht entweihen sollen, in den „Türmen des Schweigens“ dem Wetter und den Vögeln preisgegeben werden. In China begegnen wir jeder Art der Bestattung, von prachtvollen Monumenten bis zum achtlosen Wegwerfen der Leichen. Bei den Türken ist die Erdbestattung von jeher üblich gewesen, und da kein Grab mehr angerührt werden darf, sind die Totenfelder dort auf Kosten der Lebenden oft von beängstigender Ausdehnung. In Aegypten geschah die Einbalsamierung auf die Weise, daß das Gehirn durch die Nasenlöcher herausgezogen und die Hirnschale mit Spezereien gefüllt wurde. Nach Entfernung der Eingeweide wurde der gereinigte Körper mit Palmwein ausgespült, mit Spezereien gefüllt und zugemacht. Dann wurde er mit Leinwand umwickelt, mit Gummi bestrichen und beigesetzt. Die Körper der weniger bemittelten Klassen wurden mit flüssigem Pech gefüllt; die ganz Armen wurden einfach in Schachtgruben gestürzt. Die „finnigste“ Art der Konservierung der Leichen scheinen, nach Herodot, die Aethiopier gehabt zu haben: „Nachdem sie den Leichnam gedörrt, überziehen sie ihn ganz mit Gips, bemalen ihn und machen sein früheres Ansehen so natürlich wie möglich; sodann stellen sie ihn in eine hohle Säule von Salzkristall. Nun scheint die Leiche durch die Säule hindurch und verbreitet keinen üblen Geruch ...“ So weit Herodot.

Von allem weiteren abgesehen, scheinen uns schließlich die beiden nachstehenden Gründe den Anschluß an die oben von uns befürwortete und durch den kulturellen Fortschritt bedingte Bestattungsweise zu erzwingen:

1. Sanitäre Rücksichten;

2. Rücksicht auf die immer schwieriger zu schaffenden Gebiete für die bereits einen wesentlichen Teil des Landes bedeckenden Friedhöfe.

„Da draußen stets betrogen — saust die geschäft'ge Welt ...“

Nach einem Gemälde von Paul Höcker

Digitized by Google

Unterkunftshütte für Lachsfischer in Norwegen

Der Angelsport auf Lachse

Von

Dr. Karl Heinz

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Maschine des Lebens ist so trefflich eingestellt, daß sie sich immer von selbst reguliert, um die Kraftleistung zu kompensieren. Auf Zeiten der raffiniertesten Genußsucht folgen Zeiten des einseitigsten Gehirn- und Nervenlebens, und Zeiten, die wieder den realen Mächten des Lebens gerecht zu werden streben.

Lachsfliege

Eine solche Epoche ist jetzt angebrochen, und es war höchste Zeit, das Mädchen, das dazu eingesetzt, ist der Sport, dessen hohe Menschheitswerte trotzdem noch lange unterschätzt werden. Man flieht wieder zur Natur zurück, lernt ihre intimsten Reize kennen und begreift das Verhängnis der Ueberschätzung des Geistigen auf Kosten des Leiblichen, man kehrt vom Wolkenkuckucksheim zurück zur alten Mutter Erde.

Wie der Sport sich nennt, ist völlig gleichgültig, Jagen, Rudern, Segeln, Schwimmen und Rodeln, Schneeschuh, Rad und Auto, jedes birgt mehr oder minder wertvolle Heilmittel und eine Fülle edler Genüsse.

Nur einen sehe ich in unserm Vaterlande immer noch stiefmütterlich behandelt und vielfach verkannt: den Angelsport. Alte Voreingenommenheit, völlig falsche Vorstellungen, von Jugend auf eingesogen, sind an dieser Verkennung schuld.

Man stellt sich gewöhnlich noch den Angler vor, wie er stundenlang am gleichen Flecke stehend in tödlicher Langeweile seine Angel ins Wasser hält, und die wenigsten Menschen haben eine Ahnung, welche körperliche, auf alle Muskeln verteilte Anstrengung mit der nach allen Regeln der Kunst durchgeführten Sportangelei verknüpft und wie sie viel kurzweiliger ist als die Jagd im allgemeinen.

Wie anders in England, wo schon Mitte des siebzehnten Jahrhunderts Izaak Walton sein epochemachendes Buch „Der vollkommene Angler" schrieb und sich Scharen begeisterter Jünger schuf, die sich von Jahr zu Jahr vermehrten.

Seitdem hat sich auch der Angelsport jenseits des Kanals bis zur höchsten Verfeinerung ausgebildet und ist mehr noch als die Jagd zur Lieblingsbeschäftigung der höchststehenden Kreise, vom Königshaus bis herunter zum Arbeiter geworden, nur mit dem Unterschied, daß die vermögenden Klassen die Fischerei auf die Salmoniden bei den oft exorbitanten Preisen der Gewässer ganz mit Beschlag belegt haben, während die Minderbemittelten sich mit dem Fang von See- und geringwertigen Flußfischen befassen müssen.

Zum reizvollsten und am meisten fesselnden Sport wird nun in England das Angeln auf den Lachs gerechnet. Der Lachs gilt, was Ansehen, Kraft, Gewandtheit und Geschmack betrifft, als König unter den Fischen, und so wird sein kunstgerechter Fang auch ganz allgemein „der Sport für Könige" benannt.

Obwohl es nun in England, besonders aber in Schottland und Irland eine Menge berühmter Lachsflüsse gibt, sind sie alle so teuer, daß ein nach unsern deutschen Begriffen sehr wohlhabender Jünger Petri gar nicht daran denken wird, eine Strecke in einem solchen Flusse zu pachten, im günstigsten

Digitized by Google

Falle darf er sich glücklich schätzen, vielleicht einmal, wenn er drüben gute Freunde hat, auf ein paar Tage eingeladen zu werden.

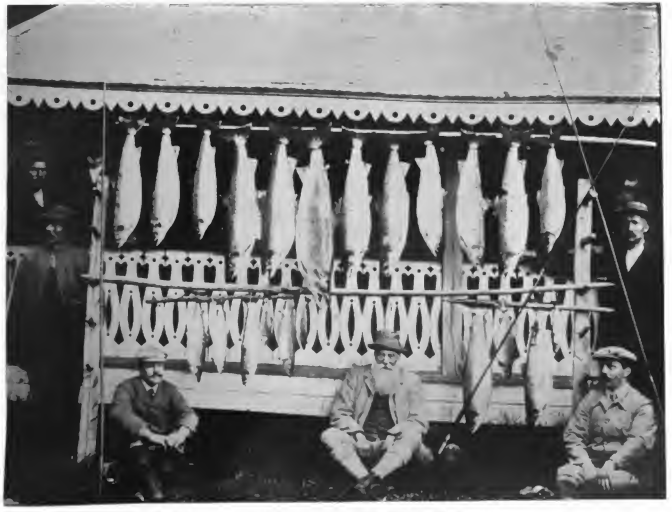
So ist es denn kein Wunder, daß die Engländer sich schon seit längerer Zeit auch nach andern Angelgelegenheiten umgesehen haben und im Frühjahr und Sommer in Scharen von vielen Hunderten die Lachsflüsse in Norwegen, Finnland, Island, Neufundland und Kanada aufsuchen und so in ihren Ferien eine Seereise mit hohem Naturgenuß und dem herrlichsten und für sie begehrenswertesten Sport verbinden.

Es gibt nun wohl kaum ein zweites Land auf der Welt, wo ein Freund der edeln Waidwerk alle Annehmlichkeiten, die ihm den Aufenthalt behaglich und genußreich machen können, so vereint findet, als Norwegen. In diesem hochzivilisierten Lande ist selbst in den entlegensten Gegenden für gute Unterkunft, Verpflegung und Bequemlichkeiten des Verkehrs zu Wasser und zu Lande gesorgt, und kein andres kann sich einer solchen überwältigenden Menge von wasserreichen Lachsflüssen, meist in lieblicher oder erhabener Umgebung, rühmen.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich mich auch über die landschaftlichen Schönheiten Norwegens auslassen, sind sie doch alljährlich das Ziel von Hunderten von Deutschen, und sind sie durch die Nordlandsfahrten unsers Kaisers erst recht populär geworden. Aber mit Ausnahme einer Anzahl von Elchjägern, welche die weite Reise in der schon weniger günstigen Jahreszeit — die Schußzeit dauert nur vom 10. bis 30. September — unternehmen, sind es fast ausschließlich Vergnügungsreisende, die sich zur Fahrt nach dem hohen Norden aufraffen.

Doch nun zu meinem eigentlichen Thema, der Schilderung der Lachsangelei selbst:

Bekanntlich ist der Lachs ein Meerbewohner und besucht die Flüsse nur, wenn in ihm der Fortpflanzungstrieb erwacht. Die Wanderung in die Flüsse beginnt schon im Frühjahr und dauert bis in den August hinein. Dabei hat der Fisch das Bestreben, bis in die kleinsten Zuflüsse aufzusteigen, um dort seinen Laich abzusetzen, wird aber oft durch unübersteigliche Hindernisse, hauptsächlich hohe Wasserfälle, davon abgehalten. Kleinere überspringt er oft mit fabelhafter Gewandtheit, manche größere vermag er durch sinnreich angelegte Fischpässe oder -leitern zu umgehen. Die aus den im Oktober abgesetzten Eiern nach Verlauf von zirka neunzig Tagen ausgeschlüpfte Brut verweilt bis zum übernächsten Frühjahr im Flusse und wandert dann mit den Hochwassern der Schneeschmelze dem Meere zu. Im Meere wachsen diese Junglachse in der kürzesten Zeit zu respektabler Größe heran, so daß schon solche mit Metallplättchen gezeichnete



Tagesbeute von vier Anglern (14 Lachse, 3 Jungfernlachse, 3 Meerforellen, zusammen 288 Pfund)

Digitized by Google

Typisches Lachswasser in Norwegen

Fische gefangen wurden, die bei einem Aufenthalt im Meere von nur 37 Tagen über 10 Pfund zugenommen hatten! Ein Lachs von 20 bis 24 Pfund ist gewöhnlich nicht älter als drei Jahre.

Der Lachs, wenn er das Meer verläßt, um in die Flüsse aufzusteigen, zeichnet sich durch seinen am Rücken in ein brillantes Stahlblau übergehenden Silberglanz, durch seine runde, gedrungene Form und prächtig rosenrotes Fleisch aus. Sobald er sich aber längere Zeit im Flusse aufgehalten und je mehr die Laichzeit sich nähert, verblaßt der silberige Schimmer seines Schuppenkleides und weicht einem fahlen Grau, die früher prallen Flanken sinken ein, das Fleisch wird hellrosa. Nach abgesetztem Laich kehrt der nun in England mit dem Namen „Kelt" bezeichnete Fisch matt, mißfarbig und mit ungenießbarem Fleisch langsam nach dem Meere zurück, um sich dort nach einiger Zeit wieder vollständig zu erholen.

Es steht nun die merkwürdige Tatsache fest, daß man noch nie einen Lachs beobachtet hat, der beim Aufstieg in den Fluß Nahrung zu sich genommen hätte und daß man nur äußerst selten Speisereste in seinem Magen vorgefunden hat. Trotzdem aber, daß er augenscheinlich nicht frißt, geht er doch eifrig an die Angel.

Viele Salmoniden, der Lachs an der Spitze, verlieren ihre Freßlust vor Eintritt der Laichreife, und zwar, wie naturwissenschaftlich festgestellt wurde, weil sie ihren ganzen Säftestrom zur Ausbildung ihrer Geschlechtsdrüsen verbrauchen, was Schrumpfung der Verdauungsorgane, in erster Linie des Magens, verbunden mit Anämie, zur Folge hat. Aber warum geht der Lachs trotzdem an die Angel und verschmäht die natürliche Nahrung?

Man hat angenommen, daß er nur das Opfer seiner Neugierde, nicht seines Hungers sei, und er ergreife die künstlichen, blitzenden und schillernden Köder nur, um sie zu betasten, und bleibe bei der Gelegenheit an den ihm verderblichen Haken hängen.

Es mag dies ja öfter zutreffen, allein ich halte es nach meinen Beobachtungen jetzt für wahrscheinlicher, daß der Lachs, wenn er in die klaren nordischen Flüsse aufsteigt, nicht den Appetit von heute auf morgen verliert, und wenn ihm eine besondere Leistung, wie die Ueberwindung einer langen Stromschnelle bevorsteht, oder wenn er diese Leistung hinter sich hat und oberhalb einer solchen zu weiteren Anstrengungen neue Kräfte sammelt, auch aus Nahrungsbedürfnis nach dem Köder greift. Anders natürlich in unsern deutschen Flüssen, die, trägen Laufes dem Meere zuströmend, dem Lachs beim Aufstieg keine Anstrengung bereiten und ihm durch ihr stark verunreinigtes Wasser so den Appetit verderben, daß er auch den farbenprächtigsten Köder verschmäht.

Für meine Ansicht ist mir folgendes Erlebnis maßgebend: Ich fischte im verflossenen Sommer im hohen Norden in einem kleinen, aber ungemein klaren Flüßchen mit ziemlichem Erfolge, da die Lachse die künstliche Fliege sehr gierig nahmen. Da plötzlich eines Morgens war der ganze Fluß durch Hunderte von frisch gefällten Fichtenstämmen, die weiter getriftet werden sollten, auf eine Breite von zirka 30 Metern vollständig verbarrikadiert, so daß kein Fisch mehr aufzusteigen wagte. Da bemerkte ich zufällig in einem unterhalb dieses Hindernisses einmündenden unscheinbaren Bache, der trägen Laufes sein lehmhaltiges, schmutziges Wasser in den klaren Lachsfluß ergoß, ein häufiges Aufschlagen von Lachsen. In der Erwanglung eines Besseren war ein ganzer Schwarm dahinein aufgestiegen. Alle meine Versuche, einen von diesen Fischen mit den verlockendsten Ködern zum Anbiß zu reizen, waren vergeblich, und wenn nicht einer von ihnen, der mit dem Schweife nach einer künstlichen Fliege schlug, seinen Uebermut mit dem Leben hätte bezahlen müssen, wäre ich ganz leer ausgegangen.

Der Fang von Lachsen mit der „künstlichen Fliege" ist in der Ausbildung der dazu benötigten Geräte das Höchste, was Menschengeist zur Ueberlistung der ihm untergeordneten Tierwelt ersonnen hat. Wer diese Geräte noch nie gesehen, hat keine Ahnung von der komplizierten Feinheit der Technik, mit der sie hergestellt sind. Wer die im April in Berlin stattfindende Internationale Sportausstellung besucht, hat die beste Gelegenheit, sich davon durch den Augenschein zu überzeugen.

Man benutzt jetzt zum Lachsfang fast ausschließlich sogenannte gespließte Angelgerten von $4^1/_2$ bis $5^1/_2$ Meter Länge, die äußerst kunstvoll aus der kieselharten und dabei doch sehr elastischen Rinde des Bambusrohres hergestellt sind. Aus dieser Rinde werden der Länge nach sechs dreikantige Spleißen herausgeschnitten und mit den Schnittflächen wieder zusammengeleimt, so daß sie sechskantig von Ansehen sind. So hergestellte Angelgerten vereinigen die drei Haupterfordernisse:

Digitized by Google

Leichtigkeit, Zähigkeit und Elastizität in geradezu idealer Weise.

Am Handgriff der Gerte wird nun eine mit Hemmvorrichtungen versehene, sinnreich konstruierte Rolle, die bequem bis zu 150 Meter feine, aber sehr starke Seidenschnur fassen kann, angebracht und die Schnur durch eine größere Anzahl von an der Gerte befestigten Ringen gezogen. An das Schnurende wird noch ein 3 Meter langer sogenannter „Zug" geknüpft, der aus stärksten Poils oder Gutfäden hergestellt ist. Bekanntlich werden diese Poils aus dem Material gewonnen, aus dem die Seidenraupe ihre Kokons spinnt, da man aber nur die allerstärksten und teuersten benutzen kann, wird ein solcher Zug ziemlich kostspielig, kommt doch der einzelne von diesen Fäden von zirka 25 Zentimeter Länge bis auf eine Mark und darüber zu stehen.

Schließlich wird an dem Poilzug die Lachsfliege befestigt, die über einem einfachen oder Doppelhaken aus allen möglichen bunten Federn, meist von exotischen Vögeln, mit Seide, Gold- und Silberdrahtumwicklung verfertigt werden.

Es existieren im Handel unter eignem Namen weit über hundert solcher Lachsfliegen, von denen sich aber für jeden einzelnen Fluß nur etwa fünf bis zehn Sorten eingebürgert haben. Es ist eine eigne Wissenschaft, die richtige Auswahl nach Größe und Farbe zu treffen, die je nach dem Wetter, Wasserstand, der Jahres- und Tageszeit ganz verschieden gewählt werden müssen.

Trotz der für den Neuling scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeit in der richtigen Auswahl ist die Sache doch nicht so schlimm, da man eines ortskundigen Führers nicht entbehren kann, der in der Regel aus langjähriger Erfahrung auch ganz genau die jeweilig geeignetsten Fliegen bezeichnen kann.

Ebensowenig wie ein Hubertusjünger seine ersten Schießversuche auf Hochwild machen wird, ebensowenig wird ein Jünger Petri mit dem Lachsfang beginnen, sondern vorher die Flugangelei auf Forellen betreiben. Hat er diese nun einigermaßen los, dann wird ihm das Werfen mit der Lachsgerte keine besonderen Schwierigkeiten machen, noch weniger der Anhieb, das Dingfestmachen des aufsteigenden Lachses, der meist ohne Zutun hängen bleibt, während die wie der Blitz steigende Forelle in der ersten Zeit fast immer vom Neuling verfehlt wird.

Am Ufer weiterschreitend macht der Fischer Wurf um Wurf, der Fliege keinen Augenblick Ruhe gönnend, bis er das Aufsteigen des Lachses nach derselben gleichzeitig fühlt und sieht.

Nun beginnt das, was die Lachsfischerei nach der übereinstimmenden Meinung aller, die sie versucht, so weit über jeden andern Sport erhebt: der meist viele Minuten, häufig aber auch mehrere Stunden dauernde, ungleiche und äußerst aufregende Kampf mit dem verhältnismäßig schwachen Geräte einerseits und der gewaltigen Kraft und Gewandtheit des Gegners anderseits, der noch dazu häufig das ungefesselte Element des wild tobenden Wassers zum Verbündeten hat.

In rasender Flucht schießt der gehakte Fisch, meist in einem Satz 50 bis 80 Meter Schnur von der Rolle ziehend, dahin. Wehe dem, der seine Finger dabei zu nahe an die rotierenden Handgriffe bringt! Plötzlich bleibt der Lachs stehen, rasch muß die Rolle angehalten werden, jede Schlaffheit der Schnur kann dem Fisch die Freiheit wiedergeben. Ebenso plötzlich kehrt der Lachs um und kommt dem Fischer im schnellsten Tempo entgegen. Nun heißt es aufrollen so schnell wie möglich, doch das genügt oft nicht, um die Spannung der Schnur zu erhalten, man muß trachten, durch Laufen die zu rasche Annäherung des Fisches zu verhüten. Da mit einem Male springt er rasch hintereinander meterhoch aus dem Wasser. Darauf stets gefaßt, heißt es rasch die Gerte senken, damit

Tagesbeute einer Dame

Digitized by Google

das Zeug nicht reißt, und ebenso schnell die Fühlung zurückgewinnen.

Nach so gewaltiger Anstrengung des auf seine Befreiung bedachten Fisches wird er bald atemlos und stellt sich fest auf den Grund, um durch eine längere Ruhepause neue Kräfte zu sammeln. Es wäre verkehrt, ihm jetzt Erholung zu gönnen. Mit der äußersten Kraft, die man seiner Gerte zutrauen darf, sucht man nun den Lachs zu heben und heranzuziehen und die gewonnene Schnur wieder

Zwei Lachse von je 38 Pfund, an einem Tage gefangen

aufzurollen, bis er, der beständigen Neckerei überdrüssig, zu neuem Kampfe ansetzt.

Nun versucht er alles mögliche, um seinen Gegner zu überlisten oder zu überrumpeln: bald macht er kurze, nur mehrere Meter lange plötzliche Risse, bald stellt er sich auf den Kopf und versucht mit dem Schweife die Schnur, beziehungsweise den Zug abzuschlagen, bald sucht er sie um Steine zu verstricken, bald wälzt er sich um seine Achse, dann flieht er wieder mit Windeseile, durch die Strömung begünstigt, stromabwärts, daß man, um nicht alle Schnur auszugeben, ihm nachlaufen oder mit dem Boote nachfahren muß. Oft mehrere Kilometer weit stromab geht die Jagd. Eine einzige Unachtsamkeit, wie eine kleine Verwicklung der Schnur, ein Knoten in derselben, eine fehlerhafte Abweichung der Angelgerte aus dem richtigen Winkel, hat unnachsichtlich einen Riß oder Bruch am Angelzeug und den Verlust des Fisches zur Folge.

Hat man aber seine Sache gut gemacht und jeden Schlag des Gegners glücklich pariert, und hat das Fischgeräte seine Haltbarkeit bewährt, so erlebt man endlich die Freude zu sehen, wie die Kraft des Lachses allmählich erlahmt, wie er seine Gleichgewichtsstellung verliert und öfter seine silberglänzenden Flanken sichtbar werden. Nun ist der Moment gekommen, wo man ihn langsam, jedoch mit aller Kraft, die man seinem Geräte zumuten darf, stetig dem Ufer nähert und wo sich der Begleiter, meist in der Person des gewandten Bootsführers, vorsichtig an den Lachs heranzuschleichen hat, um ihm im geeigneten Momente den Gaff (einen an zirka $1^1/_2$ Meter langer Stange befestigten Landungshaken) über den Rücken zu legen und ihn mit kurzem Rucke dingfest zu machen. Erschreckt jener den Fisch oder verfehlt er sein Ziel, so kann dieser mit seiner letzten Kraft noch einen Befreiungsversuch machen, der manchmal zu seinen Gunsten ausgeht.

Der Angler kommt öfters auch in die Lage, seinen Fisch selbst zu landen, was mit der Gerte in der einen, mit dem Gaff in der andern Hand große Uebung und Kaltblütigkeit erfordert.

Der Kampf mit dem geangelten Fische dauert durchschnittlich mindestens ebensoviel Minuten, als der Fisch Pfunde wiegt, sind aber die Wasserverhältnisse ungünstig, so kann er sich noch bedeutend länger hinausziehen.

Der Fang des Lachses mit dem künstlichen Köderfisch oder sogenannten Löffel oder auch mit in Glyzerin konservierten Garneelen (Krevetten) wird in vielen Flüssen, besonders in den breiten und wasserreichen, betrieben, in denen die Fliege versagt oder mit wenig Aussicht auf Erfolg angewendet werden kann. Die sogenannte Spinnfischerei, bei welcher der Köderfisch 20 bis 30 Meter weit und darüber geworfen wird, erfordert eine ebenso große Geschicklichkeit, und wenn auch das benutzte Geräte etwas kräftiger ist wie bei der Fliegenangel, so ist der Kampf mit dem Fische kaum minder aufregend und dauert im allgemeinen fast ebenso lange.

Das Angeln auf Lachse wird in England mit Vorliebe auch vom zarten Geschlechte betrieben, und gibt es besonders in der englischen Aristokratie eine große Anzahl von Damen, die keinen höheren Sport kennen und, allen Unbilden der Witterung sowie allen Strapazen trotzend, große Erfolge aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Dem Fang des Huchens in unsern süddeutschen Flüssen, unstreitig dem schönsten und von Kennern am höchsten eingeschätzten Angelsport in unsrer Heimat, habe ich seit Jahren einen großen Teil meiner freien Zeit gewidmet und ihm in Wort und Schrift, ihn mit dem Reiz der mir wohlbekannten Hochwildjagd in unsern Alpen vergleichend, manch begeisterten Hymnus geweiht; was lag mir nun näher, als auch den Lachsfang aus eigner Anschauung kennen zu lernen? So unternahm ich denn im Juni vorigen Jahres die Fahrt nach Norwegen, wo ich reichlich Gelegenheit fand, meine Kraft mit dem Recken der nordischen Meere zu messen.

Ganz abgesehen von den großartigen Eindrücken, welche die Seereise, die Bequemlichkeiten der Beförderung zu Land und in den Fjorden, die vorzügliche Verpflegung und Unterkunft und vor allem die Naturschönheiten auf mich machten, muß ich offen gestehen, daß die Lachsfischerei in ihrer höchsten Verfeinerung alles, was ich bisher in sportlicher Beziehung erlebt, weit übertroffen hat, und muß nur leider bedauern, daß der engbegrenzte Raum meines heutigen Artikels es mir unmöglich macht, auf die Details einzugehen.

Wie schon eingangs erwähnt, sind in der jüngsten Zeit in Deutschland eine Menge von sportlichen Vergnügungen populär geworden, so daß ganze Gegenden in den Bergen durch den früher nie geahnten Wintersport emporblühen. Nur den Sport mit der Angel, besonders aber den auf Lachse, kennen die wenigsten in unsrer Heimat.

Ich möchte nun meinen Landsleuten zurufen: „Auf nach Norwegen!“ Dort findet ihr alles, was das Herz begehrt: eine herrliche Seereise, ein hochinteressantes malerisches Land, die majestätischen Fjorde, eine gewaltige, in großen Partien vergletscherte Bergwelt, ein vorzügliches, gesundes Klima, ausgezeichnete Unterkunft und Verpflegung bei zivilen Preisen, eine ehrliche und reelle Bevölkerung und dazu als schönsten Sport Gelegenheit zum Angelfischen in Hülle und Fülle. Gibt es doch in Norwegen außer dem Lachsfang in zahllosen Flüssen, Bächen und Seen, die einen guten Stand an köstlichen Forellen aufweisen, reichlich Gelegenheit zum Angeln, und steigt doch die nicht geringer einzuschätzende Meerforelle im Hochsommer in Scharen von Tausenden in die Flüsse auf, um dort, ebenso wie der Lachs, zu laichen.

Wenn auch die meisten Lachsflüsse im Juni und Juli zu hohen Preisen verpachtet sind, so sind im August bis 15. September eine große Anzahl von Flußstrecken um mäßige Entlohnung zu

Tagesbeute von zwei Anglern (9 Lachse, 1 Jungfernlachs, 1 Meerforelle, zusammen 187 Pfund)

Digitized by Google

vergeben; allerdings fängt man zu dieser Zeit eine größere Anzahl von Meerforellen als von Lachsen. Die Fischerei auf Forellen in Bächen und Seen kann dagegen während der ganzen Saison überall vollkommen frei betrieben werden.

Von ganz besonderer Annehmlichkeit für das in Norwegen reisende Publikum überhaupt, speziell aber für solche, die einen Sport, sei es nun Jagd oder Fischerei, damit verbinden wollen, ist das Touristenbureau von Beyer in Bergen und Christiania mit Filialen in Trontheim, Stavanger und sogar in Stockholm, dessen Beamte alle der deutschen Sprache mächtig sind. Sein alljährlich ebenfalls in deutscher Sprache in Gestalt einer Broschüre „gratis" erscheinender Reiseführer gibt eine klare Uebersicht über alle Verbindungen zu Wasser und zu Lande. Die Bureaux besorgen dem Reisenden alles, so daß er sich um nichts zu kümmern braucht: die Kabine auf dem Dampfer, das Zimmer im Hotel oder Unterkunftshaus, die Nachsendung der Post, die Verbindung über Land mittels Karriol und so weiter, die Fisch- und Jagdgelegenheiten, so zwar, daß auf den entferntesten Orten schon im voraus alles klappt. Man erhält ein Heft mit Coupons, auf denen sogar die Wagenfahrten bei Ueberlandsrouten abquittiert sind, so daß man mit den Kutschern sowohl, die sich an der Ankunftsstation der Dampfschiffe und Eisenbahnen pünktlich einfinden, als auch auf den einzelnen Skyd- oder Umspannstationen gar nichts mehr zu verhandeln hat. Für Angelfremde bietet das genannte Reisebureau noch den besonderen Vorteil, daß der Vorstand, Herr Konsul Thorvald Beyer in Bergen, selbst erfahrener Lachs- und Forellenfischer ist und bereitwilligst mit Rat und Tat an die Hand geht.

Also auf nach Norwegen 'und „Gut Wasserweid"!

Literatur

Correggio.*) Mehr als zwei Jahrhunderte lang gehörte der Name Correggio zu den gefeiertsten der Kunstgeschichte, wurde als der eines Ebenbürtigen dem klassischen Dreigestirn der Renaissance: Raffael, Michelangelo, Tizian angereiht. Erst der Klassizismus des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts mit seiner einseitigen Ueberschätzung Raffaels entzog gleichsam dem bescheidenen Antonio Allegri allen Ruhmesglanz, um den des „göttlichen Urbinaten" zu erhöhen, und wenn seitdem auch Raffael wieder viel von jener ausschließlichen Verehrung hat einbüßen müssen, in die einstige hohe Stelle ist darum doch der Meister von Parma nicht wieder eingesetzt worden. Aber unbeeinflußt von den wechselnden Anschauungen der Kunstästhetiker und -historiker blieb ihm ein nicht geringes Maß von Popularität, begründet in gewissen Zügen seiner Kunst und in ein paar unvergänglich volkstümlichen Werken. Was im besonderen das Verhältnis des deutschen Publikums zu Correggio betrifft, so erscheint es durch den günstigen Zufall bestimmt, daß die populärste aller deutschen Kunstsammlungen, die Dresdner Galerie, das populärste seiner Werke, die „Heilige Nacht", außerdem drei seiner wichtigsten großen Madonnenbilder und endlich, wenn auch nur in einer, freilich bis vor kurzem für das Original gehaltenen Kopie, die „Büßende Magdalena", diese anmutig-süßeste aller Büßerinnen der christlichen Malerei, enthält. Diesem Umstand ist es sicherlich mit zu verdanken, daß Correggio in Deutschland bis heute ununterbrochen sozusagen zum eisernen Bestand dessen gehört, was auch die weitesten Kreise an kunstgeschichtlichem Wissen und Kennen besitzen. Aber auch die günstige deutsche Kunstgeschichte hat sich bald wieder zu einer gerechten Würdigung und richtigen Einschätzung des enthronten Klassikers zurückgefunden. Julius Meyers ausführliche Correggiobiographie, vor mehr als dreißig Jahren erschienen, hat noch heute hohen Wert. Und wenn jetzt ein deutsches Werk zum erstenmal das gesamte Schaffen des Meisters von Parma in Nachbildungen vereinigt der Welt bietet, so ist vielleicht die Vermutung nicht zu kühn, daß damit eine neue Phase in dem wieder aufwärtssteigenden Ruhm des Künstlers eingeleitet werden könnte. Denn aus der Vollständigkeit des Abbildungsmaterials, das sich nicht auf Gesamtreproduktionen der sämtlichen erhaltenen Werke beschränkt, sondern auch eine große Anzahl von Einzelaufnahmen enthält, ersteht vor uns die künstlerische Persönlichkeit Correggios in wahrhaft überzeugender Lebendigkeit und Plastik. Wunderbar anschaulich wird uns, wie in die vier Jahrzehnte seines kurzen Erdenwallens (1494—1534) die ganze Entwicklung der italienischen Renaissancemalerei wenigstens andeutungsweise sich zusammendrängt, wie seine durchaus nicht übermäßig zahlreichen Werke alle Probleme, Ausdrucksmöglichkeiten und Erfolge der klassischen Kunst Italiens teils streifen, teils in originaler und vollendeter Weise selbst verkörpern. Wäre überhaupt die Summe eines solchen Lebens und Schaffens in wenige Worte zusammenzudrängen, so ließe es sich hier vielleicht versuchen mit den drei Worten: eigenartig, vielseitig, zukunftsvoll. Er hat kein Thema behandelt, das nicht andre Renaissancemaler auch behandelt hätten, und keines so, daß man ihn mit einem andern verwechseln würde. Seine Madonnen sind zärtlicher, süßer, weltlicher als die Raffaels und wahren doch wie diese eine heimliche religiöse Weihe: in seinen Bildern aus der antiken Mythologie ist er nicht ärmer an unmittelbarer sinnlich schöner Lebensfülle als Tizian und schafft doch ganz andre Schönheitsideale als dieser; die Apotheosfiguren seiner Fresken in S. Giovanni erscheinen wie direkte Nachkommen der Propheten und Gottgestalten Michelangelos, aber bei aller grandiosen Formgebung und bei allem heroischen Pathos sind sie erdnaher, menschlicher. Wie seine Eigenart sich in der Vielseitigkeit seiner Stoffe und Aufgaben bewährt, so liegt in ihr seine mächtige Wirkung auf die fernere Entwicklung der Malerei bedingt. Burckhardt hat Michelangelo als den „Mann des Schicksals" für die italienische Plastik bezeichnet; Correggio verdient den gleichen Namen in der Geschichte der italienischen Malerei, ja der europäischen Malerei überhaupt. Er hat dem Staffeleibild die volle Freiheit malerischer Anordnung erobert, als Florentiner und Venezianer ihre großen Altarbilder noch streng architektonisch komponierten, und ist selber in dieser Freiheit nahe an die Grenze der Anarchie gegangen; er hat in seinen Kuppelmalereien das naturalistische Prinzip der „Unteransicht" eingeführt und sogleich mit der höchsten Virtuosität — bis zur Selbstkarikierung — gehandhabt. Seine zärtliche Formgebung und sein kühl diskretes Kolorit nehmen die Ausdrucksweise des Rokoko, seine Landschaftsstimmungen die Lyrik des modernen paysage intime um Jahrhunderte voraus. Doch an der Schönheitsfülle seines Lebenswerkes werden stets auch jene Verehrer Correggios sich erfreuen, die in naivem Genießen das Schaffen des Künstlers als eine Erscheinung für sich, außerhalb des geschichtlichen Zusammenhangs, betrachten. Die unvergleichlich bedeutsame historische Stellung des Künstlers hat der Herausgeber des Bandes, Dr. Georg Gronau, in meisterhafter Weise anschaulich zu machen verstanden in der dem Umfang nach knappen, inhaltlich desto reicheren Einleitung, die dabei den Benutzer des Bandes nicht minder auf die Schönheit und die ästhetische Bedeutung der einzelnen Werke hinleitet und zugleich aus diesen Werken uns den Menschen Correggio, von dessen äußerem Leben wir so wenig wissen, herauszuschwören. Alles in allem: diese Correggioausgabe wird nicht nur, wie die früheren Bände der „Klassiker der Kunst", den Kunsthistorikern ein unentbehrliches Hilfsmittel sein, sondern vielen Kunstfreunden eine förmliche Offenbarung und ein reicher Quell edeln Genusses.

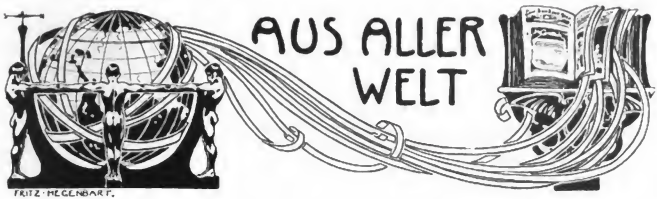
*) Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Band X. Correggio. Des Meisters Gemälde in 196 Abbildungen. Herausgegeben von Georg Gronau. — Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. — Preis gebunden 7 Mark.

Digitized by Google

Toilette der neuen Lehrlinge vor den Meistern der Zunft

Nach einem Gemälde von Ralph Hedley

Digitized by Google



Phot. Friedrich Müller, München

Graf Feilitzsch, der zurückgetretene bayrische Minister des Innern

Graf Feilitzsch

Sechsundzwanzig Jahre lang hat der frühere fränkische Freiherr, jetzige Graf Feilitzsch, der Sproß eines alten protestantischen Geschlechts, das Portefeuille des Innern in unserm zweitgrößten Bundesstaat innegehabt, und wenn er jetzt im hohen Alter von 73 Jahren von seiner politischen Tätigkeit Abschied nimmt, so tut er es aus freien Stücken, im unverminderten Genuß des Vertrauens seines Landesherrn, wohl befehdet und gehaßt von Bayerns stärkster Partei, dem Zentrum, aber nicht gestürzt, alles in allem ein Mann, dem durch Abzweigung von dem des Innern gebildet wurde. Vorher waren Handel, Industrie und Gewerbe ihm ebenfalls unterstellt gewesen. Die Modernisierung des bayrischen Wahlrechts war das letzte bedeutende politische Werk, an dem Feilitzsch Anteil nahm; der Zusammensetzung der bayrischen Kammer ist es zuzuschreiben, daß das Wahlgesetz schließlich eine Form annahm, die ihm selbst vielleicht weniger genehm war. Welche Rolle Feilitzsch in der Ministerkrisis im Jahre 1903 gespielt hat, ist dagegen bislang nicht aufgeklärt worden. Im Ministerrate ist er jedenfalls nicht für seinen Kollegen, weder Freund noch Feind die Achtung versagen kann. Mit riesiger Arbeitskraft leistete er sein ungemein schwieriges und umfangreiches Ressort. Allen Angriffen gegnerischer Parteien setzte er eine unerschütterliche Ruhe, die vollkommenste Liebenswürdigkeit des Weltmannes entgegen. Feilitzsch hat als Minister in der Affäre des Königs Ludwig II., dessen Kabinettssekretär er eine Zeitlang war, eine Rolle gespielt, er gehörte zu der Ministerkommission, die damals nach Hohenschwangau ging, um die Entmündigung des Königs einzuleiten, und die seitdem auf Befehl des Königs im Burgverlies eingesperrt war. Die bayrische Landwirtschaft hat seiner ministeriellen Tätigkeit viel zu verdanken. Er war es, der das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in geordnete Bahnen lenkte, und auf manchen andern Gebieten, wie auf dem der Hagelversicherung, der Bekämpfung der Viehseuchen u.a. hat er viel positive Arbeit geleistet. Wie umfangreich sein Ressort überhaupt war, geht schon daraus hervor, daß ein großer Teil des Arbeitsbezirks für das neuerrichtete Verkehrsministerium

Phot. P. Gribaydoff, Paris

Rede des Präsidenten Fallières

Phot. Charles Trampus

Das französische Panzerschiff „Jena" nach der Explosion

den Grafen Crailsheim, eingetreten, obwohl der Angriff, der den Ministerpräsidenten zu Fall brachte, eigentlich ihm galt. Sein Nachfolger wird der bisherige Regierungspräsident von Oberschwaben, von Brettreich, der wenigstens insofern mehr den Wünschen der Zentrumspartei entspricht, als er selbst katholisch ist.

Die Explosion an Bord der „Jena"

Die französische Marine, über der in letzter Zeit ein Unstern waltet, ist wieder von einem schweren Schicksalsschlag getroffen worden. An Bord des erstklassigen Panzerschiffs „Jena", das im Hafen von Toulon im Trockendock lag, ereignete sich plötzlich eine furchtbare Explosion, der in kurzer Zeit mehrere folgten. Ein Teil der Besatzung, die sich gerade zum Mittagessen setzen wollte, wurde getötet oder verwundet und das stolze Schiff selbst so stark beschädigt, daß es aus der Reihe der Linienschiffe wohl für immer ausscheiden muß. Im ganzen hat die Katastrophe 98 Opfer gefordert. Weitere 14 gelten als vermißt, da man bislang

Digitized by Google

Phot. Adolfo Croce

Bülow und Tittoni in Rapallo

keine Spur von ihnen hat auffinden können; 49 Verwundete wurden in das Marinespital überführt. Nur dem Umstande, daß viele Mannschaften, die auf dem im Dock liegenden Schiffe nichts zu tun hatten, an Land beurlaubt waren, ist es zu danken, daß die Explosion nicht noch mehr Leben vernichtet hat. Ueber die Ursachen der Katastrophe gehen die Meinungen auseinander. Nach der in den Offizierskreisen herrschenden Ansicht liegt eine Selbstentzündung des sogenannten Pulvers B vor. Der Aufbewahrungsraum dieses Explosivstoffs lag unmittelbar hinter den Kraftmaschinen des Schiffes und war infolgedessen großer Wärme ausgesetzt. Außerdem scheint man die Ventilationsanlagen stark vernachlässigt zu haben; da nun am Unglückstage die Sonne gerade ihre Strahlen auf das gegen Süden gerichtete Hinterteil des Schiffes sandte, dessen Deck nur die Dicke von 3 Zentimetern hatte, so hat diese Annahme viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Fürst Bülow in Rapallo

Der vierte Kanzler des Deutschen Reichs hat für Italien eine besondere Sympathie. Kein Wunder, in Italien lenkte er als Diplomat zuerst die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, aus Italien holte er seine Lebensgefährtin, in Italien hat er bereits einen Ruhesitz erkiest, wo er fern den politischen Stürmen der Heimat seinen Lebensabend verbringen will. Es trifft gewiß einen ganz empfindlichen Nerv in seiner ganzen staatsmännischen Konstitution, daß gerade sein Lieblingsland in der Politik jetzt eigne Wege geht, Wege, die es immer mehr aus der schützenden Hut des Dreibundes in die Sirenenarme der französischen Republik, in die von egoistischen Regungen nicht ganz freie Vormundschaft „Onkel Eduards" führen. So hat denn Fürst Bülow seinen diesjährigen Osterurlaub benutzt, um in Rapallo mit dem italienischen Minister des Auswärtigen Tittoni sich über einige schwebende Fragen der Politik zu unterhalten. Obwohl nur verlautet, daß die übliche völlige Uebereinstimmung der beiden Staatsmänner aufs neue konstatiert sei, so dürfte man doch in der Annahme nicht fehlgehen, daß die kommende Friedenskonferenz im Haag der Gegenstand der Besprechung gewesen.

Frankreich in Marokko

Was vor kurzem noch als ein Casus belli angesehen wurde, als eine Quelle der weitestgehenden internationalen Verwicklungen, vollzieht sich jetzt in aller Ruhe, ohne daß ein scharfer Schuß zu fallen braucht: die Franzosen rücken in Marokko ein. Diesmal gab die Ermordung des Dr. Mauchamp, eines kolonialen Draufgängers, der den Fanatismus der Eingebornen gereizt hatte, den französischen Staatsmännern die erwünschte Gelegenheit, die Truppen, die längst an der Grenze versammelt waren, marschieren zu lassen. Die Konferenz von Algeciras hat wenigstens in der Hinsicht eine wohltuende Wirkung gehabt, daß sie das marokkanische Problem seines aufregenden Charakters entkleidete. Vorher Kaiserbesuch, Ultimatum, Entlassung Delcassés — heute eine einfache französische Note an die Mächte und begeisterte Zustimmung zu der hohen Kulturmission der grande nation. Frankreichs Position in Nordafrika ist heute günstiger denn je. England läßt ihm völlig freie Hand und benutzt die Gelegenheit, um seinerseits in Aegypten gegenüber der islamitischen Bevölkerung etwas strengere Saiten aufzuziehen. Italien redet nicht darein, und Spanien, das sich in der britischen Gnadensonne wärmt, ist mit jeglicher Nebenrolle gern zufrieden. So haben denn 3000 Mann französischer Kolonialtruppen die Grenze des marokkanischen Reiches überschritten, und über Udschda, einem marokkanischen Neste, von dem bislang nur wenige etwas wußten, das nun über Nacht zu einer internationalen Berühmtheit gelangt ist, weht die Trikolore.

Amerika und Japan

Kurz ehe die Transsibirische Bahn vollendet wurde, benutzte Japan die Zuspitzung der politischen Lage in Ostasien, an Rußland ein Ultimatum zu stellen, und eröffnete gleich darauf die Feindseligkeiten. Es ist wohl mit Sicherheit zu schließen, daß es die Vollendung des Panamakanals nicht abwarten wird, um die Rechnung mit Amerika ins reine zu bringen. Der Konflikt mit dem Unionsstaat Kalifornien über die Zu-

Phot. Otto Barca, Tanger

1. Regnault (Frankreich); 2. Jessé-Curéin (Frankreich); 3. El Mokri (Marokko); 4. Graf von Martens Ferrao (Portugal); 5. Freiherr von Bappard (Holland); 6. Graf Buisseret (Belgien); 7. Lowther (England); 8. Si Mohamed Torres (Marokko); 9. Graf Bolesta-Koziebrodzki (Oesterreich-Ungarn); 10. Dr. Rosen (Deutschland); 11. Llaberia (Spanien); 12. Bennis (Marokko); 13. und 14. Marokkanische Sekretäre; 15. Zeiber (Marokko); 16. Gummeré (Amerika); 17. Gianatelli Gentile (Italien).

Konferenz des diplomatischen Korps mit den Marokkanern in der Casbah von Tanger

Digitized by Google

Phot. Grantham Bain

Zum Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Japan: Japanische Arbeiter auf einer kalifornischen Sellerieſarm

laſſung japaniſcher Kinder zu den dortigen öffentlichen Schulen iſt bei dieſer politiſchen Kontroverſe nicht viel mehr als ein Vorwand, allerdings ein ſehr glücklicher Vorwand, denn er genügt, um jederzeit die kriegeriſche Stimmung des in ſeinem Selbſtbewußtſein nach ſo großen Erfolgen ſehr empfindlichen japaniſchen Volkes zu reizen. Die amerikaniſchen Kolonien, die Philippinen und Hawai, ſind im Grunde das Objekt des Streites. Japan muß koloniſieren; da es ſeine Bevölkerung — in Japan kommen 117 Menſchen, in Deutſchland 112 auf den Quadratkilometer, dabei iſt in Japan weniger als ein Drittel Kulturland — nicht ernähren kann, in Korea und China ſtößt es aber ſelbſt wiederum auf eine überaus zahlreiche Bevölkerung.

Englands neuer Botſchafter in Waſhington

Im allgemeinen hat man in letzter Zeit nicht ſehr viel Rühmenswertes über die deutſche Diplomatie im Auslande gehört. Nichtsdeſtoweniger wurde man in England ſofort nervös, als allerlei Nachrichten über eine gewiſſe herzliche Intimität zwiſchen Seiner Majeſtät dem Präſidenten Rooſevelt und dem Vertreter Deutſchlands, Freiherrn Speck von Sternburg, über den Ozean drangen. Kurzerhand entſchloß man ſich daher in Weſtminſter ebenfalls zu einem Wechſel in der diplomatiſchen Vertretung in Waſhington und ſpielte gleich den höchſten Trumpf aus, den man zu vergeben hatte. James Bryce mußte den eben erſt erkämpften Sitz im engliſchen Kabinett, dem er als Staatsſekretär für Irland angehörte, verlaſſen und wurde als Botſchafter nach der großen Republik der Neuen Welt entſandt. Man muß geſtehen, die engliſche Regierung hätte keinen beſſeren Mann wählen können. Bryce iſt einer der beſten Kenner der amerikaniſchen Verfaſſung und ſein Buch „The American Commonwealth“ die tiefgründigſte Darſtellung der ſtaatsrechtlichen Verhältniſſe in der Union. Seine Ernennung iſt von der amerikaniſchen Bevölkerung mit großer Genugtuung aufgenommen worden, und ſeine erſte Tat iſt die Anbahnung beſſerer zollpolitiſcher Verhältniſſe zwiſchen der großen engliſchen Kolonie auf amerikaniſchem Boden und dem Mutterlande einerſeits und anderſeits auch zwiſchen Kanada und dem großen Nachbarreich.

Phot. Grantham Bain

Der neue engliſche Geſandte in Waſhington Bryce auf dem Wege nach Kanada

Obermedizinalrat Dr. H. Burckhardt †

Am Karfreitag verſtarb in Stuttgart der Leiter der chirurgiſchen Abteilung im dortigen Katharinenhoſpital, Obermedizinalrat Dr. H. Burckhardt, der zu den beſten Operateuren der modernen deutſchen Medizin gehörte. Der Verſtorbene hatte das tragiſche Schickſal, ſelbſt einem Leiden zu erliegen, das ſeine Kunſt ſo oft und mit glänzendem Erfolge bekämpft hatte und über deſſen Gefahr er ſich von Anfang an völlig bewußt war. Die Stadt Stuttgart verliert viel an ihm; denn Burckhardt vereinigte in ſich alle Eigenſchaften, durch die der Arzt wirklich zum Freund der Menſchheit wird. Eine ungemein ſcharfſinnige und treffſichere Diagnoſe leitete ſeine Hand, deren Geſchicklichkeit ihn

Digitized by Google

Phot. H. Brandseph

Obermedizinalrat Dr. H. Burckhardt †

zu einem wahren Künstler in seinem Fache machte. Daneben war Burckhardt eine vornehme Natur und ein Grandseigneur der Wissenschaft, der, obwohl er niemals einen akademischen Lehrstuhl erstrebt hatte, sich eines weit über die Grenzen Württembergs hinausgehenden Rufes erfreute. Beinahe dreißig Jahre hat er als Chirurg in Stuttgart gewirkt, und viele Tausende verdanken ihm Leben und Gesundheit. Man wird ihn in Stuttgart noch lange vermissen und so leicht nicht vergessen.

Eine neuentdeckte Niobidenstatue

Bekanntlich ist die Niobidengruppe, über deren Urheber sich schon das römische Altertum im unklaren war — man stritt, ob Skopas oder Praxiteles —, auf uns nur in einer schwachen römischen Nachahmung gekommen, die heute in den Uffizien zu Florenz aufbewahrt wird. Gefunden wurden die Bruchstücke dieser monumentalen Gruppe in Rom am Esquilin, wo sie wahrscheinlich, um sie vor den Scharen des Alarich zu retten, vergraben waren. Kürzlich ist auf demselben Terrain, wo sich im Altertum die Gärten des Sallust ausdehnten, eine neue Niobidenstatue gefunden worden, die wir unsern Lesern im Bilde vorführen. Ob sie direkt zu der Florentiner Gruppe gehört, ob sie gerade die Statue ist, die Stark, dem wir das beste Buch über die Niobiden verdanken, als noch ungefunden annehmen zu müssen glaubt, wird wohl

Phot. Ch. Abenlacar

Eine neuentdeckte Niobidenstatue

die Untersuchung der Gelehrten ans Licht bringen. Jedenfalls haben wir es hier mit einem sehr eindrucksvollen Monument der antiken Plastik zu tun.

Phot. V. Gribayédoff

Der verstorbene Chemiker Marcelin Berthelot mit seiner Gattin

Marcelin Berthelot †

Ein langes, von Erfolgen gekröntes Gelehrtenleben hat ein schneller schöner Tod vor kurzem abgeschlossen. Oft hatte der große Chemiker zu seinen Söhnen gesagt: „Wenn eure Mutter stirbt, das überlebe ich nicht!" Als nun die geliebte Gattin, die ebenfalls in hohem Alter stand, vor kurzem erkrankte, suchte Berthelot in seinen Studien Ablenkung von diesen schwarzen Gedanken. Wie gewöhnlich besuchte er die Sitzung der Akademie der Wissenschaften, deren ständiger Sekretär er war, und heimgekehrt, setzte er sich aufs neue an seinen Schreibtisch. Da tritt einer der Söhne ins Zimmer. An dem Ausdruck seiner Züge erkennt der Vater, daß seine Lebensgefährtin von ihm genommen, und vom Schlage getroffen, bricht er tot zusammen. Die französische Nation will dem großen Gelehrten durch ein Begräbnis in der Pariser Ruhmeshalle, im Pantheon, ehren; da die Söhne des Verstorbenen aber darauf bestehen, daß ihre Eltern auch im Tode vereint bleiben, so wird Frau Berthelot als erste Frau ebenfalls im Pantheon beigesetzt werden. Berthelot war nicht nur ein großer Chemiker, der durch seine thermochemische Theorie bahnbrechend gewirkt hat, er war auch ein echter Republikaner und Staatsbürger. Ein seltsamer Ehrgeiz stachelte Berthelot immer wieder an, auch in der großen Politik eine Rolle zu spielen. Als Unterrichtsminister schnitt der Gelehrte noch leidlich ab, da blieb er wenigstens auf einem ihm vertrauten Arbeitsfelde. Als er aber auch die Zügel der auswärtigen Politik ergriff, kam es zu einem argen Fiasko. Wieviel Schuld man Berthelot

Digitized by Google

an der moralischen Niederlage beimessen muß, die sich für Frankreich an den Namen Faschoda knüpft, ist noch nicht klar. Vor dem Ausbruch der eigentlichen Krisis räumte er das Feld. Sein Interesse an allen Fragen des öffentlichen Lebens aber erlahmte nicht bis zum letzten Atemzug.

Mutter und Tochter

Vor kurzem starb in Berlin die berühmte Sängerin Teresa Artôt de Padilla im Alter von 72 Jahren. Sie war eine Schülerin von Viardot-Garcia und feierte ihre Triumphe zunächst an der Großen Oper in Paris, dann auf Gastspielreisen in Italien und kam endlich 1859 mit der Lorinischen Opergesellschaft nach Berlin. Im Jahre 1860 verheiratete sie sich mit dem spanischen Baritonisten Padilla y Ramos, und dieser Ehe ist eine Tochter entsprossen, die bestimmt zu sein scheint, in mancher Hinsicht die Erfolge der Mutter fortzusetzen. Sie hat gleich bei ihrem ersten Auftreten die Zuneigung des Berliner Publikums, das ihr ein lebhaftes, aber nicht untreitisches Interesse entgegenbrachte, gewonnen, und hat jedenfalls noch eine glänzende Laufbahn vor sich.

Phot. Becker & Maas, Berlin

Lola Artôt de Padilla als Micaela in „Carmen"

Der Emir von Afghanistan in Indien

In der Behandlung exotischer Fürsten haben die englischen Politiker von jeher eine ganz besondere Kunst gezeigt, und einen großen Teil ihrer Erfolge verdanken sie ihrer Praxis, zunächst die Machthaber zu verhätschlen und dann allmählich auf ihre Seite zu ziehen. Der freundnachbarliche Besuch, den der Emir Habib-Ullah, Sohn des im Jahre 1901 verstorbenen Abdur Rahman, dem Vizekönig von Indien abstattete, dürfte ebenfalls nicht ohne politische Folgen sein. Der Emir — die Engländer schreiben ihn natürlich Ameer —, der die Strapazen der Reise ohne Eisenbahn nicht gescheut hatte, wurde mit allen erdenklichen Ehren aufgenommen, und die englische Geselligkeit entfaltete alle ihre Reize. Trotz dem verschiedenen religiösen Bekenntnisse — der Emir ist Anhänger des sunnitischen Islams und wohnte fleißig allen Andachtsübungen bei — bewegte er sich völlig zwanglos in europäischer Gesellschaft und war natürlich von den Segnungen der westlichen Kultur für das indische Riesenreich felsenfest überzeugt. Daß ihm die Schattenseiten der englischen Verwaltung nicht enthüllt wurden, versteht sich eigentlich von selbst; vielleicht hätte auch das Gespenst der Hungersnot auf den Orientalen gar keinen so großen Eindruck gemacht.

Santos-Dumont

Der junge Brasilianer, der wohl der erfolgreichste Luftschiffer der Gegenwart ist, hat bekanntlich seine ersten Versuche mit kleinen gasgefüllten Ballons gemacht, mit denen es ihm gelang, den Eiffelturm zu umkreisen, nach seinem Aufstiegsort zurückzukehren, kurz, deren Lenkbarkeit wiederholt zu beweisen. Neuerdings hat sich sein Interesse mehr der Flugmaschine zugewandt, also einem Apparat, der, an sich schwerer als die Luft, durch mechanische Bewegung sich vom Erdboden hebt. Wie weit seine bisherigen Versuche von Erfolg gekrönt wurden, ist bislang noch nicht in die Oeffentlichkeit gedrungen. Unsre Leser sehen den jungen Erfinder in der von ihm konstruierten Flugmaschine. Oben befindet sich der Motor mit der großen Luftschraube, zu beiden Seiten die flügelartigen bespannten Schirme.

Phot. Herzog & Higgins

Vom Besuch des Emirs von Afghanistan (X) in Indien: Auf der Tigerjagd

Digitized by Google

Copyright Ed. Frankl

Santos-Dumont mit seiner neuen Flugmaschine

Ein seltsames Gespann

Der biedere Bauersmann aus den oberbayrischen Bergen, den unser Bild zeigt, kann sich wohl mit Recht rühmen, eines der eigenartigsten Gespanne in Deutschland zu besitzen. Der Hirsch, der so willig den stolzen Nacken dem Geschirr beugt, ist vor drei Jahren seinem Herrn zugelaufen, indem er sich als Kitz an dessen Viehherde anschloß. Mit dem Vieh zusammen wuchs er auf, teilte dessen Futter und gewöhnte sich allmählich an Haus und Hof. Ja infolge der allgemeinen Aufmerksamkeit, die man ihm entgegenbrachte, ist er eigentlich noch mehr Haustier geworden als seine früheren Weidegenossen, denn wenn für ihn mal nicht genug Futter abfällt, sucht er ungeniert Stube und Küche auf und verlangt ziemlich stürmisch irgendeine Leckerei. Seinem Herrn folgt er auf Schritt und Tritt und kennt dessen Stimme auch ganz genau. Natürlich bedurfte es erst einer gehörigen Dressur, ehe der Hirsch wirklich ein brauchbares Zugtier wurde, aber jetzt zieht er unbekümmert den Wagen oder Schlitten, und häufig kann man den Bauer mit seinem stattlichen Sechsender an Sonn- und Feiertagen nach der Kirche traben sehen.

Phot. Joseph Weidinger

Ein Hirsch als Zugtier (Grassau in Oberbayern)

Die Ruyterfeier in Holland

Die dreihundertste Wiederkehr des Geburtstages von Michiel Adriaanszoon de Ruyter, Hollands größtem Seehelden, gab unserm Nachbarstaate Gelegenheit, von vergangener Größe und Herrlichkeit zu träumen. De Ruyter wurde am 24. März 1607 als Sohn eines Brauknechts in Vlissingen geboren. Er trat als Schiffsjunge in die holländische Marine, stieg bis zum Kapitän auf und zeichnete sich in jenen kriegslustigen Zeiten wiederholt aus. Nichtsdestoweniger trat er im Jahre 1640

Phot. V. Gribayedoff

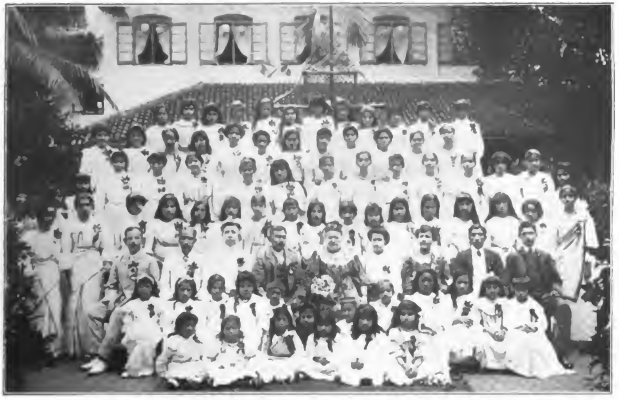
Von der Ruyterfeier in Amsterdam: Königin Wilhelmina und ihre Mutter beim Verlassen der Kirche

zur Handelsmarine über und erst der Ausbruch des Krieges mit England rief ihn wieder unter die Kriegsflagge. Im Jahre 1665 übernahm er das Oberkommando, dreimal schlug er die englischen Seestreitkräfte und 1667 lief er sogar in die Themse ein. Die holländischen Generalstaaten knauserten aber meistens, wenn es galt, neue Mittel zur Ausrüstung der Flotten zu bewilligen. So wurde er mit ganz unzureichenden Streitkräften 1675 zum Beistand der Spanier ins Mittelmeer gesandt. Als er den französischen Admiral Duquesne im Meerbusen von Catania angriff, wurde ihm der rechte Fuß von einer Kanonenkugel abgerissen. Er starb noch am selben Tage in Syrakus. Seine Leiche wurde in Amsterdam beigesetzt.

Ein Jubiläum in der Musäusschule in Colombo

Vor ungefähr zwei Jahren veröffentlichten wir einen Aufsatz über die Erziehungsanstalt für buddhistische Mädchen, die unsre tapfere Landsmännin, Frau Marie Musäus-Higgins aus Wismar in Mecklenburg, zu Colombo seit Jahren mit großem Erfolg leitet.

Digitized by Google



Gruppenbild der Musäusschule für buddhistische Mädchen in Colombo

Am 15. November vorigen Jahres war nun in der Musäusschule ein großer Festtag: fünfzehn Jahre waren an jenem Tage vergangen, seitdem die verehrte Lehrerin den Boden Ceylons betreten. Die Jubilarin sendet uns mit der Gruppenaufnahme folgenden kurzen Festbericht: „Schon lange hatten meine Schülerinnen im geheimen die Vorbereitungen zur Feier getroffen und alle früheren Schülerinnen im Lande zur Teilnahme aufgefordert. Am Tage vor der Feier erschienen Lehrer und Schüler des buddhistischen Gymnasiums und schmückten das ganze äußere und innere Gebäude mit Fahnen, Papierlaternen und Kränzen. Am 15. November morgens um 7 Uhr wurden nach buddhistischer Sitte auf einem im Schulgarten errichteten provisorischen Tempel Blumen zum Andenken an die Lehren Buddhas niedergelegt. Dann wurden die Tische zur Frühstückstafel festlich gedeckt. Neunzig Personen mußten gespeist werden. Allen mundete das von den größeren Mädchen bereitete Mahl vortrefflich. Gemüsesuppe, Kartoffeln und Kohl, Reis, mehrere Gemüsekurries, Fisch, singhalesischer Pudding von Reismehl und Kokoszucker und Bananen bildeten das Menu. Taxu wurde Wasser oder Kokosnußwasser getrunken. Um 4 Uhr kamen die andern Gäste, groß und klein, alt und jung, frühere Schülerinnen mit ihren Verwandten und Kindern. Eine frühere Schülerin war sogar mit ihrem halbkranken Kind weit hergereist gekommen, um ein halbes Stündchen bei ihrer „Mutter", wie sie sagte, weilen zu können. Ein mit kostbaren Steinen besetztes goldenes Armband war meine Jubiläumsgabe. Wertvoller erschien mir noch die allgemeine Liebe und Dankbarkeit, die mir an jenem Tage entgegengebracht wurde." — Wir denken, daß unsre Leser Freude auch an dem obigen Bilde haben werden.

Die Büsten unsrer drei ersten Generalstabschefs im Atelier des Bildhauers Bruno Kruse

Die Büsten dreier Generalstabschefs

hat vor kurzem der Kaiser als ein dauerndes Andenken an ihre erfolgreiche Tätigkeit im Generalstabsgebäude aufstellen lassen. Der Berliner Bildhauer Bruno Kruse hat die ihm gestellte Aufgabe durch eine charakteristische Auffassung meisterlich gelöst. Alle drei Büsten sind nach dem Leben modelliert, und zwar die Moltkebüste 1888, die Waldersee-büste 1898 und die Schlieffenbüste 1906. Der Künstler, ein geborener Hamburger und bevorzugter Schüler Professor Schillings', pflegt seit Jahren mit einer ausgeprägten Vorliebe die Plakettenkunst. Die stattliche Anzahl dieser Kunstwerke braucht einen Vergleich mit ähnlichen französischen Erzeugnissen nicht zu scheuen.

Die Verschwindlatette

Von allen Maschinen, die der findige Menschengeist in letzter Zeit konstruiert hat, um seinen Mitmenschen Tod und Verderben zu bringen, ist wohl die Kanone in der Verschwindlatette die menschenähnlichste, wenn man so sagen darf.

Digitized by Google

Phot. Grantham Bain

Amerikanische Küstenkanone in Verschwindlafette (Probestellung)

Denn nicht nur die Tendenz, zu schaden, ist in diesem ingeniös ausgedachten Mordinstrument verkörpert, sondern gleichermaßen auch die Tendenz, sich selbst vor Schaden zu bewahren. Es gewährt in der Tat einen unheimlich lebendigen Anblick, wenn das stählerne Ungeheuer, nachdem es die tödliche Ladung gefressen, sich plötzlich mit Anspannung seiner eisernen Muskeln aufrichtet und über die schützende Böschung hinweg mit Donnergebrüll das Geschoß dem Feind entgegenschleudert. Im nächsten Moment duckt es sich und liegt wieder gehorsam zu Füßen seines Herrn. Für die Küstenverteidigung sind diese Geschütze besonders brauchbar. Mit direktem Feuer sind sie kaum zu treffen, denn es ist ungemein schwer, auf einem Fahrzeug, das sich in Bewegung befindet, den Moment, da das Rohr sich über dem Wall befindet, abzupassen, um zu schießen und zu treffen. Dem indirekten Feuer sind sie natürlich viel mehr ausgesetzt, die Ausbildung des indirekten Feuers der Schiffsartillerie steckt aber noch in ihren Anfängen.

Alte und neue Baukunst

Seit Jahren ist der bekannte Maler und Kunstgewerbler Professor Schultze-Naumburg am Werk, durch drastische Photographien dem Publikum die Unkultur und Barbarei unsrer heutigen rein praktischen Bauweise recht ad oculos zu demonstrieren. Sein Wirken ist nicht ohne Erfolg geblieben, und vielen hat er durch diesen höheren Anschauungsunterricht die Augen geöffnet. Im allgemeinen ist ja in unsrer Architektur seither manches besser geworden, die ästhetischen Bedürfnisse werden nicht mehr in demselben Maße wie früher vernachlässigt. Wir bieten unsern Lesern ein Bild, das ein Freund unsers Blattes, dem Beispiel von Schultze-Naumburg folgend, im Schwarzwald aufgenommen hat. Da finden wir ein herrliches altes Schwarzwaldhaus mit dem tief herabhängenden Strohdach unmittelbar neben einem nicht mal besonders häßlichen, aber durchaus nüchternen modernen Bau.

Phot. Julius Büttner, Gengenbach

Ein Beitrag zur ästhetischen Kultur unsrer Tage: Neues und altes Schwarzwaldhaus

Digitized by Google

Digitized by Google

Rätsel-Ecke

Doppel-Logogryph

I

Ein liebenswürdig Jungfräulein,
Honett in jedem Stücke,
Wird durch ein großes M allein
Ganz Bosheit und ganz Tücke.
Wer kann den Namen raten
Der Maid, die so mißraten?

II

Auch noch ein zweites Jungfräulein
Ich euch zu nennen habe,
's wird durch ein großes M allein
Zu einer Gottesgabe.
Wer kann den Namen raten
Der Maid, so wohlgeraten?

G. P. P.

Homonym

Es kommt vom Meere
Und wird verspeist;
Anderen Ehre
Damit man erweist.

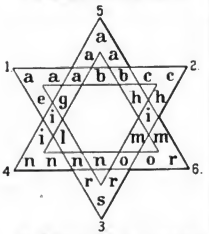
Dr. K. K. v. Fr.

Rätsel

Ein Dichter ist's; und wenn er von ihm geht,
Das Wirkungsfeld der Köchin vor dir steht.

Th. W.

Geographisches Sternrätsel



Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die Wörter auf den sechs Leisten bezeichnen:

1—2 eine Stadt in der Mandschurei;
1—3 eine Stadt in Nordamerika;
3—2 berühmtes europäisches Fürstengeschlecht;
4—5 kleine italienische Insel;
4—6 Staat in Nordamerika;
5—6 Insel des Molukkenarchipels.

F. P.

Rätsel

Bin selber ein Fluß,
Im Fluß auch schwimmt es;
Zwei Zeichen am Schluß:
Die Dame nimmt es.

Dr. K. K. von Fr.

Silbenrätsel

Die Mägdlein sehen gerne nicht
Eins-zwei in ihrem Angesicht;
Dagegen ist als schönste Zier
Willkommen ihnen drei und vier.
Auch bleiben viele gerne stehn,
Dem schmucken Burschen nachzusehn.
Der, funkelnd in der Sonne Glanze,
Stolz auf dem Kopfe trägt das Ganze.

F. M.-S.

Wechselrätsel

Ob B, ob L, ob S es hat,
Das Wort bleibt eine deutsche Stadt.

F. M.-S.

Hansi-Schokolade

Véritable
LIQUEUR BERNARDINE
de l'Hermitage Saint-Sauveur

Sächs. Musikinstrumenten-Manufactur
Schuster & Co.
Markneukirchen № 308.
Fabrikanten-u. direkter Versand
Illustrirter Catalog postfrei.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.—, bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
Spezialhaus Oranienstrasse 158 Berlin
Katalog (600 Illustrat.) gratis u. franko Emil Lefèvre

Digitized by Google

Rätsel

Das Wort ertönt. Aus seiner Zelle
Tritt ernsten Schritts der Mönch hervor.
Und dort am Altar der Kapelle
Singt er es mit im frommen Chor.

Gib Kopf und Fuß dem Wort. Erschallen
Wird es zu Gottes Ehr' und Preis
Auch wiederum in heil'gen Hallen
Aus andachtsvoller Beter Kreis. A. N.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 9

Des Zusammensetzrätsels: Temperatur (Tempe, Rat, Ur).
Des Buchstabenrätsels: Balkan, Balken, Balkon.
Des Logogriphs: Tier, Tiger.
Des Silbenrätsels: Eiger (Ei, Ger).

Sie fahren gut

mit

Dr. Crato's

Backpulver

mit Pränumerando. Für 10 Carton eine Dose K. Bielefelder Kochbuch gratis und franko von

Stratmann & Meyer, Bielefeld

Dr.

Oetker's

Vanillin-Zucker

ist der beste Ersatz der Vanilleschoten.

Sehr aromatisch.

1 Stück 10 Pf. 3 Stück 25 Pf.

Kronen-Quelle

hervorragend wirksam bei **Nieren-** und **Blasenleiden, Gries-** und **Steinbeschwerden, Gicht** und **Diabetes.** Ferner bei **katarrhalischen** Affektionen des **Kehlkopfes** und der **Lungen.** — **Neue Broschüre gratis.**

Adresse: Kronen-Quelle, Bad Salzbrunn

Bad Salzbrunn

im Waldenburger Gebirge in Mittel-Schlesien.

Alkalische Quellen: **Oberbrunnen, Mühlbrunnen.** Bäder. (Mineral- und Kohlensäurebäder.) – Hydrotherapie. — Massage.

Heilkräftig b. Erkrankungen **der Atmungs-, Verdauungs- u. Harnorgane, bei Gicht, Zuckerkrankheit, Asthma.**

Medikomechanisches Zander-Institut. **Inhalationen.** Pneumat. Kabinett. — Milch u. Molken-Anstalt. Gebirgsluft, weitgedehnt. Anlagen

Brunnen-Versand durch die Firma **Furbach & Striebolt, Bad Salzbrunn.** Drucksachen durch d. **Herzoglich Plessische Brunnen- u. Bade-Direktion** sowie d. d. Geschäftsstellen v. **Rudolf Mosse.**

JEDER MENSCH HAT SEIN STECKENPFERD
MEIN'S IST:

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

V. Bergmann & Co. RADEBEUL

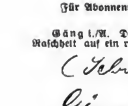
denn nur diese erzeugt rosiges jugendfrisches Aussehen, reine weiße sammetweiche Haut und zarten blendendschönen Teint.

à Stück 50 Pf. Überall zu haben.

Digitized by Google

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.



Gäng i./A. Der ganze Duktus Ihrer Schrift läßt in seiner Raschheit auf ein rasch handelndes, in seiner Beweglichkeit auf ein derogliches Naturell schließen; die je nach dem gegebenen Raum wechselnde Größe auf Anpassungsfähigkeit. Die plötzlichen Druckstellen am einen und das gänzliche Fehlen von Schatten am andern hinwiederum deuten auf spontanes, stoßweises Vorgehen in der Energie. Sie können sich manchmal nicht genug tun und begehen dann wieder Unterlassungssünden in diesem Punkt (siehe M in „Meer"). Die Rundungen am Fuße der kurzen Minuskeln deuten auf Gutmütigkeit, die steil aufsahrenden Endstriche (siehe r in „Meer" und in „er") auf momentane Heftigkeit, die oft rückwärts gestellten Buchstaben im Innern eines Wortes (zum Beispiel n in „Gäng") auf Streben nach Reserve. Sie kämpfen also gegen diesen Fehler an.

J. S., Solothurn. Sie sind frei von Engherzigkeit und Pergelei, aber doch pünktlich und genau. Ein ernster Arbeiter. Energisch im Wollen, weit in Ihren Ansichten, klar im Kopf und recht beharrlich, wenn es sich darum handelt, ein Vorhaben durchzusetzen. Fleißig und tätig, auch unternehmend.

Hugo in Brünn. Ein rascher, tätiger Geschäftsmann, der es meist eilig hat und sich deshalb nicht lang bei Nebensächlichem aufhält. Impulsiv und zu voreiligem Handeln geneigt, aber durch Erfahrungen genötigt und bestrebt, vorsichtig zu sein und sich nicht durchschauen zu lassen in seinen Plänen. Sehr resolut und mitunter rücksichtslos energisch, aber nur gerade Wege und ehrenhafte Mittel benutzend zur Erreichung seiner Zwecke.

Anna S. Sie sind nicht ganz ohne Phantasie und Schwung, Begeisterungsfähigkeit und Sinn für Ideales, erheben Ihre Gedanken gern über den Alltag und seine Prosa hinaus. Heiter, schlagfertig, liebenswürdig und zuvorkommend im geselligen Verkehr. Bereit, Konzessionen zu machen an die Wünsche andrer. Etwas eitel und gefallsüchtig, aber nicht in schlimmem Sinn. Empfänglich für Eleganz und Kunstgenüssen.

J. L. aus St. Petersburg. Ein klarer, bestimmter, maßvoller Charakter, eine gebildete, intelligente Individualität. Stark ausgebildetes Innenleben, nichts schert Feststehendes und Bestrickendes, da alle billigen Effekte verschmäht werden, aber zuverlässig, treu, gediegen und viel dienend für den, der sich die Mühe nimmt, tiefer einzudringen. Klar im Denken, überlegt im Handeln, tief im Empfinden.

E. Meyer, Makenfeld b. Nagold.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart. — Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg.
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Robert Mohr in Wien I.

Tausend= fach bewährt sind unsre trag- u. zerlegb. Geflügelhäuser, Lege- u. Zuchtgeflügel, Bruteier aller Rassen, Brutmasch., sämtl. mod. Zucht- u. Hilfsgeräte, ration. Futtermittel, die Rente u. Freude erhöh. Bücher über Zucht. Gewöhnend. Belehrung. Katalog gratis.
Geflügelpark i. Auerbach Hess.

1/1 Schachtel 80 Pfennig
Emser Pastillen
der Königl. Verwaltung zu Ems. Lösend, den Hustenreiz mildernd, längeren Katarrhen vorbeugend.

Hermann Jacob & Braunfisch
BERLIN O., Alexanderstr. 27a
Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten
Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen

Illustrierte Preislisten
für Möbel, sowie Dekorationen,
Teppiche gratis und franco.

Freie Bahnfracht
durch ganz Deutschland.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Digitized by Google

Der weiße Hut

Nach einem Gemälde von Ed Otto Braunthal

Digitized by Google

Eine von zu vielen

Roman

von

Liesbet Dill

(Fortsetzung)

Arm in Arm mit Johanna traf ich gestern, ich hatte eine ähnliche Begegnung längst vorausgesehen, den Rittmeister von Kelles. Er stand in seiner Husarenuniform an der Treppe und hatte mich schon lange durch das Monokel gemustert. Dann kam er auf uns zu, ehe ich in dem Gewühl untertauchen konnte.

„Mein gnädiges Fräulein, wie freue ich mich —“ und wir schüttelten uns die Hände. Ich stellte ihm Johanna vor, die meinen Arm nicht losließ.

Er ist nach Bonn zu den Husaren versetzt. Seine Schwester, eine Freundin von mir, hat jetzt geheiratet, ihr Mann ist zur Gesandtschaft nach Kairo gekommen. Er will wissen, wie es Marie geht. Er war letzte Weihnachten zur Jagd bei Keyserlings gewesen — und er hat Guido vor einigen Tagen in Metz wiedergesehen. Es ist mir, als täte sich ein verschlossenes Tor wieder auf und herein kämen all die guten Bekannten. — Wir plaudern am Fuß der Treppe — leider ist die Pause so kurz. Morgen fährt er wieder nach Bonn, sein Urlaub ist erschöpft. Mit einem Blick auf Johanna verabschiedet er sich, als es zum drittenmal geläutet hat.

Johanna drängt an den Leuten vorüber, ohne rechts oder links zu sehen. Sie ruft mir zu, ich solle mich eilen. Sie ist böse, daß Kelles ihr nicht die Hand gegeben hat.

„Was mach ich mir denn draus, von so einem Laffe, wo ein Monokel trägt, eine Hand zu kriege? Pah! Die Mamma sagt, sie ließ nich kein Offizier heirate. Die sind ja all so liederlich. Der Tilly ihr Schwarm in Mainz is jetzt geschaßt.“

*

Ich habe mir schon Vorwürfe gemacht, mit Kelles gesprochen zu haben, Johannas Gunstbezeugungen sind lästig, aber ihre Ungnade kann meiner Stellung gefährlich werden. — Tags darauf traf ich Guido auf der Straße! Meine Knie zittern mir noch. Gesehen und Hand in Hand gewesen — dann auseinander gerissen — zwischen mir und ihm die Menschen wie vorher. Aber doch: einen kurzen Augenblick zusammen. Er war zu seinem Bruder nach Metz beordert worden und hatte die Reise hier unterbrochen, gewartet, gehofft, in der Frankfurterstraße gestanden, um mich sehen zu können. Jetzt — in einer halben Stunde ging sein Zug — war es zu spät. Afrika sei lange noch nicht sicher, der Andrang dorthin sei so groß, daß man ihn nicht vor einem Jahr schicken würde. „Bis dahin kann sich manches ändern, Herz.“

„Glaubst du denn noch selbst daran, Guido?“

Und er lächelt und nickt. „Ewig lebt man nicht, und ich bin der einzige Neffe . . . Denke nur, wenn wir mal so weit sind — und zusammen. — Anne, denke etwas für uns aus, wir müssen uns einmal sehen, wo wir ungestört sind. Es muß gehen. Nach Wiesbaden komme ich jetzt oft, und wenn du nur willst. — Du mußt es möglich machen!“

Ein Verhängnis war es, daß Johanna aus der Musikalienhandlung in der Webergasse kam und uns sah. Ich hoffte, sie würde vorübergehen. Aber sie kam auf uns zu. „'Tag, Anne. Wie geht's?“ Dabei sah sie herausfordernd Guido an. Der grüßte steif, sein Gesicht wurde steinern.

„Ich hab mir Note aus 'm ‚Bajazzo‘ geholt. Den Prolog. Ich spiel 'n jetzt schon in der große Ausgab. Gehst du über die Wilhelmstraß heim?“ sagte Johanna.

„Nein, durch die Stadt — ich muß mich eilen.“

„Dann begleit ich dich. Ich muß dir was erzähle. Etwas Wichtiges! Nur für dich. Ich hab's von der Tilly.“

Es war nicht möglich, sie loszuwerden. Mit einem festen Händedruck, einem einzigen Blick nahmen wir Abschied, dann klirrte sein Säbel auf der andern Seite der Straße, und ich ging Arm in Arm mit Johanna Wolf heim.

Ich habe mir längst abgewöhnt, Frau Blinzler zu erzählen, wenn ich einen Bekannten getroffen habe. Sie wird nicht gern daran erinnert, daß ich Bekannte habe. Dieses Mal aber mußte ich Johannas Bericht vorgreifen. Ich sprach beim Essen von Kelles und — so hart es war — von Guido. Sie war nicht in Stimmung.

Digitized by Google

Mürrisch saß sie und aß. „Es is mir doch egal, wen von Ihrer hochgeborene Bekanntschaft Sie da treffe. Die Leut könne all bloß schöne Redensarte dahermache. Awer helfe duhn se Ihne nit," sagte sie.

Johanna kommt seitdem, sooft wir zusammen sind, auf Kelles oder Guido zu sprechen. Ich muß ihr von zu Hause erzählen, wie wir eingerichtet waren, ob wir einen Burschen in Livree gehabt haben, wer alles in unserm Hause verkehrt hat. Von dem Unglück Vaters, von seinem Sturz. Ich reiße mir langsam ein Stück Erinnerung nach dem andern los und gebe es ihr preis. Dieser Art, sich etwas zu fordern, bin ich nicht gewachsen. In meinen unglücklichsten Stunden kann ich sie darum beneiden. Ich war ein jähzorniges Kind. Wie bin ich ruhig geworden! Aber nach einem solchen Tag des Wiedersehens scheint mir das Leben doch wieder leicht und die Furcht in mir legt sich. Ich habe doch noch einen Menschen, der mich liebhat.

*

Ich sehe mich hier nach den Spuren um, die die Frauenrechtlerinnen hinterlassen. Wo wird eigentlich für unser Fortkommen gekämpft? Nach den Damen zu urteilen, die mir in eleganter Kleidung auf der Straße begegnen, lebt man hier, um seine Schönheit zu pflegen, um Kunst zu genießen und Triumphe der Eitelkeit zu feiern. Es scheint den Frauen an Beschäftigung zu fehlen, vielleicht haben sie sie nicht nötig! — Die paar Telephonistinnen, mit denen ich zu tun hatte, sind mir bis jetzt bloß durch ihre ärgerliche Nervosität aufgefallen, mit der sie das Publikum behandelten. Lieber mit groben Postbeamten zu tun zu haben als mit Damen, die ihre Nerven nicht im Zaum halten können.

Eine Billettverkäuferin an einem Bahnschalter hat mir — sicher nicht mit Absicht, es war ein großes Gedränge um den Schalter, sie warf aufgeregt Geld und Billett auf das Brett und sprach dabei mit einem Manne im Hintergrund — statt eines Zehnmarkstückes ein Zehnfrankenstück eingehändigt. Ich bemerkte es erst, als ich zu Hause war.

Einige junge Damen der Blinzlerschen Kreise besuchen die Kochschule. Sie erzählen, daß sie Torten backen und Puddings bereiten können, aber Fräulein Flackus, welche alle Quellen studiert, sagt, man könne sie nicht essen. Sie ist wieder zu dem vegetarischen Gasthaus zurückgekehrt, obwohl es dort teurer ist wie in der Damenkochschule.

Ein paar tanzmüde Damen der guten Gesellschaft, denen die Heiratshoffnung erloschen ist, sind zum Roten Kreuz gegangen, um Krankenschwestern zu werden. Zwei davon habe ich wieder hier getroffen. Der einen ist der Beruf zu unerfreulich, die andre ist zu bleichsüchtig, um ihn zu erfüllen.

Als ich neulich Frau Blinzler im Kurkonzert erwartete, kam ich zwischen eine Gruppe junger Mädchen, die mich über ihre Zukunftspläne unterrichteten, ohne mich zu beachten. Sie waren saisonmüde, blasiert, sie wollten nach München, um sich dort „auszuleben", um sich „zu konzentrieren". Nebenbei wollten sie sich, alle sechs — im Malen ausbilden. Sie besprachen die Wahl einer „feschen Pension", die einem ermöglichte, rasch in „Künstlerkreisen" eingeführt zu werden. Es war ja zu langweilig, immer zu Hause bei den Eltern zu sitzen und Jahr für Jahr denselben Gesellschaftsrummel mitmachen zu müssen. „Die Emmi von Rödern schwärmt von ihrer Pension in München. Sie will gar nicht mehr heim." — „Man ist ja viel freier in einer Großstadt. Natürlich muß man einen Beruf nebenher haben. Viele schriftstellern jetzt auch." — „Ich sange auch an. Eine Novelle hab' ich schon. Ich hab' bloß keine ‚Verbindungen'. Das ist die Hauptsache. Aber natürlich muß man an der Quelle sitzen, nicht hier. Hier kommt man ja zu nichts." — „Meine Mama ist noch so altmodisch, sie fürchtet, das freie Leben könnte meinem Ruf bei den Herren schaden." Darüber lachten sie alle. „Was einem daran liegt!" — „Und mein Vater wollte erst den Zuschuß nicht hergeben! Aber da habe ich mich zur Wehr gesetzt. Mein Bruder bekommt jeden Monat dreihundert Mark, das Bonner Korps ist eben kostspielig. Aber ich habe dieselben Rechte wie ein Mann — ich habe das Vater auch auseinandergesetzt!" Und jede der andern wußte von einem Bruder oder einem Vetter, der denselben Zuschuß bekam. Weshalb sollten die Frauen denn immer zurückstehen? Das sei ein überwundener Standpunkt! —

Johanna Wolfs Tante hat eine „Stütze ohne gegenseitige Vergütung", eine Postdirektorstochter, die ihr das Dienstmädchen ersetzt. Eine Freundin von Frau Seeger, Frau Mohr, hat auf ein Gesuch nach einer Gesellschafterin, die ein Taschengeld von zehn Mark monatlich bekommt, hundertundzwanzig Briefe bekommen. Ich selbst habe sie sichten helfen. Frau Seeger hat daraufhin ihre Köchin entlassen, die so viel Gehalt bekam wie ich, und hat sich eine „kochende Stütze" genommen zu zwanzig Mark. — Es kann einem Angst werden um die Zukunft. Frau Blinzler verfehlt nicht, mir ihre Noblesse täglich einmal vorzuhalten, da sie doch jeden Tag dreißig andre haben könnte, die anspruchsloser sind als ich. — Ich bin dann einmal in den Vortrag einer Frauenrechtlerin, einer Doktorin der Philologie, gegangen. An diesem Tage aber sprach sie gerade über die Erfolge der Mädchengymnasien und die des gemeinsamen Schulunterrichts in Amerika, wobei sie dem unabhängigen, zielbewußten Wesen der Amerikanerin ein bewunderndes Lob spendete. Ich habe

Digitized by Google

einem Vortrag mehrerer Frauenrechtlerinnen in Frankfurt a. M. beigewohnt. Es wurde vor dem überfüllten Saal von jungen und älteren Damen darüber diskutiert, wie man „gefallenen Mädchen“ das Aufziehen ihrer Kinder erleichtern könne, damit sie nicht „wieder hinaus auf die Straße brauchten“. Eine stattliche Vierzigjährige mit kurzgeschorenem Stiftenkopf, Stumpfnase und Kneifer und strammgeknöpftem grauem Alpakakleid sprach dann über die Säuglingssterblichkeit, Säuglingsheime, Kinderkrippen und Prämien für „stillende Frauen aus dem Volk“. Eine jüngere Frau mit magerem Profil, Habichtsnase, Kneifer, lässig geordnetem schwarzem Haar, losem braunem Reformkleid, das am Halse recht weit offen war, suchte die Zuhörerinnen für „Befreiung von der Mutterschaft“, „ein neues Ehegesetz“, „freie Wahl der Liebe“ zu begeistern. Sie sprach zuerst fesselnd, scharf, klar und sarkastisch, allmählich aber verwirrten sich die Fäden ihrer Rede zu einem wilden, unauflösbaren und unverständlichen Knäuel, sie stieß auf Widerreden, das Publikum murrte. Die Stimmung wurde kühl, ja feindlich. Einige Damen verließen unter lautem Stuhlrücken den Saal, und nachdem ihr von der Vorsitzenden das Wort abgeschnitten war, schloß die Versammlung. Ich ging zum Bahnhof zurück und fuhr nach Hause. Mir war zumut wie jemand, der hungrig an den Tisch gekommen ist und hungrig wieder aufstehen muß. — Ich weiß nicht, ob ich das nächstemal Geld und Zeit haben werde, die Zeitungsnachrichten, die Reden, die Erfolge des Frauenkampfes zu verfolgen, aber abwarten, ob sich von dort aus eine helfende Hand entgegenstreckt, kann nur der, der keine Hilfe nötig hat.

*

Auf dem Rosenfest im Kurhaus haben wir mit einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft an einem Tisch gesessen, uns mit ihnen angefreundet und sind nach dem Ende der Reunion noch miteinander in das Café Metropol gegangen. Ich sage „wir“, denn Frau Blinzler hatte mich mitgenommen. Der Abend hätte märchenhaft schön sein können, rauschende Fontänen, ein feenhaft beleuchteter Weiher, Musik und eine Luft, deren Zusammensetzung berauschen kann: frische Rosen, ein Durcheinander von feinen künstlichen Odeurs, von Feuerwerk und dem Duft lauer Sommernächte. Um uns ein Lichtermeer, ein Gleißen von Brillanten, ein Rauschen von seidenen Schleppen über den Kies, ein Wogen von Spitzen, Federn und zarten, schleierduftigen Gewändern. Drinnen im Saal tanzten die Paare. Ich hatte abgelehnt zu tanzen, aber Frau Blinzler und Johanna wurden zu den Tänzen geholt, während ich an dem Tische sitzen blieb bei den andern. Neben mir saß ein schielender Amerikaner, der mir erzählte, daß er sein Glück „by photograph“ gemacht habe, mit seiner Frau, einer Engländerin, welche in ihrer schwarzen Spitzentoilette unbeweglich mir gegenübersaß und, das Lorgnon an den Augen, ohne an jemand ein Wort zu richten, das Publikum betrachtete. Sie verstand kein Deutsch, oder sie wollte keines verstehen. Jedenfalls blieb sie steif und schweigsam.

Auf meiner andern Seite saß Frau Wolf mit einer Freundin, die uns als Frau Mohr vorgestellt war. In deren Gefolge befand sich nun wieder der junge Mohr, ein Gerichtsreferendar, ein Herr Schwenker, der mit „Herr Leutnant“ angeredet wurde, und ein junger Herr, der mich hier oft in einem Warenhaus begrüßt und nach meinen Wünschen gefragt hat; auch ein erwachsenes achtzehnjähriges schwarzlockiges Fräulein Mohr war mitgekommen. Oben an der Spitze saß eine Dame mit feuerrotem Chiffonkleid und einem brandroten Hut mit Bindebändern, welcher an den benachbarten Tischen Heiterkeit erregte. Sie war mager, und ihr pechschwarzes Haar hing ihr in Löckchen über Stirn, Ohren und Nacken herab. Sie unterhielt sich meist hinter ihrem Fächer mit Schwenker, wobei sie kleine Laute der Entrüstung ausstieß: „Aber, Herr Leutnant! Nein, so was! Sie sind mir einer! Wenn Sie nochmal so was zu mir sagen, hau' ich Ihnen eins auf den Mund!“

Ich erfuhr von Frau Wolf, daß diese Dame die „Baronin“ aus der „Kosmopolis“ sei, genannt die „Schwertlilie“. Die Schwertlilie hielt sich, obwohl unsre Namen absichtlich so laut, daß sie die Beobachter rings an sämtlichen Tischen verstehen konnten, genannt worden waren, mit scheinbarer Absicht von mir fern und schien kein Verlangen zu haben, sich mir zu nähern.

Baronin Yssenburg! Es ist mir, als ob ich mich schämen müßte für andre, die so achtlos das Beste verschleudern: den guten, ehrlichen, alten Namen! Die Kinder einer solchen Frau — die „Baronin“ hat einen sechsjährigen Sohn — tragen den Namen weiter, und was wird aus solchen Kindern, die in der „Kosmopolis“ aufwachsen!

Der Amerikaner unterhielt sich mit Frau Wolf über einen neuen Skandal in der „Kosmopolis“. Der Referendar war mit Frau Blinzler und Johanna in den Tanzsaal gegangen, das verwachsene Mädchen hörte Herrn Schwenker gierig zu, und die „Baronin“ kicherte zu den Witzen. Frau Mohr saß zwischen zwei leeren Stühlen und aß ein Stück Torte nach dem andern.

Frau Blinzler, in fürstlicher weißer Spitzenrobe, mit einem Strauß frischer Marschall-Niel-Rosen an der Brust, mit großem weißem Federhut, war guter Laune, sie tanzte unaufhörlich. Als wir gehen sollten, schlug sie vor, noch eine Tasse Kaffee zu trinken, und wir brachen nach dem Metropol auf. Hier wurde die „Baronin“ plötzlich intim mit Frau Blinzler und erklärte,

Digitized by Google

nachdem sie so lange mit dem Spazierstöckchen auf den Marmortisch geklopft hatte, bis alle schwiegen, sie lüde uns alle morgen zum Kaffee nach Biebrich auf die Hotelterrasse ein! Der Vorschlag fand begeisterten Anklang, und gegen drei Uhr trennte man sich. „Um vier Uhr auf der Terrasse in Biebrich! Ich bring' noch ein paar Herren mit!" rief die „Baronin" hinter uns her, als sie mit Schwenker nach der „Kosmopolis" ging und wir in die stille Frankfurterstraße einbogen.

„Eine dolle Frau!" sagte Frau Blinzler lachend und warf die welken Rosen auf die Straße. „Aber Temperament!"

An einem der Nebentische hatte ein alter Herr mit weißem Bart gesessen, der mich scharf angeblickt hatte, als wir aufbrachen. Ich hatte ihn vorher nicht gesehen, aber er hatte schon lange dort gesessen. Das muß Onkel Bernhard gewesen sein, Papas ältester Bruder. Die Haltung, die gerade Nase, das Auge ... (vielleicht einer der Generäle, die mit dem Vetter von Frau Blinzler zur Jagd fahren?). Alles stimmte mit dem Bild überein, das wir von ihm haben! Er ist es gewesen! Er hat mich vielleicht erkannt. Man sagt, daß ich Vater ähnlich sähe. Diese Möglichkeit ließ mich nicht schlafen.

*

Frau Blinzler hatte den Wagen erst auf vier Uhr bestellt, so daß wir zu spät kommen mußten. „Meine Sie, ich wollt auf die warte?" sagte sie zu mir, als wir durch das heiße, sonnendurchglühte Wiesbaden fuhren. „Die Blinzler kann's abwarte." Und sie streifte ein Paar neuer weißer Ballhandschuhe an. Sie hatte ein mattlila Tuchkleid an mit rosenbestickter, prallsitzender Taille, einer kleinen Schleppe, welche innen mit weißen Spitzen und weißen Taftrüschen ausgeschlagen ist, so daß man sie über den Arm legen kann, wovon Frau Blinzler reichlich Gebrauch macht, einen fliederfarbenen Chiffonhut und einem mauveseidenen Schirm. Ihre üppige Schönheit, gehoben von Farben und Eleganz, bewirkte, daß ich mich in meinem verblaßten Organdykleid neben ihr ganz erdrückt fühlte. Es gab auch ein gewisses Aufsehen, als der Wagen fünf Uhr vor dem Hotel am Rhein hielt, von dessen überschatteter Terrasse Johanna Wolf herabsah und uns dann laut zurief: „Endlich! Wir haben schon angefangen! — Ihr kriegt nichts mehr! Alles schon aufgefuttert!"

Wir gingen durch den sonnigen Garten, stiegen die eiserne Treppe hinauf zu der fast überfüllten Terrasse, steuerten an den Tischen entlang bis zu der Ecke, wo die übrige Gesellschaft beim Kaffee saß. Es waren dieselben wie gestern, nur saß neben Frau Mohr eine sehr alte, unehrwürdig aussehende rothaarige Dame in weißem Jackenkleid, welche uns die „Baronin" als „Meine Mamma" vorstellte. Das Aufstehen, Stuhlrücken und Begrüßen veranlaßte die kleine Gruppe am Nebentisch, zwei alte Herren und eine ältere Dame, mit denen ich Rücken an Rücken zu sitzen kam, zu unwilligen Bemerkungen. „Man versteht sein eignes Wort nicht mehr." „Verzeihung, Edith, aber der Platz war schon belegt, als wir kamen ... Sobald es kühler wird, brechen wir dann auf."

Ich war neben Herrn Referendar Mohr gekommen, an der andern Seite saß Johanna; diese beiden setzten nun ihre Unterhaltung über mich hinweg fort, von der die Nachbarn jedes Wort vernehmen mußten. Ich hatte in dem alten Herrn Onkel Bernhard erkannt.

„Wenn Sie die Duncan überhaupt noch nicht verstehe," rief Johanna, „dann könne Sie mir gestohle bleibe mit Ihrer akademische Bildung. — Wenn ich in Berlin wär, würd ich direkt Stund von ihr nehme —!"

„Und ich bleibe dabei, die Duncan hat Plattfüße," sagte der Referendar. „Wenn sie ihre drei Posen gemacht hat, weiß sie nix Neues mehr. Und was soll das denn heißen, ‚sie tanzt Chopin'? Chopin will ich hören. Wenn der d'Albert mir 'n Walzer von Chopin spielt, kann ich mir was denken. Aber wenn eine sich in einem griechischen Gewand da hinstellt und mir barfuß mit ihren paar Gliederverrenkungen beweisen will: sie tanzt Chopin, weil zufällig ein Chopinscher Walzer dazu gespielt wird, ist das eine Arroganz, über die jeder gebildete Mensch lacht!"

„Ach Gott! Was verstehe dann Sie von antike Tänz?" ereiferte sich Johanna. „Jetzt lernt man ja überhaupt bloß hopse, und so vornehm danze wie die Antike kann heute ja kei Mensch mehr —"

„Vornehm?" sagte Referendar Mohr und sah sich im Kreise um, wobei er die alten Herren am Nebentisch ins Auge faßte. „Was heißt überhaupt heutzutage vornehm? Wer einen Titel hat oder einen schönen Namen, gilt als vornehm. Na, den Titel kann ich mir erstitzen, das Geld kann ich mir erwerben, und wer Geld hat, hat bald den Orden und den schönen Namen dazu. Gehn Sie in den Tattersall in Frankfurt oder zu Dressel in Berlin und sehn Sie, wer da am besten bedient wird, sehn Sie sich an, wer sich die schönsten Häuser und das eleganteste Fuhrwerk leisten kann! Halten Sie die Leute nicht für vornehm?" Er lehnte sich in seinen Stuhl zurück und steckte die rechte Hand lässig in die Hosentasche. Die Damen waren auf seine absichtlich laut gesprochenen Worte aufmerksam geworden, sie brachen das Gespräch ab und horchten nach uns herunter.

„Was habe die denn miteinander?" fragte Frau Wolf und stieß mich an.

„Ach, der Herr Referendar ist wieder so ironisch," rief Johanna über den Tisch. Frau Blinzler wiederholte es der runzligen rothaarigen Dame, welche etwas taub war.

Digitized by Google

„Das ist recht," sagte diese mit krähender Stimme. „Immer lustig! Jugend hat keine Tugend!"

Die „Baronin" saß zwischen Herrn Schwenker und einem mit tadelloser Eleganz gekleideten, etwa zwanzigjährigen jungen Mann, einem Italiener, welcher ein ernstes, regelmäßig geschnittenes, sehr blasses Gesicht und eine blaßlila Krawatte hatte und in der „Kosmopolis" wohnte. Sie trug heute eine malvenfarbene Robe und einen Biedermeierhut.

Der Referendar wendete sich jetzt zum erstenmal auch an mich. „Ich habe Ihren Namen gestern überhört, Fräulein," sagte er. „Sie sind bei der Frau Blinzler in Stellung?"

Es war mir, als ob der alte Herr neben mir aufhorchte, und ich vermochte den Namen nicht über die Lippen zu bringen, aber Johanna kam mir zur Hilfe. „Fräulein von Osten, Baronesse, bitte!" rief sie und sah dem einen Herrn, der sich nach mir umdrehte, herausfordernd ins Gesicht.

Der alte Herr neigte sich — ich sah es — zu der Dame herüber, die mich unter ihrem aufgespannten Schirm schon einige Zeit betrachtet hatte.

„Ach so!" rief der Referendar. „Dann hab' ich Sie wohl vorhin unwissentlich beleidigt! Aber tatsächlich, ich achte niemals bei der Vorstellung auf die Namen. Offen gestanden, Namen — Gott, wer behält die vielen? Wir Juristen haben so viel Namen zu hören, man hört schon gar nicht mehr darauf. Was bedeutet heutzutage ein Name? Für mich sind Namen Nummern, daß man die Leut' voneinander unterscheiden kann —"

„Das muß sie sein —" sagte der Herr am Nebentisch.

„Gar kein Zweifel mehr —" erwiderte die Dame.

„Sehen Sie," fuhr Herr Mohr fort, „wir haben Coupés erster Klasse in den Zügen. Zweck hat's meines Erachtens keinen, denn die Bahn verdient mit der zweiten Klasse mehr, weil in der ersten nur vier, in der zweiten aber sechs Personen sitzen dürfen! Das ist statistisch nachgewiesen. Weshalb wird also die erste Klasse benutzt? Und von wem wird sie benutzt? Von den sogenannten vornehmen Leuten. Weshalb? Nun, sie wollen allein sein, sie wollen ‚unter sich' sein. Mit andern Worten, um sich ‚unter sich' zu langweilen. Haben Sie gelesen, wie der Kammerherr neulich in der ersten Klasse überfallen und beraubt worden ist? Na, sehen Sie! In der zweiten Klasse wär's ihm nicht passiert."

Hier wurde er aufmerksam auf das Stuhlrücken am Nebentisch. Die beiden alten Herren und die Dame brachen auf. „Es ist mir wirklich nicht mehr möglich —" verstand ich. Sie gingen an uns vorüber, und noch einmal traf mich der fragende Blick Onkel Bernhards. Aber ich wandte den Kopf zur Seite.

Es war ein heißer Tag gewesen, die Sonne hatte auf der Terrassenmarkise geglüht, jetzt erhob sich ein leichter Wind. Ueber die luftige, freigelegene Terrasse ging ein Aufatmen. Schiffe kamen vorüber, sie waren dichtbesetzt mit fröhlichen Menschen. So oft sie vorüberglitten, erhob sich drüben ein Winken mit den Taschentüchern, das von allen Tischen aus erwidert wurde. Die Schiffe legten dicht am Fuß der Terrasse an, Menschen kamen und gingen. Immer neue Scharen brachte die Dampfbahn aus der Stadt herüber, die Terrasse wurde nicht leer. Je näher der Abend kam, desto schöner wurde es hier oben. In der Ferne schimmerten die sonnenbeglänzten Türme und Dächer von Mainz, und stolz hoben sich die schlanken Bogen der Mainzer Brücke vom Himmel ab. Kleine Nachen durchquerten das Wasser. Die Menschen sangen. Ihre Lieder klangen über den Rhein zu uns herauf. Man hatte Erdbeerbowle gebracht. Die Stimmung hob sich, die Stimmen vereinigten sich zu einem laut und lauter werdenden Gewirr, das von der scharfen, krähenden Stimme der alten Dame im weißen Kleid übertönt wurde.

*

Für die Rückfahrt hatte Frau Blinzler der „Baronin" und ihrer „Mamma" den Wagen angeboten, ich solle mit der Dampfbahn heimfahren, sagte sie. Darüber ärgerten sich Wolfs.

„Was sie jetzt auf einmal für e dick Freundschaft mit der Schwertlilie hat," sagte Johanna, die neben mir in der Bahn saß und dem davonrollenden Wagen neidvoll nachschaute. „Mit einer, wo in der ‚Kosmopolis' wohnt, brauch m'r wahrhaftig nit zu renommiere! Weil sie Haushälterin war bei dem alt Ysenburg un ihn gepflegt hat, hat der sich mit ihr traue lasse, ein Monat, eh er gestorbe is. Davon is sie jetzt ‚Baronin'. Das imponiert mir gar nit. Der war ja schon siebzig Jahr alt un nit mehr recht im Kopf. Am Sonntag sin wir bei ihr zur ‚garden party' eingelade, da bin ich emal neugierig, wen sie sich alles zusammegetrommelt hat. Hast du gehört, wie die Alte gekräht hat?" Johanna wollte sich totlachen. „Die sieht ihrer ‚Tochter' grad so ähnlich wie du der Blinzler!"

Mir ist es zumut, als müßte ich meine Hände waschen — ein Bad nehmen — oder etwas trinken, was mich betäubt! Ich möchte nicht mehr zu denken brauchen! Nicht mehr weiter leben in dieser Luft. Und dennoch: Wie ist diese Stadt schön, wie sonnig und reich, von Wäldern umkränzt, am Rhein gelegen, den ich liebe! Und ich starre mit brennenden Augen zur goldenen Kuppel der weißen griechischen Kapelle hinüber, die in der Abendsonne aus den Bäumen des Nerobergs herableuchtet über die Dächer von Byzanz.

*

Ich fand zu Hause einen Brief von Tante Klothilde. Sie hat in Rom mit Frau von Planitz

Digitized by Google

in einer Pension zusammengelebt und bittet mich, diese von ihr zu grüßen, wenn ich sie zufällig in Wiesbaden sehen sollte. Sie sei vorige Woche in ihr Haus zurückgekehrt.

Frau Blinzler war es recht, daß ich an diesem Nachmittag in das Nerotal ging. Sie war zu einem Five-o'clock-Tea im Garten der „Kosmopolis" eingeladen, und für mich war es eine Erleichterung, von dieser „garden party" befreit zu sein. Ich machte mich — mit klopfendem Herzen — auf den Weg zu der alten Dame, heimlich betend, sie zu treffen, und dankbar — dankbar Tante Klothilde, die mir unwissentlich diesen Weg geebnet hatte.

Die Franz-Abt-Straße, wo Frau von Planitz wohnt, lag still und schattig. Auf dem zweiten Balkon der Villa unter rotweißer Markise ein leerer Rollstuhl und ein vergoldeter Vogelkäfig mit einem grünen Papagei. Sonst zeigte sich das vornehme helle Haus mit herabgelassenen grünen Markisen leblos. Ich trat in den ruhigen Garten ein und gelangte in einen kühlen Vorflur. Nachdem ich den Messingklopfer in Bewegung gesetzt hatte, erschien ein junger hübscher Diener, der wortlos meine Karte nahm und damit nach oben ging. Er kam nach kurzer Zeit zurück und bat mich, ihm zu folgen. Wir stiegen die teppichbelegte breite Marmortreppe hinauf nach dem zweiten Stock. Der Diener öffnete eine weiße Flügeltüre, und ich befand mich in einem hellen Saal, dessen Balkontüre offen stand. Ohne mich zu rühren, stand ich da. Jede Sekunde erwartete ich, daß sich die verschlossene Türe zu meiner Linken öffnete und — ich Frau von Planitz gegenüberstand. „Gott sei Dank!" sagte plötzlich jemand hinter mir. Ich wandte mich um. Es war niemand im Zimmer, auch im Hause blieb alles ruhig. Nur der Papagei betrachtete mich neugierig durch das vergoldete Gitter seines Käfigs. Als mein starkes Herzklopfen nachgelassen hatte, trat ich an die Balkontüre. Vor mir breitete sich das Nerotal aus mit seinen Anlagen und Gärten, aus denen helle Villen herausragten, der sonnige Glanz eines warmen Sommernachmittags lag über dem Tal. Hier oben war alles Festtag und Friede. Stille auf den Straßen, in den Gärten zwitscherten die Vögel. Wie schön, hier oben zu sitzen und hinunterzuschauen. In dem Zimmer standen alte Empiresessel mit weißen Beinen und gelben Damastsitzen, die Wände trugen alte Oelgemälde, über dem steifbeinigen Sofa hing ein Pastellbild: Guidos Großvater in der Uniform des zweiten Garderegiments.

Während ich noch vor dem Bilde stand, hörte ich hinter mir eine Türe gehen, und mich rasch umwendend, sah ich eine schlanke große Schwester in der Tracht des Roten Kreuzes auf mich zukommen. „Fräulein von Osten?" sagte sie, indem sie mich mit kühlem Blick musterte. „Frau von Planitz läßt Sie bitten. Ich bin ihre Pflegerin, Gräfin von der Leyen." Sie neigte kurz das schmale Haupt, und indem sie die Türe zum Nebenraum öffnete, sagte sie: „Und nicht wahr, Sie denken daran, Frau von Planitz bedarf der Schonung, keine aufregenden Gespräche und — vor allem — nicht zu lange. Sie ist eine Kranke." Und wieder der prüfende Blick, der mir jedes weitere Wort abschnitt.

Ich folgte ihr durch ein helles Zimmer in ein verdunkeltes, wo ich zuerst nichts sah, dann allmählich eine alte kleine Dame, die zusammengesunken in einem tiefen Lehnstuhl saß, der an das offene Fenster geschoben war, erkannte.

„Sie bringen mir Grüße aus Rom," sagte Frau von Planitz, als ich neben ihr Platz genommen hatte. Die Schwester hatte sich mit einer Näharbeit an das andre Fenster gesetzt.

„Ich habe keine rechte Erinnerung mehr an die Dame. Exzellenz Werdern, sagen Sie. Johanne, weißt du, wer das war?"

„Es war die Dame, die an der Tafel neben dir saß. Sie trug ein lila Kleid und sprach scharf ostpreußisch," antwortete diese ruhig und nähte, ohne aufzusehen, weiter.

„Ein lila Kleid . . ." wiederholte Frau von Planitz nachdenklich mit zitternder Stimme und betrachtete mich.

„Wir sind einmal im Regen mit ihr ins Theater gefahren, Tante!"

„Ach, das kann sein . . . Und Sie wohnen nun in Wiesbaden, Fräulein von — ich verstand nicht recht."

„von Osten."

„Ja so. Sie wohnen mit Ihrer Familie hier?"

„Nein, gnädige Frau, ich bin in Stellung."

„O! Das ist . . ." Sie suchte nach Worten und sah dabei nach Johanne hinüber. „Auch Krankenpflegerin?"

„Nein. Gesellschafterin bei einer alleinstehenden Dame." Und ich wurde rot bei diesen Worten. „Meine Eltern sind tot. Ich habe nur noch eine Schwester, die Erzieherin bei Gräfin Keyserling in Pommern ist."

„O — sehr bedauernswert," sagte Frau von Planitz wieder mit einem hilfesuchenden Blick nach Johanne.

Um dem Gespräch eine andre Wendung zu geben, begann ich — stockend und unsicher — als ob es ein Unrecht wäre — von Guido zu sprechen. Wenn sie mich doch einen Augenblick alleine gelassen hätte, diese überlegene, kühle, so sichere Johanne, ein paar Minuten nur, um mir Zeit zu lassen, mein klopfendes Herz zu beruhigen! Es hätte alles nicht so unsicher — so unzusammenhängend geklungen, was ich sagte. Aber ihr fester Blick aus dem Hinterhalt bewachte mich, und ich war gebannt — gelähmt und ungeschickt.

Digitized by Google

Ich sprach hastig . . . verwirrt — und viel zu viel . . .

„Guido? sagen Sie.“ Frau von Planitz nickte, als ich geendet hatte. „Ein guter Junge. Er war neulich bei uns. Nicht wahr, Johanne? Will er nicht nach China gehen?“

„Nach Afrika, liebe Tante.“

„Ja so. Ich verwechsle das immer. Zu meiner Zeit ging man noch nicht nach drüben. Jetzt wollen sie alle fort. Es ist für Guido vielleicht das Beste . . .“

„Sicher,“ wandte Johanne ein. „Die Aussichten sind schlecht bei uns. Meine Brüder sind beide in China. Der älteste geht jetzt wieder nach Ostafrika. Ich kann das verstehen. Wenn Tante mich nicht brauchte, wäre ich schon längst drüben —“

„Aber Johanne!“ rief die alte Dame erschreckt, mit dem Versuch, sich umzuwenden. „Du darfst mich nie verlassen, solange ich noch da bin!“

„Sei ruhig, Tante. Du hast ja mein Wort, daß ich bleibe.“

Es war Zufall, daß unsre Blicke sich in diesem Moment trafen. Aber ich wußte genug. Ein andres Bild tat sich vor meinen Augen auf als das, was ich bisher gesehen. Ich erhob mich. Es hielt mich niemand zurück. Als ich mich über die schmale, welke, vornehme Greisenhand beugte, sah ich auf dem Lesepult des Sessels ein Buch: „Die Heilkraft des Gebets“.

Johanne begleitete mich hinaus. Ich hatte das Verlangen, mich ihr gegenüber zu rechtfertigen, ihr näherzukommen — ich vermochte es doch, ihr ein paar warme Worte zu sagen. Wie herrlich dieser Blick vom Balkon sei — und daß ich hoffte, Frau von Planitz vielleicht — noch einmal zu sehen. Dabei hielt mich ihr Blick immerzu fest.

„Wir wohnen gerne hier,“ sagte Johanne zurückhaltend, die Hand auf der Klinke.

„Und Frau von Planitz wird auch im Winter hier bleiben?“ fügte ich hinzu.

„Ich denke so.“ Und der Papagei fing an zu schreien: „Gott sei Dank! Gott sei Dank!“ Er übertönte unsre Abschiedsworte, und sein Kreischen schallte hinter mir her, als der Diener mir die Treppe hinunter folgte. Die Türe schloß sich lautlos hinter mir. „Gott sei Dank!“

Ich stand draußen im Garten.

*

Noch lag die Sonne auf der ruhigen Franz-Abt-Straße. Aus den Gärten drangen zwitschernde Vogellaute, und ich ging den Weg, den ich mit froher Hoffnung gegangen war, still zurück. Ein Spieler, der den Einsatz verspielt hat.

In den Anlagen stand, von Rosenbüschen umgrenzt, eine versteckte Bank. Dort setzte ich mich. Um mich her war Ruhe und Frieden. Die scheidende Sonne brannte nicht mehr. Sie verglühte langsam und entwich. Ein leiser Wind erhob sich und trug den Blütenduft der weißen Rosen zu mir herüber, und ein mitleidiger Baum schüttelte mir ein paar verwehte Blüten in den Schoß. In der Ferne lachten Kinder . . .

Guido — weshalb hattest du mir nichts gesagt? Hast du nicht dasselbe gesehen wie ich? Oder nichts sehen wollen? Mir verbergen wollen? Wozu? Wozu halten wir denn einander hin mit Hoffnungen . . wenn dort droben alles den Weg geht, welchen die andre bestimmt, die mit den klugen eiskalten Augen . . .

„Die Heilkraft des Gebets.“ Ja, wer noch so beten kann, daß Wünsche erhört werden!

*

„Na, Sie hawe awer nit lang ausgehalte!“ empfing mich Frau Blinzler, die ich an der Gartentüre traf. Auch sie war eben von der „garden party“ zurückgekommen. „Ich hab gemeint, Sie bliebe zum Nachtesse drowe! Awer Ihr Bekannte halte wohl nix von Einladunge! Ich geh' heut abend mit der Baronin in de Wagnerabend im Kurgarte. Sie könne diesmal daheim bleiwe un Strümpf stopfe. Ich eß im Kurgarte zu Nacht.“

An solchen Abenden bleibt es mir überlassen, für meine Abendmahlzeit zu sorgen, aber da nie etwas da ist und die Speisekammer abgeschlossen, begnüge ich mich mit einem trockenen Brötchen. Ich schrieb an Guido einen langen ernsten Brief, den ich selbst zur Post trug, und erwartete Frau Blinzler bei der kleinen Lampe und dem großen Korb seidener durchlöcherter Strümpfe. Der Augenarzt hat mir verboten, zu nähen oder bei Licht zu lesen. Ich fühle auch, daß meine Sehschärfe nachgelassen hat, meine Augen brennen . . . ich vermag des Abends nur schwer zu sehen.

In letzter Zeit geht mir das Haar aus. Ich müßte etwas dafür tun. Ich hatte auch schon den Arzt fragen wollen wegen der reißenden Schmerzen in der Schulter und dem rechten Arm. Es ist Rheumatismus, den ich mir in dem feuchten Haus von Brucks geholt habe, wo das Regenwasser die Decke herabsickerte und mein Haar des Morgens durchfeuchtet war . . . Aber ich wage nicht mehr zu fragen, denn die Hilfe und die Mittel kosten alle Geld — Geld, Geld.

Ich habe an solchen Abenden schon oft den Entschluß gefaßt, aus dem Hause wegzugehen. Aber dann steht mir der Wechsel des Hauses und der Atmosphäre wieder bevor mit seinen Unruhen und der Angst: wo kommst du hin? Ich fühle mich so müde in dieser weichen Luft, die Nahrung gibt keine Kraft, ich bin elend, wenn ich mich des Morgens erhebe, und erschöpft, wenn der Abend gekommen ist. Es ist ein Vegetieren bloß, aber ich habe keinen Willen und — keinen Mut mehr. „Was will dann ains e Stell suche, wo nit emahl e Zeugnis hat!“ sagte Frau Blinzler neulich. „Ich wollt doch die Dam sehe, wo sich e

Digitized by Google

Gesellschafterin miet un verlangt kei Beweise, wie sie in de andre Stellunge gewese is. Ich hab Sie engagiert — awer wer weiß, ob Sie noch emahl an eine komme, wo so gutmütig is." Soll ich diesen Zeugnissen ein drittes, schlechtes anreihen. Es ist mir, als ob von Frau Blinzlers Wohlwollen meine Zukunft abhinge, und ich verwerfe alle Pläne und Entschlüsse, ich verberge mich selber vor mir, und — ich bleibe.

*

Weihnachten in Wiesbaden. Wir waren zur Bescherung und zum Tee bei Fräulein Flackus eingeladen; besondere Vorbereitungen wurden daher im Hause nicht getroffen. Am Weihnachtsnachmittag gegen sechs Uhr schellte mir Frau Blinzler und übergab mir ihre Geschenke. Ein Karton mit drei Flaschen Ylang-Ylang, dickes feuerrotes Briefpapier, ein zierlicher Hermelinmuff mit einer Teerose und das Buch von Professor Semmler. Ich hatte ihr ein Toilettenkissen gearbeitet.

Bei Fräulein Flackus waren noch Wolfs und eine Witwe Stöhr. (Sie hat früher das Hotel Stöhr am Bahnhof gehabt, sagt Johanna.) Es war sehr eng bei Fräulein Flackus, und die Stube war mit dem ausgezogenen weißgedeckten Tisch allein fast ausgefüllt. In der Mitte brannte ein lichtergeschmücktes Bäumchen, und darunter lagen die Geschenke aufgebaut, von Nichten und Neffen ihrer Tante gestiftet, die wir bewunderten.

Gestickte Staubtuchkörbchen, gebrannte Türschilder:

Nord, Süd, Ost, West,	Eigner Herd
Daheim das Best'.	Goldes wert

— was einer einzelnen Dame wie Fräulein Flackus wenig Trost bieten konnte —, weiße Deckchen mit Heckenrosen, grüne Deckchen mit Malvenblüten, seidene bemalte Deckchen, samtene gebrannte Deckchen.

Ich glaube, trotzdem Fräulein Flackus mit lauter Stimme ihr Entzücken über die Geschenke schilderte, es waren selbst ihr zu viele Deckchen. Während wir uns nun zum Tee setzten, legte Frau Blinzler Fräulein Flackus ihr Geschenk auf das Gedeck: ein Juchtenetui, das mit allgemeinem Respekt geöffnet wurde. Dann entstand eine kleine Stille. Fräulein Flackus besah sich die funkelnde Brosche verdutzt. Johanna befühlte die Steine, Frau Wolf suchte ihren Kneifer, Witwe Stöhr sah zu und schwieg. Es war peinlich. Die Brosche aus buntem „Rheinkiesel" hatte eine bekannte Form. Ich hatte sie in den Kolonnaden oft gesehen und in dem Drei-Mark-Basar in der Webergasse. Das Etui war von einem großen Frankfurter Juwelier. Es wäre nicht so peinlich gewesen, wenn Frau Blinzler sich nicht veranlaßt gefühlt hätte, die Herkunft der Brosche zu erklären:

„Wie ich mei Weihnachtseinkäuf in Frankfurt gemacht hab, seh ich da beim Marx das Bröschche. Ich 's sehe un 's nehme, war eins! Fräulein von Osten war ja dabei."

Als mich die spöttischen Blicke der andern trafen, bin ich langsam dunkelrot geworden. Frau Blinzler nahm nun, ohne sich beirren zu lassen, das weißlederne Anhängetäschchen von Fräulein Flackus als Weihnachtsgabe entgegen, und Fräulein Flackus bedankte sich geradezu krampfhaft, wie sie sich auch über die Deckchen gefreut hatte.

„Ich hab gar nit gewußt, daß der Marx auch so Sache hat," sagte die Witwe Stöhr und besah sich die Brosche, die an sie gelangt war, ohne sie zu berühren. Johanna sah mich an, ihre Augen funkelten. Ihr hatte Frau Blinzler nichts mitgebracht. Daher steckte Frau Wolf auch die Eisdeckchen wieder ein, die sie für diesen Fall mitgenommen hatte. Johanna zeigte sie mir im Alkoven, als sie den Teetisch abräumten. Es waren sechs Eisdeckchen aus weißer Seide, die mit Rokokodamen bemalt waren. Sie sahen schon etwas mitgenommen aus. Es war eine „Gelegenheit" gewesen. Im Restegeschäft, vor Weihnachten, gab es immer Partiewaren. Da hatte Fräulein Flackus auch das weiße Ledertäschchen her. Sie hatte den Preis ausradiert und drei Mark drangeschrieben. Johanna sagte, ich könne es Frau Blinzler ruhig sagen, es läge ihr jetzt nichts mehr an ihr. Sie hätten schon lange genug von Frau Blinzler. Sie sei schmutzig geizig.

Das hinderte Wolfs jedoch nicht, eine Einladung anzunehmen, mit der Frau Blinzler jetzt herausrückte, vielleicht weil ihr die Drei-Mark-Brosche doch Reuegedanken verursachte — oder um die kluge Witwe Stöhr mit dem glatten falschen nußbraunen Scheitel zu ärgern: zur Silvesterfeier im „Carlton".

Fräulein Flackus' verzogene Miene änderte sich sofort, ebenso wurde Johanna gleich wieder vergnügt, und Frau Wolf sagte: „Die Frau Blinzler hat heit mal die Spendierhos ahn. Alle Achtung! Im ‚Carlton' kost allein das Gedeck vier Mark."

„Ohne Wain," fügte Fräulein Flackus aufgeregt hinzu. „Jesses, hab ich dann da e Toilett?" Und sie begann in größter Erregung Punsch in die Gläser zu füllen und siedendes Wasser nachzugießen.

„Was zieht m'r dann da ahn!?"

„Ich komme in meinen schwarze Chiffonklaid vom Wemmer," sagte Frau Wolf.

„Sie hawe gut rede!" rief Fräulein Flackus. „Awer ich! Awer ich! Wann m'r nit beim Wemmer arweite lasse kann, nit wahr, Frau Stöhr, da is m'r üwel drahn, wann m'r mit so elegante Modedame zusamme e Fest im ‚Carlton' mitmache soll, wo se all ausgeschnitte hingehn und alles voll Brillante hawe."

Digitized by Google

Wiener Luft

Nach einem Gemälde von Ludwig Koch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY

Digitized by Google

„Es gibt Leut, die auch beim Wemmer arweite lasse könnte, wann se wollte," sagte Witwe Stöhr und nahm ihr Glas Punsch entgegen. „Die sich awer von ihrem Geld Aktie kaufe anstatt Brillante und Chiffonklaider."

„Es geht nir iwer de Wemmer," sagte Frau Wolf zu Frau Blinzler.

„Ich laß nir auf mei Frankfurter Schneider komme," sagte Frau Blinzler.

„Un mir geht nir iwer Solidität!" betonte Witwe Stöhr, ohne sich aus der Fassung bringen zu lassen. Fräulein Flackus suchte den Frieden durch erneutes Anbieten der frischen Weihnachtsbäckereien wiederherzustellen.

„Alles selbstgebacke, Frau Stöhr! Das Rezept von de Schoklamuschele is ja von Ihne, nehme Sie, Frau Blinzler, 's is nur einmal im Jahr Weihnachte. So, Johanna," sie lud Johannas Teller voll. „Zugelangt! Genötigt wird nicht! So gut wie der Lehmann kann die ‚Flackuse' de Lebkuche aa noch backe!" Zuletzt kam auch der Teller flüchtig an mich. Ich dankte.

„Sie hawe ja kei Salz an de Butterbrezele, Fräulein Flackus."

„Nee, Frau Stöhr, ich esse se liewer so."

„Salz gehört in die richtige Butterbrezele. Da schmecke se herzlicher."

Die Damen erklärten alle einstimmig und ablehnend: Salz in Backwerk zu tun, sei nicht mehr Mode. Es sei ordinär, und sie verstünden alle etwas von der feinen Küche.

„Mei Gäst hat awer grad die bürgerliche Küch, wo ich geführt hab, so geschmeckt!" sagte die Witwe Stöhr und trank ihr Glas in einem Zuge leer. „Der ‚Carlton' hat drei Köch und siewe Küchejunge und führt die ‚fein' Küch. M'r wolln mal sehe, wer am Schluß 's bescht Geschäft gemacht hat, der ‚Carlton' oder die ‚Stöhr'!"

Von da ab hielten sich die Damen zurück von der Witwe Stöhr. Selbst die Gastgeberin ließ ihre Indignation durch kühles Verhalten erkennen. Da ich auf der einen Seite Johanna hatte, die sich eifrig in die Toilettenbesprechung für den Silvesterabend mischte, auf der andern aber Witwe Stöhr, so blieb mir diese Nachbarin von nun ab überlassen.

„Sin Sie schon lang bei der Blinzler? Schon bald e Jahr? Wie die Zeit vergeht! Das letscht Mal, wo ich se bei der Flackus getroffe hab, hat se noch die ander gehabt. So e mager ohrscheerig Mädche. Das hat nit lang ausgehalte. Die vegedabilische Kost is ihr nit gut bekomme. Das wär nir for mich. Ich muß morgens mei gutten Kaffee hawe un mittags mei gutt Stück Fleisch. Mit dem suddelige Teegelaber kriecht m'r ja nir in de Mage. Sie sehe auch nit mehr so gesund aus wie im Anfang. Ich kenn Sie ja! O je! Hier kennt sich e jedes. M'r wird doch wisse, wer bei der Blinzler jede Dag im Wage sitzt."

Es war unmöglich, daß jemand außer mir Frau Stöhr verstand, denn die übrigen Damen redeten mit roten Köpfen alle zu gleicher Zeit aufeinander ein, aber ich bemerkte doch, daß Frau Blinzler aufmerksam zu mir herunterblickte. Möglich, daß sie die Stichworte gehört hatte. Sie bleibt selbst bei dem Thema „Toilette" nüchtern. Ich beschränkte meine knappen Antworten auf das Aeußerste, obwohl ich nichts gegen Frau Stöhr hatte, die den Mut besaß, ihre Meinung zu bekennen. Ich habe früher nie geglaubt, daß dies etwas Bewundernswertes ist, sondern es für eines jeden Menschen selbstverständliche Pflicht gehalten. Nun kommt es mir vor, als ob Wahrheitsliebe und Ehrlichkeit eckige Kanten seien, die man, um besser rollen zu können, beseitigen müsse, oder das Leben schleift die Kanten ab, bei dem einen langsam, bei dem andern rascher. Es gibt aber auch wohl Menschen, die glatt zur Welt kommen. Doch beneide ich sie nicht darum.

Das überheizte Zimmer, der Tee, der Punsch, das Toilettengespräch hatte ihnen allen heiße Köpfe gemacht, ich rang zuletzt nur mehr nach frischer Luft. Maiglöckchen, Punschessenz, Räucherkerzchen auf dem Ofen, Wachslichter, Lebkuchen, Johannas Moschusduft, Heringsalat —

Ich dankte Gott, als wir um zwölf Uhr aufbrachen.

Das war Weihnachten in Wiesbaden. Wo wird es nächstes Jahr sein?

*

Von Marie gestickte Taschentücher, feingestrickte Strümpfe, einen Nähkasten mit allem Zubehör bis auf die gute Schere, weißes Papier mit Wappen, und Stollen, Apfelsinen und in einem Kuvert ein großer Brief und ein kleines Goldstück. Ich habe geweint, als ich es fand. Wie alles liebevoll gepackt war, jedes Stück in feinem, reinem Seidenpapier, mit frischem rosa Bändchen umbunden, obenauf frische Weihnachtszweige aus dem gräflichen Park. Das war doch noch ein Hauch von Liebe, ein Duft nach Weihnachten!

Guido schickt einen Korb mit frischen roten und weißen Rosen und einen Brief, der mir über diese Weihnachtstage hinweghalf. Frau von Planitz hat einen zweiten Schlaganfall gehabt. Man hat ihm die Mitteilung gemacht, ohne ihn herzurufen. Es soll mit ihr zu Ende gehen. Ist es Sünde, daß junge Menschen ihr Glück auf den Tod der andern bauen?

Ich habe gebetet, gebetet in dieser Nacht, als ich nicht schlafen konnte vor Hoffnungen und Wünschen ... Wenn Gott Gebete erhört, die aus der Verzweiflung zu ihm aufsteigen, dann hat er meines erhört.

*

Frau Blinzler möchte gern wissen, wer mir die Rosen geschickt hat.

Digitized by Google

„E Freund von der Familie? Ich denk, Sie habe kei Familie mehr! Ihr Schwester hat doch nit 's Geld zu so 'me Rosekorb. Der kost doch sei zwanzig Mark wie nix." Ich schweige.

In den Augen von Wolfs bin ich gestiegen. Sie sind nicht mehr ganz so sicher mir gegenüber. Ein armes Mädchen, das niemand hat, ist ihnen so viel wert wie eine Dienstmagd, die man jeden Tag aus dem Haus schicken kann. Vielleicht irren sie sich doch? Johanna beschäftigt sich seitdem lebhaft mit der Frage, ob ich „einen hätte"?

*

Silvester im glänzend erleuchteten „Carlton". Gedämpfte Zigeunermusik, Lichterglanz, Spiegelschimmer, Aufblitzen brillantgeschmückter Nacken, der Juwelen in den Haaren, gefüllte Sektkelche. — Mitternacht. — Johanna war schon etwas müde und hatte glänzende Augen und rote Wangen von dem Lachen, Konfettiwerfen und dem Lärmen: „Sag mir's doch! Du hast einen! Ist's der Große mit den treue blaue Auge in der Ulaneuniform? Oder der kleine Husar? Der war schneidig! Der hat mir noch besser gefalle wie der Große. Der war mir zu steif und zu ernst. Ich bin nit fürs Ernste. Die Husare sind überhaupt viel feiner wie die Ulane! Einer von dene hat dir die Rose geschickt. Du, weißt du, dann mach emal, daß du ihn widderziehst. Weshalb dann nit? Bei Lehmanns in der Konditorei könnt ihr euch ja treffe. Oder im Café Orient. Da ist im Winter kei Mensch. Am beste vormittags. Ich halt dann Wach am Nebetisch, daß niemand euch sieht! Oder bestell mir den Husare! Ach, ich möcht für mei Lebe gern emal mit 'm Offizier danze oder e Rendezvous habe. Die sin so feurig!"

Johanna war nicht zu bewegen, sich von dem hellblauseidenen Sofa im Damenzimmer zu erheben, wohin ich mich mit ihr zurückziehen mußte, da sie zu viel Sekt getrunken hatte.

„Die Mamma sagt, ich dürft auf die Redout nach Mainz. Da ist's fein. Da trifft m'r immer Offiziere! Soll ich dir emal erzähle, was die Tilli mir erzählt hat? O je — laß mich doch los! Ich will hier bleibe — ich hab so Schlaf. Es is mir auch nit gut. Ich hab etwas im Mage, so was Komisches — ach, Anne — ich — ich glaube jetzt —"

Hier wurde es Johanna schlecht. Der Silvesterabend endete trübe. Frau Wolf war böse und weigerte sich dem Oberkellner gegenüber, das blaue Sofa neu überziehen zu lassen. Es gab eine Szene im Vorzimmer. —

Frau Blinzler benutzte die Neugierde der herbeiströmenden Kellner, um mit mir durch die Herrengarderobe zu entweichen.

„Mehr als fünfzig Mark hat mich der Abend gekost. Da werd ich auch noch e Trinkgeld gewe," sagte sie.

*

Sie ist die letzte Woche einmal wieder nicht in guter Stimmung, denn sie erwartet seit Weihnachten einen Brief. Da Anna damit beauftragt ist, den Briefkasten zu öffnen, so habe ich keinen Ueberblick über ihre Korrespondenz, aber ich merke stets an ihrer Laune, ob „der Brief" ausgeblieben oder ob er gekommen ist.

Ist ein Brief für mich eingetroffen, so erfahre ich das erst, wenn ich mit meiner Morgenarbeit fertig bin, und dieser Brief wird mir dann überreicht mit einem gleichzeitigen neuen Auftrag, der mich abhält, den Brief zu lesen. Frau Blinzler sieht es nicht gerne, wenn andre Briefe bekommen.

Neuerdings ist eingeführt, daß ich ihr morgens um neun die Schokolade ans Bett bringe, weil Anna sich geweigert hat, das Frühstück hereinzutragen. Ich beginne dann gleich mit Körpermassage, die für mich anstrengend ist. Nach diesen Stunden bin ich matt und habe stets ein starkes Gefühl des Unbehagens. Aber wer fragt danach! Frau Blinzler jedenfalls nicht. Vielleicht macht es auch die Luft in dem durchwärmten Schlafzimmer, wo das Badewasser noch steht mit den stark duftenden Essenzen, eine schwüle, betäubende Luft von Salben, Pasten, parfümiertem Puder und Wassern. Der seidene Betthimmel, die Samtportieren, die Sessel und Sofas, der Teppich allein wirken schon atemraubend.

Heute schellte sie mir und befahl nur rasche Gesichtsmassage. Dann sollte ich ihr die Köchin schicken. „Ich krieg nämlich Besuch, der Herr Doktor Semmler kommt!" erklärte sie mir.

Sie hat sicher auch früher nicht oft Besuch gehabt, denn sonst könnte sie nicht solche unüberlegte, kopflose Maßregeln treffen zum Empfang dieses Herrn, der abends um sechs Uhr eintreffen wollte.

Der Salon mußte gebohnt werden, sie selbst half umräumen und wischte Staub, in höchster Erregung ihre Befehle erteilend. Es zog überall. Der Ofen im Eßzimmer wollte nicht brennen. Sie schimpfte auf Anna. Schließlich ließ sie den ganzen Ofen ausräumen, wodurch wieder Staub entstand.

Sie hatte mir anbefohlen, ein dunkles Kleid anzuziehen und zu warten, bis sie mir schellte. Ich wartete.

Um sieben Uhr wurde ich hinübergerufen. Als ich in das Boudoir eintrat, fiel mir mein erster Abend in diesem Hause ein, denn genau wie damals stand die rosig verschleierte Lampe neben der Chaiselongue, genau so ruhte Frau Blinzler aufgestützt in den seidenen Kissen. Der rosaseidene Schlafrock — frisch gereinigt —, das Boudoir, das am Tage kalt und protzig wirkt, war von dem rosigen Schimmer in warmes

Digitized by Google

Licht getaucht, das den Goldleisten der seidenen Tapete und dem bunten Rokokomuster sanfte, gedämpfte Farben verlieh. Alles wie damals — bloß weiß ich jetzt, wer Frau Blinzler ist.

Es gibt Stellen, die noch Lücken aufweisen, Fragen, die mir niemand löst — aber das, was für mich in Betracht kommt, weiß ich.

Neben diesem rosenrot beschirmten Lager stand Herr Doktor Semmler, ein schmächtiger großer Herr mit langem schwarzem Bart. Ein sogenannter schöner Mann. Mit einem Lächeln hob Frau Blinzler leicht den von Spitzen überrieselten weißen Arm und stellte uns einander vor, wobei sie mich erst dem Herrn nannte. Doktor Semmler verbeugte sich stumm und streifte mich mit einem überraschten Blick. Es war mir an diesem Abend die Rolle der Beobachterin ganz von selbst zugefallen. Frau Blinzler bat zu Tisch, sie erhob sich leise seufzend von ihren Kissen und stützte den Arm auf den des Doktors, der sie behutsam hinüberführte, wo die Tafel reich geschmückt und gedeckt stand. Während Anna in weißem Häubchen geschickt die Speisen herumreichte, erzählte Frau Blinzler von ihren vielfachen nervösen Anfällen und wandte sich nur an den Doktor, mich vollständig übergehend. Es war jedenfalls nicht vorgesehen, daß mich der Doktor auch einmal in die Unterhaltung ziehen konnte. Wir saßen beim letzten Gang, Eingemachtes und Schlagsahne, als er sich plötzlich an mich wandte mit der Frage, ob ein Herbert von Osten ein Verwandter von mir sei. Er sei ein Vetter von mir, sagte ich. Er kannte ihn und die Familie seiner Frau. Es ergab sich ein Gespräch über die beiden, die kürzlich in seinem Sanatorium Bekannte besucht hatten. Er war entzückt von Herbert. Diesem Gespräch machte Frau Blinzler rasch ein Ende, indem sie die Tafel aufhob und dem Doktor die juwelengeschmückte Hand reichte, die er an die Lippen führte. Sie nahm wieder Platz auf ihrem „Schmerzenslager", wie sie es lächelnd nannte; er legte ihr die Kissen zurecht. Auf den niedrigen orientalischen Tisch stellte Anna eine Schachtel mit Zigaretten, zwei Likörgläser und einen Aschbecher.

Ich war entlassen und zog mich zurück. Ich habe nicht gehört, wann der Doktor gegangen ist.

*

Am nächsten Mittag kam er wieder. Er sah mich mit einem durchdringenden Blick an und gab mir die Hand mit leisem Druck, der mich etwas von ihm zurücktreten ließ. Wieder nahm Frau Blinzler die Unterhaltung für sich in Anspruch. Sie sprach von ihrem Leiden, ihren Vergnügungen, und ich sah, daß es ihm Mühe machte, darauf einzugehen wie tags zuvor. Er kam mir zerstreut vor. Um fünf Uhr erhob ich mich, um zu meinem Massagekursus zu gehen. Doktor Semmler benutzte die Gelegenheit und schloß sich mir an. Ich habe den Abschied nicht mit angesehen, aber ich wartete lange auf dem Flur, bis er endlich kam. Es war ihr durchaus nicht recht, daß ich mitging, aber der Kursus begann um halb sechs. Wir waren kaum aus dem Hause, als Doktor Semmler sich wie verwandelt mir zuwandte:

„Habe ich recht gehört, Sie nehmen Massagekursus?"

„Ich habe damit angefangen."

„Auf eignen Wunsch?"

„Nein, das gerade nicht."

„Hm! Sie haben kein Interesse an der Krankenpflege?"

„Darüber habe ich noch nicht nachgedacht."

„Aber Sie sind doch bei einer Kranken im Hause?"

„Bei einer Kranken? Frau Blinzler ist doch keine Kranke, die der Pflege bedarf."

„Aber zu was hält sie sich denn eine Pflegerin?"

„Meinen Sie mich damit?"

„Natürlich. Sie sagte mir, Sie seien ihre Krankenpflegerin. Ich habe Sie auch dafür gehalten."

„Ich bin ihre Gesellschafterin."

Nun lachte er laut auf und schüttelte den Kopf.

„Ausgezeichnet. Verzeihen Sie, daß ich Sie ausfrage. — Ich — — habe Interesse an den Krankenpflegerinnen meiner Patientinnen."

Ich schwieg. Es klang unabsichtlich — aber etwas war in dem Ton . . . Spott —? Zynismus? . . . Was wollte er damit?

„Verzeihen Sie mir auch, wenn ich gestern und heute unhöflich war. Aber ich nahm an, daß es besser für uns drei sei, wenn ich — Sie wissen — einer Kranken muß man den Willen tun . . ."

„Ich bin nicht der Ansicht," sagte ich, „man soll eine Kranke von dem Rechten überzeugen und ihren Willen brechen, der sie krank gemacht hat."

„Sehr gut. Es gibt aber Kranke, die so weit sind, daß sie zu den Unheilbaren gehören. Die behandelt man wie Kinder. Man gibt ihnen nach. Das tun Sie ja auch, wie ich mich überzeugt habe." Er sah mich fest an.

„Weil ich abhängig bin," sagte ich. — Er schwieg.

„Womit beschäftigen Sie eigentlich meine ‚Patientin'?" fragte er nach einer Pause. Ich zögerte.

„Lesen Sie ihr vor?"

„Noch nicht bis jetzt — —"

„Ich kann mir nicht denken, was sie tagsüber treibt. Musikalisch ist sie nicht, Besuche nehmen sie wenig in Anspruch. Wahrscheinlich treibt sie Körperpflege, Schönheitspflege — wie?"

Ich schwieg. Dieses Ausfragen war peinlich. Er sah mich von der Seite an und lachte wieder. „Na ja, ich kenne diese Art! Aber allen Ernstes: wollen Sie bei ihr bleiben bis an Ihr Lebensende? Die Frage ist unzart. Aber ich bin einer, der nicht viel Zeit hat, und muß kurz sein. —

Digitized by Google

Ich suche eine Dame, die meinem Sanatorium vorstehen soll. Auf eine Annonce kamen genug Angebote, aber ich bin schwer von Entschluß, und der Posten ist zu wichtig für mich. Die Dame muß vor allem tadellose Formen haben, ruhiges, bestimmtes Wesen, muß gewandt sein, klug, umsichtig, repräsentationsfähig, erwünscht wären mir besonders genaue Kenntnisse in der Massage. Im Fall mir meine Masseuse ausbleibt — oder krank wird — oder kündigt, käme ich sonst in die größte Verlegenheit. Wollten Sie eine solche Stelle übernehmen?"

Mir stand das Herz beinahe still. Eine heftige Freude kam plötzlich über mich. Ich blieb stehen.

„Aber wir können das alles nicht auf offener Straße besprechen. Da ist eine Konditorei. Nun kommen Sie, ich habe nur wenige Zeit bis zum Zuge."

Eine Minute später saßen wir an einem kleinen Tischchen in der Ecke der leeren Konditorei beim Kaffee.

Mir war ganz taumlig zumute. Die letzte Nacht hatte ich schlecht geschlafen. Doktor Semmler machte sich Notizen. „Wie alt? Ihre Familie? Der Vater? Oberst. Sehr gut. Stimmt alles. Religion wahrscheinlich evangelisch, aber Nebensache. Wieviel Unterrichtsstunden im Massagekurs gehabt? Hm. Nicht viele, aber läßt sich nachholen . . . Bis wann können Sie kündigen? Bis zum Ersten! Gut. Bis dahin muß auch meine Stelle besetzt sein. Die Lage des Sanatoriums zwischen dem Siebengebirge kennen Sie? Gehalt sechzig Mark, Wohnung, Wäsche, Verpflegung frei. Bedingungen: Beaufsichtigung des Personals, mittags die Leitung der Tafel, nachmittags widmen Sie sich den Patienten. Die Abende frei. Reisekosten selbstverständlich ersetzt. Ist es Ihnen recht?"

Da er nichts von einer „Frau" sagte, hätte es merkwürdig ausgesehen, ihn danach zu fragen. Ich beschloß, erst Herbert um nähere Auskunft zu bitten, bat mir drei Tage Bedenkzeit aus und versprach ihm dann zu schreiben.

„Sie werden schon zusagen," sagte Doktor Semmler beim Abschied, „es ist eine selbständige Stellung."

*

Gott sei Dank! Es ist mir ganz leicht zumute. Ich kann wieder arbeiten! Wenn es etwas würde! Eine selbständige Stellung. Was das heißt! Ich werde wieder mit Menschen zusammen sein, geachtet wieder — und vielleicht geschätzt. Vielleicht nützen dort meine Kenntnisse der Massage? Ich will jetzt genau achtgeben und die letzten Tage des Kursus gut ausnutzen. Frau Blinzler ist guter Laune. Sie ist ganz mitteilsam geworden, und dann ist ihr Vertrauen gleich schrankenlos. Mir macht es der bevorstehende Wechsel leichter, liebenswürdig zu sein, Ungehöriges nicht zu sehen, Bosheiten nicht zu verstehen. An Herbert habe ich geschrieben. Hoffentlich kommt gute Auskunft.

*

„Sie könne jetzt mit dem Massagekurs aufhöre," sagt Frau Blinzler, als wir nach Tisch zusammen über der „Mode parisienne" sitzen, Schnittmuster ausprobieren und bunte Seide zu neuen Jupons auswählen, die ich im Hause arbeiten soll für sie. „Ich leih mir jetzt die Nähmaschin von meiner Cousine, da könne Sie schon daran lerne. Ich muß doch wenigstens so viel von Ihne hawe, daß Sie mir mei Wäsch un das Unterzeug im Haus nähe könne. Von morge ab zeig ich Ihne, wie m'r die Sache auf der Maschin näht."

„Aber ich bin doch jetzt gerade mitten im Kursus —" versuche ich.

„Ja, das kommt mich aber doch zu teuer," antwortet sie. „Un e perfekte Masseuse brauche Sie ja doch nit zu werde."

Von der Stunde ab nähe ich unter ihrer Anweisung und sitze in dem kleinen Raum neben der Küche an der Nähmaschine.

„Semmler ist mir bekannt als anständiger Mann," schreibt Herbert. „Sein Sanatorium soll gut besetzt sein. Seine Naturheilmethode wird viel angegriffen, er soll aber meist gute Erfolge damit erzielen. Verheiratet ist er schon seit zehn Jahren, aber seine Frau ist in einer Irrenanstalt. Wir haben auch bei Bekannten, die im Sanatorium waren, Erkundigungen eingezogen, die sich alle lobend äußerten. Wir können Dir nur wünschen, daß Du die Stelle erhältst."

Ich schrieb sofort an Semmler und bat ihn, mir mitzuteilen, ob ich am Fünfzehnten kündigen solle — der in fünf Tagen ist. Bis dahin kann ich Antwort haben. Wir haben vierzehntägige Kündigung ausgemacht, trotzdem ich damals lieber vierwöchige gehabt hätte. Jetzt bin ich Frau Blinzler dankbar dafür. Nun sind es wohl nur mehr vierzehn schreckliche Tage! — Diesen Brief, den ich in der kurzen Mittagspause schrieb, will ich sehen heute abend selbst zur Post tragen zu können.

*

Fatal! Ich habe mir den Fuß in der Nähmaschine vertreten. Ich kann nicht auftreten. So gab ich Anna den Brief zum Besorgen. Es glückte gerade, daß es Frau Blinzler nicht sah, aber sie ging kurz darauf durch den Hausgang.

Als ich sie mit Anna sprechen hörte, klopfte mein Herz . . .

Aber sie kam gut gelaunt zu mir und fragte nach meinem Fuß.

„Ich hab Ihne gleich de Doktor bestellt. Ach nadierlich. Wozu bezahlt m'r denn dem sei hundert Mark im Jahr? Wann Sie m'r hier am End krank werde, das kommt mich teurer wie der Doktor!"

Sie ist sehr besorgt, ich möchte in ihrem Hause krank werden, und verstimmt, daß ich nicht weiterarbeiten kann.

Obwohl der Doktor nur eine leichte Verrenkung feststellte und ich jetzt schon, am dritten Tage,

Digitized by Google

aufstehen darf, rät sie mir doch sehr an, mich zu schonen, und läßt mich nicht vor die Türe.

Ihre Sorge ist mir bedrückend. Ich lese aus ihrer Angst häßliche — kleinliche Gedanken. — Ach, daß man nicht taub und blind durch das Leben gehen kann, wenn man dazu verdammt ist, zu dienen!

*

Morgen ist der Erste!

Seltsam — und von Semmler keine Nachricht! Eine unerträgliche Angst erfaßt mich. Ist er verreist? Das träfe sich schlecht! Weshalb keine Antwort? Er sagte so fest und zuversichtlich: „Sie werden kommen!" Was ist nun geschehen? Kein Brief für mich. Nur eine erschreckend hohe Rechnung vom Augenarzt, die ich nicht bezahlen kann, ich trage noch an der Summe für den Zahnarzt ab, den ich nach Jahren wieder aufgesucht hatte. Wie eine Erlösung wäre mir jetzt frische Luft, andre Umgebung, fort von hier!

Keine Nacht Schlaf. Herzklopfen. Mattigkeit. Anfälle von Schwindel. Keine Nachricht! Ich habe noch einmal an ihn geschrieben und warte nun auf seine telegraphische Antwort. —

Die Post hat mir nichts gebracht. Auch keine Depesche. Und heute ist der Erste.

Mein Zimmer wird neu tapeziert, ich wohne neben der Küche in einem zwei Meter breiten Raum zwischen Nähmaschine, Schuhbrett, Besengestell und einem Kasten gebrauchter Wäsche. Ich schlafe auf einem schmalen harten Sofa und habe am Tag kein Feuer im Zimmer, da kein Ofen vorhanden ist. Dann beunruhigt mich eine Entdeckung, die ich plötzlich machte. Mein Koffer ist auf den Speicher gestellt worden und wird von Frau Blinzler zum Aufbewahren eingemotteter Pelzwaren benutzt. Sie hatte mich früher einmal darum gebeten, ich wollte es ihr nicht abschlagen. Da ich keinen Schreibtisch besitze, hat sie mir die Waschkommode zur Verfügung gestellt, und ich habe seitdem Geld und Briefe darin aufbewahrt. Den Schlüssel trage ich bei mir, da ich Anna nicht traue. Als ich heute aus der Stadt nach Hause kam, fand ich in meinem ausgeräumten Zimmer die Waschkommode geöffnet, die Schubladen leer. Ein Bund Schlüssel lag auf der Marmorplatte. In meinem Kleiderschrank lagen aufeinander gehäuft meine Briefe, Wäsche, Geld, Notizen, Ausgaben und — mein Tagebuch.

Das hat mich doch erschreckt! Aus dem Schlüsselbund paßte einer in meine Kommode, die ich immer so sorgfältig verschlossen hielt!! —

Frau Blinzler war ausgegangen. Anna sagte mir in dem spöttisch-verächtlichen Ton, den sie mir gegenüber jetzt annimmt, sie käme vor Abend nicht zurück. Sie habe mir meine Arbeit ins Eßzimmer gelegt. Das Mittagessen solle ich mir in der Küche holen. Dann ist Frau Blinzler gegen ein Uhr doch nach Hause gekommen mit gerötetem Gesicht, hat mir kurz befohlen, mich anzukleiden und mit ihr zu Seegers zu gehen. Sie war hochgradig erregt und kurzatmig und sah mich, ohne ein Wort mit mir zu wechseln, böse von der Seite an.

Hätte ich nur eine Antwort in Händen!

Kein besserer Augenblick kommt mir je wieder zur Kündigung!

Frau Seeger fragte mich, ob mir etwas fehle. Ich sähe ja so elend aus, wozu Frau Blinzler schweigt. Nach Tisch gehen wir in das Kurhaus. Wir hören ein Konzert — ich höre Musik — sehe Menschen, Lichter. — Von da aus fahren wir in das Café Orient unter den Eichen. Es ist windig und noch winterlich im Walde. Die trockenen Wege sind mit nassen roten Blättern bedeckt. Drüben vor den „Eichen" wird das alte Laub von Männern in Karren geladen. Es ist ein grauer Tag ohne Sonne. Ich habe fast nichts gesehen — nichts gehört, mir ist es, als läge ein grauer Schleier vor meinen Augen. Wenn es nun nichts würde? Wenn ich keine Antwort bekomme? — Ich fühle — hier kann ich nicht länger bleiben.

Habe ich bis heute abend keine Antwort, so ist die Stelle besetzt.

*

Es ist kein Brief gekommen. Ich hätte wenigstens eine Nachricht mit der Absage erwarten dürfen. Aber unter den Menschen meiner Umgebung sind solche Höflichkeiten nicht üblich. Vielleicht sind sie nicht mehr „Mode". Frau Blinzler ist schlechter Laune und gereizt, unsre Unterhaltungen sind bloß noch Frage- und Antwortspiele: „Heute regnet es aber tüchtig."

„Weshalb soll's dann nit regene? 's is ja März!"

„Kann ich die Spitzen hier abtrennen?"

„Das könne Sie ja selwer sehe. Ich kann's Ihne doch nit vormache! Bis ich das alles erklärt hab, was Sie zu nähe hawe, mach ich's ja schneller selwer."

Dann kommt Fräulein Flackus oder Frau Seeger, und sie sitzen stundenlang nebenan im Boudoir und flüstern miteinander. Fräulein Flackus hat jetzt etwas Hochfahrendes mir gegenüber, und die gutmütige Frau Seeger gibt mir ganz scheu die Hand. Das Warten auf Briefe ist fürchterlich! Herbert hat mir geschrieben, aber kein Wort von Kommen, keine Einladung. Ich weiß, sie brauchen ihren Platz notwendig. Tante Exzellenz ist mit Bekannten in Nizza. Wohin soll ich gehen? Ich kann ja hier nicht bleiben! Frau Blinzler legt es darauf an, daß ich gehe. Sie sucht nach einem Grunde, da ich aber schweige — schweige — alles hinnehme, ohne mich zu wehren — findet sie keinen. Ich sinne Nächte drüber nach: Wohin? Draußen stürmt es, der Regen schlägt an die Fenster und der kalte Märzwind heult, dazwischen Schneegestöber und

Digitized by Google

Regengüsse ohne Ende. Die Stadt ist verregnet, überschwemmt, graue Wolken, weiße Nebel und Regen — Regen ... ohne Ende ...

*

Ein Brief traf heute ein. Ich hatte — Gott verzeih mir — gehofft, er sei von Doktor Semmler. Er war von Guido. Ich muß ihm welch einen verzweifelten Brief geschrieben haben, denn er will nach Wiesbaden kommen, und zwar sofort in diesen Tagen, und will mich sehen. Aber nicht auf der Straße, nicht hier im Hause, allein will er mich sprechen. — Ich soll mir einen Ort ausdenken, wo wir ungestört sind. Guido, Guido, dich jetzt sehen, bedeutet zu viel für mich. Ich kann nicht — ich fürchte mich vor mir selber. Komm nicht, Guido — es ist nicht gut. Ich muß wieder stille werden, Herr über mich sein — ich bin es jetzt nicht. Ich bin zermürbt — durchrüttelt von einer wilden Verzweiflung. — Um Gottes willen, komm jetzt nicht. Ich würde an deinem Halse schluchzen — in deinen Armen vergessen, wo ich bin, und — was ich bin. Ich habe ja niemand als dich! —

Nachts zwei Uhr.

Ich kann nicht schlafen. Mein Herz will nicht zur Ruhe kommen. Dein Brief, dein Brief! Es ist etwas geweckt in mir durch deinen Brief. Ich lese ihn zitternd — ich habe beten wollen heute abend, daß ich den Brief zu vergessen vermag. Aber nur meine Hände haben gebetet, meine brennenden Lippen blieben stumm. Und immer nur: Erhöre mich! Herr, erhöre mich! Aber es war kein frommes Gebet. Ich schäme mich — mein Kopf glüht vor Scham — meine Gedanken wandern und irren ...

Ich bin aufgestanden und habe mich an das Fenster gesetzt. Die Nacht ist schwarz von Gewölk, schwer geht der Regen nieder. In den Bäumen des Gartens tropft und tropft er eintönig immerwährend ... Mir ist es, als stünde jemand vor meiner Türe ... Guido, Guido — ich hatte dir heute die Antwort geschrieben unter Tränen — aber es war die rechte gewesen.

Dann habe ich den Brief zerrissen. Jetzt finde ich dieselben Worte nicht mehr. Bin ich denn noch dieselbe, die den klugen, klaren Brief abgefaßt hatte und die ihn dann laut auflachend zerriß? — Ich kenne mich nicht. In meinem Herzen ist wilder Aufruhr — meine Kehle ausgedurstet — trocken ist es mir im Halse, zugeschnürt. „Ich muß dich alleine haben!“ Weißt du, was mir das jetzt bedeutet? Was ist das Leben? Lebe ich? Habe ich je gelebt? Bin ich nicht immer zur Seite gestanden, neben ab, dort wo die Zaungäste stehen? Haben meine Augen nicht gebrannt — sind meine Lippen nicht trocken geworden vom Sehen? — Was ist mehr: anständig bleiben oder glücklich sein? Glück ist: ein einziges Mal Weib sein! In Glut und Scham, in Leid und Wonne. — Und die mahnenden Stimmen erheben sich, die in regenschwerer Nacht so unheimlich raunen und warnen ... Bleib dir treu! Was gebt ihr mir — ihr alle, die ihr glücklich im sicheren Besitz, die ihr satt und stumpf geworden seid — was gebt ihr mir, daß ich ehrlich bleibe?

Nichts, nichts!

Und was dann, wenn dieser eine Tag über mein Leben entscheidet? Ein kaltes Rieseln geht langsam über meinen Körper. Und die Stimmen mahnen und drohen ...

Und mein Herz kann nicht zur Ruhe kommen ... Ich weiß, daß es geht ... Heute früh hat Frau Blinzler einen Herrn empfangen. Sie trug wieder das rosafeidene Matinee. Ich habe ihn die Treppe heraufkommen sehen, ein kurzbeiniger schwarzhaariger Herr im Pelzmantel mit spiegelglänzendem Zylinder, er war etwas kurzatmig, als er die Treppe überwunden hatte, mich musterte er mit einem dreisten Reisendenblick — Er sah auch aus, als ob er für irgendein Haus „reiste“. Frau Blinzler hat ihn eine Stunde im Salon behalten, und beim Mittagessen sagte sie zu mir — eine Röte brannte ihr dabei auf dem Gesicht, während sie sich scheinbar nachlässig die Spitzen der Aermel ordnete: „Ich fahr auf drei Dag nach Mainz zu meinem Kusäng seiner Frau erimer. Sie könne solang mei Wäsch ausbessere.“ Dann begann sie ein Gespräch über neue Pelzhüte ... Ich war gar nicht mehr auf Unterhaltungen vorbereitet ... Frau Blinzler wird morgen früh abreisen. Anna begleitet sie zur Bahn. Ich habe einen großen Koffer gesehen ... nur drei Tage nach Mainz? ... Vielleicht fährt sie auch nicht nach Mainz. Was geht es mich an! — Aber die drei Tage bin ich allein, bin ich unbewacht — und wehrlos. In mir regen sich Wünsche ... waghalsige — tollkühne — wilde ... Wünsche, die einem den Schlaf vergessen machen.

*

Frau Blinzler ist fort. Als die Glastüre hinter ihr ins Schloß fiel, sagte die Köchin: „Gott sei gelobt. Jetzt kann m'r doch emohl duhn, was m'r will!“

Köchinnen haben das Recht, ihrem Herzen Luft zu machen. Ich schwieg. Das Haus ist still. Die Zimmer stehen leer. Ich bin allein. Der Brief — Guido — mein schlagendes Gewissen! — Was tun — was tun! Ich bin gegen Mittag zur Stadt gegangen. Es regnet immer noch. Ich ging auf der Wilhelmstraße auf und nieder, einen unbeschriebenen Zettel in der Hand. Das Telegramm. Als ich an den Eckladen kam am Ende der Straße, stand ein junges Paar am Schaufenster im Regen unter einem Schirm, die Wangen gerötet, die Augen leuchteten, sie lachten und hatten sich so viel zu sagen. Sie gehörten gewiß nicht zusammen. Er

Digitized by Google

sah einen Grad vornehmer aus als das junge, frische, lachende Mädel im Regenmantel und mit zerzaustem Haar. — Aber sie hatten sich lieb. — Sie verabredeten etwas. Ich trat dicht neben sie und besah die Auslagen, ohne sie zu sehen.

„Ich bin nur noch acht Tage hier," sagte der Herr. „Wir wollen uns doch die Zeit nicht stehlen lassen."

„Nein, nein — aber . . ." Das junge Ding sah mit unsicheren Augen zu ihm auf.

„Was, aber. Laß das jetzt, Mietze. Wer weiß, was danach kommt —"

Und er schob seinen Arm unter den ihren und ging mit ihr an mir vorüber.

In dem Schokoladenhaus, dessen Wände mit grauer Seide bespannt sind, in dem alle Farben Grau, Lila und Gold, sind, fand ich einen Sitzplatz am Fenster. Meine Knie wollten plötzlich nicht mehr mit. Um mich her Stimmengewirr, klirrende Löffel, ein schwüler Duft von parfümiertem Pelzwerk und Schokolade, abgerissene Alltagsgespräche... Auf den grauen Samtpolstern in der Ecke zwei junge Frauen, sie erzählen einander eine Geschichte — ihre Augen blitzen . . . sie lachen und runzeln die Stirn, sie werfen den Kopf zurück und sehen verächtlich drein, sie flüstern einander ins Ohr — sie sind entrüstet, empört, es scheint eine aufregende Geschichte zu sein — eine Tragödie vielleicht. — Glücklich die Frau, die eine Tragödie erlebt hat. — Ich wende mich ab. Rechts neben mir eine hagere Blondine, verwelkt, ergraut. Geschminkt, das Haar gefärbt, die Augen erloschen, der Mund hat die Falten, die der Neid gräbt und die Mißgunst. Sie sieht häßlich und böse aus, das alte Fräulein, sie hat gewiß keinen Menschen auf der Welt. Ein einsames Mädchen, das nichts in ihrem ganzen Leben gewesen ist als ein Zaungast! . . . Kalt! — es fröstelt mich wieder. Und mein Kopf glüht. Was tun? — Vor meinen Augen verschwimmt der Marmor des Tisches, der graue Samt, das blinkende Gold, ich sehe Gesichter, Pelze, Tassen, Hände . . . Ich habe den Zettel noch immer in der Hand. Die Minuten verrinnen, die Zeit vergeht. In drei Tagen kommt Frau Blinzler zurück. Dann ist wieder alles wie zuvor. Die drei Tage noch bin ich allein! Mein Herz — mein Herz . . .

Ich habe mir das Kursbuch geben lassen und die Züge nachgesehen. Viel Zeit bleibt nicht. Er kann, wenn ich jetzt um zwölf Uhr telegraphiere, morgen gegen Abend in Wiesbaden sein. 6.50 steht hier. Wenn ich ihn in Frankfurt erwartete! — Kenne ich jemand dort? Ich durchfliege die Reihen meiner Bekannten! — Nein — ich wüßte keinen, der in Frankfurt wohnt. Die Stadt ist groß. — Man wird mich nicht kennen. — Und mit einemmal kam es über mich, als ob ein andrer Gewalt über mich bekommen hätte: ich setzte das Telegramm auf — und trug es zur Post. Als der dicke Postbeamte meine Worte laut und gleichmäßig durchbuchstabierte, drohte mir der Atem zu vergehen . . . Als ich die Post verließ, war mir mit einemmal leicht.

Frankfurt. Palmengarten. Nachmittags drei Uhr. Es ist geschehen. Nun komm — Guido! — komm! Ich bin heute mittag von Wiesbaden fort. Anna ist auch nicht zu Hause geblieben, die Köchin war sichtlich erfreut, als ich ihr eröffnete, ich führe mit Bekannten nach Darmstadt und käme erst mit dem letzten Zuge wieder.

„Das is recht. Amisiere Se sich gutt. For Sie is es aach Zeit, daß Se emohl e Vergniege hawe," sagte sie. „So e Läwe, so e trauriges bei der do drin mecht ich nit siehre, nit for e Million." Und sie entließ mich mit vielen Wünschen.

Bis jetzt habe ich niemand gesehen, den ich kenne, nicht auf dem Bahnhof, nicht im Zuge, und hier bin ich fremd. Noch zwei Stunden. Wie soll ich sie verbringen? Ich gehe durch die Straßen, sehe die Schaufenster gedankenlos an. In dem Schaufenster eines Hutladens auf der Zeil sah ich gelbliche Arabeskenschleier hängen. Ich ging hinein und kaufte mir einen. Als die Verkäuferin mir ihn umband, fiel mein Blick in den hohen Spiegel, der meine ganze Gestalt wiedergab. Die feine grüne Jacke, der weiche grüne Seidenfilzhut mit dem schillernden, leise zitternden Reiher, der gelbliche arabeskenbestickte dichte Schleier, der die schmale Form des Gesichtes ahnen läßt — alles zusammen das Bild einer eleganten Mondaine. Und doch etwas war in dem Bild, was nicht zu mir paßt — ich wußte nur nicht was. Der Schleier kostete vier Mark. Ein hoher Preis — ich erschrak, als ich mein Geld auf den Tisch hinlegte. Viel, sehr viel für mich. — Als ich aus dem Laden trat, wurde ich von einem kleinen Herrn angeredet.

Mir ward es heiß unter dem dichten Schleier — ich ging, ich lief fast weiter, ohne mich umzusehen und traf mit Herrn Mohr zusammen — dann nahm ich die Straßenbahn, irgendeine — sie führte nach dem Palmengarten. Großer Gott, an den Menschen hatte ich nicht gedacht... Im Palmengarten schreibe ich. Ich sitze an einem kleinen Seitentisch, versteckt von einer dicken Säule, der Kellner hat mir Kaffee gebracht — ich würde gerne etwas essen, denn ich habe seit heute morgen nichts zu mir genommen, und der Kaffee, den Frau Blinzlers Köchin für mich bereitet, ist dünn und schlecht — es mag sein, daß mir davon so elend ist. Aber es ist alles so teuer, es kostet alles so viel Geld . . . jeder Stuhl, auf den man sich niederläßt, jede Stunde, die man in einer fremden Stadt verbringt. Ich höre die „Spatzenpolka" und das „Pistonsolo des Herrn Schmidt". Um mich her wird geplaudert und werden Handarbeiten gemacht, an meinem Tisch saß zuerst eine junge Dame mit einem Mozartzopf. Nun hat

Digitized by Google

sich ein schlanker blonder Herr mit Monokel und aufwärtsgebürstetem rotblondem Schnurrbärtchen zu ihr gesellt, er bestellt ihr Kaffee, er hat ihr ein paar Rosen mitgebracht und wickelt sie eben aus dem duftigen Seidenpapier ... Ich kann kaum noch denken ... Mein Herz, mein Herz, die Stunden werden vergehen, du wirst ihn sehen — bald — bald — Ich will — nein, nicht denken — was dann kommen wird.

Ich kann keine Musik mehr hören. Das lustige Trommeln, die wiegenden Tanzmelodien ... Ich gehe hinaus und finde einen Platz im Palmenhaus. Vor meinen Füßen breitet sich der dichte, weiche grüne Pflanzenteppich aus, die gelbgekiesten Wege sind leer ... Von den Palmen tropft leise lauwarmes Wasser herab auf den Rasenteppich, schwüle, schwere Luft, die Treibhausluft, steht unter dem hohen Glasdach, leise geschäftig plätschert ein Wasserfall, rauscht eine Fontäne ... Ferne klingt die Orchestermusik und das summende Stimmengewirr.

Ich lehne mich tief in die Bank zurück und versuche mein klopfendes Herz zu beruhigen.

*

Gestern und heute! Dazwischen eine Kluft. — Ich habe ihn gefunden ... Es ist Nacht. Vor ein paar Stunden bin ich hierher zurückgekehrt und habe die Kraft gehabt, den Menschen frei zu begegnen, die ich vorher gekannt. Vorher. Und jetzt! — Ich darf nicht jubeln — kann nicht weinen ... ich kann nur das eine denken: Ich bin sein Weib. — Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich bin vor den Spiegel getreten in dieser Nacht und habe eine Fremde darin erblickt. Ein Weib mit leuchtenden Augen, verjüngt und verwandelt. Bin ich es denn? Und das Spiegelbild lacht mir zu. Wie war es noch? Die Stunden vergingen, der Zug fuhr in die Bahnhofshalle ein. Ein mächtiger, brausender, lautschnaubender, langer, langer Zug, der Zug von Berlin. Die Türen auf, der Bahnsteig füllt sich mit Menschen, ein Gewühl, ein Rufen, die Gepäckträger drängen sich durch die Menge ... Guido! Er stand mir gegenüber. In Zivil. Dann habe ich leicht aufgeschrien, denn er faßte meine Hand und zerbrach sie fast.

„Anne, Gott sei Dank, daß ich dich habe!"

Eine Minute später saßen wir in der Droschke und fuhren nach dem Wald hinaus. Es begann zu dunkeln. Der Regen hatte aufgehört, aber der Himmel hing voll schwerer, schwarzer, nasser Wolken.

„Gott sei Dank!" Guido und ich sagten es nur immer wieder.

Der Kutscher machte uns darauf aufmerksam, daß es bald regnen würde und daß es im Wald bald so dunkel wäre, daß man nichts sehen könnte.

„Fahren Sie nur, bis ich Ihnen sage, daß Sie umkehren sollen," sagte Guido. Da streifte mich der dicke alte Kerl mit einem vielsagenden Blick, schob den steifen Lackhut in den Nacken und fuhr drauflos, ohne sich umzusehen.

Wir sprachen nicht miteinander wie sonst, als ob etwas zwischen uns läge ... wir waren scheu, fast verlegen, und nachdenklich. Von allem andern sprachen wir, nur nicht davon, was werden würde, wenn wir umkehrten. Und als wir nach einer Stunde endlich wendeten — war es dunkel im Wald. Der Kutscher fuhr langsam, langsam ... Meine Hand in der seinen, lehnte ich neben Guido in den weichen blauen Polstern des Wagens, verstummt vor Glück, vor Furcht. — Mein Herz schlug so wild ... Je näher wir der Stadt kamen, desto stiller wurden wir ... Vom Himmel begannen leise einzelne schwere Tropfen zu fallen ... Der Kutscher, besorgt um seine Tuchpolster, hielt plötzlich an. Er knotete die Zügel fest und richtete den Verschlag auf. „Dees gäbt an schweres Wetter," bemerkte er zu Guido. Wir sahen ihm zu ... Ueber uns schloß sich ein schwarzes Dach, es ward mit einemmal dunkel um uns her. — Mir pochten wilde Schläge im Halse. Dann zogen die Pferde an und der Wagen trug uns der lichterblinkenden Stadt entgegen. Wie es gekommen war? — Ein leises geflüstertes Wort, das erstickt an mein Ohr schlug. — Mein Name war's. — Dann fiel mit einemmal alles, was zwischen uns stand, zusammen und versank. — Als wir in die hellerleuchtete Straße Frankfurts einfuhren, weinte ich an seinem Halse.

Vor einem lichterfüllten Palast hielten wir still. Mein zögernder Fuß hatte sich kaum auf das Pflaster gesetzt, als die beiden grünen Grooms herbeisprangen, um mir herabzuhelfen. Der Portier näherte sich unserm Wagen, die Mütze in der Hand. Wir traten in die weite, hellerleuchtete Halle des „Englischen Hofes". Ich sehe es noch immer, das Bild: im Treppenabsatz an dem runden Kupfertisch saß ein englisches Ehepaar beim Kaffee. Die Dame hatte den blauen Schleier weit zurückgeschlagen und sah mir mit halbem Lächeln ins Gesicht. Es war keine ganz junge Frau mehr, aber viel jünger als ihr Gatte, ein welker, vornehmer, kaltblickender Engländer, der, die kurze Pfeife im linken Mundwinkel, den „Standard" las. Es sammelten sich um uns noch einige Menschen, Reisende, der Oberkellner, der Zimmerkellner. Ich stand betäubt zur Seite, während Guido alles anordnete. Während wir auf weichem dicken Teppich die breite, prachtvolle Treppe hinaufschritten, sah ich nur eins: den Blick der Dame, der uns folgte. Man hielt uns für Hochzeitsreisende. Ich hatte den Schleier fest über mein Gesicht gezogen.

In unserm Zimmer hatte der Kellner das Licht des kleinen Kronleuchters angezündet, ein

Digitized by Google

Die Nonne

Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach

Digitized by Google

rosiges, weiches Licht, das den nicht sehr großen Raum mit warmem Glanz erfüllte und erlenchtete; dann war noch eine Formalität zu erledigen: der Name. Der Kellner hatte einen Block auf den Tisch gelegt, den Guido ausfüllen mußte. Während er schrieb, fühlte ich plötzlich einen Blick auf mir ruhen — es war der Kellner, der mich betrachtete. Als sich unsre Blicke begegneten, wandte er diskret den Kopf zur Seite. Aber sein kaum merkliches Lächeln blieb. — Ich war an das Fenster getreten, ein Entresolfenster, das fast die ganze Breite des schmalen Zimmers einnahm und von der Decke bis beinahe zum Boden reichte. Der Blick ging hinaus auf den Bahnhofplatz, von dem das Unwetter — denn der Regen war jetzt losgebrochen — die Menschen verscheucht hatte. Nur die Droschken hielten nach wie vor an der Bahnhofshalle in langen Reihen. Auf dem Bahnhof leuchtete hell herab die große Uhr. Es war gerade halb acht. Und wie sich einem lächerliche Einzelheiten einprägen, die an und für sich bedeutungslos sind, von denen man aber später die Erinnerung nicht freimachen kann, so werde ich nie vergessen, daß in diesem Augenblick eine große Frau in einem schwarzen Radmantel eilig aus der Bahnhofshalle heraustrat und quer über den Platz lief, so daß die Flügel ihrer Aermel im Wind flatterten — sie schien etwas zu suchen — ihren wilden und aufgeregten Gebärden nach. Unter der Laterne stand im Regen unbeweglich ein Schutzmann. Auf diesen lief die Frau zu und rief ihm etwas zu. Der Mann verließ seinen Posten, und die beiden gingen mit raschen langen Schritten zum Bahnhof zurück. Der alte schwarze Radmantel . . . Meine Mutter hatte einen solchen getragen, als wir aus der letzten Gesellschaft nach Hause fuhren . . . Von nebenan tönte gedämpft leises Harmoniumspiel. Nun klackte eine Türe . . . dann ward es lautlos still in unserm Zimmer — nur das feierliche Orgelspiel tönte weiter . . .

*

Guido hat es mir gestanden, er hat mir nicht geglaubt, als ich ihm auf dem Bahnhof sagte, ich müsse mit dem letzten Zuge nach Wiesbaden zurück. Ich hätte so ein seltsam strahlendes Gesicht gehabt — und leuchtende Augen . . . Fast möchte ich mich dessen schämen — — Ich trage deinen Namen nicht! — Guido — wenn wir nicht arm wären! — O dieser Abend — als das Harmoniumspiel schwieg und nichts mehr hörbar war als das tiefe, schwere Rauschen des Regens. Unser rosiges, warmes Gemach. Ein Dach über uns, die wir nur auf der Straße gestanden haben oder uns in fremden Häusern verstohlen sehen durften. Ein einziges Mal zusammen mit dir! — —

Was sind alle Worte gegen eine einzige Minute der Wirklichkeit!

*

Wir haben noch einmal — es war kurz vor dem Abschied — davon gesprochen, was nun werden sollte. Ich war schon angezogen, in Mantel und Hut, den Schleier hatte ich noch zurückgeschlagen. „Laß mich deine Augen bis zuletzt sehen," bat Guido. Er saß vor mir, die Uhr lag zwischen uns auf dem weißen, gedeckten Tisch. Wir hatten auf dem Zimmer gespeist, denn ich war zu furchtsam, in den Speisesaal hinunterzugehen.

„Ich kann mir nicht denken, daß sie noch länger als ein paar Monate lebt," sagte er, dem es nicht angenehm ist, von dem Tod seiner Tante mehr als nötig zu sprechen. „Jeder Tag ist ein Geschenk für die kranke Frau. Denke nur daran, Anne, daß es jeden Tag sein könnte, daß ich dich mir hole. Sei vergnügt und trage den Kopf hoch — es kann ja nur noch für eine kurze Weile sein." Und dann nahmen wir Abschied voneinander und versprachen einander, stark zu bleiben und die Trennung mutig zu tragen.

Ich versprach es ihm, während mir die Tränen von den Wangen herabliefen. Aber als ich ihm draußen am Bahnhof zum letztenmal die Hand gegeben hatte, war mir's, als müßte ich mich an seinen Hals klammern wie der kleine Paul damals, als er wußte, daß ich von ihm ging . . . Nie ist jemand bewußter in seine Einsamkeit zurückgegangen wie ich.

*

Nun ist das Weh des Abschiednehmens vorbei; aber das Leid der Einsamen ist unendlich viel bitterer. Fast scheint es mir, als trüge ich zu schwer daran.

*

Frau Blinzler ist zurückgekommen. Sie kam mit dem Nachtzug an. Anna war aufgeblieben. Ich habe sie nicht gesehen und warte nun auf ihr Klingeln. Wie ein Traum gleitet das Leben an mir vorbei — Und doch: mich haben die Stunden des Wiedersehens ruhiger gemacht.

*

Merkwürdig. Was hat sie nur? Sie sagte mir kaum „guten Morgen", als ich eintrat. Mit einem mufflgen, übelgelaunten Gesicht saß sie in ihren Kissen, als ich mit der Schokolade in das Zimmer trat. Anna war ebenfalls drin. Mir war so leicht zumut, als hätte ich Flügel bekommen. Ich wollte so gut zu ihr sein, sie freundlich fragen und sie bedienen, wie sie es gern hat — aber sie schweigt konsequent. Als ich sie fertig massiert hatte, sah ich zufällig auf und begegnete einem bösen Blick ihrer Augen. Dann stützte ich sie in den Kissen auf und fragte, wie es ihr gegangen sei auf der Reise, und statt einer Antwort sagte sie bloß kurz: „Ich komm in einer Stund in Ihr Zimmer. Ich hab mit Ihne zu spreche." Sie ließ einen Blick auf Anna fallen, die den Koffer auspackte, und entließ mich damit.

*

Digitized by Google

Mir ist es plötzlich, als weiche mir der Boden unter den Füßen.

*

Ich bin entlassen. Vor einer Stunde hat mir Frau Blinzler gekündigt. Es ist alles wie zerschlagen in mir, alles Traumhafte von mir gewichen . . . vor mir steht die Wirklichkeit wieder. Ich hätte jetzt alles von ihr erduldet. Keine Arbeit wäre mir zu schwer gewesen, keine Mühe zu groß, ich hätte sie gepflegt und bedienen wollen wie eine Magd, nur um bleiben zu können, um in Wiesbaden zu sein, denn mir ist, als ob ich hier bleiben müsse, als ob es schlimm für uns wäre, wenn ich die Stadt verließe. Ein sonderbarer Traum kommt mir wieder. Im Sommer, auf dem Felde brannte ein kleines Feuer, vor dem eine alte Frau stand und schürte. Als ich näher kam, sah ich, daß sie eine Kassette unter dem Arm hatte, aus der sie lauter Hundertmarkscheine nahm und einen nach dem andern in die Flammen warf. Als sie sich nach mir umsah, erkannte ich Frau von der Planitz . . . Ein kindischer Traum, aber er ist mir doch haften geblieben . . .

Frau Blinzler hat mir nicht gesagt, wer mich gesehen hat und wo ich gekannt wurde — sie sagte mir ins Gesicht ohne Einleitung:

„Sie sin ja in Frankfurt gewese."

Dabei stand sie dicht vor mir, am ganzen Körper zitternd, scheinbar kalt — aber mit funkelndem Blick . . . „Is das wahr?"

„Ja, Frau Blinzler," sagte ich toulos.

„Un weshalb hawe Sie dann der Köchin vorgemacht, Sie däte nach Dammstadt reise? Hm?"

Ich schwieg. Es war nichts mehr zu sagen.

„Wer war dann der Herr, wo Sie bei sich gehabt hawe?"

„Es war mein Verlobter."

Frau Blinzler lachte laut auf.

„Ja, ja. Wer soll's auch sonscht gewese sein? Ich interessier mich nit für das Nähere — bemühe Sie sich nit oder komme Sie mit Ausrede. Ich will Ihne nur sage, daß ich Ihne hiermit kündig. Eine Dam, wo ein Verhältnis hat, kann ich in meinem Haus nit dulde. So was geht in einem anständige Haus nit. Da müsse Sie sich schon in e Pangsiohn einmiete. Ich halt auf moralische Aufführung, un wer sich da nit eneinfinde will, der paßt ewe nit in e feines Haus. Sie könne in vierzeh Dag gehe. 's wär so wie so — aus mancherlei andere Gründe nit länger mit Ihne gange. Ich hab schon e neue Dam in Aussicht. Das is eine Dochter vom e Reschierungsrat. Die sin heutzudags grad so billig wie die Off'ziersdöchter."

Und damit nahm Frau Blinzler ihre spitzenbesetzte hellblaue Tuchschleppe auf und ging aus dem Zimmer.

*

Ich muß also gehen, muß wieder wandern und suchen und an den Türen stehen — — —

*

Nun schreibe ich an Marie, an Tante Klothilde, an Guido, an Herbert, und eine Annonce für die „Kölnische Zeitung".

*

Es ist eine fatalistische Stimmung über mich gekommen. Herbert und Ida willen von keiner passenden Stellung in ihrem Bekanntenkreis, Marie schlägt mir eine Majorswitwe in Königsberg vor, die eine Dame zur Gesellschaft sucht. Sie hat aber nur fünfundzwanzig Mark ausgesetzt. Das ist zu wenig. Ich komme so schon nicht aus. Von Guido ein verzweifelter Brief — er steht solchen Fragen ganz ratlos gegenüber. Auf die Annonce ist heute ein einziger Brief eingelaufen. Ich warte — zögere — hoffe — und lege mich abends klopfenden Herzens zu Bett. Keine Ruhe — kein Schlaf. Die Augen tun mir so weh. Müde und verzweifelt. Frau Blinzler kümmert sich nicht mehr um mich.

Zu den Ausfahrten begleitet sie Fräulein Flackus. In das Kurhaus geht sie mit Seegers. Johanna läßt sich nicht mehr sehen.

Immer wieder überlese ich meine Annonce. Weshalb kommt nur ein einziger Brief? Ich habe doch früher so viele erhalten? Ist es deshalb, weil ich zum erstenmal meine Gehaltsansprüche hinzufügte, um unnötige Schreibereien zu ersparen? Wenn man mit seinem Gelde zu Ende ist, zählt jede Freimarke, jede mitgesandte Photographie. Sind sechzig Mark so viel für meine Leistungen? Ich könnte ja von weniger leben, wenn nicht das Schreckgespenst vor mir auftauchte: Was wird aus dir, wenn du einsam und alt bist und nicht mehr arbeiten kannst? Schon ein kurzes Kranksein bedeutete für mich Stellenverlust — Schulden — vielleicht noch mehr. Ich muß daran denken, mir Geld zurücklegen. Das unruhige Leben, die Aerzterechnungen und allerlei Unvorhergesehenes haben mich bis jetzt nicht dazu kommen lassen, und das Leben im Rheinlande ist teuer. Dann überdenke ich wieder dieses einzige Angebot, das sicher nicht schlecht wäre, eine Stellung in einem Kölner Patrizierhause, aber „perfektes Stenographieren sowie Kenntnisse der Buchführung erforderlich"? Das ist natürlich nichts für mich. Auf das dreimalige Erscheinen der Anzeige ist endlich noch ein Angebot eingelaufen. Die junge Witwe eines Oberförsters Mühlhaus in Wahlscheid in der Eifel sucht eine Dame zu ihrer Pflege und Gesellschaft . . . Sie scheint bettlägerig zu sein, denn der Brief kommt von der zu Besuch anwesenden Mutter. Auch hier will man Zeugnisse haben. Damit beginnt ein Hin- und Herschreiben. Es ist so peinlich, sich rechtfertigen zu müssen und zwischen seiner Reinwaschung und der Rücksichtnahme auf

Digitized by Google

andre den rechten Weg zu finden. Frau Blinzler hat mir reichlich Flickarbeit gegeben, sie kontrolliert jedes ausgebesserte Stück. Vieles ist ihr nicht sorgfältig genug gemacht, und sie trennt es wieder auf. Ich sitze im kalten Zimmer bei schlechter Beleuchtung und nähe — nähe — von früh bis spät.

Die Mägde in der Küche lachen über meine Gefangenschaft. „Das ließ' ich mir nit biete," sagte die Köchin. (Ich könnte Köchinnen um ihr Selbstbewußtsein beneiden!)

*

Ich habe daran gezweifelt, daß diese Tage und Nächte jemals zu Ende gehen könnten. Bis vor dem Tag, an welchem ich das Haus verlassen mußte — mein Zimmer stand schon bereit, die neue Gesellschafterin zu empfangen, die ich nicht sehen werde —, wartete ich auf die Antwort der alten Dame aus Wahlscheid — ohne Geld — mutlos — mit der Aussicht, stellenlos zu sein. Den ganzen Jammer der Verlassenheit habe ich in diesem engen, dumpfen Zimmer ausgekostet — bis die Erlösung kam. Die Zusage — und eine Depesche, daß ich abreisen solle. Ich habe zurücktelegraphiert, daß ich bereit sei, die Stelle anzutreten, und daß ich hoffte, daß meine Leistungen sie zufriedenstellten. Einer jungen, etwas leidenden Dame Gesellschaft leisten, ihr vorlesen und sie auf ihren Reisen begleiten, das werde ich ja wohl noch können!

Daß die Menschen nie daran denken, daß man sehr arm sein muß, wenn man den Posten einer Gesellschafterin annimmt!

Ich habe von Frau Blinzler kein Reisegeld ersetzt bekommen, und Frau Mühlhaus hat mir keinen Vorschuß geschickt. Die gute Marie mußte wieder herhalten! Aber alles gleich. Nur einmal fort aus diesem Hause.

Der Abschied war kalt. Dem Zeugnis mangelt jede Form. Fräulein Flackus hat es geschrieben. Eine Empfehlung ist es nicht. Als der Zug abfuhr, sah ich mich nicht einmal mehr um.

Gott sei Dank! Vorbei! Vorbei!

V

Ich bin in ein Trauerhaus gekommen. Die junge Frau ist seit einem halben Jahr Witwe und hat vor vier Wochen ihr kleines Kindchen verloren.

Frau Mühlhaus lag zu Bett, als ich zu ihr geführt wurde. Eine blasse, blutarme, hilflose junge Frau von etwa zweiundzwanzig Jahren. Sie streckte mir ihre zarte kleine Hand entgegen.

„Wie gut, daß Sie gekommen sind, Fräulein von Osten. Ich bin krank geworden!" Sie erzählte mir, während ich an ihrem Bette Platz nahm, daß sie nach der Geburt des Kindes Venenentzündung bekommen hatte. Das Kind war nur drei Tage alt geworden. Es war zu früh zur Welt gekommen. Sie hatte Schmerzen, aber trotzdem sorgte sie, daß mich das Mädchen auf mein Zimmer führte und mir auspacken half.

Ich habe sie gleich liebgewonnen, diese kleine, arme, verlassene junge Frau. Ihre Mutter ließ mir gleich heißen Tee kommen. Eine liebenswürdige einfache Dame, die in großer Sorge um diese Tochter ist, die so viel Unglück gehabt hat.

„Sie war zu zart zum Heiraten, und ihr Mann war auch nicht ganz fest auf der Lunge," sagte sie. „Aber wer kann wissen, wie es im Leben kommt! Jetzt wollen wir zufrieden sein, wenn wir sie gut durchbringen. Sobald es Sommer ist, soll sie zu uns auf das Land. Dann kommen Sie mit und pflegen sich auch." Dabei sah sie mich an. Mir kamen die Tränen.

Sie faßte nach meiner Hand. „Nun, nun, Sie werden sich hier einleben, wenn es auch im Anfang schwer ist, in einem fremden Hause zu sein. Sie haben gewiß oft Heimweh?"

Ich konnte bloß den Kopf schütteln. Ich sah, wie sie mir heißen Tee eingoß, mir die Platten näherückte, mich mit allem versorgte und wie sie mit mütterlichem Eifer zusah, daß ich auch etwas aß.

„Sie werden sich mit meiner Anne schon einleben. Sie heißen auch Anne? Ach, das ist nett! Das ist ein gutes Zeichen. Schlafen Sie gerne kalt?" fragte sie. „Ich habe heizen lassen!"

Es war wie ein warmer Gruß, dieser hellbrennende Ofen, das reinliche helle Zimmer nach der langen Fahrt in dritter Klasse mit Arbeiterfrauen und Bauernweibern, in Kälte und Schnee. In der Eifel liegt Schnee, die Luft weht rauh, der Weg vom öden Bahnhof bis hier herauf durch das winterliche Dorf war mir schwer geworden. Ich bin die Eisluft nicht mehr gewöhnt. Und neben mir her ging das Dienstmädchen, barhäuptig in blaugedrucktem Kattunkleid, die Hände eingewickelt in die Enden des dünnen Wollschals.

Nebenan schläft Frau Mühlhaus. Ich soll die Tür des Nachts angelehnt lassen, im Fall sie mich brauchte.

„Wissen Sie, ich könnte das Aufstehen nicht aushalten," gestand mir die Mutter offen. „Wenn man acht Kinder gehabt hat, ist man eine alte Frau, ehe man sich's versieht. Ich habe meinen Schlaf nötig und bin so ängstlich mit meinen Kindern. Das hab' ich mir immer noch nicht abgewöhnen können. Ich bin froh, daß ich nach Hause kann."

Im Ofen brannte das Feuer, ich hing meine Kleider in den riesigen alten Schrank, der mir ganz gehört und der nach Lavendel duftet. Es ist einfach, hell und freundlich in diesem Hause, so daß ich mich zum erstenmal wieder fühle, als wäre ich zu Hause. In mein Bett hat man eine Wärmflasche geschoben. Auf dem kleinen weißverkleideten Toilettentisch liegt ein Stück Veilchenseife, steht eine frische Flasche Eau de

Digitized by Google

Cologne. Der Wind geht um das stille Haus am Wald. Ich höre die Bäume sich schütteln und neigen und schlafe ein.

*

Der Arzt war heute morgen da, um mir zu zeigen, wie ich den Verband anzulegen habe. Er wohnt im Dorf und hat bis herauf zur Villa Anna eine Stunde zu gehen. Er gab mir nachher Verhaltungsmaßregeln im Nebenzimmer.

„Vor allem muß sie in dieser Lage, das linke Bein erhöht, liegen bleiben. Sie müssen sie füttern und unterhalten; umgebettet darf sie erst dann werden, wenn die Gefahr einer Embolie vorüber ist. Die Umschläge müssen im Bett gemacht werden. Alle drei Tage komme ich und sehe nach. Ich werde Ihnen nun zeigen, wie Sie das Wundwasser anzusetzen haben." Es ist an solchem Morgen viel zu denken, es gibt immerzu etwas zu tun.

Frau Mühlhaus liegt geduldig still. Sie ist sehr blaß und abgemagert, ihr Körper ist elfenhaft zart und leicht. Wenn sie nachmittags versorgt und verbunden in ihrem Bette liegt, lese ich ihr vor.

„Sie haben so eine angenehme Stimme," sagt sie, „und Ihre Hand tut gar nicht weh. Sie hätten Krankenpflegerin werden sollen!"

Die Mutter sieht uns freundlich zu und packt ihre Koffer im Nebenzimmer.

„Mutter, jetzt krieg' ich kein Heimweh, wenn Fräulein von Osten bei mir ist," sagte Frau Mühlhaus. „Ich hab' auch schon gar keine Schmerzen mehr. Vielleicht kann ich in einer Woche aufstehen. Heut ist Montag. Nächsten Sonntag liege ich nur noch einen Tag."

Die Mutter winkt mir, zu schweigen.

„Das arme Ding," sagt sie, als wir beim Kaffee sitzen. „Sie weiß nicht, wie krank sie war. Jetzt geht's ja besser, aber das lange Liegen zehrt . . . Helfen Sie ihr gut darüber. Sie können es auch!" Und sie drückte mir die Hand. Wie das wohl tut! —

Ich sehe von den Fenstern aus die mit Apfelbäumen bestandene Straße herab bis zu den Dächern des Dorfes. Sonst ist das Haus von Wald umgeben. Im ersten Stock wohnt ein junges Ehepaar, der Amtsrichter aus dem Dorf. Die junge Frau kommt oft herauf. Eine rundliche gesprächige Dame, die sehr freundlich und hilfsbereit ist, aber selbst viel mit ihren Zwillingen zu tun hat.

Ich sehe einmal wieder Kinder! Die beiden Jungens sind erst ein Jahr alt. Leider habe ich keinen Augenblick Zeit, von Frau Mühlhaus wegzugehen. Ich esse in dem kleinen Wohnzimmer neben unsern beiden Schlafstuben. Auch nachts habe ich jetzt keine Ruhe. Ich schlafe schwer ein, bis zwei Uhr liege ich wach — gegen drei Uhr verlangt Frau Mühlhaus stets etwas zu trinken. Sie entschuldigt sich jedesmal, aber sie darf sich ja nicht rühren. Um sechs Uhr, gerade, wenn ich eingeschlafen bin, kommt das Mädchen, um Feuer anzumachen. Da Frau Mühlhaus nicht bei offener Türe schlafen kann, muß ich dann aufstehen, um zu öffnen, und bin von da ab wach, ohne ausgeruht zu haben. Aber die Ruhe in diesem Hause tut mir so wohl. Wenn alle Häuser ihr „Gesicht" haben, Guido, dann hat dieses ein mildes, gütiges Gesicht, wie die Eifelluft ist es, herbe und rein.

*

Als ich Frau Mühlhaus heute morgen den Tee gab, sagte sie plötzlich: „Glauben Sie an Träume?"

„Nein, gnädige Frau!"

Sie schwieg. Dann sagte sie: „Ich glaube daran! Wenn man dreimal hintereinander denselben Traum gehabt hat, geht er in Erfüllung."

„Was haben Sie denn geträumt?"

„Sie lachen mich aus, Fräulein von Osten. Mein Traum war so gräßlich . . ."

Ich setzte mich neben das Bett. Da sagte ihre leise Stimme: „Sie waren mit einem kleinen Koffer die Straße nach dem Dorf hinuntergegangen und ich sah Ihnen nach. Neben meinem Bett saß eine fremde Krankenschwester. Sie saß regungslos neben mir und hielt meine Hand fest und sagte nur immer: ‚Komm!' Als ich sie näher betrachtete, sah ich mit einemmal, daß sie eine Maske trug, und ich schrie laut auf. Da nahm sie die Maske ab: es war der Tod."

Nun weint sie den ganzen Morgen. Ich tröste sie. Ich lese — ich plaudere — aber sie ist mit ihren Gedanken weit — weit weg. Ihren Augen sehe ich es an, daß sie nur an jenen Traum denkt.

Ich lache sie aus.

Aber mir ist nicht recht wohl dabei. Ich erzähle ihr von Ida, die so oft Venenentzündung gehabt hat und jetzt eine gesunde Frau ist. Das richtet sie denn etwas auf, sie belebt sich daran, wenn ich ihr deren Leiden schildere, und sie hört gerne von den Kindern Herberts die Anekdoten. Dann kann sie wieder herzlich darüber lachen und ihre Angst vergessen.

*

Der Doktor ist ärgerlich. Das Wundwasser war falsch angesetzt. Ich bin so unsicher in der Behandlung von Kranken. Die einzige, die ich pflegte, war Mutter, die bloß vierzehn Tage an Lungenentzündung krank lag.

Jetzt hörte ich von Embolie, Asepsis, Hochlagerung, Trombose. Von allem weiß ich nichts. Ich komme mir unsagbar dumm vor. Ich schäme mich, so nichts — nichts zu wissen.

Bei Frau Blinzler empfand ich es beschämend, nichts von Gesichtsmassage gewußt zu haben. Hier handelt es sich um die Erhaltung eines jungen Lebens, und ich kann nichts dazu tun!

Digitized by Google

Als der Doktor heute den Verband öffnete, sagte er nichts, aber Frau Mühlhaus stöhnte mit zusammengebissenen Zähnen, ihre großen blauen Augen sahen mit Entsetzen das stark geschwollene Bein an.

„Ich werde das nächstemal einen Kollegen mitbringen," meinte er zu mir.

„Was hat er zu Ihnen gesagt?" fragt sie mich jedesmal atemlos, wenn ich den Doktor hinausbegleitet habe.

„Er sprach von Ihrem Aufstehen."

„Ach nein! Sagen Sie mir! Was will er? Steht es schlimm mit mir?"

„Es ist nicht schlimmer wie vorher, aber der Arzt scheint nicht sicher zu sein in seiner Diagnose. Er will noch einen zweiten mitbringen."

„Dann steht es schlimm mit mir," sagt sie tonlos, und während ich sie beruhige, dreht sie den Kopf nach der Wand.

Plötzlich ruft sie laut in der Nacht: „Rudolf! Rudolf!"

Ich erwache und eile zu ihr ans Bett. „Ach, komm zu mir. Ich habe so große Schmerzen — so Heimweh — Ich bin müde von den Schmerzen." Dann erkennt sie mich langsam. „Ach, Sie sind es."

Sie will anders liegen. Sie kann es nicht länger in dieser Lage aushalten. Es tut ihr alles weh, der Rücken, der Kopf — und die linke Ferse. Ich mache ihr das Bett, streiche ihr die Kissen glatt. Aber sie bittet verzweifelt um andre Lagerung.

„Ich darf es aber nicht! Sie müssen so aushalten!"

„Ich werde wahnsinnig," sagt sie. „O — mein Rücken. Was kann nur an meiner Ferse sein?"

Ich glaubte, sie fiebere. „Einbildung, Sie haben bloß ein schlimmes Bein."

„Nein, nein. Meine linke Ferse."

Ich wage nicht, sie aufzudecken, es ist kühl im Zimmer. Ihr Kopf ist glühend heiß, auf ihrer Stirne stehen Tropfen. Ihre Hand ist eiskalt. —

„Morgen kommt der Professor! Dann sagen wir ihm, er soll Sie anders legen." Aber sie bittet verzweifelt.

„Bleiben Sie bei mir, gehen Sie nicht fort. Ich fürchte mich!" Und ich bleibe die Nacht an ihrem Bette, bis der bleiche Wintertag zu grauen beginnt.

Ich komme fast nicht mehr zu mir selber. Vielleicht ist es das beste.

Wie tut der jähe Wechsel — der Uebergang so bitter weh! Wie wächst mein Verlangen in diesen öden, einsamen, bangen Nächten nach dir, Guido!

*

Der Professor war da. Ein großer ernster Mann, er trat mit breiten knarrenden Stiefeln in das Zimmer. Wie unsicher der andre gegen ihn erschien! Der Professor untersuchte kurz und sagte zu mir in grobem Tone: „Die Ferse ist durchgelegen, das brauchte nun wirklich nicht zu sein. Sie können scheint's nicht lagern." Dann sah er sich im Zimmer um: „Nehmen Sie dort die Tuchportieren herunter und die Gardinen vom Fenster weg."

„Aber die Sonne scheint gerade auf das Bett."

„Dann hängen Sie doch, solange die Sonne scheint, ein Stück Leinwand darüber oder lassen Sie das Fenster mit Brettern zuschlagen. Das Zimmer hat ja zwei Fenster. Man muß sich doch helfen können!"

„Von andrer Lage könnte keine Rede sein, sagte er zu Frau Mühlhaus, sie müßte noch viel stiller liegen.

„Ist es denn gefährlich?" fragte sie, und ihre Stimme klang fast nicht.

„Gefährlich nicht, aber es kann gefährlich werden, wenn Ihre Pflegerin nicht strenger mit Ihnen ist."

„Wo haben Sie denn Krankenpflege gelernt?" fragte er, als er im Nebenzimmer das Rezept schrieb.

„Ich bin nicht ausgebildet, Herr Professor!" Er sah mich an.

„Ja, zu was sind Sie denn hier?"

„Um Frau Mühlhaus Gesellschaft zu leisten."

„Frau Mühlhaus braucht keine Gesellschafterin, aber eine sachverständige Wärterin!" sagte er und schrieb weiter. „Die Frau ist schwerkrank. Sie ist so elend, daß sie Ihnen unter den Händen ausgehen kann wie ein Licht. — Ich kann diesen Fall nur dann behandeln, wenn eine geprüfte Krankenschwester da ist, die solche Fälle schon behandelt hat."

Der Doktor stimmte bei. Er hatte auch schon gedacht, er hatte es schon damals der gnädigen Frau vorgeschlagen, aber sie wollte keine „Schwester" um sich haben.

„Kranke haben keinen Willen mehr," sagte der Professor. (Der Doktor beneidete ihn sichtlich, daß er so grob sein durfte.) Ich solle an die Mutter schreiben und ihr diese seine Ansicht mitteilen, sagte er. In vier Tagen käme er wieder und brächte eine Krankenschwester aus seiner Klinik mit, die gerade entbehrlich wäre.

Damit gingen sie.

Somit wäre ich denn nach vierzehn Tagen wieder entlassen. Ist es denn wirklich so gefährlich? Venenentzündung? Ida hat es nach jedem Kinde gehabt und ist doch eine gesunde Frau heute! Ich habe nie gehört, daß jemand daran gestorben ist. Allerdings Ida mit ihrem kräftigen, gesunden Körper und Frau Mühlhaus! Sie sind nicht miteinander zu vergleichen.

Hätte mir doch Frau Mühlhaus nie von ihrem Traum erzählt! Nun kann ich nicht einmal mehr unbefangen sein! Ihre klaren Augen sehen mir die Gedanken ab. Ich zitterte vor einer aufregenden Szene. Aber sie blieb still, als ich ihr endlich alles sagte.

Digitized by Google

Sie lag mit geschlossenen Augen. Ihre Lippen waren blaß.

„Also doch," flüsterte sie.

Sie nahm es gefaßter hin, als ich glaubte. Sie denkt an ihren Tod. Ich muß von neuem an das Leben denken! In vier Tagen kommt die „Schwester". Was soll ich dann hier? Ich habe an ihre Mutter einen langen Brief geschrieben, was ich tun sollte. Wenn sie mich doch hier ließen, so lange, bis ich eine Stelle hätte! Daß ich ein Dach über mir, eine Unterkunft hätte! Im Notfall muß ich mich einmieten. Aber unter drei Mark den Tag finde ich nichts.

Frau Mühlhaus ruft mich alle zwei Stunden. Sie spricht von ihrem Manne und von der Schwester mit der Maske. Von ihrem toten Kindchen.

Die Annonce ist erlassen. Unverändert wie früher, bloß die Zahl der Jahre ändert sich mit der Zeit. Ich warte nun. Brief von Guido. Er ist gestürzt. Liegt im Lazarett, Kniescheibe verletzt. Es ist ein Zettel mit Blei beschrieben. Marie schreibt, wie glücklich sie sei, daß ich mich so wohl fühle in diesem Hause. Sie fragt, was ich zum Geburtstage am nötigsten hätte. Sie hat meinen Brief noch nicht. Von der Mutter der Frau Mühlhaus eine Depesche:

„Bitte vorläufig bleiben, auch wenn Schwester da ist. Brief folgt."

Ich bin erlöst. Aber es hat mich wieder die Sehnsucht gepackt, die mich nicht schlafen läßt. Guido verlangt mich zu sehen, und ich kann ihm nichts versprechen. — Wie elend sind wir Menschen, daß wir vor Sorgen um das tägliche Brot nicht leben können!

Heut schlief ich wieder um vier Uhr des Mittags über dem Vorlesen ein. Das passiert mir nun schon zum drittenmal. So müde — so müde. —

Wenn es Guido nur gut geht!

*

Die Schwester ist angekommen. Eine resolute rothaarige Person mit gewöhnlichem Gesicht und Sommersprossen.

Die wird der armen jungen Frau nicht sympathisch sein.

Ihre Hände greifen geschickt zu, sie spricht wenig, aber sehr bestimmt. Sie versteht den Professor bei der ersten Andeutung und führt alle Handreichungen mit einer Selbstverständlichkeit aus, die mir mangelt.

Ich stehe mit zwei Damen wegen der neuen Stelle in Unterhandlung. Auf die Anzeige kommen diesmal wieder nur drei Angebote. Die einzige aber, welche den verlangten Gehalt geben will, ist eine alte Dame in Honnef. Sie stößt sich jedoch daran, daß kein Zeugnis von der ersten Stelle vorhanden ist. Wie ich den Brief lese mit meiner Erklärung, kommt sie mir fast phantastisch vor. Weshalb ich von Brucks weggegangen sei? fragt sie dann wieder. Kann ich mich da rechtfertigen, ohne andre anzuklagen? Ich kenne die Dame nicht. Einer Fremden die schriftliche Mitteilung des wahren Grundes zu machen — widerstrebt mir. ‚Weshalb ich nur ein Jahr bei Frau Blinzler gewesen bin?' Das ist fast noch schwerer zu sagen. Weil Johanna Wolf mir einen Tintewischer zerbrach?

Ich schreibe vier Briefe — die ich alle wieder zerreiße. In dem einen habe ich zu viel gesagt, in dem andern zu wenig. Den fünften schicke ich ab. Ich schlage vor, die Dame sollte mich zu sich kommen lassen. Aus der Eifel nach Honnef! Schlechte Verbindungen, weite Reise! — Draußen stürmt und regnet es heftig. Die Landschaft ist melancholisch und öde. Graue Farben, Wolken und Sturm.

Furchtgedanken wechseln ab mit heißem Glücksgefühl, meinen Körper durchrieseln Kälteschauer bei dem Gedanken: Guido. In seligen, starken Schlägen zittert mein Herz: Du wirst doch einmal sein werden!

Ob die alte Dame mich nach Honnef kommen lassen will? Vielleicht scheut sie die Ausgaben! Reiche Leute sind oft sparsamer als solche, die nichts haben. — Das hatte ich früher nie gedacht, als wir die üppigen Feste in den reichen Häusern mitfeierten. Da war alles Glanz und Verschwendung.

Die Schwester scheint mich als überflüssig zu empfinden. Ich fühle es. Sie schläft in meinem Zimmer. Ich bin nach dem Fremdenzimmer ausquartiert worden. Eben im Begriff, meinen Schrank auszuräumen, erhielt ich eine Depesche, die mich nach Honnef rief.

*

Das waren Tage!

Die Reise durch Regen und Aprilschnee durch die Eifel nach dem kleinen Honnef am Rhein.

Der Empfang — die alte, siebzigjährige Dame in ihren hohen vornehmen Räumen, die Villa am Rhein, die in einem alten Park liegt — war liebenswürdig, aber kühl. Sie ließ mich erzählen und unterbrach meine Rede nur mit kleinen Zwischenfragen. Sie scheint klug zu sein, hat helle Augen und ein ehemals schönes Gesicht.

Sie verlangt Begleitung auf Reisen, gutes Vorlesen, auch in französischer oder englischer Sprache. Daß ich nicht Italienisch kann, wäre ihr leid. Die vorige Dame habe fließend Italienisch gesprochen. Ob ich Skat spiele oder Whist? Nein? Das wundere sie sehr. Ich könne aber ein paar Stunden nehmen, um es zu lernen. Weiter verlangt sie nichts.

„Sie spielen Klavier? Es kommt vor, daß öfters eine Bekannte singt. Dann müßten Sie tadellos begleiten können."

Mit Herzklopfen sage ich, daß ich das kann. Bei Gott, es ist die erste Lüge in meinem Leben gewesen. Ich habe seit Jahren kein Klavier mehr berührt. Aber das läßt sich nachholen.

Digitized by Google

Gott sei Dank. Sie will mich nehmen. Aber erst vom ersten Mai ab. Dann bin ich, nachdem ich ihr meine Zeugnisse eingehändigt habe, entlassen. Sie klingelt dem Diener. „Auf Wiedersehen am ersten Mai!“ Und ein stummer Diener in grauer Livree begleitet mich durch die teppichbelegten Gemächer über den Lichthof hinunter.

Ich stehe auf der Straße.

Wohin nun? Zurück nach Wahlscheid? Mich dreieinhalb Wochen als Ueberflüssige von einer Krankenschwester über die Achseln ansehen zu lassen?

Vier Wochen Kündigung haben wir ausgemacht, also erhalte ich das Geld bis zum fünfzehnten April. Und die vierzehn Tage dann? Wohin?

Ich habe an Tante Exzellenz geschrieben und Ida, meine Dienste angeboten — wenn sie mich die vierzehn Tage bei sich aufnehmen wollen! Das Reisegeld bekomme ich von Fräulein Karst beim Eintritt. Ich habe wieder nur noch ein paar Mark.

Wieder die Reise durch Regen und Wind in dritter Klasse mit Bauernfrauen und Marktweibern. Es scheint, daß am Rhein die dritte Klasse dasselbe ist wie im Osten die vierte! —

Frau Mühlhaus ist kränker geworden. Man hat der Mutter telegraphiert. Der Professor war gestern wieder da. Ich darf nicht zu ihr hinein. Die Schwester sehe ich bloß des Mittags und des Abends. Morgen erwartet man die Mutter.

Ich habe mir ein Lager auf der Chaiselongue in dem kleinen Wohnzimmer gemacht. Ida schreibt, acht Seiten. Sie ist so betrübt, mir nicht helfen zu können, aber sie erwarten ihre Schwester, Gräfin Linde aus Paris, haben das Kinderzimmer ausräumen müssen und leben zusammengedrängt in den zwei Schlafzimmern. Wenn ihre Schwester fort ist, in etwa vierzehn Tagen, dann sei ich jederzeit willkommen. Sie schreibt Liebes, viel von den Kindern, von Herbert. Sich vergißt sie in Briefen immer. Es ist auch nichts von Ida zu sagen, als daß sie eine gute Mutter ist und eine vortreffliche Frau. Ihre Lebenskraft, ihre Gesundheit hat sie ihrer Familie gegeben, und es ist für sie nichts mehr zurückgeblieben.

Tante ist jetzt in Rom. Sie kommt erst zurück, wenn es dort anfängt warm zu werden. Sie schreibt einen ihrer flüchtigen Briefe und erzählt mir, daß sie bei der Botschafterin zum Tee geladen war. Sie hofft, mich im Sommer vielleicht einmal bei sich zu sehen.

Von Guido keine Nachricht.

*

Die Mutter ist hier, der Professor, der Doktor. Sie beraten lange im Nebenzimmer. Es liegt eine bange, schwere Stille über diesem Haus. Ich habe der Mutter von meiner neuen Stelle erzählt. Aber sie ist zerstreut. Sie verwechselt die Daten und weint, sobald sie von ihrer Tochter spricht.

„Anne denkt, Sie seien schon fort,“ sagt sie mir. „Sie darf gar nicht wissen, daß Sie noch hier sind. Sie hat sich immer so gegen eine Schwester gewehrt. Jetzt liegt sie da und läßt sich alles gefallen. Ach, liebes Fräulein, das ist das Schlimmste. Die Teilnahmlosigkeit!“

Ich bin überzeugt, die alte Dame mag mich lieber als die Schwester, aber vor dem Ernst dieser Tage treten persönliche Wünsche und Sympathien weit zurück. Sie begreift sicher nicht, weshalb ich noch hier bleibe. Sie hat mir heute am Fünfzehnten mein Gehalt ausbezahlt und dabei gesagt: „So, mein liebes Kind. Nun hoffe ich bloß, Sie finden eine gute Stellung.“

Ich erzähle ihr noch einmal von der alten Dame in der Villa in Honnef am Rhein — für ersten Mai. Sie nickt und nickt und horcht nach drüben, wo die Schwester mit dem Doktor spricht.

„Ja, ja — das ist ja recht gut. Wann reisen Sie denn nun?“

Da habe ich ihr gesagt — Ende der Woche — in drei Tagen.

*

Es ging nicht anders. Ich bin am achtzehnten April abgereist, ohne Frau Mühlhaus noch einmal gesehen zu haben. Niemand ging mit zur Bahn. Als ich nach dem Dorfe heruntering, im Regen — wandte ich mich noch einmal nach dem kleinen Hause am Walde um. Aber Frau Mühlhaus sah ich nicht.

„Leb wohl, arme kleine Frau Anne!“

Der Regen begleitete mich, und der Wind heulte dazu . . .

Am Fenster oben stand die Schwester und sah mir nach.

Der Traum fiel mir ein. —

Aber habe ich Zeit, an andre zu denken?

Die vierzehn Tage im christlichen Hospiz in Bonn haben mein gespartes Geld aufgezehrt. Der Rest genügt zur Reise nach Honnef. Meinen Hermelinmuff habe ich weggeworfen. Er hatte Mottenstellen. Wie würde auch Frau Blinzler einen Muff verschenkt haben, den sie selbst noch hätte tragen können? —

In der Eifel war es noch bitter kalt, hier am Rhein treffe ich warmen Sonnenschein, knospende Bäume, in den Gärten blühen die Veilchen und auf den Wiesen gelbe Schlüsselblumen. Es ist fast heiß in Honnef. Die Villa Karst liegt in einem vornehmen, englisch gehaltenen Park hinter weißem Gitter, dessen vergoldete Spitzen in der Sonne funkeln. Das breite Tor steht weit auf, und der Weg, mit hellgrauem feinem Kies bedeckt, führt geradeaus auf den von Lorbeerbäumen umstellten Eingang zu. Auf der marmornen Schwelle begrüßt mich ein in Mosaik gelegtes Wort: „Salve“.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Eile mit Weile

Nach einem Gemälde von Anton Laupheimer

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Schwesternhaus in Moabit

Das Schwesternwesen der Stadt Berlin

Von

Leo Jacobs

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und L. Geistig, Berlin)

Erbittert wie nie zuvor tobt heute der Gleichberechtigungskampf zwischen Mann und Frau. Mit beispielloser Energie sucht die moderne Frauenbewegung, ein Kind der großen Freiheitsgedanken des neunzehnten Jahrhunderts, sich alle die Berufe zu erschließen, die im Laufe einer langen geschichtlichen Entwicklung ein Privilegium des Mannes geworden sind. Während auf der einen Seite der modernen Frau Erwerbsmöglichkeiten geschaffen werden, die ihrem innersten Wesen zuwiderlaufen, drohen anderseits — es ist dies wohl ein Zeichen der Jugendlichkeit der ganzen Bewegung — Berufe in Vergessenheit zu geraten, die eine Domäne des weiblichen Geschlechtes bilden und der Frau Gelegenheit geben, ihrer Eigenart entsprechend und ohne Einbuße ihrer Weiblichkeit eine segensreiche Tätigkeit für die menschliche Gesellschaft zu entfalten. Einer dieser Berufe ist der der Krankenschwester.

Jahrhundertelang war es die Kirche, unter deren Schutze die barmherzige Schwester in klösterlicher Abgeschiedenheit ein weltfremdes, entsagungsreiches Leben geführt hat. Und heute! Herausgetreten aus den dumpfen Klostermauern, ist heute das Schwesternwesen in der reinen Atmosphäre eines freien Menschentums der eigentliche

Die Oberin des Moabiter Schwesternhauses in ihrem Arbeitszimmer

Digitized by Google

Mittelpunkt einer weltlichen, moderneren und technisch vollkommeneren Krankenpflege geworden. Während früher die Schwesternausbildung rein privaten Unternehmungen überlassen wurde, nehmen wir heute die ersten Anfänge einer kommunalen Organisation des Schwesternwesens wahr. Der Bedeutung eines methodischen Unterrichts bewußt, hat der Magistrat einiger deutscher Großstädte Einrichtungen ins Leben gerufen, in denen vorläufig für die Bedürfnisse städtischer Krankenanstalten ein Stab tüchtiger, technisch gewandter Pflegerinnen herangebildet wird. Als ein Muster derartiger

Zimmer einer Oberschwester

Ausbildungsstätten, die gleichzeitig ihren Bewohnern nach Möglichkeit ein eignes Heim ersetzen sollen, sehen wir uns einmal das nunmehr zwei Jahre bestehende Schwesternhaus Moabit-Berlin an.

Aus dem imposanten Komplexe des Moabiter Krankenhauses grüßt uns gleich am Eingang ein stattlicher, massiver Rohbau mit zwei Stockwerken, darüber eine Dachmansarde, davor eine Balustrade von Stein, das ist das Schwesternhaus. Es umfaßt den gemeinsamen Eßsaal, das Besuchzimmer, die Privaträume der Oberin, die Wohnzimmer der Schwestern und Schülerinnen sowie die Dienstboten- und Wirtschaftsräume. Wir treten ein und wenden uns zunächst dem im Erdgeschoß liegenden Speisesaal zu. Ein langgestreckter Raum voll Licht und Luft, ganz in lichtem Grau gehalten. Von oben grüßt der von einer Schwester gebrannte und kunstvoll übermalte Wandspruch mit dem Motto: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." An einer Querwand steht ein Klavier, daneben ein kleiner Wandschrank zur Aufnahme der umfangreichen Korrespondenz der Schwestern. Gegenüber erblicken wir in einem dunkeln Mahagonirahmen das Bildnis des Geheimrates Professor von Renvers, des eifrigen Förderer schwesterlicher Interessen, der sich auch um das Moabiter Schwesternhaus ein bleibendes Verdienst erworben hat. In dem blendenden Weiß der auf zwei langen Tischreihen ausgebreiteten Tischwäsche bietet das satte Grün von Blattpflanzen dem Auge einen angenehmen Ruhepunkt. Hier werden die gemeinsamen Mahlzeiten eingenommen, mittags und abends in zwei Schichten, während Schülerinnen abwechselnd die Bedienung bei Tische besorgen. Nach des Tages Mühe und Arbeit finden sich hier fast immer einige Schwestern, die in den Abendstunden bei Klavier und Gesang sich die Zeit verkürzen, während andre zuhören oder über eine Handarbeit gebückt miteinander plaudern. Hier feiert man auch die drei Festtage im Leben der Schwester, das Stiftungsfest, den Geburtstag der Oberin und das Weihnachtsfest. Hier finden auch von Zeit zu Zeit gemeinsame zwanglose Teeabende statt, wo man bei Musik und angeregter Unterhaltung bis gegen die zehnte Stunde harmlos vergnügt zusammenbleibt. Das Stiftungsfest oder der Geburtstag der Oberin bringt dazu noch manche hübsche Ueberraschung, bald ein lebendes Bild, bald einen Prolog oder ein selbstverfaßtes kleines Theaterstück mit allerlei versteckten humorvollen Anspielungen, die nur dem verständlich sind, der einen Einblick in das innere Leben eines Krankenhauses hat.

Wir werfen im Vorübergehen noch einen Blick durch die halbgeöffnete Tür in das für den Besuch der Schwestern reservierte Zimmer — niemand wird vorgelassen, der nicht der Oberin gemeldet ist —, verweilen noch einige Augenblicke in dem Arbeitszimmer der Oberin: ein großer, freundlicher Raum, einfach, aber geschmackvoll eingerichtet, über dem Sofa hängt eine schöne Kopie des Richterschen Christusbildes, auf dem Schreibtisch liegt ein Stoß von Papieren und Schriftstücken aller Art, und steigen nunmehr die eichenen Treppenstufen zu den Wohnräumen der Schwestern hinauf. Während wir den langen Korridor durchschreiten, zu dessen beiden Seiten die Schwesternzimmer liegen, fällt unser Blick auf ein kleines Täfelchen mit der Aufschrift „Nachtwache". Wir erinnern uns, hier ruht eine Schwester, welche die ganze Nacht auf der Station über ihren Kranken gewacht hat. Stören wir nicht den wohlverdienten Schlaf, gehen wir auf leisen Sohlen weiter!

In welches Zimmer wir auch eintreten, überall empfangen wir denselben Eindruck: wer hier wohnt, der hat ein Heim. Im Gegensatz zu manch andern Schwesternheimen hat hier jede Schwester ihren

Digitized by Google

Schülerinnen bei der Arbeit

eignen Raum, den sie ganz nach Belieben, ihrem Geschmack entsprechend sich einrichten kann. Die zierlichen mattgrau getönten Möbel, der bequeme Korbstuhl und der Porzellanwaschtisch mit Anschluß an die Wasserleitung bilden das eigentliche Zimmerinventar. Im übrigen findet eigne Individualität hier weiten Spielraum in der Ausgestaltung und Belebung des Raumes. Kein Zimmer gleicht dem andern, so verschieden wie ihre Bewohnerinnen sind auch die Räume, in denen sie leben. Alles Schablonenhafte ist hier glücklich vermieden. Zeige mir, wie du wohnst, und ich werde dir sagen, wer du bist, denkt man hier unwillkürlich. Die eigenartige Charakterpsychologie, die in diesen Räumen

Eßsaal der Schwestern

Digitized by Google

wohnt, die sich nur selten dem Auge des Unberufenen auftun, verleitet uns, heute ein wenig indiskret zu sein. Der purpurrote Lampenschirm dort, durch den das Glühlicht gedämpft herabfällt, steht in eigenartigem Kontrast zu der fast spartanischen Einfachheit des Nebenraumes, der als einziges Charakteristikum einen zierlichen Papierkorb enthält. Hier wohlgepflegte Blumentöpfe, dort eine schöngeformte etrurische Vase, an der Wand Gravüren nach neueren Meistern, dort wieder, den kleinen Eckspiegel überragend, eine Pfauenfeder oder ein geschmackvoll drapierter Schal, der in kokettem Bogen über Photographien aus exotischen Gegenden hinwegzieht. Dort die Gipsbüste eines Heiligen, hier wieder ein kleines Museum von Bildern, die an Schnüren kerzengerade herabhängen. Fast in jedem Zimmer Gruppenaufnahmen von Schwestern, Aerzten, Krankensälen und andre Bilder aus dem Leben des Krankenhauses, die irgendein Lichtbildkünstler, nicht selten ein Patient oder eine Schwester mit mehr oder minder Glück auf der photographischen Platte festgehalten hat. Ueberall derselbe Eindruck: wer diese Räume bewohnt, muß sich in ihnen heimisch fühlen.

Das wäre in großen Zügen das räumliche Milieu des neugegründeten Schwesternhauses. Nun noch einiges von dem Leben und dem Wirkungskreise der Schwestern! Mühsam und verantwortungsreich ist der Beruf der Schwester. Nicht jeder ist seinen physischen und psychischen Anforderungen gewachsen, und von den Neueintretenden kehrt regelmäßig fast ein Drittel wieder in den Schoß der Familie zurück. Die Schülerinnen entstammen meist Pastoren-, Aerzte-, Lehrer- und Beamtenfamilien, ein weiteres Kontingent rekrutiert sich aus besseren bürgerlichen Häusern der Stadt Berlin. Daneben ist auch vielfach das flache Land vertreten, und die gemütlich breite Sprache mit dem unverkennbaren Rrr läßt uns vermuten, daß die Wiege mancher Schwester zwischen Weichsel und Memel gestanden hat.

Beim Eintritt in den Verband muß sich die Schülerin gegen Hinterlegung einer Kaution von 200 Mark verpflichten, für eine Zeit von vier Jahren dem Schwesternverbande anzugehören, indes steht ihr das Recht zu, innerhalb des ersten halben Jahres gegen Rückgewährung der hinterlegten Sicherheit freiwillig auszuscheiden. Die Lehrzeit der Schülerin dauert ein Jahr und endigt mit der Ablegung des Schwesternexamens. Neben freier Verpflegung, Wohnung und Wäsche erhält die Schülerin nach Ablauf des ersten halben Jahres ein monatliches Taschengeld von 10 Mark. Ihre Ausbildung zerfällt in einen theoretischen sowie einen praktischen Teil. Unter Leitung der Oberschwester und des Stationsarztes wird sie auf der Station, die sie in der Regel nach mehreren Wochen wechselt, in die praktische Krankenpflege eingeführt. Die theoretische Ausbildung erhält sie in der eigens zu diesem Zwecke gegründeten Schwesternschule.

Ein Schwesternzimmer

Dem Schwesternhause gegenüber liegt das „rote Haus", einst Aerzten als Obdach dienend, heute mehr und mehr von Schwestern in Besitz genommen, ein Zeichen für das ständige Wachsen der Schwesternsache. Im zweiten Stockwerke dieses „roten Hauses" liegt auch die erwähnte Schwesternschule. Ein freundlicher, geräumiger Saal, durch dessen drei verhängte Fenster das Tageslicht gedämpft einfällt; den größten Teil des Raumes nehmen die in parallelen Reihen angeordneten Bänke ein. An der Wand hängt eine Tafel, davor ein Katheder, an den Wänden anatomische Bilder und Skizzen. An der Tafel bemerken wir eine kunstvolle Zeichnung, die in farbigen Kreiden die Verhältnisse des Blutstromes illustriert. Von dem ersten Kursleiter ent-

Digitized by Google

Unterrichtsstunde in der Schwesternschule

worfen, behauptet sie, pietätvoll gehütet, seit zwei Jahren ihren ehrenvollen Platz. Niemand hat es gewagt, diesem Kunstwerke mit einem Schwamm ein jähes Ende zu bereiten, und vier Generationen von Schwestern sind an der Hand dieser Kreidezeichnung bereits in die Mysterien des Blutkreislaufes eingeführt worden.

Die Schwesternkurse werden von je einem Assistenten der inneren sowie äußeren Abteilung abgehalten. An der Hand vorzüglicher Modelle und Präparate wird hier der Bau des menschlichen Körpers sowie die Funktion der wichtigeren Organe erläutert, die Technik kleiner Eingriffe, welche die Schwester später selbst ausführen soll, gelehrt, das Verbinden geübt, kurz das Fundament zu einer rationellen, auf wissenschaftlicher Basis aufgebauten Krankenpflege gelegt. Damit auch die wirtschaftliche Seite der Ausbildung nicht ganz vernachlässigt wird, ist neuerdings der Versuch gemacht worden, für mehrere Wochen Schülerinnen in der Zentralküche und Dampfwäscherei sich abwechselnd betätigen zu lassen. Nach einjähriger Lehrzeit hat die Schülerin vor der Direktion und der Oberin ein Examen abzulegen, worauf ihr die Insignien der Schwesternwürde verliehen werden, nämlich die rote Binde und die von der Stadt Berlin gestiftete Plakette, die an einem silbernen Kettchen um den Hals getragen wird, mit der Aufschrift: „Schwesternschaft der Stadt Berlin," während die andre Seite eine über einen Kranken gebeugte Frauengestalt erkennen läßt.

Das Anfangsgehalt der Schwester beträgt 360 **Mark** und steigt jährlich um 30 Mark bis zum Höchstbetrag von 540 Mark. Den größten Teil des Tages weilt die Schwester auf der ihr zugeteilten Station und wacht hier über den ihr anvertrauten Kranken. Vor respektive nach dem gemeinschaftlichen Essen, das, wie wir uns erinnern, in zwei Abteilungen eingenommen wird, ist eine Freistunde vorgesehen, dann geht es wieder zur Station zurück, wo gegen acht Uhr das Tagewerk vollbracht ist. Die Nachtwache kommt, der übrige Teil ist nunmehr dienstfrei. Mit Ausnahme der beurlaubten und nachtdienstuenden Schwestern versammelt sich jetzt alles im Schwesternhause, wo man nach des Tages Müh und Arbeit sein Zimmer aufsucht oder in den Anlagen des Krankenhauses meist in Gruppen noch eine kleine Abendpromenade macht. Ein kleiner Teil bleibt noch in dem Speisesaal zurück. Gegen zehn muß alles auf dem Zimmer sein, so will es die Hausordnung. Ein Licht nach dem andern verlöscht, und bald liegt das große Haus in schweigendem Dunkel. Am nächsten Morgen findet man sich wieder zu gemeinsamer Arbeit, und in einem Gleichmaß der Tage verläuft so ebenmäßig das Leben der Schwester. Um ihren Beziehungen zur Außenwelt gerecht zu werden, ist einmal in der Woche ein freier Nachmittag und Abend für die Schwester vorgesehen, außerdem auf Wunsch zweimal wöchentlich noch eine zwei- bis dreistündige Urlaubszeit. Ein drei- bis vierwöchiger Sommerurlaub bringt eine wohlverdiente Erholungspause. Man kehrt zu seinen Lieben zurück, besucht Verwandte oder geht nicht selten zu zweien auf die Wanderschaft oder in ein Bad, wo die durchaus selbständige und reisegewandte Schwester längst kein unbekannter Gast mehr ist.

Digitized by Google

Aus der Reihe der Schwestern, die sich bereits einige Zeit mit Erfolg betätigt haben, gehen die Oberschwestern hervor. Ihr Anfangsgehalt beträgt 540 Mark und steigt alle zwei Jahre um 30 Mark bis zum Höchstbetrage von 660 Mark. Die Pflege und Wartung der Kranken, die Beaufsichtigung und Anleitung der Schwestern und Schülerinnen sowie die ganze innere Leitung der Station, soweit nicht ärztliche Tätigkeit in Betracht kommt, bildet das eigentliche Arbeitsfeld der Oberschwester. Sie hat auch im Gegensatz zu den Schwestern und Schülerinnen auf der Station ihr eignes Zimmer, in dem sie der Verantwortung ihrer Stellung entsprechend auch die Nacht zubringt. Diese gemütlichen, tadellos sauberen Stuben mit den nicht allzu hohen Wänden, den weinumrankten Fenstern mit den fast nirgends fehlenden Blumentöpfen haben so etwas von der gemütlichen Art jener Räume, die man am Meere in den kleinen einstöckigen Häusern von Seeleuten zu sehen bekommt. Es wirkt in hohem Maße wohltuend, wenn man sieht, wie sehr gerade bei den Schwestern das Talent, ihr kleines Stübchen wirklich zu einem gemütlichen Heim zu gestalten, ausgebildet ist, und man erhält gerade dadurch die Gewißheit, daß bei ihrer Ausbildung nicht nur auf Geschicklichkeit, Sauberkeit und Pünktlichkeit Wert gelegt wird, sondern daß auch die Ausbildung und Pflege des Gemüts bei diesem Studiengang nicht zu kurz kommt.

Für die Alters- und Invalidenversorgung der städtischen Schwestern gelten die Bestimmungen der Gemeindebeschlüsse vom 9. Mai 1901, denen zufolge für den Fall dauernder Erwerbsunfähigkeit ein dem vierten Teil des Diensteinkommens entsprechendes Ruhegehalt ausgesetzt ist. Das Diensteinkommen, das für die Höhe des Rentenbetrages maßgebend ist, setzt sich zusammen aus dem Bargehalte und dem Werte der Nebenbezüge, die als Wohnungs-, Kleidungs- und Verpflegungskosten insgesamt auf 860 Mark veranschlagt werden. Das Ruhegehalt steigt jedes Jahr um $^1/_{40}$ des Anfangsbetrages. Ebenso wird auch nach kürzerer Diensttätigkeit das gleiche Ruhegehalt bewilligt für den Fall, daß dauernde Erwerbsunfähigkeit durch eine in der Ausübung des Berufs erworbene Schädigung eintritt.

Die Leiterin des ganzen Schwesternwesens ist die vom Magistrat ernannte Oberin, Fräulein Edith Koehler. Sie ist die Vorsteherin des Schwesternheimes, ihrer Obhut untersteht die ganze innere Leitung schwesterlicher Interessen, über die in höherer Instanz die Direktion des Krankenhauses zu entscheiden hat. Der Fürsorge der Oberin ist auch speziell die Ausbildung der Schülerinnen anvertraut.

So hätten wir in großen Zügen ein Bild von der Organisation, dem Leben und dem Wirkungskreise der städtischen Schwester. So sehen wir seit zwei Jahren den kräftigen Nachwuchs einer neugeschaffenen, großangelegten Institution heranwachsen, ein Nachwuchs, aus dem eine Reihe wohlgeschulter Pflegerinnen zunächst für den Bedarf des Krankenhauses Moabit hervorgeht, der jedoch auch berufen ist, einen Stamm von Schwestern für das größte Hospital der Welt, das Rudolf-Virchow-Krankenhaus, zu bilden.

Ein Schwesternkursus mit Oberin und Kursleitern

Digitized by Google

Plakette der Schwesternschaft der Stadt Berlin

Rechts- und Linkshändigkeit

Von

Dr. K. Alberts

Die Frage, woher es kommen möge, daß häusliche, schulmäßige und militärische Erziehung die rechte Seite in so hohem Grade bevorzugt, ist im Grunde ein noch ungelöstes Rätsel. Daß es aber von jeher so gewesen, zeigt uns die Untersuchung vorgeschichtlicher Skelette, die durchweg eine stärkere Ausbildung des rechten Armknochens aufweisen, die, wie noch heute, auf eine entsprechend kräftigere Muskulatur derselben Seite schließen läßt.

In nichts weniger als ausgleichendem Sinne wird ferner fortdauernd darauf gesehen, daß das Kind mit der Rechten ißt, schreibt und arbeitet, daß der junge Mann damit schießt und übt, daß das Ausweichen, das Rennen und Radfahren links herum befolgt wird, weil die kräftigere Muskulatur auf der rechten Seite die auf derselben Seite liegenden Kurven und Hindernisse besser zu nehmen weiß. Woher kommt das?

Die Annahme ist ja wohl nicht von der Hand zu weisen, daß ursprünglich, wie auch noch jetzt beim Kind in den ersten Monaten, eine völlige Gleichmäßigkeit in der Anlage der beiden vorderen Gliedmaßen bestanden habe und erst in der weiteren Entwicklung durch das Auftreten gewisser Wachstumsverhältnisse der Ausschlag für die größere oder geringere Kräftigung einer Körperhälfte gegeben worden sei. In der Tat erhält, infolge der schiefen Lage des Herzens, zuerst die Schlagader des rechten Armes den kräftigen Zufluß von der Hauptschlagader, was den Gebrauch des entsprechenden Armes jedenfalls erleichtern dürfte. Eine Unterstützung könnte noch darin gefunden werden, daß sich im allgemeinen die linke Schädelhälfte samt deren Inhalt rascher, umfangreicher und gewichtiger entwickelt als die rechte, wonach — infolge der bekannten Nervenkreuzung, welche die beiden Körperhälften stets unter den Einfluß der anderseitigen Gehirnhälfte stellt — eine stärkere Ausbildung der rechten Körperhälfte gegeben ist. In denjenigen Fällen aber nun, wo infolge einer Abweichung in der Verteilung der Blutgefäße die den linken Arm versorgende Arterie den ersten Blutdruck erhält, wird sich Linkshändigkeit zu gegebener Zeit bemerkbar machen. Auch kommt es bisweilen vor, daß sich schon bei Kindern eine zeitlich frühere Ausbildung der rechten Gehirnhälfte feststellen läßt, was nach oben Gesagtem für die linke übrige Körperhälfte den Ausschlag gibt. Gewöhnlich läßt sich in diesen, meist erblichen Fällen, die höchstens zwei bis drei Prozent der Menschheit betreffen, auch eine höhere Hör- und Sehschärfe linkerseits konstatieren. Bei den Anamiten und andern niederen Rassen findet man linkshändige Individuen häufiger vertreten, und nach Hartung sind bei den Negern die beiderseitigen Gliedmaßen gleich schwer und gleich kräftig. Wenn demgegenüber bei den höheren Rassen Fälle von Linkshändigkeit weniger häufig auftreten, so ist es doch immerhin auffallend, daß diese Erscheinung beim weiblichen Geschlecht häufiger vorkommt als beim männlichen. Mindestens sind die Frauen bei uns in der Regel mit der linken Hand ebenso geschickt wie mit der rechten,

Digitized by Google

womit auch die Erfahrung stimmt, daß sich Gewicht und Kraft in beiden Extremitäten bei ihnen die Wage halten. Wir haben bisher glücklicherweise schon eine Reihe andrer Gründe dafür anführen können, um den Verdacht von uns fernzuhalten, als könnten wir diese Erfahrung mit der allerdings feststehenden Tatsache in Verbindung bringen, daß neben niederen Naturvölkern vorzugsweise auch Idioten, Schwachsinnige und Epileptiker vorherrschend Linkshänder sind. Dabei will man noch die Beobachtung gemacht haben, die sich ja überall bestätigen lassen wird, daß die Gesamtentwicklung bei den konstanten Linkshändern im allgemeinen weniger günstig fortschreitet und zeitlebens eine gewisse Unbeholfenheit und Schwerfälligkeit im Gegensatz zu den Rechtshändern zurückbleiben soll.

Abgesehen von diesen Ausnahmefällen scheint sich in der Regel, wie schon oben angedeutet, beim weiteren Wachstum das Gleichgewicht beider Extremitäten von selbst wiederherzustellen und dieses dann, durch Erziehung und Angewöhnung unterstützt, zur ausgesprochenen Rechtshändigkeit und damit auch zu einem materiellen Uebergewicht des rechten Armes zu führen. Nichtsdestoweniger ist aber die Klage der Linkshänder, daß ihnen jene Veranlagung in der Jugend manche Zurücksetzung und Verunglimpfung eingetragen habe, nur allzu berechtigt. Erst in der neueren Zeit scheint sich die bessere Einsicht Bahn zu brechen, wie unklug es wäre, mit rücksichtsloser Konsequenz und Strenge gegen die Linkshändigkeit zahlreicher Kinder einzuschreiten, und in wie vielen Berufen eine mehr wie gewöhnliche Fertigkeit der linken Hand dem Eigentümer zum offenbaren Vorteil gereicht. In Japan lernen die Kinder von frühauf in gleicher Weise mit der rechten wie mit der linken Hand schreiben und zeichnen, und nach seinem Vorgang werden denn auch neuerdings in manchen Schulen und gebildeten Familien Europas die Kinder im Gebrauch beider Hände unterwiesen und geübt.

Ob, wie beim Kinde ein Fortschreiten von der Gleichhändigkeit zur Rechtshändigkeit stattfindet, so auch das Menschengeschlecht einen ähnlichen Entwicklungsgang durchgemacht hat, darüber ist noch nichts Näheres bekannt, so wenig wie über das entsprechende Verhältnis bei den höheren Säugetieren, insbesondere bei den Affen. Ueberhaupt ist die Forschung über diese Frage noch im Anfangsstadium begriffen und nur so viel richtig, daß Eltern und Erzieher eingehender als bisher ihr Augenmerk darauf zu richten beginnen. Wir wollen es uns schließlich nicht versagen, zum Trost wie zur Anspornung aller, die es angeht, noch ein Selbstbekenntnis zu bringen, das der verstorbene große Maler Adolf von Menzel seinerzeit einem Besucher in dieser Beziehung ablegte:

„Als ich noch als Kind in Breslau auf dem Boden herumkroch," sagte die kleine Exzellenz, „und mit Kreide Figuren darauf zeichnete, da war es mit der linken Hand. Als ich neunzehn Jahre alt war, fing ich erst an zu malen, dann aber gleich mit der rechten Hand. Das erste Bild machte viel Mühe, sehr viel; das zweite wurde schon besser, und dann ging's. Und so ist's noch heute: wenn ich in Oel male, immer mit der Rechten, Zeichnen und Aquarell und Gnasch — immer mit der Linken."

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein alter Geizhals hatte auf dem Basar für wenig Geld einen ganzen Korb voll Glas erstanden, nun hieß es, die Ware nach Hause bringen. Der Alte selber war dazu nicht rüstig genug, einen Lastträger zu mieten verbot ihm wieder der Geiz. Da sah er an der Ecke einen stämmigen Menschen müßig stehen und sprach zu ihm: „Trag mir diesen Korb heim, ich will dir's mit drei Lehren lohnen, die dir von großem Nutzen sein werden."

Der junge Mann war begierig, die drei Lehren zu vernehmen, und schritt, mit der Last auf dem Rücken, wacker voran. — Als sie eine Zeitlang gewandert waren, sprach er: „Höre, Alter! Ich bitte dich, sag mir die erste Lehre."

Darauf der Geizhals: „Wenn einer behauptet, Hunger sei besser als Essen, glaub ihm nicht."

„Das ist wahr!" bestätigte der andre, — und sie gingen weiter.

Wieder nach einiger Zeit bat der Junge: „Alter, sag mir die zweite Lehre!"

„Wenn jemand behauptet, zu Fuß gehen sei angenehmer als Reiten, glaub ihm nicht."

„So ist es — bei Gott!" — —

Da waren sie am Ziele, und der alte Geizhals sprach: „Nun die dritte Wahrheit: Wenn dir jemand sagt, er habe einen dümmeren Menschen als dich gesehen, glaub ihm nicht."

„Vielen Dank!" rief der Junge. „Deine Lehren sind wirklich von hohem Werte. Ich will mich dir erkenntlich zeigen und dir auch eine nützliche Wahrheit sagen!" — faßte den Glaskorb und warf ihn zu Boden, daß alles dröhnte: „Wenn dir jemand sagt, es sei in diesem Korb auch nur ein Stückchen heil geblieben — glaub ihm nicht."

•

Zu Ali Pascha, dem Wali von Mostar, kam einst ein Bauer mit der Klage, die Räuber hätten ihm zwei Rinder gestohlen.

„Sicherlich hast du wie ein Sack voll Sand dagelegen," schrie der Pascha, „hast geschlafen und dich um deine Herde nicht gekümmert."

„Hochgeehrter Herr," erwiderte der Bauer, „ich habe gedacht, du wachtest über die Provinz, und darum habe ich geschlafen."

Diese Antwort traf den Wali so tief, daß er alsogleich Befehl zur umfassenden Verfolgung der Räuber gab. — Am andern Tage hatte der Bauer seine Rinder wieder.

Digitized by Google

Picknick auf der Automobilfahrt

Nach einer Zeichnung von F. V. Doubek

Digitized by Google

Notre Dame in Paris

Digitized by Google

Die Kathedralen Frankreichs

Von

Karl Eugen Schmidt, Paris

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Kein Land der Erde besitzt so viele ehrwürdige, durch Kunst und Geschichte gleich ausgezeichnete Kirchenbauten wie Frankreich, und nirgends haben die Meister der mittelalterlichen Bauhütten ihr Können und Streben herrlicher und eindringlicher offenbart als auf dem französischen Boden. Trotzdem ist es noch gar nicht lange her, daß die Franzosen auf dieses unvergleichliche Kunsterbe aufmerksam und stolz geworden sind. Vor nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert noch konnte der Kenner seinen guten Geschmack kaum besser bekunden, als indem er ob der „gotischen Barbarei" der mittelalterlichen Kirchen die Nase rümpfte und ihrer „wirren Geschmack- und Regellosigkeit" die Klarheit und Ordnung des griechischen Tempels gegenüberstellte. Es ist sehr merkwürdig, aber mindestens zwei Jahrhunderte lang hat es in ganz Europa keinen Dichter und keinen Künstler gegeben, der die heiligen Schauer gespürt hätte, die uns beim Betreten eines dieser hehren Gotteshäuser über den Rücken rieseln. Erst im neunzehnten Jahrhundert kam mit den Romantikern etwas Ehrfurcht und Verständnis für die wunderbarsten Werke unserer Altvordern, aber es dauerte noch sehr lange, ehe der Sieg entschieden war, ehe es als unleugbare und selbstverständliche Tatsache hingenommen wurde, daß eine romanische oder gotische Kathedrale nicht nur den Kirchenbauten der Renaissance, sondern auch den Tempeln der Römer und Griechen ebenbürtig ist. Heute ist die Schlacht entschieden, und wenn es uns jetzt einfällt, den Spieß umzudrehen und laut zu verkünden, daß für uns Söhne des Nordens die gotische Kathedrale tiefere, herrlichere, ergreifendere Choräle singt als die Tempel Griechenlands, so wird uns darum niemand einen unverständigen Barbaren schelten, wie es noch vor einem Menschenalter nicht ausgeblieben wäre.

Leider hat jede schöne Sache ihre häßliche Seite, und die allmählich erwachte Verehrung der nordischen Kunst hat jene allzu eifrigen Anbeter erstehen lassen, die aus lauter Liebe und Herzlichkeit den Gegenstand ihrer Verehrung erdrücken möchten. Ich meine die Restauratoren, Flicker, Wiederhersteller, die seit Viollet-le-Duc ganz Frankreich durchziehen und auch den entlegensten Winkel nicht verschonen. Seit einem halben Jahrhundert sind sie nun an der Arbeit, nichts ist ihrer Aufmerksamkeit entgangen, allenthalben haben sie geflickt und flicken sie noch heute. Wo Jahrhunderte ihre goldene Patina über das silbergraue Gemäuer gebreitet haben, kommt der Restaurator und kratzt das ehrwürdige Gewand ab; oder er setzt neue Steine mitten in die alte Mauer, und wir sehen nun einen alten verblichenen Kittel mit grell und brutal aufschreienden neuen Flicken. Von Wind und Regen sanft abgerundete Skulpturen werden herabgenommen und durch häufig kläglich prosaische, scharfkantige, nagelneue Kopien ersetzt. Irgendein Mensch, der mehr Schul- als Baumeister ist, packt Lineal und Zirkel aus und berechnet mit nüchternem Verstande, wie er ersetzen möge, was die üppigste Phantasie, das tiefste Gemütsleben, die jubelnde Poesie geschaffen hat! Man kann keine französische Kathedrale besuchen, ohne diesen Vandalen und

Kathedrale von Amiens

Digitized by Google

ihrer Arbeit zu begegnen, und es gibt heute schon keine einzige mittelalterliche Kirche in Frankreich mehr, deren altersgraue Poesie nicht durch die Prosa der modernen Flickarchitekten verdorben wäre. Und so hat die im neunzehnten Jahrhundert erwachte Verehrung unsern Kathedralen ebensosehr, wenn nicht gar mehr geschadet als die Gleichgültigkeit der vorangegangenen beiden Jahrhunderte. Obgleich man längst festgestellt hat, daß es ein Irrtum war, die Gotik als deutschen Stil zu feiern oder zu verachten, steht doch die Tatsache fest, daß sie in Gegenden mit germanischer Bevölkerung ihre herrlichste Blütezeit gefunden hat. Man braucht Frankreich nicht zu verlassen, um sich davon zu überzeugen. Fast alle Wunderwerke der gotischen Kirchenkunst sind in jenem Teile Frankreichs zu finden, der seinen Namen mit Recht trägt, denn hier haben in der Tat die Franken gewohnt und geherrscht, und der Geist dieser deutschen Völkerschaften spricht zu uns aus den himmelansteigenden Mauern, Pfeilern, Türmen, Fenstern der Kathedralen von Reims, Amiens, Chartres, Rouen, Paris, Beauvais, Laon. Damit habe ich bereits die köstlichsten dieser Schatzkammern mittelalterlicher Kunst, Gemütstiefe, Phantasie und Religiosität genannt. Alle sind sie im Nordosten Frankreichs zu finden, und wenn für den reisenden Ausländer Paris nicht unglücklicherweise der Brennpunkt geworden wäre, so hätte ich nicht nötig, die Pracht dieser Bauten zu preisen, denn sie wären der ganzen gebildeten Welt so bekannt wie der Straßburger Münster, die römische Peterskirche und der Parthenon.

Die bekannteste Kathedrale Frankreichs ist somit ganz selbstverständlich Notre Dame de Paris. Sie ist vielleicht nicht die schönste von Frankreich, aber keine Großstadt der Welt hat ein ehrwürdigeres, ergreifenderes Gebäude aufzuweisen. Der Eindruck der Fassade ist auch heute noch großartig, obgleich das neunzehnte Jahrhundert hier wie anderwärts viel gesündigt hat. Nicht nur in den Einzelheiten, indem fast alle Statuen der drei Portale durch mehr oder weniger geschickte Nachahmungen ersetzt wurden, sondern auch im Gesamtbilde. Notre Dame steckt im Erdboden, sie sieht kurz, gedrungen, breitspurig aus wie ein Mensch mit allzu kurz geratenen Beinen. Das ist nicht die Schuld der einstigen Erbauer, sondern erst unsre Zeit hat sich die Verantwortung dafür aufgeladen. Früher stieg man wie in Amiens und in Chartres einige Stufen hinauf, um von der Straße das Innere zu betreten, heute liegen Straßen- und Kirchenboden in gleicher Höhe. Man hat den Platz vor Notre Dame um zwei oder drei Meter erhöht, und nun steckt die Kirche in der Erde und hat eine plumpe, vierschrötige Gestalt angenommen.

Kathedrale von Reims

Das phantastische Volk der Wasserspeier ist an Notre Dame besonders reich und mannigfaltig ausgestaltet. Die übermütige Laune, der sprudelnde Humor, der Reichtum an Einfällen und Gedanken, die abenteuerliche Gestaltungskraft der mittelalterlichen Steinmetzen ist nirgends üppiger zur Aussprache gelangt. Neben entsetzlichen Teufelsfratzen, Höllenhunden und sonstigen unheimlichen steinernen Gespenstern, wie sie von dem Höllenbrueghel, von Callot und Goya nicht greulicher erfunden worden sind, sieht man humoristisch-gutmütig aufgefaßte Alltagsgestalten des Mittelalters, Mönche, Bürgersfrauen, Handwerker; dann sitzen da Elefanten, Löwen, Hirsche und sonst allerlei Getier. Niemals ist eine Gestalt wiederholt, jede bringt uns Neues, in einer jeden liegt ein andrer Sinn, eine andre Botschaft. Der bekannte Schriftsteller Huysmans hat in seinem Buche „La Cathédrale", das ein Roman sein soll, in Wirklichkeit aber eine poetische Schilderung der Kathedrale von Amiens ist, die in diesen Gestalten verborgenen Symbole aufgeklärt und gezeigt, daß es sich dabei nicht nur um die Ausgeburten eines schaffensfreudigen Humors, sondern um deutungsschwere Hieroglyphen handelt. Indessen dürfte das doch nur für einen Teil des Skulpturenschmuckes der Kathedralen zutreffen. Sehr oft haben wir es ohne jeden Zweifel ganz einfach mit den derben

Digitized by Google

Notre Dame la Grande in Poitiers (romanischer Stil)

Scherzen eines frohgemuten Künstlervolkes zu tun, das sich selbst, seine Nachbarn und Zeitgenossen und schließlich sogar seine Auftraggeber auslachte. Die Fratzen oben auf dem Dache der Kathedrale von Reims, die man von unten gar nicht sehen kann, deuten in ihrer scharfen Charakterisierung unzweifelhaft auf Porträte hin, und sicherlich haben sich die Steinmetzen hier den Spaß gemacht, ihnen bekannte Leute in diesen steinernen Karikaturen zu verewigen. Und der bekannte Wasserspeier am Dome von Freiburg in Baden, der übrigens nicht wenige, zum Teil noch unanständigere Genossen und Genossinnen an andern Orten besitzt, ist doch sicher kein Symbol, sondern ganz einfach ein derber Scherz.

Rouen rühmt sich, die höchste Kathedrale der Welt zu besitzen. Aber das ist kein schöner Ruhm, denn gerade die Höhe des Turmes ist, was die Kathedrale von Rouen entstellt. Auch hier sind es natürlich wieder nicht die alten Baumeister gewesen, die das Ungetüm so hoch aufgebaut haben. Derartige Proportionsfehler haben sie nie gemacht; so plan- und regellos die Türmchen, Statuen, Wimperge auch das Gebäude zu um- und überwuchern scheinen, in Wirklichkeit wird hier Maß gehalten wie im regelmäßigsten und klarsten griechischen Bauwerk. Rouen ist das Schatzkästlein der gotischen Kunst. Außer der dreitürmigen Kathedrale besitzt es die herrliche Kirche von St. Ouen, das köstliche Kirchlein von St. Maclou und fünf oder sechs andre große und kleine Kirchen, deren jede genügen sollte, um die Stadt zu einem Anziehungspunkte für den schönheitsuchenden Reisenden zu machen. Der überhohe eiserne Turm, den man im neunzehnten Jahrhundert der Kathedrale aufgesetzt hat, ist nicht nur zu hoch für den Unterbau, er entstellt die Kathedrale auch durch seine Farbe. Während die alten Steine grau leuchten wie feinste Silberarbeit, sitzt der eiserne Parvenu dunkel protzend dazwischen und darüber. Wenn man in Amerika einen solchen Turm gebaut hätte, wäre nichts dagegen einzuwenden. Daß unsre heutigen Architekten aber ihre Kuckuckseier in die kunstvoll errichteten Nester der alten Baumeister legen, hätte wohl längst schon von der gesamten öffentlichen Meinung verleitet werden müssen.

Welches die schönste Kathedrale Frankreichs ist, möchte ich nicht entscheiden; soll es sich aber nur um die Fassade handeln, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, Reims die Krone zuzusprechen. Paris, Laon, Chartres wirken daneben beinahe nüchtern. In Reims haben wir keinen Steinbau mehr vor uns: es ist die kunstvoll in Silber getriebene Arbeit des Goldschmiedes, es ist der mit köstlichem Zierat bestickte Brokatmantel, es ist das wundersame Gebilde, das die Frostnacht auf der Fensterscheibe hervorzaubert. Ueber alle Maßen prächtig, reich und schön, jeder Beschreibung spottend, einzig der stummen, wortlosen Bewunderung zugänglich ist dieses herrlichste Werk der gotischen Baukunst. Nirgends haben die Bildhauer der Gotik Schöneres geschaffen, nirgends haben sie so wie hier das ganze Baumaterial bedeckt mit der Silberstickerei ihrer Kunst. Kein Stein ist von ihnen ohne Schmuck gelassen worden. Nicht nur an der unvergleichlichen Fassade, sondern überall an dem Baue hat ihr Meißel gearbeitet. Nicht nur,

Digitized by Google

Die Kathedrale von Laon

Digitized by Google

wo des Beschauers Auge sich an dem bildnerischen Zierat erfreuen kann, auch in der höchsten Höhe, wo das Auge des Untenstehenden nicht hinreicht, auch in den versteckteſten Winkeln, zu denen man nur auf Gerüſten und Leitern gelangen kann, zieht sich wie ein duftiger, leichter Spitzenvorhang der plastische Schmuck über die Bausteine hin. Denn der Künstler des Mittelalters arbeitete nicht für das Lob seiner Zeitgenossen, sondern zum Wohlgefallen des lieben Gottes und seiner Heiligen. Gott aber sieht überall hin, auch in die verborgenſten Ecken; er weiß, was immer zu seiner Ehre geschaffen ist, mag es jedem Auge sichtbar am Hauptportale prangen oder hinter einem Wimperge versteckt sein; Gott kennt auch die Namen seiner Arbeiter, und so ist es nicht nötig, daß der Steinmetz oder der Glasmaler sein Werk bezeichne. Daher kommt es, daß wir die größten Bildhauer, die Nordeuropa besessen hat, zwar in ihren Werken, nicht aber ihren Namen nach kennen. Ehe wir Abschied von Reims nehmen, müssen wir auf das Dach hinaufsteigen. Wir werden da oben die Bekanntschaft von zahlreichen Zeitgenossen der Steinmetzen machen, die in steinernen Karikaturen hier verewigt sind und Zeugnis ablegen von dem gesunden Humor, der

Kathedrale von Troyes

Kathedrale von Angers

diese ebenso frohen wie frommen Künstler beseelte.

Die einzige Fassade, die in ihrer Pracht Reims beinahe gleichkommt, ist die des Domes von Amiens, die noch reicher gegliedert ist als jene, während der Skulpturenschmuck allerdings nicht ganz so üppig die Mauern bedeckt. Amiens liegt auf der Heerstraße der von London nach Paris ziehenden Engländer, früher mußten die Passagiere der Postkutsche hier übernachten, und das ist wohl mit ein Hauptgrund, daß die Kathedrale von Amiens nach der von Paris und mit der von Reims die bekannteste in Frankreich ist. Sie bietet dem Beschauer ein ungemein imposantes und bedeutendes Bild, und das ist nicht allein das Verdienst ihrer herrlichen Fassade, sondern auch ihrer Lage. Notre Dame in Paris steckt stark im Boden, der Kathedrale in Reims geht es nicht viel besser, denn auch hier ist das Niveau der Straßen im Laufe der Jahrhunderte bedeutend höher geworden; in Rouen kann man überhaupt keinen Ueberblick gewinnen, weil man in der engen Gasse fast mit der Nase an den Dom stößt, in Amiens aber steht man nicht nur in der richtigen Entfernung, sondern außerdem auch in der richtigen Tiefe, einige fünfzehn Stufen unter dem Niveau des Kirchenbodens. Ueber die Kathedrale von Amiens hat außer Huysmans, dessen Buch ich oben schon erwähnt habe, der

Digitized by Google

englische Kunstschriftsteller Ruskin begeisterte Aufsätze geschrieben.

In dem nämlichen alten Frankenlande liegen die Städte Laon und Beauvais, beide mit mächtig stolzen und schönen gotischen Kathedralen, die lange nicht genügend bekannt sind. Wer von Norddeutschland nach Frankreich kommt, sollte ja den Abstecher nach Laon machen, einer Stadt, deren Lage die größte malerische Wirkung ausübt. Wie Carcassonne in Südfrankreich, wie Orvieto in Italien, so

Kathedrale von Chartres

liegt Laon auf dem Rücken eines nach allen Seiten steil abfallenden Berges, und vom höchsten Gipfel schaut als hehrer Zeuge der verschwundenen Jahrhunderte die Kathedrale über die fruchtbare Ebene hin, verwundert über das seltsame Wesen, das sich wie eine lange Raupe durch die blühende Landschaft zieht und am Fuße des Berges im Bahnhofe mit Fauchen und Pfeifen Halt macht. Zur einfacheren romanischen Zeit begonnen, hat der Dom von Laon wenig von dem Spitzenbrokat, der besonders in Reims und Rouen die Gotteshäuser schmückt, und auch die architektonische Gliederung ist nicht so reich und auch nicht so harmonisch wie dort. Sogar die Phantasie der Steinmetzen zeigt sich hier sehr eingehemmt. Die Steinmetzen von Paris sind humorvolle Phantasten, in Reims treten sie uns als lachende Karikaturisten entgegen, in Laon lernen wir sie als Realisten kennen, die aus ihrer Umgebung die nötigen Modelle nehmen. Und zwar holen sie ihre Vorbilder nicht aus dem Nachbarhause, sondern aus dem Nachbarstall. Sie stellen keine Menschen, sondern Tiere dar. — Natürlich rede ich nicht von den biblischen Darstellungen und von den Statuen der Propheten und Apostel, die hier wie fast an allen gleichzeitigen Kirchen die Portale der Fassade schmücken. Ich spreche von den Figuren, die auf dem Dache und auf den Türmen die Architektur begleiten, und deren Gegenstand vermutlich der Wahl des Künstlers überlassen blieb. Wo in Paris die Teufel und phantastischen Tiere, in Reims die menschlichen Karikaturen das Bauwerk schmücken, haben die Laoner Baumeister riesengroße Haustiere angebracht, vornehmlich Ochsen und Pferde, die von den Zinnen der Türme herabschauen. Ob diese Tiere eine symbolische Bedeutung haben oder ob es sich darum handelte, die Zugtiere, welche die Bausteine aus der Ebene auf den Bergesgipfel geschafft hatten, zu verherrlichen, versuche ich nicht zu entscheiden. Ich denke mir, daß diese Steinmetzen einfach darstellten, was ihnen am nächsten vor Augen stand. Und da sie in der Tat tagtäglich diese Zugtiere sahen, lag ihre Darstellung recht nahe. Nur daß den Ochsen und Pferden ein so hervorragender Platz eingeräumt wurde, dergestalt, daß sie dem ganzen Bau gewissermaßen den eigentümlichen Stempel geben, der ihn vor andern gotischen Kirchen auszeichnet, ist bemerkenswert und auffallend.

Noch seltener als Laon wird Beauvais von den in Frankreich reisenden Fremden besucht. Und doch ist Beauvais eines der hübschesten französischen Provinzstädtchen, wo man nicht nur liebe und gemütliche Menschen, sondern auch eine ganze Reihe höchst interessanter und schöner Bauten aus dem Mittelalter findet. Die Kirchenfenster und Wandteppiche, die geschnitzten Türen und endlich die Kirchenbauten von Beauvais selbst können mit den herrlichsten Werken mittelalterlicher Kunst wetteifern. Da wir heute in einer Zeit leben, wo Zahlen die größte Rolle spielen und wo die Dinge nach ihrem Geldwerte und nach ihrem Umfange geschätzt werden, so mag die Tatsache, daß Beauvais die gewaltigste gotische Kathedrale der Welt besitzt, vielleicht doch den einen oder andern zu dem Ausfluge verlocken. Allerdings muß ich diese Bemerkung etwas einschränken. Beauvais besaß einst in der Tat die höchste und größte Kathedrale, aber ihre Türme, die höher waren als die von Köln, sind schon im Jahrhundert ihrer Erbauung ein-

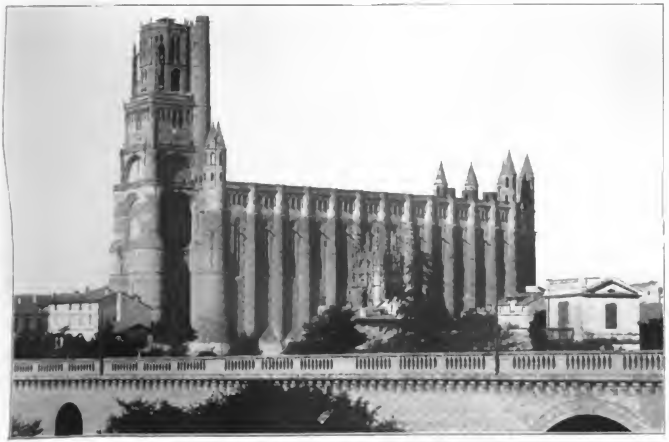
Digitized by Google

gestürzt, und zwei andre, die man neu aufbaute, hatten das gleiche Schicksal. Nur das Schiff ist erhalten, und dies ist das höchste gotische Kirchenschiff der Welt. Aber es ist nicht nur das höchste, sondern auch eines der schönsten, feierlichsten und imposantesten. Nirgends in der Welt fühlt man das herzbewegende Mysterium der gotischen Baukunst eindringlicher als hier, nirgends spricht die in diese Steine und Glasscheiben gebannte tiefe Mystik in gewaltigeren Tönen, nirgends offenbart sich die fromme, reine Seele, die herrliche, frohe Kunst des Mittelalters schöner als in Beauvais.

Wenn man mit der Bahn von Paris nach Chateaudun fährt, hat man zur Rechten die schier unermeßliche Ebene der Beauce, die in ihrer ganzen Ausdehnung nur ein einziges Weizenfeld ist und an die fruchtbaren Niederungen Südrußlands und der amerikanischen Prärieſtaaten erinnert. Wo immer man sich in dieser Kornkammer Frankreichs befindet, stets hat man als Wahrzeichen die beiden Türme der Kathedrale von Chartres vor Augen, die das Land bis in die weiteste Ferne beherrschen, gerade wie das elsässische Flachland von dem Turme des Straßburger Münsters beherrscht wird. Der Dom von Chartres ist der einzige bisher von uns besuchte, der bis zur Turmspitze vollendet ist. Denn das eiserne Ungetüm von Rouen kann hier nicht mitgezählt werden, und die beiden Steintürme am nämlichen Orte sind so wenig vollendet wie die von Paris, Laon, Reims und Amiens. Und Beauvais hat seit dem zweiten Einsturz seiner Türme nicht einmal das Rudiment eines Turmes. Chartres und, wohin wir gleich kommen, Angers sind die beiden einzigen Städte, deren Kathedralen von den mittelalterlichen Erbauern vollendet worden sind. Die Gotik von Chartres ist weit strenger, ernster und einfacher, als wir sie bisher angetroffen haben, und der ältere, ganz glatte und schmucklose Turm drückt diese Strenge vortrefflich aus und paßt besser zu dem ganzen Kirchenbau als sein kunstvoll durchbrochener Kamerad, der dreihundert Jahre jünger ist. Dieser Dom ist das beste und schönste Beispiel der etwas nüchternen und kahlen, an asketischen Mönchssinn erinnernden früheren Gotik, die von der üppigen Frende am Dasein, wie sie sich später in der wuchernden Skulpturenwildnis auszuleben, noch nichts weiß und nichts wissen will.

Der Dom von Angers gehört in seiner Gesamtanlage der nämlichen strengen Zeit an, doch ist sein Aussehen durch die zwischen den beiden Türmen errichtete Renaissancekuppel sehr verändert worden. Wir machen noch den Kathedralen von Orleans und von Troyes einen flüchtigen Besuch und verlassen dann die Heimat der Gotik, wo dieser Stil seine ersten Anfänge, seine schönste Blüte und seinen Verfall erlebt hat. Eigentlich wäre es an der Zeit, andre Bezeichnungen für den gotischen und für den romanischen Stil zu finden, denn die schönsten Bauten des romanischen Stils sind in Deutschland zu finden, wo es am Rhein kaum ein Städtchen oder ein ehemaliges Kloster ohne eine romanische Kirche gibt, und die Gotik hat ihre Heimat in der nordöstlichen Hälfte Frankreichs.

Im übrigen Frankreich findet sich kein einziger Kirchenbau, den man in eine Reihe mit den Kathedralen von Paris, Reims, Amiens, Chartres und



Die festungsähnliche Kathedrale von Albi

Digitized by Google

ſo weiter ſtellen dürfte. Die vier, die ich noch nenne, habe ich mehr um ihrer Merkwürdigkeit als um ihrer Schönheit willen ausgewählt. Da iſt zunächſt die dem elften Jahrhundert angehörige romaniſche Kirche Notre Dame la Grande von Poitiers, deren beſchuppte Dächer den Erbauer der gewaltigen, ganz Paris überragenden Herzjeſukirche auf dem Montmartre angeregt haben. Die Faſſade dieſes ehrwürdigen Baues iſt faſt ganz mit höchſt intereſſanten, zum Teil überaus komiſchen und grotesken Skulpturen bedeckt, und überall grinſen uns ſteinerne Karikaturen an.

Ein ſeltſamer Feſtungsbau iſt die Kathedrale von Albi. Ihre Türme und Mauern ſind allenthalben mit Schießſcharten verſehen, hinter ihren Zinnen läuft oben auf dem Dach ein gedeckter Weg rund um den Bau, in dem Hauptturm befand ſich früher ein tiefer Brunnen, um den Belagerten die Qualen des Durſtes zu erſparen, und der untere Teil der überaus feſten und maſſiven Mauern enthält außer dem Portal nicht eine einzige Oeffnung. Die Fenſter fangen erſt gute zehn oder fünfzehn Meter über dem Erdboden an. Und der Schein trügt hier nicht: die Kathedrale von Albi war gleichzeitig Kirche und Feſtung. Das war im Mittelalter nicht gerade ſehr ſelten, und auch in Deutſchland gibt es noch einige Kirchen, die dereinſt den Dorfbewohnern in Zeiten der Gefahr zum Schutze dienten und zu dem Ende mit Wachttürmen, Zinnen, Schießſcharten, Graben und Zugbrücke verſehen waren. Aber die Kathedrale von Albi dürfte wohl der größte, ſtattlichſte und bedeutendſte Bau dieſer Art ſein.

Ein recht beſcheidenes Kirchlein iſt die dem heiligen Trophimus geweihte Kathedrale von Arles. Der heilige Trophimus ſpielt in den Religionslegenden der Provence eine große Rolle, und man mag in Miſtrals „Mireille“ nachleſen, wie er mit den drei Marien nach Südfrankreich gekommen iſt und ſein Bekehrungswerk durchgeführt hat. An ſeiner Kirche iſt nur das ſchöne romaniſche Portal und der anſtoßende ſehr hübſche Kloſterhof mit ſeinen Säulenhallen bemerkenswert. Ich habe dem heiligen Trophimus aus einem ganz andern Grunde hier ein Plätzchen eingeräumt. Vor vielen, vielen Jahren gehörte Arles und der größte Teil der Provence zum Heiligen Römiſchen Reiche deutſcher Nation. Das haben wir ſchon lange vergeſſen, und ich für

Kathedrale von Rouen

Digitized by Google

Die Kathedrale von Beauvais

mein Teil hatte es ſo gründlich vergeſſen, daß ich bei meinem Beſuche des heiligen Trophimus die Bedeutung des alten deutſchen Reichsadlers, der im Kloſterhofe über einer Tür eingemeißelt iſt, erſt nach einiger Zeit herausbrachte. Dieſer Adler im Hofe des heiligen Trophimus iſt wohl das einzige Wahrzeichen, das in Arles an die vergangene deutſche Weltherrſchaft erinnert, und der Deutſche, der zufällig des Weges kommt, empfindet das ſo ſonderbar, wie etwa die deutſchen Kaiſergräber im Dom von Palermo oder wie das Haus der Deutſchritter in Burgos. Endlich ſei noch die vor fünfzig Jahren erbaute Kathedrale von Marſeille genannt, die jüngſte in Frankreich, wenn wir, wie es hier geſchieht, Algerien nicht berückſichtigen. Die Langeweile, die von dieſem mit großem Koſtenaufwande errichteten, einen gewaltigen Raum einnehmenden und mit breiter Protzenpracht auftretenden Gebäude ausgeht, ſingt den Kathedralen des Mittelalters ein vernehmliches Loblied.

Ruhe

Von

Adelheid Stier

Auf Gräberreihen liegt die Frühlingspracht.
Vergißmeinnicht und Samtanrikeln decken
Mit Lebensglanz die dunkle Todesnacht,
In die ſie taſtend ihre Wurzeln ſtrecken.

Rings Mittagsruhe. — Da, mit einemmal
Ein grelles Pfeifen, endlos, langgezogen!
— Es kommt vom großen Sägewerk im Tal,
Wie ſcharfe Mahnung, durch die Luft geflogen.

Die Arbeit ruft, die große Herrſcherin.
Vorbei der Mittagspauſe kurzes Raſten,
Und längs des Friedhofgitters zieht ſie hin,
Die Schar im Werktagsrock, mit eil'gem Haſten.

Mir aber iſt's, als ſtreckten ſich im Grund
Die müden Schläfer in den engen Truhen
Und flüſterten mit dem erblaßten Mund:
„Wir folgen nicht! — Wir ruhen — ruhen — ruhen!"

Digitized by Google

Das kluge Schulmeisterlein

Märchen

von

Clara Ernestine Ries

War da einmal ein Schulmeisterlein, das war ebenso klug, als es dünn war, und dünn war es sehr. Wenn die Sonne schien, fehlte nicht viel, daß man es durch und durch sah.

Aber es saß auch auf der dürftigsten Schulstelle im Land, hoch im Gebirge droben bei armen Bauern, denen der nackte Fels selber nicht viel abwarf; da hatte es wenig zu beißen und zu brechen. Wovon sollte es also fett werden?

Stieg es ins Dorf hinab, wo die Millionenbauern saßen, so hatten die Schmerbäuche und eitel silberne Taler statt der Knöpfe an den blauen Röcken und roten Westen und einen ganz rundlichen Schulmeister, den sie mit ihren fetten Wiesen und Aeckern wohl gut nähren konnten. Und wenn es den sah, da zog sich nicht nur sein Magen, sondern auch sein Herz ganz krampfhaft zusammen.

Der rundliche Schulmeister hatte dabei noch nicht einmal die Weisheit mit den Löffeln gegessen, sondern immer nur Grütze. Und die hatte er nun im Kopfe.

„Timothee!“ sagte unser dünnes Schulmeisterlein zu sich, als es wieder einmal Bauchgrimmen vor Hunger bekam beim Anblick des Fetten: „Timothee! Wozu hast du denn all deine Klugheit, wenn du sie nicht gebrauchen willst? Es kann doch so schwer nicht sein, den Feisten aus seiner Stelle herauszudenken. Streng doch einmal deinen Geist an.“

Und unser Schulmeisterlein setzte sich hin, schlug ein Knie übers andre, legte den Finger an die Nase und dachte angestrengt nach.

Richtig; nach einer Weile hatte dasselbe es.

Was tat's?

Ging hin und meldete sich auf die fette Stelle im Dorf.

Keck! Nicht? Da traf's denn auch danach ein. Denn wie es in seiner Dünne vor die Millionenbauern trat, schüttelten sie sich vor Lachen, daß die roten Westen über ihren Schmerbäuchen sich spannten und die eitel silbernen Taler abzuplatzen drohten.

„Arm's Haschen!“ sagten sie und blickten mitleidig so von oben herunter. „Bei deinen Kartoffelbauern hat dich wohl auch bloß der Hunger genährt?“

„O, meine Bauern waren ganz recht. Meint ihr die Dünne? Vom vielen Denken kommt die und vom vielen Studieren!“

„Wie?“ sprachen die Bauern. „Dann ist wohl der unser damit nicht geplagt.“

„Kann wohl sein!“ sagte unser kluges Schulmeisterlein. „Das Denken verträgt sich nicht mit viel Grütze.“

„Was gehört denn da viel,“ meinte der eine Bauer geringschätzig. „Buben prügeln kann jeder.“

„Aber Buben nicht prügeln und doch ziehen, das kann nicht jeder. Das will studiert sein.“

„So was gibt es ja gar nicht,“ sprachen sie und stimmten dem Dicksten zu, der da sagte: „Prügeln muß sein. Es ist an der Ordnung. Uns hat man die Weisheit auch eingebleut.“

„Das merkt man noch!“ sagte das Schulmeisterlein und verbeugte sich höflich.

„Nicht wahr?“ rief da geschmeichelt der Dicke und warf den Kopf auf: „Wer in der Jugend nicht Schläg kriegt, wird seiner Lebtag kein rechter Bauer.“

„Na also, was willst?“ fuhren sie fort. „Wenn du weiter nichts kannst, da ist's gefehlt. Wir haben ja unsern.“

Mein Schulmeisterlein sah sich die Leute an, so nacheinander, ganz langsam, dann sprach's: „Ich kann aber doch noch was andres. Und noch dazu etwas, was ihr gut brauchen könnt, nämlich: das Wetter machen. Kann das der andre?“

„Wie meinst das, das Wetter machen?“

„Nu, wie man's verlangt; grad so.“

Die Bauern blickten einander an: „Grad so, wie man's verlangt. So, so. Hm, hm! Und das ging'? Das kann freilich der unsre nicht. Ja, wenn einer neben der Bubenlehr könnt noch das Wetter machen, das wär' freilich wohl nützlich, so einen zu haben.“

Sie räusperten sich und plinkten einander zu. Aber sie wollten der Sache doch erst auf den Grund gehen.

„Ei, wenn du flunkertest! Kannst du denn wirklich Sonnenschein machen und Regen? Wind auch?“

„Euch Wind vormachen ist grad noch das leichteste!“ sagte das Schulmeisterlein.

„Und du wirst uns vor Hagel schützen, vor Schloßen und Wettern, und kannst es verhüten, daß der Blitz die Scheune nicht zündet noch das Vieh uns erschlägt?“

Das Schulmeisterlein antwortete: „Das ist doch klar. Hat man darauf studiert und kann man das eine erst, hat man das andre ganz in der Hand.“

Das leuchtete den Bauern ein.

Nur einer, der ganz besonders vorsichtig war,

Digitized by Google

fragte noch: „Aber dann wundert's mich nur, daß deine Hungerbauern davon nicht reich worden ſind."

„Die wiſſen ja noch gar nichts davon. Ihr ſeid ja die erſten. Ich hab' eben nur darauf ausſtudiert."

„So, ſo! Hm! hm!" Das iſt etwas andres."

„Aber freilich gehört was dazu," ſagte das Schulmeiſterlein. „Das Fett bleibt nicht ſitzen. Das geht 'runter dabei."

Da ſahen die Bauern ſich wieder an und plinkten wieder einander zu und räuſperten ſich: „Der unſre iſt freilich ſehr dick!" ſagten ſie dann.

Mehr ſagten ſie nicht. Das iſt nicht Bauernart. Sie handeln, aber ſie reden nicht viel. Sie fügten nur noch hinzu: „Du kannſt jetzt nach Hauſe gehen."

Unſer Schulmeiſterlein ging nicht nach Hauſe, es ſprang vielmehr, überaus luſtig wie nie. Und zu Hauſe ſetzte es ſich überaus fröhlich an ſeinen alten wackligen Tiſch und biß merkwürdig vergnügt in ſein ſchimmliges Brot und ſeine trockenen Kartoffeln.

Warum das nur war?

Ei, es hatte genug geſehen und gehört und wußte, ſein Köder ſaß und die dicken Millionenbauern hatten ſich daran gefangen wie ſo viele Fiſchlein an ſeiner Angel.

Was geſchah wirklich auch?

Nun, die Millionenbauern ſchafften ihren Schulmeiſter ab, der ſo dick war, daß er das Wetter nicht machen konnte, und ſchafften den Dünnen an. Und unſer Schulmeiſterlein lachte: die fette Pfründe war ſein.

Da ſaß es nun ſeelenvergnügt in der ſauberen Stube hinter den blauen Scheiben mit den grünen, geſtrichenen Fenſterläden, guckte von dem ſchmucken weißen Häuslein hinaus auf die Straße und ließ es ſich ſchmecken. Schmunzelnd ſtrich es über die Stelle, wo bei ſeinen dicken Millionenbauern der Bauch ſaß, und ſagte einmal über das andre: „Ach, iſt das gut! Iſt das gut, wenn man ſatt iſt. Jetzt weiß ich doch auch, wie das iſt. Iſt das ein Hochgefühl, wenn der Magen nicht knurrt. Und das hat der andre nun alle Tage gehabt. Ich könnt' noch weinen, wenn ich dran denk'. Ob mir denn wohl auch ſo ein Bäuchlein wüchſe wie meinen Bauern und ihm? Aber ich bin wohl zu klug dazu. Bei mir bleibt nichts ſitzen. Ich eſſ' mich ja nun ſchon volle acht Tage lang ſatt, und zu ſehen iſt immer noch nichts."

Bedrückt befühlte es wieder die Stelle, wo bei den andern der Bauch ſaß, und ſchaute ganz trübſelig in den Spiegel.

Es iſt nun aber eines wahr: Geduld führt zum Ziel.

Nachdem unſer Schulmeiſterlein das liebevolle Befühlen und In-den-Spiegel-ſchauen eine Zeitlang fortgeſetzt hatte, bemerkte es ſchließlich doch eine kleine, zunehmende Rundung an ſeinem Körper.

„Ach!" ſagte es ganz ſelig, „jetzt iſt da ja gar kein Loch mehr. Es wird vielleicht doch noch, es wird — ſo ein Bäuchlein. Ich will mich doch tapfer mäſten."

Danach tat es, liebevoll; und ſieh: die kleine, beginnende Rundung nahm zu, nahm ſo zu, daß auch ſeine Bauern ſie merkten.

Da ſprachen ſie untereinander:

„Herausgefüttert hätten wir ihn. Iſt aber das Wetter nun beſſer?"

Und ſie gingen zum Schulmeiſterlein, um ſich zu beklagen.

„Ihr ſeid nicht zufrieden?" gab das zur Antwort. „Ja, warum kamt ihr nicht früher zu mir? Was kamt ihr nicht längſt?"

„Wir wollten es doch erſt abwarten," ſprachen ſie. „Wir haben täglich gedacht, daß da ſollt' ein ander Wetter werden, aber ein ander Wetter iſt nicht geworden."

„Ihr hättet nicht warten ſollen," meinte das Schulmeiſterlein eifrig, „ſondern gleich zu mir kommen und ſagen, wie ihr's verlangt."

„Wir wollen es dann in Zukunft ſo halten," ſagten ſie, verabſchiedeten ſich zufrieden, und unſer Schulmeiſterlein lachte ſchlau hinterdrein.

Der nächſte Morgen war noch nicht ſo früh, da meldeten ſie ſich wirklich ſchon. Das Schulmeiſterlein hatte das vorausgewußt. Er wußte auch gut, was ſie wollten, nämlich beſtändiges Wetter, denn ſie hatten alle die Ernte vor.

Nun hatte es längſt ſchon das Wetter vorausbeſtragt, und da alle Anzeichen für „beſtändig" ſprachen, ſagte es: „Geht nur ans Schneiden, es hält!"

Da bedankten ſich ſeine Bauern vielmals, fuhren auf ihre Felder, mähten ihr Korn und füllten die Scheunen und brachten die Ernte ein, ſo gut wie noch nie.

Ja, ein Schulmeiſter, der das Wetter ſo machen konnte, das war, was ſie brauchten.

Bloß der Sägemüller fluchte, und jeden Tag mehr. Von der langen Dürre war der Bach klein geworden und die Mühle ſtand ſtill.

„Was haſt du denn da für ein dummes Wetter gemacht?" fragte er zornig den Schulmeiſter.

„Die Bauern haben ſich's ſo beſtellt!" ſagte der ruhig. „Sie brauchen's zur Ernte."

„Und wie krieg' ich denn meine Bretter klein?"

„Du mußt eben noch warten," ſagte das Schulmeiſterlein.

„Nun, das iſt mir eine ſchöne Geſchichte," ſprach der Sägemüller und ging wütend fort.

Die Korubauern aber ſchickten vor lauter Dankbarkeit ihrem Wohltäter allerhand Gutes für Küche, Kammer und Rauchfang.

Das Schulmeiſterlein tätſchelte die Breitſeite der fetten Schinken, ſtrich liebevoll mit der Hand über die dicken Würſte und Speckſchwarten. Sein Herz lachte ihm in der Bruſt, wenn es den großen Topf mit Butter ſah und die vielen ſchönen Eier, und mit Wonne hörte ſein Ohr das Gackern der Hennen, das Grunzen der Schweinchen, das Meckern der Ziege im Stalle.

Und wie der Windmüller kam und ſagte: „Das erſte Korn wird ſchon gedroſchen, bald bringen es mir die Bauern zur Mühle, ich muß Wind haben," verſprach es ihm's gleich. Denn es hatte ſchon am Abend vorher eine dunkle Windwolke am Himmel geſehen, gleich einer einzigen rieſigen Vogelfeder, und es wußte, es gab einen luſtigen Sturm.

Es kam auch richtig ein Wind auf, der die Flügel der Mühle nur ſo um und um warf, und der Windmüller war es zufrieden. Der Waſſer-

Digitized by Google

müller aber nicht, ebenſowenig wie der Sägemüller, der von Tag zu Tag ein finſteres Geſicht ſchnitt.

Das ſcherte das Schulmeiſterlein wenig, es ſchritt durchaus nicht länger gedrückt und gebückt umher, ſeit es ein Bäuchlein hatte wie ſeine Bauern, ſondern ſchaute auf die und hielt ſich wie ſie.

Drum warf's jetzt den Kopf auf und ſprach: „Herre Gott doch, der Windmüller war ja vor euch da. Wer zuerſt kommt, der mahlt."

„Nun gut, dann beſtellen wir aber jetzt gleich für längere Zeit Regen."

„Eigentlich geht das nicht, ſo für lange vorausbeſtellen. Aber ihr wartet nun ſchon eine Zeit, da will ich euch denn zu Willen ſein."

Das ſchlaue Schulmeiſterlein wußte wohl, was es tat. Es hatte am Morgen geſehen, daß die Frau in das Wetterhäuschen hineingegangen war und den Mann herausgeſchickt hatte, und drin blieb und gar nicht wieder herauswollte, da konnte er ſchon ſchlecht Wetter verſprechen.

Aber wie dann der Regen tatſächlich lange anhielt und es gar nicht beſſer wurde, wurden die zufriedenen Bauern auch ungemütlich. Die Kartoffeln faulten ihnen in der Erde, ſagten ſie. Und der Weinbauer brummte ebenfalls und wollte Sonnenſchein, und andre klagten, der ſchreckliche Sturm habe ihnen die Schindeln vom Dache geriſſen und die Fenſter entzweigeſchlagen.

„Was fällt dir denn ein, ſo einen Sturm zu machen?"

„Was wollt ihr? Der Fiſcher braucht ihn. Er wolle heut fangen; da muß der See gut aufgerührt ſein."

„Der Fiſcher! Der Fiſcher! Der geht uns nichts an!"

„Jedem das Seine," ſprach das Schulmeiſterlein. „Ich habe euch ja auch den Willen getan. Wartet nur ein wenig, dann kommt ſchon die Sonne vor."

Aber wie ſie da war, zankte nun wieder der dickſte Bauer. Er, der die meiſten Knechte beſaß, hatte lange vor den andern Miſt auf den Acker gefahren und wollte jetzt Regen, damit der gut in die Erde ziehe.

„Ich hätt' ja noch gut einen Tag oder zwei warten können, Schultheiß," ſagte der Schulmeiſter. „Hättet Ihr mir's nur geſagt. Für Euch tät' ich's ja ſelbſtverſtändlich, weil Ihr der Schultheiß ſeid. Nun bitte ich untertänigſt, gedultet Euch noch ein wenig."

Aber der Schultheiß wollte ſich nicht gedulden und ging ſehr ungnädig von dannen.

Wie nun aber wieder die andern knurrten und ſaure Geſichter machten, als es dem Schultheiß zulieb regnete, weil ſie doch Kartoffeln hacken wollten, da wurde das Schulmeiſterlein endlich unwirſch.

„Was wollt ihr denn nur, ihr Tröpfe!" ſprach's und wurde ſackgrob. „Ich kann doch immer nur ein Wetter zur Zeit machen. Wie ich es tue, immer iſt es nicht recht. Einer hat ſtets zu klagen. Da wär' es doch beſſer, ihr machtet es unter euch aus, wie es ſein ſoll. Sonſt hab' ich ja immer nur Undank. Glaubt ihr, das ſei ſo leicht, das Wetter zu machen, und ſo ein Vergnügen? Ich geb' mir die größte Mühe tagelang, und ihr ſeid niemals zufrieden. Das hätt' ich auch nicht gedacht, als ich zu euch kam. Ihr könnt's einem wirklich verleiden."

„Nichts für ungut, nur nichts für ungut!" baten die Bauern und bettelten. „Wir meinen nur ſo! Ihr werdet uns doch nicht verlaſſen."

Und es faßte ſie eine gewaltige Angſt, daß ſie am Ende durch zu viel Klagen dieſen koſtbaren Schulmeiſter verlieren könnten, der ihnen das Wetter machte. „Wir wollen ſo tun, wie du ſagſt, und wollen uns einigen."

Das Schulmeiſterlein war ſchnell beſänftigt: „Das iſt etwas andres; das iſt recht; dann will ich bleiben!"

Und ſchaute ihnen nach, wie ſie miteinander abzogen, und rieb ſich die Hände; es wußte, nun hatte es eine ganze Weile Ruh.

Es dauerte auch wirklich eine geraume Zeit, bis die Bauern ſich wieder meldeten.

Aber endlich kamen ſie doch, und ſehr aufgeregt, mit roten Köpfen vor ihn.

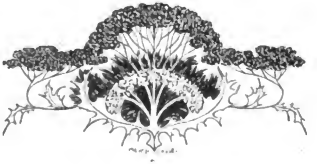
„Nun," ſagte der Schelm, der tat, wie wenn er nichts merke. „Habt ihr euch jetzt geeinigt? Das iſt recht. Sagt nur, wie ihr's haben wollt. So mach' ich's dann gleich."

„Aber wir können uns nicht vergleichen. Der eine will's ſo, der andre ſo."

Und ſie fingen an, vor ihm zu ſchelten und untereinander zu zanken.

„Jetzt gebt einmal Ruh," ſprach das Schulmeiſterlein ernſt. „Hier wird nicht gezankt. Ich habe euch lange genug Zeit gelaſſen. Wenn ihr euch denn partout nicht einigen könnt, da kann ich euch auch kein ander Wetter machen; da liegt es an euch, da iſt's eure Schuld; da müßt ihr's halt nehmen, wie's kommt. Aber das ſage ich euch, klagt mir noch einer, ſo geh' ich."

Und mit dem Beſcheid mußten ſie ſich zufrieden geben.



Digitized by Google

Bug der Dreadnought (ohne Rammsteven)

Das Dreadnought-Problem

Von

Graf E. Reventlow

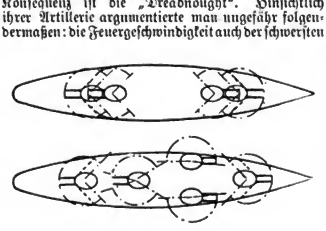
(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

Seit Menschengedenken ist nicht so viel über ein Kriegsschiff geschrieben und gesprochen worden wie über die englische „Dreadnought"; dies Schiff bildet seit anderthalb Jahren nahezu eine ständige Rubrik in der internationalen Fachpresse, und beinahe alle andern größeren Marinen, wie Frankreich, die Vereinigten Staaten, Deutschland und Japan, sind dabei oder bereiten sich vor, ebenfalls „Dreadnoughts" zu bauen. Das Schiff hat also, was die Baupolitik der größeren Marinen anlangt, epochemachend gewirkt; das ist eine Tatsache, an der sich nichts ändern läßt; Erwägungen und Gesichtspunkte militärischer Natur haben die englische Admiralität zu diesem Schritt veranlaßt, und diese müssen wir kurz zusammenfassen, bevor wir den Typ und im besonderen die Artillerie näher betrachten.

Bekanntlich ist das Kriegsschiff ein Kompromiß all der verschiedenen in ihm zu vereinigenden Gefechtseigenschaften, und diese stellen sich in ihm als Raum und Gewicht dar, die umgekehrt mit Erhöhung der Anforderungen wachsen. Besondere Kunstgriffe oder gar einer einzigen Marine angehörige Geheimnisse gibt es heute in dieser Hinsicht nicht, und man kann ohne Fehler den Satz aufstellen: je größer das Schiff, desto gefechtskräftiger ist es. Die Fortschritte in der Geschütz- und Panzerfabrikation waren es einerseits, die den Uebergang zu immer schwereren Kalibern hervorriefen, und anderseits eine in der breiteren Oeffentlichkeit verhältnismäßig wenig beachtete technische Errungenschaft, nämlich das Fernrohrvisier. Vor noch nicht langer Zeit gab die Leistungsfähigkeit des unbewaffneten Auges Maßstab und Grenzen für die Schußweite, mit der man im Maximum zu rechnen pflegte. Darüber hinaus im Ernstfall zu schießen, bedeutete Munitionsverschwendung. Ein zweites Moment kam in der geringen Torpedoschußweite hinzu, da diese auf zirka 600 Meter ihre Grenze fand. Man brauchte also außerhalb dieser den Torpedo der feindlichen Linienschiffe nicht zu fürchten, und die untere Grenze des Nahkampfs wurde ziemlich allgemein auf ungefähr 1000 Meter angenommen. Die letzten Jahre haben aber eine ganz ungeahnte Entwicklung der Torpedowaffe gebracht, und ihre wirksame Schußweite ist auf 3000 bis 4000 Meter gestiegen. Daraus ergibt sich als einfache Folge für die Artillerie, daß sie auch außerhalb der neuen, so viel weiter hinausgeschobenen Torpedogefahrgrenze wirksam gegen

Digitized by Google

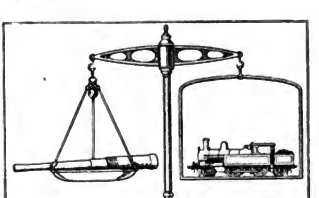
den Gegner sein muß. In kurzer Folge wurden die bisherigen Mittelartilleriekaliber von 15 Zentimeter bis 21 Zentimeter für ihre bisherigen Zwecke ungenügend. England ging zu 23,4, Japan zu 25,3 Zentimeter über. Es entstanden Uebergangstypen mit sonderbar gemischter Artillerie. Nun kam der russisch-japanische Krieg, der zeigte, auf wie ungeheure Entfernungen gut geschulte Geschützmannschaften noch mit Sicherheit und Genauigkeit zu treffen vermochten. Man muß der englischen Admiralität mit ihren militärischen und technischen Organen den Ruhm lassen, schon nach den ersten Gefechten entschlossen die Konsequenzen aus den verschiedenen Faktoren gezogen zu haben; diese Konsequenz ist die „Dreadnought". Hinsichtlich ihrer Artillerie argumentierte man ungefähr folgendermaßen: die Feuergeschwindigkeit auch der schwersten



Verschiedene Arten der Aufstellung der schweren Artillerie

(Die erste [acht 30,5-Zentimeter-Geschütze] auf dem amerikanischen Panzer „Michigan", die zweite [zehn 30,5-Zentimeter-Geschütze] auf der „Dreadnought")

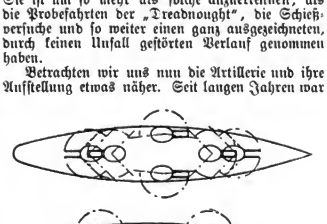
Geschütze ist heute eine sehr große. Ungefähr alle Minute kann eine 30,5-Zentimeter-Kanone einen Schuß abgeben. Ein solches Geschütz hat die größte Wirkung am Ziel, sowohl der Durchschlagskraft nach, wenn Stahlgranaten zur Verwendung kommen, als auch hinsichtlich der Sprengwirkung bei Verwendung von brisanten Granaten. Deswegen wird ein ausschließlich mit schweren Geschützen armiertes Schiff den modernen Anforderungen am besten entsprechen und die bisher neben verhältnismäßig wenigen schweren Geschützen allgemein verwandte mittlere Artillerie vollkommen überflüssig machen. Ein solches Schiff ferner mit einem neuen und überaus leistungsfähigen Modell des genannten Kalibers wird allen bisher gebauten und existierenden Schlachtschiffen andrer Nationen eine erdrückende Ueberlegenheit entgegensetzen. Gibt man ihm außerdem noch eine wesentlich überlegene Geschwindigkeit, so wird es sich die Gefechtsentfernung stets wählen und die gegnerischen Schiffe auf Entfernungen beschießen können, wo diese noch gar nicht einmal in der Lage sind, ihre eignen schweren Kanonen gegen den Panzer der „Dreadnought" mit



Das Gewicht einer Kanone der Dreadnought-Artillerie

Aussicht auf Erfolg in Tätigkeit zu bringen. Ebenso wird die hohe Geschwindigkeit eine gewisse Allgegenwärtigkeit der „Dreadnought" zur Folge haben, sie in den Stand setzen, immer da und überraschend aufzutreten, wo es die Lage erfordert. Nach diesen Prinzipien im großen und ganzen hat man das Schiff gebaut und armiert. Wenn auch die Lobgesänge der englischen Presse teilweise übertrieben und jedenfalls von stark reklamehaftem Gepräge waren, so muß man doch unbedingt zugestehen, daß die Leistung, ein so ungeheures Schiff eines noch nicht dagewesenen Typs in der kurzen Zeit von 24 Monaten fertigzustellen, eine ganz ausgezeichnete ist. Sie ist um so mehr als solche anzuerkennen, als die Probefahrten der „Dreadnought", die Schießversuche und so weiter einen ganz ausgezeichneten, durch keinen Unfall gestörten Verlauf genommen haben.

Betrachten wir uns nun die Artillerie und ihre Aufstellung etwas näher. Seit langen Jahren war



Weitere Projekte zur Aufstellung der schweren Artillerie

Digitized by Google

bei beinahe allen Schlachtschiffen der verschiedenen Marinen eine schwere Artillerie von insgesamt vier Geschützen allgemein und ihre Aufstellung paarweise in je einem Turm am Vorder- beziehungsweise Hinterende des Schiffes typisch. Auch auf der „Dreadnought" finden wir diese beiden Türme mit je zwei 30,5-Zentimeter-Geschützen, außerdem aber noch drei andre, also im ganzen zehn 30,5-Zentimeter-Kanonen. Einer von ihnen ist, wie die beiden erstgenannten, in die Mittellinie des Schiffes gestellt, während die beiden andern schräg hinter dem vorderen Turm Aufstellung gefunden haben; die Engländer nennen diese beiden Pläne den rechten und den linken Flügelturm, weil sie in gewisser Weise den vorderen flankieren. Wie aus der Abbildung ersichtlich, liegt der vordere Turm höher als alle andern, diese unter sich in gleicher Höhe. Die hohe Lage des vorderen Turms ist hauptsächlich in der Absicht gewählt, diesem ein möglichst ausgedehntes Gesichtsfeld zu geben und auch, wenn das Schiff bei schwerer See gegenandampft, das Ueberbrechen von Seen und damit eine Beeinträchtigung der Feuertätigkeit des Turms auszuschließen. Denselben Gesichtspunkt findet man übrigens schon bei früheren Typen aller Marinen verwirklicht. Zweifellos wäre eine möglichst große Feuerhöhe auch für die andern schweren Geschütze wünschenswert und das vorteilhafteste. Es ist jedoch nicht möglich wegen der außerordentlichen Gewichtsvermehrung, die aus der Verlängerung des Turmes erwächst, und außerdem deswegen, weil der Schwerpunkt des Schiffs dadurch zu hoch gelegt wird und die Seefähigkeit und Stabilität leidet.

Aus der Abbildung ersehen wir, daß der vordere Turm um eine volle Deckshöhe über die andern hinausragt, so daß das Feuer der Flügeltürme,

Bestückung der „Dreadnought"; je ein Turm hinten und vorn, einer in der Mitte, zwei Flügeltürme (jeder Turm mit zwei 30,5-Zentimeter-Geschützen)

Digitized by Google

auch wenn es sich recht nach vorn richtet, keine Störung irgendwie hervorrufen kann. Um eben dieses Feuer nach recht voraus, wie der Seemann sagt, zu ermöglichen, ist die Schiffswand in der Verlängerung der nach vorn gerichteten Rohre der Flügelgeschütze eingezogen. Was die absolute Größe der Bestreichungswinkel anlangt, so beträgt der des vorderen Turms ungefähr 270 Grad, der der beiden Flügeltürme annähernd 180; mit andern Worten: die Geschütze des vorderen Turms schießen von recht voraus nach jeder Seite bis 45 Grad achter heraus oder gleich noch weiter, während jeder Flügelturm von recht voraus nach recht achter herausschießt, also den ganzen auf seiner Seite liegenden Horizont bestreicht. Erheblich kleiner ist der Bestreichungswinkel des dann in der Mittschiffslinie folgenden vierten Turms. Sein Wirkungsbereich geht nur sehr wenig nach vorn, wenn überhaupt. Hauptsächlich ist dieser Turm für das Breitseitfeuer bestimmt, soll außerdem den hintersten Turm im Feuer nach achterraus unterstützen. Wie die Abbildung zeigt, kann er das aber nur dann, wenn das Feuer sich nicht direkt nach achterraus, sondern schräge dahin richtet, und zwar so weit, daß der in Rede stehende Turm in seinem Feuer durch den hintersten Turm nicht gehindert wird. Der hinterste Turm endlich hat wieder einen außerordentlich großen Bestreichungswinkel, denn dieser umfaßt nicht nur die ganze hintere Hälfte des Horizonts, sondern richtet sich auch noch mindestens 45 Grad auf jeder Seite nach vorn. Fassen wir die Feuerwirkung sämtlicher Geschütze zusammen, so ergibt sich: recht nach vorn schießen sechs Geschütze, recht nach hinten ebenso viele und nach der Breitseite acht.

Es ist nun selbstverständlich, daß jede Seemacht, die überhaupt beabsichtigt, im Notfalle Ernst zu machen, wenn nicht ebenso viele, so doch ebenso starke Schiffe bauen muß wie die stärkste Seemacht. Auch Deutschland wird es nach sehr bedauerlichem langem Zögern nun tun, und wir können zuversichtlich annehmen, daß die neuen deutschen Schlachtschiffe der „Dreadnought“ sicher gewachsen und hoffentlich überlegen sein werden. Allerlei Gerüchte über Einzelheiten dieses neuen Typs sind im Umlauf. Ich möchte jedoch darauf nicht eingehen, weil einmal nichts Authentisches vorliegt und andererseits die Wahrung absoluten Geheimnisses sehr wichtig ist. Die Engländer zerbrechen sich schon seit vielen Monaten den Kopf darüber, um ihre eignen Neubauten danach einrichten zu können, und das wollen wir doch, so viel an uns liegt, verhindern. Nur auf einen Punkt sei hingewiesen, der auch einen recht schweren Fehler der Dreadnought-Artillerie darstellt. Außer jenen zehn 30,5-Zentimeter-Kanonen führt das Schiff nur eine recht große Anzahl kleiner sogenannter Antitorpedobootsgeschütze, das heißt ein Kaliber, das nur Torpedo-

Phot. Enrique Müller

Doppelturm der amerikanischen Marine (Linienschiff „New Jersey“)
(Diese Art der Aufstellung, modifiziert, auch für die geplanten Riesenschiffe in Aussicht genommen)

Digitized by Google

Das Schlachtschiff der Zukunft (nach der Zeitschrift „Scientific American")

(Deplacement 26000 Tonnen, Schnelligkeit [Gasmaschine] 22,5 Knoten, Bewaffnung sechzehn 30,5-Zentimeter-Geschütze, zwanzig 12-Zentimeter-Geschütze)

booten gefährlich werden kann. Nun hat sich aber im japanisch-russischen Kriege sehr deutlich gezeigt, von wie außerordentlicher Wirkung ein Massenfeuer mit Granaten auf alle Entfernungen ist; ein solches soll sich ja nicht gegen Panzer richten, sondern nur ungepanzerte Schiffsteile und Aufbauten zerstören, Menschen töten, leichte Geschütze außer Gefecht setzen, Feuersbrunst verursachen und so weiter. Diese kleinen Geschütze der „Dreadnought" sind hierzu nicht brauchbar und die schweren Kanonen sind ebenfalls nicht dazu bestimmt. Es fehlt das Zwischenglied, eine Mittelartillerie von etwa 15 bis 17 Zentimeter Kaliber, die lediglich ein Massenschnellfeuer mit Sprenggranaten zu unterhalten hat. Eine solche wird man wohl sicher auf den neuen deutschen Schiffen vorfinden, und zwar hoffentlich durch einen wirksamen Panzer geschützt. Das ist ein zweiter Fehler an der „Dreadnought", daß die erwähnten leichten Geschütze überhaupt keinen Panzerschutz besitzen, ferner ist man bei der Ausdehnung der geringen Oberdeckaufbauten genötigt gewesen, die kleinen Geschütze derart zusammenzudrängen, daß, wie neuliche Schießversuche zeigten, eine Ausnutzung aller Geschütze unmöglich ist, sie einander im Gegenteil behindern.

Man darf das Schiff überhaupt nicht überschätzen, es hat seine Fehler wie jedes andre. Sicher ist die „Dreadnought" stärker als jedes fertige und im Bau vorhandene deutsche Schiff und würde auch den Kampf mit mehreren von ihnen zugleich nicht zu fürchten haben. Da liegt aber die Schuld weniger an der Vorzüglichkeit der „Dreadnought" als vielmehr in den schweren früheren Versäumnisfehlern der deutschen Marine. Man bedenke nur, daß das englische Schiff 18000 Tonnen und die neuesten deutschen nur 13000 Tonnen Deplacement besitzen. Da ist das angedeutete Stärkeverhältnis kein Wunder.

Wie gesagt, entziehen sich die Pläne der deutschen Neubauten der Oeffentlichkeit, und das ist gut. Wir wissen nur, daß es Schiffe sein werden, die ein Deplacement von 18000 bis 20000 Tonnen besitzen und ohne Zweifel eine große Anzahl schwerkalibriger Geschütze aufweisen werden. Die Franzosen haben ein gemischtes System angenommen und die früher übliche Zahl von vier 30,5-Zentimeter-Geschützen nicht vermehrt, dagegen an Statt der bisherigen Mittelartillerie zwölf 24-Zentimeter-Kanonen gesetzt; also ebenfalls eine sehr mächtige Artillerie. Ganz eigne Wege gehen die Amerikaner, indem sie an ein schon früher vorhandenes, aber bei den neuesten fertigen Schiffen wieder verworfenes System anknüpfen. Schon vor Beginn dieses Jahrhunderts war nämlich die Marineautorität in den Vereinigten Staaten auf die Idee verfallen, sogenannte zweietagige Türme für die schweren Geschütze zu konstruieren; anstatt zweier enthielt jeder schwere Turm also vier Geschütze, die paarweise übereinander lagen. Der große Vorteil der Einrichtung lag in der Ersparnis an Platz und Gewicht, Vereinfachung des Munitionstransports und so weiter. Ihm standen aber größere Nachteile gegenüber, u. a. die größere Gefährdung des Turms. Gerät

Digitized by Google

ein solcher im Gefecht außer Funktion, so sind mit einem Schlage vier Geschütze außer Gefecht gesetzt, bei einem gewöhnlichen Turm dagegen nur zwei, das Risiko ist also zu groß. Ferner, und dies ist hauptsächlich vom deutschen Standpunkt gesagt, beeinträchtigt ein Turm von solcher Höhe die Seefähigkeit des Schiffes, er rückt den Schwerpunkt höher und vermindert damit die Stabilität. Die Amerikaner sind von diesen Türmen auch abgekommen, dagegen dürfen wir die jetzt im Bau befindliche Michigan-Klasse als eine Weiterentwicklung jenes Gedankens ansehen. Diese Schiffe haben eine Artillerie von acht 30,5-Zentimeter-Kanonen erhalten, und man hat sie paarweise in Türmen aufgestellt, die sämtlich in der Mittellinie des Schiffes liegen, also in einer geraden Linie; die zwei äußeren an den Schiffsenden, die beiden andern zwischen ihnen. Damit nun diese beiden letzteren in ihrem Feuer nach vorn beziehungsweise hinten nicht durch die an den Enden stehenden Türme behindert werden, hat man sie so hoch gehalten, daß die in ihnen stehenden Geschütze oben über die Endtürme hinwegfeuern können. Das Prinzip ist also ähnlich wie bei den früheren Doppeltürmen, nur mit dem Unterschiede, daß die hohe Etage von der niedrigen getrennt ist und einen besonderen Turm beansprucht. An Stelle der früheren Gewichtsersparnis tritt in diesem Falle aber ein erheblicher Mehrverbrauch an Gewicht, denn je höher ein Turm, desto mehr wiegt er natürlich. Wir halten diese Aufstellungsart für unpraktisch. In Zukunft werden die Amerikaner Schiffe von über 20000 Tonnen bauen, und wie man sich eine spätere Weiterentwicklung des Dreadnought-Typs dort vorstellt, zeigt die beistehende, einer amerikanischen Fachzeitschrift entnommene Abbildung. Die schwere Armierung setzt sich da aus sechzehn 30,5-Zentimeter-Kanonen zusammen, diese sind in zwei Gruppen auf das Vorder- und Hinterschiff verteilt, jede Gruppe durch einen den vier Türmen gemeinsamen Zitadellenpanzer vereinigt. Drei der Türme sind so aufgestellt wie die vordere Artillerie der „Dreadnought", nämlich ein Turm in der Mittellinie des Schiffs und zu seinen beiden Seiten etwas niedriger und etwas weiter nach hinten je ein weiterer Turm. Zu diesen dreien kommt nun noch ein vierter hinzu, der hinter dem vorderen Mittelturm steht und hoch genug ist, über ihn hinwegzufeuern. Die Artillerie des Hinterschiffs ist genau so angeordnet. Ein Deck tiefer kommt, in Batterien und Kasematten angeordnet, eine mächtige Schnellfeuerartillerie hinzu. Es mag dahinstehen, ob dies Zukunftsschiff einmal verwirklicht werden wird. Es ließe sich manches dafür und dawider sagen, würde aber eine besondere eingehende Untersuchung erfordern. Die Amerikaner sind aber mit diesen phantastisch scheinenden Experimenten und Gedanken doch wohl ernst zu nehmen, und an der technischen Möglichkeit, ein solches Schiff herzustellen und derart zu bewaffnen, braucht man nicht zu zweifeln; etwas andres ist es mit den militärischen Gesichtspunkten.

Neuigkeiten. Nach einem Gemälde von Hans Best

Digitized by Google

Die Kameraden

Von

Georg Busse-Palma

Die Dunkelheit war so tief, daß die Umrisse der Landstraße selbst für die geübten Augen der beiden Vagabunden kaum noch sichtbar waren. Dennoch liefen sie so angestrengt, als säße ihnen der Teufel im Nacken. Als sie einmal innehielten und zurücklauschten, hörten sie den Hufschlag des Pandurenpferdes auch in beängstigender Nähe hinter sich. Und gleich darauf, als Antwort auf das Schweigen ihrer Tritte, klang der rauhe, ihnen wohlvertraute Zuruf: „Halt! oder ich schieße!“ durch den späten Abend.

„Bei dieser Dunkelheit und die Straßen entlang!“ spöttelten die Verfolgten. Die Dunkelheit war ihr Schutz, und das wußten sie. So stieg dem einen auch der Uebermut zu Kopf, und mit heiserer Stimme rief er der „wohlgeborenen“ Polizei eine unflätige Aufforderung zu.

„Jetzt den Berg hinauf in den Wald,“ flüsterte sein Gefährte.

In demselben Moment krachte ein Karabinerschuß. Die schwarz starrende Fichtenwaldung in der Höhe warf den weithin rollenden Schall vervielfacht zurück. Es war wohl nur ein Schreckschuß in den sternenlosen Himmel gewesen, aber mit gestrecktem Satze sprangen die Landstreicher wie die Hasen in den tiefen Straßengraben und klommen dann hastig auf der andern Seite den steil aufsteigenden Bergzug hinan.

Sie waren eben oben angelangt, als der eine von ihnen mit unterdrücktem, leisem Wehlaut in das Knie brach. Er sprang wieder auf, fiel aber beim ersten Schritt in das Gras zurück.

„Was ist dir?“ fragte sein Genosse erschrocken.

„Küß die Frösch'! Weiß ich es? Wie zerrissen ist mir das Bein unten.“

„Still!“

Blitzschnell warf sich der andre neben den Gefallenen. Seite an Seite, ganz dicht an den Boden gedrückt, lagen sie reglos mit verhaltenem Atem.

Pferdeschnauben klang zu ihnen herauf. Der Pandur ritt unten an ihnen vorüber, auf einem Schimmel, dessen weißschimmernde Formen die Vagabunden deutlich erkennen konnten. Plötzlich hielt er das Pferd an und horchte umher.

Als er kein andres Geräusch als den fernen Pfiff eines Nachtvogels vernahm, schimpfte er aufs Ungefähr: „Wartet nur, ihr Gesindel! Ich komme gleich wieder!“ Mit klatschendem Schlag auf den Hals setzte er dann den Gaul wieder in Trab.

Der Hufschlag verhallte. Der eine Vagabund richtete sich auf und begann zu lachen. Seine großen weißen Zähne blitzten durch das Dunkel:

„Der und zurückkommen! Jetzt reitet er in das Bett oder in die nächste Tscharda! Aber sage, Bruder, was dir geschehen ist?“

„Eine Sehne wird gerissen sein,“ antwortete der Gefragte verdrossen. „Jede Bewegung schmerzt mich wie höllisches Feuer.“

„Sie wird nur gespannt sein, Dani! Und eine Nacht voll Schlaf macht viel gut. Schlafen, ja, aber wo? Gehen kannst du nicht. Bassama! Wir müssen im Walde lagern.“

Die tiefe Finsternis zerriß mit einem Male. Die dicken schwarzen Wolken schoben sich auseinander und ein Teil der Mondscheibe, blendend blank wie poliertes Metall, trat hervor. Der Wald, der sich bis dahin wie eine ungeheure schwarze Mauer hingezogen hatte, löste sich in einzelne Stämme mit dunkeln Kronen, die ein kühler, hoher Wind langsam wiegte.

Der am Boden Liegende wies mit dem Finger auf das Gestirn, dessen Licht auch sie weithin sichtbar machte.

„Gut für uns, daß der nicht früher kam!“

Sie waren beide junge, muskulöse Männer in schweren Filzmänteln und Lammfellmützen, die sie sommers und winters trugen. Sie redeten sich mit „Dani“ und „Jennö“ an, aber die Vagabunden und die armen Burschen der Pußta nennen auch untereinander ungern die richtigen Namen. Sie heißen, wie sie sich gerade nennen, und ihr Taufschein interessiert sie gegenseitig nicht.

„Der Mond ist wie wir,“ erwiderte Jennö leise. „Immer einsam und des Tags verborgen. Wie

Digitized by Google

die armen Burschen. Er liebt uns. Jetzt kommt er, und jetzt ist es gut für uns. Gut, weil wir uns ein Lager suchen müssen."

„Es ist kühl, Bruder," meinte Dani. „Wenn wir ein Feuer zünden könnten . . ."

Der andre griff sich nachdenklich in den struppigen Bart.

„Bleibe mit deinem Füßchen still hier," erklärte er dann. „Ich gehe eine Mulde suchen, in der wir ruhen können. Hab' ich was gefunden, hole ich dich."

Den Knotenstock schwingend, ging er mit schweren Schritten in den Wald hinein.

Dani blieb, in den Filzmantel gerollt, einsam liegen. Auf den Ellbogen gestützt, sah er in die wiegenden Fichtenwipfel.

Aus der Tiefe des Forstes trug der Wind ein dumpfes Rufen zu ihm herüber. Das schauerliche Hu—hu—huuh des Uhus. Dann raschelte es über ihm irgendwo im Geäst. Es mochte eine aus dem Schlaf geschreckte Krähe sein. Und Dani dachte, daß Uhu und Krähe ein Nest und eine Heimstätte hätten und daß er schon seit vielen Jahren ein ruheloser Nirgendsheim und Gast der Straße war. Und er dachte weiter, daß auch er einmal ein Nest gehabt, bis Schmerz und Rachsucht gegen den Fremden, der ihm sein Mädel ermordete, sein Herz verbrannt und ihn heimatlos gemacht hatten. Er, der heute selber das Wild der Pandurен war, war ausgezogen, um dasselbe Wild zu jagen wie sie. Und sein Haß hatte jahrelang in ihm sprungbereit gelegen, mit grünen Augen wie ein geduckter Wolf. Bis er hörte, daß seine Beute ihm entgangen, daß sie zur Strecke gebracht worden sei ohne ihn!

Damals hätte er zurückkehren können in das Leben der Seßhaften. Aber wer einmal Jahre hindurch Wälder und Heiden durchquert, der findet nicht mehr heim. Er ging immer weiter in einem dumpfen, unruhigen Suchen, das keinen Gegenstand hat. Nur des Nachts, wenn die Wälder knarrten oder der Wind heulend durch die Puszta fuhr, fand er im Traume manchmal das Ziel. Dann spannten sich die Adern auf seiner Stirn bis zum Zerspringen und seine Hand zuckte an das Brotmesser im Gürtel.

Ein schwarzer Schatten glitt lautlos über Danis Haupt. Der Käuzchenschrei klang: Kuwitt, kuwitt!

Dani hörte ihn in jeder Nacht, die er im Walde zubrachte. Er mußte aber immer wieder daran denken, daß die Bauern ihn den Totenvogel nennen und von ihm sagen, daß er die Sterbenden beschreit.

‚Sterben müssen wir alle,' dachte er melancholisch, ‚das ist einmal so.' Aber daß der andre ohne ihn gestorben war, ach! das würde ihm noch im Sarge wehe tun. —

Der scharfe Signalpfiff seines Gefährten schlug an sein Ohr. Er legte die Hände trompetenförmig an den bärtigen Mund und pfiff wieder. Gleich darauf tauchte Jennö zwischen den Stämmen auf.

„Ich habe einen guten Platz gefunden, Bruder," rief er schon von weitem. „Wochenlang könnten wir dort Feuer brennen, ohne daß man uns sähe."

Dani stand mühsam auf und humpelte, schwer auf den Stock gestützt, ihm einige Schritte entgegen. Dann blieb er tiefatmend stehen.

„Hol' der Teufel deinen Fuß!" brummte Jennö. „Zwei Stunden brauchst du, ehe du in dieser Schnelligkeit hinkommst. Halt still!"

Er hängte seinen Stock in die Schnur, die ihm den Mantel über der Brust zusammenhielt, schlang, ohne ein Wort weiter zu fragen, die mächtigen Arme um den Lahmen und hob ihn auf.

„Ich trag' dich, du Weichling," knurrte er dabei.

„Mich tragen?" schimpfte Dani. „Bin ich denn ein Kind, du Wahnwitziger?"

Mit Händen und Füßen strampelnd, wehrte er sich dagegen. Aber Jennö hielt fest, wenn er mit der ungefügen Last auch nur langsam und keuchend vorwärts konnte. Schließlich beruhigte sich der Getragene auch. Sie waren ja Freunde, gingen seit vielen Wochen zusammen und teilten Brot und Schnaps ebenso ehrlich wie Wärme und Kälte. Warum sollte er sich also nicht auch einmal tragen lassen, da es doch wirklich schneller ging und er obendrein keine Schmerzen hatte!

Einmal mußte Jennö ihn aber doch niederlassen und sich verschnaufen, ehe sie den Platz erreichten.

Die von dem Landstreicher aufgespürte Lagerstelle war ein sehr tiefer Kessel, dessen schräge Wände stellenweise mit Brombeergestrüpp bewachsen waren. Auf der einen sandigen Seite befanden sich zahlreiche Kaninchenbauten. Alles sprach dafür, daß Menschenfüße sich sehr selten hierher verirrten, und sein völliger Windschutz ebenso wie die Gewißheit, daß selbst eine hochlodernde Flamme nach außen hin nicht sichtbar werden konnte, ließen ihn wie geschaffen erscheinen für heimliches Wesen. In diesen Kessel setzte Jennö seinen Kameraden sorgsam nieder, klomm dann aufs neue heraus und schleppte Arme voll trockenen Holzes herbei, an dem er ein helles, wärmendes Feuer entzündete.

Als sie es sich behaglich gemacht hatten, schnallten sie sich die abgeschabten Ledertaschen von der Gewandung und packten die guten Dinge aus, die sie im Laufe des Tages erbettelt oder gestohlen hatten. Große Stücke erdfarbenen groben Brotes, eine magere Speckseite und eine banchige Flasche voll wasserhellen Zwetschenschnapses.

Dani entkorkte sie und trank zuerst.

„Das wärmt! besser noch als das Feuer!" sagte er, sie Jennö hinüberreichend.

„Ja, der Oktober ist kühl!"

„Kühler noch als sonst. Vor zehn Jahren, als ich vom Militär in mein Dorf zurückkam, war er wärmer. Warm war mir auf dem Wege, heiß wurde mir, als ich da war. Aber sie war kalt wie eine Hundeschnauze, und darum machte ich sie noch kälter!"

Er lachte kurz auf und schnitt sich mit seinem langen Dolchmesser ein Stück Speck zurecht.

Die beiden hatten noch nie über ihre Vergangenheit geplaudert. Trotzdem zeigte sich Dani nicht überrascht. Er wiegte nur bedächtig den Kopf.

„Das kommt vor im Leben," bestätigte er dann. „Das ist oft das Unglück, daß es dem einen zu kalt und dem andern zu warm geht."

Beide seufzten.

Eine Zeitlang saßen sie sich schweigend mit kauenden Kinnbacken gegenüber. Der Feuerschein

Digitized by Google

hatte das Käuzchen herbeigelockt. Mit schrillem Schrei strich es über ihre Häupter. Dann setzte es sich auf einen Fichtenast und sah reglos mit großen runden Augen auf die beiden herab.

„Wir werden nicht mehr lange zusammengehen, Bruder!“ hob Jennö wieder an. „Die Zeit ist da, wo ich in mein Komitat zurück muß. Es ist dort gefährlich für mich, aber jedes Jahr kehre ich dorthin und horche bei Hirten und armen Burschen, ob sie nichts gehört haben von dem, den ich suche.“

„Ich suche nicht mehr,“ sagte Dani melancholisch. „Mein Mann ist tot!“

In den Augen seines Genossen flammte es wild auf und seine Faust krampfte sich drückend um den Messergriff.

„Sei Gott dem meinen gnädig, daß er noch auf der Erde ist. Denn sonst, wenn die Madonna gerecht ist, treff' ich ihn drüben und würg' ihn im Fegefeuer, daß seine Seele tot bleibt in Ewigkeit!“

„So will ich es auch!“ sagte Dani.

Die Zähne seines Gefährten knirschten hart aufeinander und sein ganzes Gesicht war verzerrt. Dann reichte er Dani die Hand herüber. Sie fühlten sich nun verbrüdert durch den gleichen Haß, wenn sie voneinander auch nicht wußten, wem er galt.

„Allzuviel hat er mir angetan,“ fuhr Jennö fort. „Als ich nach drei Jahren loskam von den Soldaten und die Straße entlang ging nach meinem Dorf, da sah ich sie immer vor mir, wie sie sich in den breiten Hüften wiegte, und das Herz hier schlug mir wie ein kleiner Schmiedehammer so warm und flink. Kein andres Mädel hatt' ich angeschaut all die Zeit über. Und wie ich zu ihr in das Haus tret' und die Arme weit aufmache, da sieht sie mich an wie einen Fremden und stößt mich weg. Einen andern hat sie! Einen andern, der es sich zunutz gemacht hat, daß ich im grünen Rock steckte und fort war. Ich sag' dir, Bruder, da schlug mir das Herz wieder wie ein Schmiedehammer, aber nicht mehr wie ein kleiner. Da hämmerte es, daß es mir in den Ohren brauste, und mein Kopf war wie eine glühende Kohle. Wer ist es? fragte ich sie. Aber sie sagte nur: Ein Bursche wie du noch immer!“ —

Während seiner Erzählung hatte Dani unruhig aufgesehen.

„Bei den Jägern warst du?“ fragte er leise.

In Gedanken versunken, starrte sein Gefährte in das verglimmende Feuer.

Der schauerliche Ruf des Uhus scholl wieder dumpf durch den Forst. Das Käuzchen, das immer noch reglos auf dem Aste saß, sperrte den Schnabel auf und schrie wie zur Antwort klagend und langgezogen dreimal.

Jennö schüttelte sich stöhnend.

„Wie das dann weiterkam — ich weiß es selber kaum, Bruder. Auf einmal lag sie auf dem Lehmboden, und ich hatte eine Axt in der Hand, die vorne blutig war. Und dann sprang ich wie ein Hirsch über Stoppeln und fiel in einem dichten Walde um und schlief so lange, daß es viele Tage sind, von denen ich nicht weiß, wo sie geblieben sind. Ach, es ist nicht gut, daran zu denken! Aber mich drängt es heut, weiß selbst nicht warum. Gib mir die Flasche, Bruder!“

Dani reichte ihm die Flasche herüber und blieb mit gekrümmten Rücken sitzen, ihn mit seltsam unruhigen Blicken beobachtend. In seinem Gesicht zuckte es.

„Mit der Axt erschlugst du sie?“ fragte er dann leise wie vorher.

Jennö wischte sich mit dem Handrücken den Mund.

„Ja, mit der Axt. Und wenn ich noch den Hund, der sie mir genommen, dazu erschlagen hätt', wär's recht gewesen. Aber ich wußte nicht mal, wer es war, und mußt' es doch wissen. Das ganze Komitat machte Jagd auf mich, und währenddem kehrte ich doch immer wieder zurück, bis ich von einem Juhaß wenigstens seinen Namen erkundet. Es war ein Fremder, der erst hingekommen war, wie ich schon beim Militär war. Und mehr als seinen Namen hab' ich bis heute nicht gefunden, denn er selber war fort, und keiner wußt' wohin. Er kehrt aber wohl zurück, oder die Leute dort wissen von ihm. Darum geb' ich jedes Jahr fragen. Mein Leben und ihr Blut ist er mir schuldig.“

Dani sah ihn mit starren, unnatürlich großen Augen an. Er hatte sich beide Hände an die Schläfen gepreßt und wiegte den Kopf unheimlich hin und her. Dann ließ er die Arme wieder schlaff herabfallen.

„Er ist ja tot,“ murmelte er dabei.

„Wer?“ schrie Jennö.

„Meiner!“ antwortete Dani heiser. „Der, den ich suche.“

„Das mag wohl sein, Bruder. Aber meiner muß leben. Was hab' ich schon ausgestanden, um ihn zu finden! Einmal hatten sie den Wald umstellt, in dem ich lag, und drei Tage mußte ich hoch in einer Eiche hocken, ohne Schlaf und Schweinenüsse zum Fraß, bis sie den Knecht prügelten, der mich verraten hatte, und wieder nach Hause gingen. Und dann in der alten Mühle! Hei, Brüderchen, da ging's ums Leben! Sie wußten, daß ich drin war, und kamen des Nachts. Aber ich war schlauer wie sie, und als ich sie witterte, da flog alles, was ich nur finden konnte an Papier und Spänen in die vier Ecken der Bude, und dann Feuer drauf. Ich hörte es eben noch aufprasseln, da kroch ich schon wie eine Natter am Boden die paar Schritte bis zum Brunnen hin, und dann ging es hinein. Nicht kopfüber! Gott bewahre! Fein vorsichtig, mit Händen und Füßen nach den Vorsprüngen der Steine tastend, bis ich mit dem Kopf am unteren Ende der Einfassung war. Gerade einen Fingerbreit hatt' ich für Hand und Fuß! Der Himmel war gluthrot. Das Ding mußte brennen wie Zunder. Und über mir liefen die Panduren und fluchten, und Bauern ließen einen Brunneneimer auf und nieder rasseln, daß er mir beinahe die Haut vom Kopfe riß. ‚Er verbrennt lieber, als daß er sich fangen läßt,‘ hörte ich sie reden. Und dabei stand ich bis zu den Knien im Wasser und war von unten bis oben naß. Ach, Bruder, es war zum Lachen, und ich lachte auch. Es klang ganz dumpf in dem Schacht, und eine Kröte erschrak und wäre mir beinahe in den Mund gesprungen. Die oben hörten aber in dem Lärm nichts, und als die Mühle bis auf den letzten Pfosten niedergebrannt war, sagten sie: ‚Gott sei seiner Seele gnädig,‘ und schrieben mich tot. Aber ich leb' noch und will erst ihn!“ —

Digitized by Google

Er hatte prahlerisch gesprochen. Aber dann fiel sein Auge auf Dani, und er zuckte zusammen.

„Was ist dir?“ rief er erschrocken. „Bist du krank?“

Das Gesicht seines Gefährten war aschfahl. Seine weit herausquellenden Augen hefteten sich wie glühende Sauger auf ihn. Mit den Knöcheln der rechten Hand stützte er sich auf den Boden, während die Finger das Messer umspannten. Die Linke war tief in den Sand gewühlt.

„Krank?“

Dani lachte auf, und es klang, als ob hundert Saiten in einem einzigen schrillen Mißton zerrissen. Und nach dem Lachen schoß ihm ein dunkler Blutstrom in die eben noch fahlen Wangen und in die Stirn, daß die Adern darauf zu schwellen begannen. Er sprang empor und warf die Arme breit in die Höhe, und das Messer blitzte in dem strahlenden Mondlicht hellauf.

„Gottlob, daß du lebst!“ rief er jubelnd. „Czattos Martin, du bist der, den ich suche, und ich bin der Dani Molnár, den du suchst! Noch lebst du, noch!“ —

Er schien in dem kranken Fuß keinen Schmerz mehr zu empfinden. Aufrecht und stark stand er in dem dicken Filzmantel, die Pelzmütze halb über das Ohr gedrückt und den Stahl in der Faust.

Einen Augenblick sah ihn der andre wie entgeistert an. Seine Lippen zuckten und alles Blut trat aus seinem Antlitz. Dann erhob er sich langsam und umklammerte auch sein Messer.

„Bruder, du warst der einzige, den ich noch gern hatte!“ sagte er tonlos. „Aber es ist doch gut, daß wir uns trafen!“

Er löste die Schnur des Mantels und warf ihn mit rascher Schulterbewegung hintenüber. Dani Molnár tat das gleiche. Dann stieß Jennö einen kurzen Schrei aus und sprang in die Feuerstätte. Die Funken stoben an ihm empor. Und in derselben Sekunde hatten sich beide gepackt, und ihre Leidenschaft leuchte aus dem Kessel bis in die kühlen, ernstrauschenden Wipfel.

Durch den heftigen Angriffsruf erschreckt, war das Käuzchen aufgeflogen. Kreischend kreiste es einige Male um den Kampfplatz und strich dann mit langgezogenem Klageton tiefer in den Forst.

•

Als Dani Molnár zur Besinnung kam, graute der Morgen. Oben, zwischen den Wipfeln, lag schon helles Licht. Unten, bei ihm, war es noch Dämmerung. Sein Haupt lag auf der Brust des Kameraden, dem sein Messer noch in der Brust steckte. Und als er sich erheben wollte, rannen ihm schwere Tropfen aus dem Haar in den Nacken. Er fühlte dorthin und färbte sich die Fingerspitzen rot.

Er war so schwach, daß er in dem Blute liegen bleiben mußte. Er sah aber, wie der Frühschein sich immer mehr verbreitete, und dachte nach, wohin er des Mittags wohl gehen würde. Er erinnerte sich, daß sein Fuß krank war. Außerdem war ja auch sein Kamerad tot und lag als Kissen unter ihm. Und wie er das dachte, glitt es plötzlich wie die Sonne selber über sein Gesicht. Jetzt brauchte er ihn nicht mehr im Jenseits zu erwürgen. Nein, sie würden dort Freunde sein!

Aber Anschka! Was würde dort drüben aus dem Mädchen? Er drehte sich keuchend um. Und plötzlich brach ein Blutstrom aus seinem Munde. Es schmerzte nicht, aber er wurde so schwer müde, daß ihm alle Gedanken zerrannen.

Anuschka! Wie der Ansatz eines Lächelns zuckte es um seinen Mund. Und dann klang von weither ein süßer, tiefer Vogelschlag. Jenseits des rauhen Bergzuges war wohl ein Weiher, in dessen Gebüschen Nachtigallen nisteten.

Der Reiter

Von

Robert Walter Freyr

Ich suche das Land, das den Irrenden ewige Sonne spendet,
Und das hunderttürmige Schloß, darin die Sehnsucht endet.
Ich suche den Saal, wo niemals versiegende Freuden schäumen,
Und die Frauen und jungen Mädchen, die von meiner Liebe träumen und nach mir verschmachten.

Auf allen Wegen im Lande schläft ein bitteres Schweigen.
In meiner dürstenden Seele nur singen weinende Geigen.
Und das Schwert hämmert so müden Takt gegen Schienen und Sporen.
Ich habe in jungen Jahren das Glück und die Liebe verloren und mein sorgloses Lachen.

Wie schauriges Totengeläute klingt meines Rosses Eisen.
Ich reite durch alle Länder, wohin die Wege weisen.
Ich reite auf Feldern und Straßen, immer der Sonne nach —
Und reite — und reite — —

Digitized by Google

Letzte Heimkehr

Nach einem Gemälde von Adolf Hering

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Herrenhaus in Cadinen (am Giebel das Wappen der Grafen von Schwerin)

Der Kaiser als Gutsherr auf Cadinen

Von

Lothar Wende-Elbing

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Willibald Zehr in Elbing)

Der Name des Rittergutes Cadinen ist wohl allen Deutschen wohlbekannt. Aber nur wenige werden wissen, daß es ein wunderhübsches Stückchen Erde ist, auf dem die kaiserliche Familie mit Vorliebe einige Wochen jährlich im Sommer verbringt, und noch weniger bekannt dürfte es sein, daß der kaiserliche Gutsherr bestrebt ist, aus seinem Besitztum ein Mustergut zu machen, nicht nur im Hinblick auf rationelle Bewirtschaftung des Gutes, sondern auch in Beziehung auf die soziale Fürsorge für die im Dienste des Gutes und in seinen industriellen Anlagen Beschäftigten.

Cadinen wird schon in sagenhaften Erzählungen aus uralter Zeit erwähnt. So berichtet der in Tolkemit geborene Dominikanermönch Simon Grunau (der um das Jahr 1520 lebte und viele Sagen und Erzählungen des Volksmundes sammelte) von Hoggo, einem Sohne des Preußenfürsten Widewud. Dieser hatte drei Töchter: Mita, die mit ihrem Gatten die väterliche Burg Tolko bewohnte, Pogesania, die unverehelicht im Eichenwalde gelebt haben soll und nach der das Höhenland Pogesanien genannt wurde, und Cadina, die eine nach ihr genannte Burg, das heutige Cadinen, bewohnte. In dem Orte „Cadynen" hatte der Deutsche Ritterorden im Jahre 1400 einen Hof, ein Kammergut, errichtet, und im November 1432 gab der damalige Hochmeister, Paul von Rüßdorf, einem Hans von Baysen u. a. eine Verschreibung über „unsern Hof und Gut Caddynen" mit 20 Hufen (eine Hufe etwa 66 Morgen) Land. In dem Besitz der Familie Baysen — die sich übrigens allmählich polonisierte, wie fast der ganze deutsche Lehnsadel des Ordens — blieb das Gut bis 1682. Dann wechselte es verschiedentlich seine Besitzer, bis es endlich 1814 in den Besitz der Familie Birkner gelangte, die es bis 1899 besaß.

Sehr oft schon hat die Frage das Publikum beschäftigt, wie Cadinen in den Besitz Wilhelms II. gelangte. Und fast allgemein hörte man auf diese Frage die Antwort: das Rittergut Cadinen sei dem Kaiser von dem kinderlosen Landrat a. D. Birkner zum Geschenk gemacht worden. Das wurde um so mehr geglaubt, als der Kaiser dem Vorbesitzer verschiedene Auszeichnungen zuteil werden ließ, ihm den Namen Birkner-Cadinen beilegte und ihn in das preußische Herrenhaus berief. Die erst beabsichtigte Nobilitierung unterblieb, da ja Birkner keine Leibeserben hatte. Nur den Eingeweihten war es bekannt, daß es mit dem „Geschenk" doch nicht ganz stimmte. Richtig ist: der Kaiser hat einem Großgrundbesitzer mit der Uebernahme des Gutes aus finanziellen Nöten geholfen und ihm einen sorgenfreien Lebensabend bereitet. Zur Uebernahme des Gutes ließ sich der Kaiser durch die Empfehlungen des verstorbenen Grafen zu Dohna-Schlobitten bestimmen. Dem Landrat a. D. Birkner und seiner Gattin, die beide inzwischen verstorben sind, wurde eine lebenslängliche Rente von je 15 000 Mark ausgesetzt und außerdem übernahm der Kaiser alle auf dem Gute ruhenden Schulden, Lasten und Verbindlichkeiten. Man darf überzeugt

Digitized by Google

sein, daß unter denselben Bedingungen viele ostelbische Großgrundbesitzer dem Kaiser ihren Landsitz „zum Geschenk“ machen würden.

Cadinen liegt in einer wundervollen Landschaft mit Berg und Tal inmitten riesiger gemischter Waldungen, und das vorgelagerte Frische Haff mit der Nehrung und der brausenden Ostsee geben dem Rittergut das Gepräge eines Luxuslandsitzes. Das war Cadinen in erster Linie, denn der Boden ist als Acker sehr geringwertig. So entzückend die Natur hier waltete, so prächtig der Cadiner Park war, das Gut an sich war, gelinde gesagt, in einer elenden Verfassung. Intensiv war dort nie die Landwirtschaft betrieben worden, und der Ausbeutung und Verarbeitung der reichen Tonschätze hatte man nie besonderes Augenmerk zugewendet. Mit einem Wort, es war dort sehr, sehr viel zu tun, um aus Cadinen das Mustergut zu machen, das der Kaiser erstrebte. Bekannt ist die Bemerkung des Monarchen bei seinem ersten Besuch auf dem Gute, daß die Schweineställe ja besser aussähen als die Arbeiterwohnhäuser, eine Aeußerung, die wiederholt im Reichstage in die Erörterungen geworfen wurde.

Es war überall besserende Hand anzulegen, überall mußte neu gebaut, restauriert und kultiviert werden. Seit Cadinen in dem Privatbesitz des Kaisers ist, sind Hunderttausende verbaut oder in maschinellen Verbesserungen angelegt worden. Und es wird noch mehrere Jahre dauern, bis das Bauen ein vorläufiges Ende erreicht hat. Zuerst galt es das Herrschaftshaus herzurichten, dann wurde die Ziegelei zeitgemäß ausgebaut, um dem kolossalen eignen Bedarf genügen zu können. Ein erstes Arbeiterwohnhaus (Instkate) fand nicht den Beifall des kaiserlichen Gutsherrn; es gewährt vier Familien bequem Unterkunft, sieht mit seinen Vorgärten und Giebeln ganz nett aus, aber das, was der Kaiser erwartet hatte, stellt es nicht dar. Für die weiteren Arbeiterwohnhäuser mußten neue Zeichnungen angefertigt und dem Gutsherrn zur Prüfung und Genehmigung unterbreitet werden. So entstand schließlich für das Heim der Arbeiterfamilien ein dem englischen Landhausstil sehr ähnliches Bauwerk mit kecken Erkern, gefälligen Giebeln, hübschen Vorgärten und massiven Wirtschaftsgebäuden. Wer ein solches Haus zum erstenmal sieht, der vermutet wohl kaum darin ein Wohnhaus für Landarbeiter; weit eher wird er auf den Gedanken kommen, daß hier ein wohlhabender Rentier sein behagliches Nest aufgeschlagen hat. Wie auf das Aeußere, so ist auch auf das Innere der Arbeiterwohnhäuser viel Sorgfalt verwendet worden. Vorgärten, parkettartige Stabfußböden, Butzenscheiben, Sparherd und andre Annehmlichkeiten fehlen nicht. Jede der vier Familien, die ein solches Haus bewohnen, besitzt zwei Wohnstuben, Kammer, Küche, ein Giebelstübchen und Bodengelaß. Jede Wohnung hat einen besonderen Hauseingang, zur Vermeidung von Zank und Streit; jede Familie soll für sich leben können, auch betreffs der Wirtschaftsräume unabhängig von den Mitbewohnern des Hauses dastehen. Anfänglich fühlten sich die Instleute in diesen Neubauten nicht gerade wohl; sie konnten sich an die neuen Verhältnisse nicht sofort gewöhnen. Der

Neues Insthaus mit Stallgebäude

Digitized by Google

Schulhaus; im Hintergrunde das Postgebäude

Gegensatz zwischen dem Einst und Jetzt war ein zu bedeutender. Sie fanden sich jedoch bald in die besseren Verhältnisse hinein, und heute wartet schon jede Familie mit Sehnsucht auf den Augenblick, da auch sie ihren Umzug in ein neues Landhaus bewirken darf. Es sind bis jetzt sechs Vierfamilienhäuser fertiggestellt, einige weitere befinden sich im Bau.

Die neue Schule und das Postgebäude wurden im Stile der Ordensbauten ausgeführt. Die Entwürfe zu diesen Bauten hat der geniale Wiederhersteller der Marienburg, des berühmten Sitzes der Hochmeister, der Geheime Baurat Professor Dr. Steinbrecht geliefert.

Von den weiteren Baulichkeiten — sie sind, gleich den früher genannten, größtenteils nach Entwürfen des Hofbaurats Kawel entstanden — seien erwähnt der große Marstall zur Aufnahme des Pferde- und Wagenparks. In diesem Marstall

Das Kaiserpaar mit Gefolge auf dem Gutshof

Digitized by Google

steht auch der Schimmel, den der Kaiser auf seiner Palästinareise ritt; das Pferd erhält in Cadinen das Gnadenbrot. Eine neuerbaute große Automobilhalle, bei der sich auch eine sehr gut ausgestattete Werkstätte befindet, kann sechs große Automobile bequem aufnehmen. Aus einem eisernen Bassin, das drei Meter feuersicher unter dem Fußboden liegt und etwa 2000 Liter Benzin faßt, werden die Automobile gespeist. Mittels Kohlensäure wird das Benzin im Bedarfsfalle in die Höhe gedrückt; das Aufdrehen einer der vier Zapfhähne genügt, um das Heizmaterial direkt in den Benzinbehälter des Autos laufen zu lassen. In dem Automobilgebäude befinden sich auch die Unterkunfts- und Verpflegungsräume für das Bedienungspersonal der Autos und für die zahlreiche kaiserliche Dienerschaft. Ihre Verpflegung wird freihändig an einen Speisewirt vergeben. Den Wachtdienst in Cadinen besorgte bisher die Gendarmerie. Für die Zukunft wird diesen Dienst ein Militärkommando von dreißig Mann übernehmen. Das Wachthaus ist ebenfalls in dem giebelreichen Landhausstil gehalten. Grüne glasierte Pfannen beleben die roten Ziegeldächer und heben das schmucke Aussehen der Baulichkeiten.

Wohnhaus des Direktors der Majolikafabrik

Wasserleitung und Kanalisation besitzt erst das Herrenhaus, doch ist ihre Ausdehnung auf das ganze Dorf nur eine Frage der Zeit. Auch eine Leichenhalle ist errichtet worden, damit die Familien Verstorbene nicht bis zur Beerdigung in der Wohnung zu behalten brauchen.

Das rege Interesse, das der Kaiser für Cadinen zeigt, hat natürlich auch schon die Frage aufgeworfen, welchem Zweck Cadinen künftig dienen soll. In der Hofgesellschaft spricht man davon, daß Cadinen einstmals einem der kaiserlichen Prinzen als Erbsitz zufallen wird. Das ist auch sehr wahrscheinlich.

Für die im Dienste des Gutes Cadinen stehenden Hof- und Industriearbeiter wird sozial in einer Weise gesorgt, die wohl einzig dasteht: Geregelte Krankenpflege, Altersversorgung, Prämiierung tüchtiger Arbeitsleistungen, Zuschüsse zu Sparcinlagen und so weiter zählen zu diesen Wohlfahrtseinrichtungen.

Hand in Hand mit der Verbesserung der baulichen Verhältnisse ging eine Erneuerung des Viehbestandes, eine Hebung des Kulturzustandes von Acker und Wiesen, die Beschaffung der neuesten und besten Maschinen und Ackergerätschaften. Wie sich nun der Kaiser um alles kümmert, wie ohne seine Einwilligung größere Anschaffungen nicht gemacht und größere Veränderungen nicht getroffen werden dürfen, so verlangt er auch allmonatlich Bericht über den Stand der Wirtschaft, über die Erfolge oder Mißerfolge; er will wissen, wie gewirtschaftet worden ist. Besonders ans Herz gewachsen ist dem kaiserlichen Gutsherrn die Cadiner Majolika- und Terrakotteninduſtrie. Des Kaisers Hoffnung dabei ist, anregend auf die Toninduſtrie zu wirken, die sich heute am Frischen Haff fast ausschließlich mit der Ziegelfabrikation beschäftigt, und wie sehr sich der Monarch für dieses sein Werk interessiert, bekundet der Umstand, daß kein neues Stück die Cadiner Anstalt verlassen darf, ohne daß ihm der erste Abguß vorgelegen und seinen Beifall gefunden hat.

Gegenwärtig werden in der Cadiner Majolikafabrik einige Dutzend Arbeiter unter Leitung des Direktors Dr. Körner beschäftigt. Die ganze Anlage des Werkes und seine Handhabung lassen sofort erkennen, daß es sich hier um keinerlei Konkurrenzunternehmen für die deutsche Majolikaindustrie handelt. Die Absicht des Kaisers, fördernd auf die Tonverarbeitung einzuwirken, führte auch dazu, daß die preußische Regierung einige Töpfer aus dem benachbarten Tolkemit nach Bunzlau zum Besuch der dortigen Töpferschule sandte und in der Zwischenzeit auch für deren zurückbleibende Familien sorgte. Das direkt am Frischen Haff, drei Kilometer von Cadinen gelegene Städtchen Tolkemit betreibt seit Jahrhunderten die Herstellung von Töpferwaren. Aber in dem langen Zeitraum haben sich in Tolkemit weder Herstellungsart noch Form der Erzeugnisse geändert. Die Tolkemiter Töpferwaren, die einst sehr begehrt und in Ost- und Westpreußen ein guter Marktartikel waren, sind in der Neuzeit von der Konkurrenz vollständig verdrängt worden.

Digitized by Google

Abfahrt zur Jagd

Wenn das Kaiserpaar nach Cadinen kommt, dann wird das höfische Zeremoniell abgestreift. Die Gutsherrschaft lebt hier sehr zurückgezogen, fernab vom großen Verkehr. Anfänglich hegten die Kreise, die für die Sicherheit des Kaiserpaares Sorge zu tragen haben, große Bedenken. Der Umstand, daß die zwanzig Kilometer entfernte Industriestadt Elbing zum größten Teil sozialdemokratisch wählt, flößte

Blick aus dem Arbeitszimmer des Kaisers (rechts das Marstallgebäude)

Digitized by Google

ihnen Besorgnis ein. Der Kaiser mied die Stadt, obwohl sie die nächste Eisenbahnstation war; oder richtiger gesagt: die Hofleute sorgten dafür, daß Elbing gemieden wurde. In mehrstündiger Wagenfahrt ging es über Berg und Tal bis nach Gülbenboden, wo der Hofzug den Kaiser aufnahm. Als der Kaiser dagegen Einspruch erhob, sandte man ein ganzes Heer von Berliner Schutzleuten nach Elbing und Umgegend, und eine größere Anzahl Kriminalbeamte mußten sich in der verschiedensten Maskierung (selbst als Landstreicher) unter das Publikum mischen. Aber auch jetzt noch mußte der Kaiser in weitem Bogen die Stadt umfahren und einige Kilometer vom Bahnhof den Hofzug besteigen. Das war dem Kaiser denn doch zu viel, und die Hofleute mußten wohl oder übel der Elbinger Bevölkerung etwas mehr Vertrauen entgegenbringen. Heute fährt der Hofzug langsam durch die Stadt Elbing auf das Gleis der Haffuferbahn, und die Mitglieder der Kaiserfamilie verkehren so zwanglos in Elbing, daß nur noch die Ordnungspolizei, nicht mehr die Sicherheitspolizei, ihres Amtes waltet. Wie eingangs schon erwähnt, kommt der Kaiser alljährlich auf mehrere Tage nach Cadinen im Anschluß an den Jagdausflug nach Rominten oder Pröckelwitz. Als er seinerzeit der Burenabordnung, die in Berlin weilte, aus dem Wege gehen wollte, weilte er ebenfalls längere Zeit in Cadinen. Die Kaiserin pflegt die Zeit der Nordlandsreise des Kaisers, die sich meistens über mehrere Wochen erstreckt, in Cadinen zu verbringen. Ein patriarchalisches Verhältnis herrscht zwischen Gutsherrschaft und Gutsleuten. Hier gibt es keine Kaiser und Könige, Prinzen und Prinzessinnen, sondern nur eine für das Wohl ihrer Arbeiter bedachte Gutsherrschaft. Selbstredend fehlt die kaiserliche Familie nicht bei den Kinderfesten, und daß die Kaiserin einen der Dorfjungen, der Schuh und Strümpfe daheim und die nackten Füße ebenfalls nicht in tadellosem Zustande hat, liebkosend auf den Arm nimmt, ist nichts Besonderes. Aber mit Liebkosungen allein ist die Dorfjugend nicht zufrieden, und so hat die hohe Frau stets etwas in Bereitschaft, was das Kinderherz erfreut. Die Kaiserin schenkt bei den Dorffesten den Kindern selber den Kaffee ein, verteilt mit ihren Kindern den Kuchen, und wenn alle gehörig satt sind, dann hält der jüngste Prinz auch eine Rede.

Auf großen Besuch ist Cadinen nicht eingerichtet. Bringt der Kaiser viel Gesellschaft mit, wie im Sommer 1905, als er von der Kaiserzusammenkunft in den russischen Gewässern auf zwei Tage seine Gemahlin in Cadinen besuchte, dann müssen die Herren des Gefolges im Hofzuge wohnen. Der Kaiser war sehr aufgeräumt in jenen Tagen, so daß er sogar bei der Abreise das Abschiednehmen von seiner Gemahlin vergaß. Allen seinen Kindern hatte er den Abschiedskuß gegeben und war dann in den Hofzug gestiegen. Eben sollte der Zug abgehen. Da krant sich der Kaiser hinter dem Ohre, entsteigt herzlich lachend dem Wagen und eilt auf seine Gemahlin zu: „Mutter, nun hätte ich dich ja beinahe ganz und gar vergessen, und du bist doch eigentlich hier die Hauptperson!“ Dann viele Küsse, ein herzlicher Händedruck: „Nun, Mutter, mach alles gut!“ Im nächsten Augenblicke eilte der Hofzug davon.

Rohrhäuschen im Park von Cadinen

Digitized by Google

Vom Schweigen im Walde und dem Einhorn

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Jeder kennt das wundervolle Bild Meister Böcklins: das „Schweigen im Walde“. Aus dem abgrundtiefen verträumten Walde tritt ein Einhorn. Noch nie hat eines Menschen Auge dieses sagenhafte Geschöpf geschaut. So fern, so einsam, so unbetreten muß also dieser schweigende Wald sein. Für mich hat das Bild neben seinem Stimmungsreiz aber immer auch noch eine gewisse zoologische Seite, die mich fesselt. So schattenhaft vor einem dunkeln Walde ist das Einhorn zuerst vor der Phantasie der Menschheit aufgetaucht. Ein großes Säugetier, bald mehr als Wildpferd oder Wildesel, bald als Antilope beschrieben, unsagbar scheu, Bewohner noch ganz unerforschter Gegenden; auf der Stirn mit einem einzigen langen spitzen Horn ohne Krümmung. Die älteste Tierkunde weiß schon von diesem sonderbaren Wesen — zu einer Zeit, wo man überhaupt erst ein paar Tiere kannte und nannte. Vom Boden heutiger Tiergeographie aus muß man sagen, daß der Ort, wo man es suchte, wirklich einer der beiden an zoologischen „Möglichkeiten“ bis heute reichsten unsrer Erde ist. Wenn wir in neuester Zeit noch große Neuheiten auf dem Gebiete imponierender Säugetiere erhalten haben und weiter erwarten, so kommen dafür nur in Betracht gewisse Gebiete des tropischen Afrika (die Urwälder, die uns zuletzt das giraffenähnliche Okapi und das seltsame Schwein Hylochoerus geliefert haben) und an zweiter Stelle das zentrale Asien, das Land der Wildpferde, Wildesel, Wildkamele, der wunderbaren Gebirgsantilopen und andrer zoologischen Wunder mehr — aber eben auch das Land, in dem das Einhorn schweifen sollte. Erst wir heute beginnen zu wissen, wie wenig gerade diese zentralasiatische Fauna noch bekannt war und zum Teil noch immer ist. Wenn das Einhorn ein Bewohner von Tibet und der nördlichen Himalajaseite oder den Osttälern nach China hinein war, so konnte es durchaus gut noch bis in unser Jahrhundert in so „schweigenden“ Gegenden sich herumtreiben, daß kein neuerer Zoologe es je erblickt zu haben brauchte, und wenn bloß dieser Punkt gelten soll, so könnte das noch lange so bleiben und die Frage durchaus für jeden Sachkenner offen sein. Wer hätte noch vor kurzem an ein so auffallendes, in jedem Betracht absonderliches Tier geglaubt, wie das Takin-Gnu (Budorcas), das uns diese Geheimgegend jetzt geliefert hat, eine Gebirgsantilope mit ausgeprochenen Gnuhörnern, die sich im Bogen herunter und dann erst wieder hinauf krümmen?

Anderseits ist allerdings nicht zu leugnen, daß die Beschreibung des Einhorns nicht nur auf keine bekannte Säugetiergattung passen will, sondern auch auf keine der uns geläufigen Familien. Es sieht nach einem „kombinierten“ Geschöpf aus, wie sich die Sage ja stets bemüht hat, mit Zusammenstückeln zu arbeiten: geflügelten Schlangen, Vögeln mit Löwenklauen und dergleichen. Schon der alte Gesner im sechzehnten Jahrhundert, der unsrer Frage nach dem lebenden Einhorn mit sehr besonnener Kritik gegenüberstand, hat auf die Möglichkeit von Verwechslungen mit dem Nashorn hingewiesen. Das Einzelhorn des indischen Rhinozeros etwa auf die höchst auffällige riesige Nilgauantilope Nordindiens verpflanzt — das gäbe ganz und gar ein solches „kombiniertes Einhorn“. Ein Pferd mit einem Horn kennen wir nicht. Aber gerade hier ist doch auch eins wiederum nicht zu leugnen. Wenn pferdeartige Tiere schon einmal irgendwo Hörner bei sich entwickelt haben sollten, so wäre wirklich scharf zu wetten, daß sie nicht ein Hörnerpaar nach Antilopen- oder Ochsenart oben auf ihrem Schädel gebildet hätten, sondern viel eher wirklich ein „Einhorn“ im Sinne des indischen Rhinozeros. Denn was man noch vor ganz kurzer Zeit auch in der scharfsinnigsten Zoologie nicht ahnte, das wissen wir heute mit absoluter Sicherheit: daß die Pferde geschichtlich nicht aus dem Stamm der Wiederkäuer hervorgegangen sind, sondern aus einer engsten Stammesgemeinschaft gerade mit den Nashörnern. Daß an sich ein Pferd ein Stirn- oder Nasenhorn erhalten haben sollte, wäre so wenig „aus der Rolle fallend“ gewesen, wie es die Tatsache ist, daß es ausgestorbene Nashornarten gegeben hat, die so wenig ein Horn besaßen wie unsre Pferde von heute. Auch der Sitz des Hornes auf der Stirn statt auf der Nase fiele noch nicht aus der Nashornverwandtschaft. Es haben auch urweltliche Rhinozerosse mit Stirnhörnern existiert. Ja es hat gerade in Sibirien voreinst ein nashornähnlicher Koloß mit pferdeartigen Zähnen gehaust, das Elasmotherium, das auf dem meterlangen Schädel eine dicke Knochenanschwellung besaß, die nichts andres getragen haben kann als ein entsprechend kolossales einzelnes Horn. Schillings berichtet in seinem schönen neuen Werke über die ostafrikanische Tierwelt „Der Zauber des Elelescho“ von Hörnern lebender Nashornarten, die nahezu anderthalb Meter messen. Man kann sich danach das Einhorn des Elasmotheriums gar nicht gewaltig genug ausmalen. Dieser stirnhörnige Riese selbst war noch ein Zeitgenosse der sibirischen Mammute, und es ist gar nicht theoretisch zu entscheiden, wie lange er in Sibirien noch wirklich gelebt haben könnte. In den Sagen der einheimischen Tungusen spielt ein schwarzer Stier mit einem ungeheuern Einzelhorn eine Rolle. Ich muß gestehen, daß es für mich gar nichts so ganz Ueberraschendes enthielte, wenn wir eines

Digitized by Google

Tages die Nachricht bekämen, es sei in einem jener (seit wer weiß wie viel Jahrhunderten streng umhegten) Wildparks in China noch eine lebende Elasmotheriumherde aufgefunden worden. Hatte uns doch ein solcher chinesischer Schutzpark bis vor kurzem wenigstens den merkwürdigsten Hirsch der Erde, den Milu, gerettet, der wild längst nicht mehr zu existieren scheint; leider sollen bei dem Boxeraufstand die letzten Exemplare auch dort vernichtet worden sein, so daß dieses schöne Tier jetzt nur noch in unsern zoologischen Gärten kümmerlich fortvegetiert gleich dem afrikanischen Burchells-Zebra, das auch in seiner Heimat längst bis auf den letzten Kopf ausgerottet ist. Es ist öfter in letzter Zeit vermutet worden, das Elasmotherium sei geradezu der Ausgangspunkt all der alten Einhornsagen. Daß das Einhorn als so besonders flink und leichtfüßig geschildert wird, wäre kein Einwurf dagegen. Denn seit wir immer bessere Tierschilderungen jetzt aus Afrika erhalten, ist evident geworden, wie unheimlich gewandt das Nashorn läuft; es hat sich gerade als gefürchteter Angreifer immer wieder bewährt. Der alte Schulbegriff der plumpen, schwerfälligen Dickhäuter ist längst antiquiert. In den echten Einhornsagen (also denen, die nicht erkennbar das lebende indische Nashorn selbst schildern) erscheint ein großes Tier mit gelber Mähne und elefantenähnlichen, also immerhin wohl mehrhufigen Füßen. Das Elasmotherium war dreihufig, wie alle lebenden Nashörner. Ein Pelz und eine gelbe Mähne zu einem rhinozerosartigen Tier will uns nach unsern Bildern aus dem Zoologischen Garten ja nicht passen, aber auch das ist eine Täuschung. Wir sehen heute nur noch die Nashörner der Tropengegenden. Die alten Sibirier, die jetzt nur als gefrorene Mumien neben den letzten Mammuten im sibirischen Eise liegen, hatten einen rot- und weißscheckigen dichten Pelz als Kälteschutz wie ein Bär oder Bisonstier. Das Einhorn wird als ein Gebirgsbewohner geschildert, und dann würde es ganz mit Recht den dicken Mähnenpelz auch etwa der Thar-Ziegen des Himalaja tragen. Ich kann nicht leugnen, daß ich mir innerlich für das Einhorn immer noch eine gewisse leere Seite in meiner Zoologie reserviere. Ich möchte mir auch hier einstweilen „das Schweigen im Walde" wahren. Was aber auch dahinter stecken könnte: es mußte etwas Interessantes sein. Denn was man auch in der Tierkunde in solchen Fällen eintauscht: es ist fast immer etwas für sich wieder Packendes. Davon läßt sich gerade beim Einhorn schon jetzt ein zweites Exempel bieten.

In der ersten deutschen Ausgabe von Gesners (ursprünglich lateinisch verfaßtem) altem Tierbuch findet sich das Bekenntnis, wie seltsam es doch sei, daß man dieses Tier niemals lebend nach Europa gebracht, auch in den alten römischen Zirkusspielen nie gezeigt habe. Gleichwohl müsse man „den Landfahrern und Weitreisenden" glauben, daß es existiere, denn (der Uebersetzer redet Schweizerdütsch) „sonst weren der Hörner nit vorhanden". Ja, diese Hörner waren vorhanden! Das heißt: Hörner, die aus der Fremde kamen und zu keinem andern Tier passen wollten. Man legte sie als höchstes Kleinod zu Gold und Edelsteinen in die Schatzkammern, und sie gingen auf den Namen Einhorn. Aus ihnen wieder erst entnahm man, daß das Horn dieses Wundertieres mehr als zwei Meter lang werde, eine feine Windung zeige wie eine Kirchenkerze und nach oben spitz zulaufe. Darin hatten die Leute entschieden recht, daß das durchaus absonderliche Hörner seien, wie sie weder irgendein Wiederkäuer noch auch das Rhinozeros besitzt. Die Menschheit hat aber seit alters eine unverwüstliche Neigung zu einer kühnen Hypothese gehabt: was ganz unerhört erscheint, so daß wir gar nichts dazu zu sagen wissen — das wird am Ende ein köstliches Heilmittel sein! Die Hörner waren so selten, daß man sie mit Gold aufwog, und was einer mit Gold aufwog, meinte man, müsse doch beinahe schon der Stein der Weisen sein. Pulverisierte Teilchen des köstlichen Stoffs sollten also ein Radikalmittel gegen Gift, Pest, Hundswut und Epilepsie sein. Der weise Doktor Gesner setzt freilich hinzu, daß er in solchen Fällen das gleichzeitige Verordnen andrer Arznei „nicht versaumpt noch underlassen" habe. In dem gleichen Folianten Gesners ist aber auch bereits unter den Walfischen auf die noch ältere Autorität des Olaus Magnus hin eine Sorte grönländischen Walfischs abgebildet, die ein völlig einhornhaftes Horn auf der Stirn trägt; sie wird als „Hornwall" bezeichnet. Und eines Tages begann sich für diese ganze Seite der Geschichte eine verhängnisvolle Kunde zu verbreiten. Walfischfänger brachten das fabelhafte Horn in ganzen Mengen plötzlich heim, und zwar tatsächlich als ein Bestestück aus den nordischen Meeren. Dort lebte massenhaft ein großer Delphin (also wirklich ein Waltier), und genau dieses legendäre Horn unsrer Schatzkammern und Apotheken wuchs ihm zwar nicht aus der Stirn, aber aus dem Maul. Bald blieb kein Zweifel: alle unsre vielberühmten Einhornhörner stammten von diesem Seetiere, das den Namen „Narwal" erhalten hatte. Seit dieser Entlarvung wurde es sehr still vom wirklichen Einhorn, und auch der medizinische Wert des geschabten Narwalhorns ging bald herunter; denn was so alltäglich geworden war, das konnte doch nicht gut mehr der Stein der Weisen sein.

Sic transit gloria mundi!

Und doch bleibt wahr: das echte Einhorn hätte so unglaublich sonderbar sein mögen wie nur irgend möglich unter seinesgleichen, es hätte ein gehörntes Pferd oder ein noch überlebendes Elasmotherium sein können: diesen wirklichen und wahrhaftigen Narwal hätte es schwerlich dabei überboten als zoologische Spezialität. Denn das wirkliche gedrehte Horn, das man besaß, war am Narwal gar kein wirkliches Horn, sondern es war ein Zahn. Ein einzelner Zahn eines Seetiers, das im äußersten Maße fünf Meter lang wird, während sein Zahn deren drei messen kann. Und dieser ungeheure Zahn sitzt im Maul eines Tieres, das (nach frühem Verlust eines kleinen Milchgebisses) sonst überhaupt keine Zähne besitzt. All seine zahnbildende Kraft scheint auf diese eine kolossale Stange, die ihm fast um die eigne Leibeslänge aus dem Maul ragt, verschwendet. Es ist der ungefähren Lage nach ein Eckzahn, aber nur der auf einer Seite. Der entsprechende andre pflegt nicht durchzubrechen. Das Weibchen geht ganz

Digitized by Google

leer aus, es besitzt erwachsen gar keine Zähne, wie das ja bei so manchen Vertretern der Walgruppe überhaupt vorkommt, die bloß ganz weiche Nahrung zu sich nehmen. In einzelnen Fällen geschieht es allerdings auch einmal, daß das Männchen beide Eckzähne als Stößer entwickelt. Ich habe ein solches Exemplar im Zoologischen Museum zu London gesehen, und es war wohl der grotekste Tierkopf, der mir je vorgekommen ist. Kein Mensch hat bis heute eine Ahnung, was das Tier in seinem Polarmeer mit diesem ewig gezückten Degen macht. Bricht es Eis damit auf, spießt es Fische daran, verteidigt es sich mit ihm? Man versteht nicht, warum das zahnlose Weibchen dann alle diese Vorteile nicht genießen soll. Ist es bloß ein männliches Geschlechtsabzeichen wie der Pfauenschweif? Man staunt über diese unhandliche Verschwendung. Kämpfen die Männchen damit um die Weibchen? Auch für diesen Zweck einen einzelnen Hauer, so lang beinah wie der eigne Leib, zeitlebens herumzuschleppen, grenzt an den hellen logischen Unsinn, obwohl die Natur in diesem Punkt wirklich wahre Karnevalseinfälle zu haben scheint. Vielleicht ist die letztere Erklärung doch noch die beste, wobei man aber vor der lieben Mutter Natur hier auch einmal aus vollem Herzen bekennen kann: Credo, quia absurdum, ich glaube es, weil es Blödsinn ist. Wenn bloß die Seltsamkeit entschiede, so könnten wir heute getrost in dem wunderbaren Ding wieder die edelsten Heilkräfte suchen, nicht obgleich, sondern weil es jetzt gar kein Horn des Einhorn, sondern der mysteriöse Einzahn des Narwal ist. Aber freilich ist unsre Medizin heute etwas weniger genügsam geworden und verlangt überzeugendere Kraftproben. Wenn aber Meister Böcklin uns den Narwal gemalt hätte, hoch oben am Pol in einer Spalte noch von keinem Menschenfuß betretenen Eises — es wäre auch ein Schweigen im Walde gewesen, im Walde unsrer Weisheit, dessen Blätter sonst so gern übermütig rascheln . . .

Maria mit dem Kinde und dem kleinen Johannes. Relief von Michelangelo
(Zu dem nachfolgenden Aufsatz: Florentiner Madonnenreliefs der Frührenaissance)

Digitized by Google

Donatello — Madonnenrelief

Florentiner Madonnenreliefs der Frührenaissance

Von

Hans Stegmann

(Hierzu neun Abbildungen* nach Werken verschiedener Künstler)

Kunstwerke aus Zeiten höchster künstlerischer Blüte bedürfen für den, der ihnen überhaupt mit dem Bedürfnis ästhetischen Genusses entgegentritt, selten der Erklärung und Erläuterung. So sind die Meisterwerke der griechischen Plastik, die Madonnen Raffaels oder das Abendmahl Leonardo da Vincis, die vier Apostelgestalten Dürers, um nur einige der bekanntesten Beispiele anzuführen, geistiges Gemeingut aller Gebildeten geworden. Anders verhält sich die Sache, wenn wir der Kunst von Zeiten gegenübertreten, wo ihr Inhalt und die Ausdrucksfähigkeit des Künstlers im Kampfe liegen, oder wo die gesunde geistige Richtung unsrer modernen Anschauung ferner steht wie beispielsweise im Mittelalter und in fast allen Epochen einer noch in aufsteigender Entwicklung begriffenen Kunst. Im Gegensatz zu den Werken der italienischen Hochrenaissance stand es bis vor wenigen Jahrzehnten so mit der Vorblüte dieser klassischen Zeit, der Frührenaissance, dem künstlerischen Schaffen des fünfzehnten Jahrhunderts, des „Quattrocento". Es ist bezeichnend und oft hervorgehoben, wie wenig Anregung von dieser uns heute so nahestehenden Kunstperiode ein so weit- und tiefblickender Geist wie Goethe auf seiner italienischen Reise empfing. Heute sind die Namen von Donatello und Botticelli, um nur die allerbekanntesten zu nennen, in aller Munde, Nachbildungen ihrer schönsten Werke sind in Zehntausenden von Exemplaren in der ganzen zivilisierten Welt verbreitet.

Die Frage, was unsrer Zeit die Werke einer Periode, die noch nicht über vollständige Beherrschung aller Kunstmittel verfügte, so reizvoll macht, daß gerade wir Modernen fast geneigt sind, sie den Werken der vollendeten Reife vorzuziehen, ist schwer zu beantworten. Sicher die Frische und Ursprünglichkeit, das Naive, Frendige in diesem Schaffen. Vielleicht am meisten der, uns oft unbewußt, in

* Die diesem Aufsatze beigegebenen Illustrationen sind dem monumentalen Werke Wilhelm Bodes, „Denkmäler der Renaissance-Skulptur Toskanas" (Verlagsanstalt F. Bruckmann, A.-G., München), entnommen, einem der bedeutendsten kunstwissenschaftlichen Werke, die je herausgegeben worden sind. Mehr als 1000 photographische Originalaufnahmen in 212 verschiedenen Museen, Kirchen und Sammlungen, zum Teil in den entlegensten Orten, mußten gemacht werden, um die gewaltige Fülle des Materials zu vereinigen, und nur der unvergleichlichen Monumentenkenntnis Bodes und seinen umfassenden Beziehungen ist es zu danken, daß die plastischen Bildwerke der toskanischen Renaissance heute, soweit die wissenschaftliche Kenntnis reicht, ohne wesentliche Lücken in großen schönen Abbildungen in diesem Werk vereinigt sind.

Digitized by Google

den Werken steckende Gegensatz eines tiefen, dichterisch verklärten Inhalts zu einer nach Naturwahrheit strebenden Ausdrucksform. Zum köstlichsten künstlerischen Besitz nach dieser Richtung gehören die italienischen Madonnendarstellungen der Frührenaissance. Hier tritt der poetische Stimmungsgehalt, das Lyrische, das dem ersten Ringen der neuen Kulturgestaltung innewohnt, am wirksamsten in die künstlerische Erscheinung, weit besser als in der gleichzeitigen Literatur.

Das Madonnenrelief gehört Toskana an, und seine eigentliche Geburts- und auch hauptsächlichste Pflegestätte war die Wiege der reichsten Kunstblüte christlicher Zeit, Florenz. Hatte das Mittelalter der Madonna, die von jeher im Süden und überhaupt von den romanischen Völkern mit größerer Inbrunst als im Norden verehrt wurde, große Andachtsbilder, gemalte Altäre oder Freifiguren geweiht, welche die Himmelskönigin in ganzer Gestalt, stehend oder noch lieber sitzend auf göttlichem Thron darstellen, so brachte die anbrechende neue Zeit eine neue Ausdrucksform. Das italienische Mittelalter hatte, von Südfrankreich und seinen meist provenzalischen Troubadours beeinflußt, den Minnedienst und Minnegesang aufgenommen. Die feinste und duftigste Spitze dieses vielfach mystischen Frauenkultes bildete die Verehrung der holdseligen Mittlerin zwischen Himmel und Erde, Maria. Die „Donna angelicata", die „englische, das ist engelgleiche Frau", die in dem nahen, gleichfalls toskanischen Siena über alles gefeiert wurde, wirkte auch auf die Kunst. Die hehren Madonnenbilder eines Cimabue (1240 bis 1300) und Giotto (1267 bis 1337) erscheinen schon weicher und fraulicher durch den Pinsel der Sienefer Künstler, Duccio

Desiderio da Settignano Madonna

di Buoninsegna (geb. 1255) und seiner Genossen und Nachfolger. Und aus der mystischen Verklärung des Mittelalters löst eine neue Zeit, die den Menschen als solchen betrachtet, die Himmelskönigin auf zu einer menschlich empfindenden Mutter und Dulderin. Mit den wachsenden Kräften der Darstellung wächst aus der übersinnlichen Holdseligkeit Mariens das weibliche Ideal der Zeit des zu neuer Kulturblüte erwachenden italienischen Volkes und seiner sieghaften geistigen Führer, der Florentiner, heraus.

Das kirchliche Andachtsbild in strenger, monumentaler Ausführung wandelt sich. Dem freieren, lebendiger werdenden Gefühl entspricht es, das Abbild der Gebenedeiten, deren Kult inmitten unruhiger, wilder Zeiten mit bluttriefender Grausamkeit, kalter politischer und geschäftlicher Berechnung und einer oft brutalen Genußsucht das Sehnen nach einem reineren, geistigeren und schönheiterfüllten Leben widerspiegelt, in wärmerer, gefühlsinnigerer Auffassung zu bilden. Von der Kirche wandert die Madonna in die häusliche Andachtsstätte, die Kapelle, die vornehme und bürgerliche Wohnung und vor allem dahin, wo das südliche Volksleben sich abspielt, auf die Straßen und Plätze. Und diese Verwendung hat auch Form und Ausführung bedingt.

Halbfigurenbilder, aber fast ausschließlich gemalte, lassen sich vom frühesten bis zum späten Mittelalter verfolgen, die Sitte der Verwendung dieser — man kann wohl sagen intimeren — Form scheint sich vom antiken Brustbildrelief auf Grabdenkmälern zunächst auf die oströmisch-byzantinische

Meister der Pellegrinikapelle, Madonna und Kind

Digitized by Google

Malerei und von dort zurück auf italienischen Boden verbreitet zu haben.

Aber das Madonnenbild im engeren Sinne, die Mutter mit dem Kind, losgelöst von den Chören des Himmels, den Engelsglorien und den Heiligen, die auf dem Kirchenbild erscheinen, war erst mit dem neuen Zeitalter wieder berufen, zu seiner höchsten Blüte emporzusteigen. Für die lebendige geistige und poetische Beziehung, für Haus und Straße genügte das Brustbild, die Halbfigur, wenn es hoch kam, das Kniestück. Plastik und Malerei haben ihre Kräfte in unermüdlichem Eifer in die Lösung der einfachen und doch so reizvollen Aufgabe gestellt. Der bewußte Wille der Anknüpfung an die vorherrschende Kunst des von den führenden Kreisen vergötterten klassischen Altertums gab für das fünfzehnte Jahrhundert der Plastik das Uebergewicht. In der Madonnendarstellung, wo das dichterische Schaffen mit dem bildenden zusammentraf, kam die Plastik dann dazu, diesen poetischen Vorwurf in der Technik zu gestalten, die der Malerei am nächsten lag, im Relief.

Der Betrachtung des florentinischen Madonnenreliefs an der Hand einer Zahl charakteristischer Beispiele sollen diese Zeilen gelten.

An die Spitze der Florentiner Madonnenreliefbildner muß unbedingt Donatello, der größte Bildhauer des Quattrocento, gestellt werden. Donato di Niccolò di Betto Bardi (1356 bis 1466), von Hause aus Goldschmied, ein glühender Verehrer der Antike, an deren Werken er sich in der Heimat und vorzüglich in Rom bildete, ist aber nicht so sehr als Nachahmer des klassischen Altertums wie als Führer in der naturalistischen Darstellung und der gleichzeitigen schärfsten Individualisierung und psychologischen Durchdringung der eigentlich bahnbrechende Geist der Renaissanceplastik geworden, die gerade durch ihn im ersten halben Jahrhundert der neuen Bewegung an erster Stelle unter den Schwesterkünsten steht. Hauptsächlich an großen monumentalen Aufgaben beschäftigt, von denen nur seine Arbeiten für den Dom, den Kampanile des Doms, seine Statuen für den halb kirchlichen, halb weltlichen Bau des Or San Michele, die mit seinem Genossen Michelozzo geschaffenen Grabmäler des Papstes Johann XXIII. im Baptisterium zu Florenz und des Kardinals Brancani zu Neapel, dann die Kanzel am Dom zu Prato, wie aus seiner späteren Periode die Sängertribüne im Florentiner Dom, der umfangreiche Schmuck des Hauptaltars des Santo in Padua, sowie das erste große Bronzereiterdenkmal des Feldherrn Gattamelata ebendaselbst, endlich der Reliefschmuck der Bronzekanzeln in S. Lorenzo zu Florenz erwähnt seien, hat er sich kleineren Aufgaben wohl nur seltener gewidmet. Vielleicht, daß die meisten mit seinem Namen in Verbindung gebrachten Madonnenreliefs nur nach seinen Atelierskizzen von seinen Schülern und Nachahmern ausgeführt wurden. In den wenigen Arbeiten aber, die den heißen Odem seiner unermüdlich auf Gestaltung neuer Typen sinnenden Seele verspüren lassen, hat er auch den ergreifendsten

Antonio Rossellino Madonna und Kind

Mino da Fiesole Madonna und Kind

Digitized by Google

Madonna mit dem Chriſtuskind
Nach einem Relief von Luca della Robbia

Digitized by Google

Ausdruck für diese Darstellung gefunden. Das Madonnenrelief aus Casa Pazzi im Berliner Museum zeigt einen fast klassisch antik gemahnenden, eigen ernsten Madonnentypus. Heiße Zärtlichkeit waltt in der Bewegung der göttlichen Mutter auf. Mit Inbrunst preßt sie den göttlichen Knaben an sich, und in ihren Zügen malt sich, wenn auch vornehm verhalten, das Ahnen des unendlichen Leides, das ihr und dem himmlischen Sohn beschieden sein soll. Künstlerisch ist die wundervoll stilgerechte Behandlung des in solchen Werken vom Meister verwendeten ganz flachen Reliefs hervorzuheben.

Andrea della Robbia — Madonna und Kind

Mit und neben Donatello, vielleicht sogar zeitlich vor ihm in seinen diesbezüglichen Schöpfungen, treten uns in Florenz eine Reihe von Tonbildnern entgegen, die besonders das Bild der Madonna zu ihrem hauptsächlichsten Arbeitsgebiet machten. Einerseits zeigt sich bei ihnen, wohl infolge der handwerklicheren Auffassung ihres Berufes, eine mehr bürgerliche Auffassung, wie sie wohl dem Geschmack ihrer weniger vornehmen Abnehmer, die das billigere Material bevorzugen mußten, entsprach, und ebenso zeigt sich bei ihnen vielfach noch der Einfluß des ausgehenden Mittelalters, des vierzehnten Jahrhunderts, lebendiger. Einem Meister dieser Gruppe, der sich vorläufig schärfer als die übrigen noch wenig bekannten herausheben, ist die im Berliner Museum befindliche Halbfigur der Maria in bemaltem Ton zugeschrieben. Es ist der sogenannte Meister der Pellegrini-Kapelle, nach seinem Hauptwerke, dem reichen Reliefschmuck in St. Anastasia in Verona, so benannt, der wohl heute sicher mit dem Schüler Donatellos, Giovanni di Bartolo, genannt il Rozzo Fiorentino, identifiziert werden darf. Oft derb in der Ausführung seiner Werke, zeigt er sich doch als echten Quattrocentisten in dem poetischen Gehalt seiner Werke. Die hier wiedergegebene Madonna zeigt außerdem einen großen malerischen Zug, der den Meister der Pellegrini-Kapelle hier wie seinen Lehrmeister in die Nähe der Hochrenaissance rückt.

Quantitativ die größte Zahl der Madonnenreliefs in gebranntem Ton aber hat uns die Familie der della Robbia, vor allem die zwei ältesten und Hauptvertreter derselben, Luca della Robbia (1399 bis 1486) und sein Schüler und Neffe Andrea (1437 bis 1528) geschenkt. Luca, von Hause aus Marmorbildner, hatte die alte Technik der glasierten Terrakotten durch seine Erfindung dahin vervollkommnet, daß sie in außerordentlicher Reinheit, Glanz, Schärfe und Farbenpracht sich zur Verwendung in der hohen Kunst vortrefflich geeignet erwies. Im wesentlichen ein Nachfolger des zweiten großen Florentiner Hauptmeisters der florentinischen Plastik, Lorenzo Ghibertis (1378 bis 1455), setzte er dem derberen Realismus Donatellos ein feines, mildes Schönheitsgefühl entgegen, eine lyrische Stimmungsmalerei, die ihn befähigte, gerade dem Madonnenbilde die mannigfaltigste, immer gleich einnehmende, manchmal auch tief ergreifende Prägung zu geben. Sein Madonnentypus, freilich nicht von innerster, tiefster geistiger Regung durchweht, gibt ein idealisiertes Abbild der jungen Florentinerin des gut bürgerlichen Geistes, der in jenen Kreisen lebte, als erquickende und erfrischende Kehrseite gegenüber dem krassen Egoismus, einer Folge der schrankenlosen Individualitätsbestrebungen der Renaissance, die uns bei der Betrachtung des öffentlichen Lebens begegnet. Von den beiden denselben Kompositionsgedanken verauschaulichenden Arbeiten Lucas, die hier wiedergegeben sind, ist die erste, wohl auch frühste, mit dem spitzbogigen Rahmen noch unglasiert und bemalt (Berlin, Kaiser-Friedrich-Museum). Die halbgeschlossenen Augen, die schüchterne Haltung Marias zeigen noch einige Befangenheit, zu der die freie, lebendige Auffassung des prächtigen Kindes in einem gewissen Gegensatz steht. Lebendiger in der Bewegung, ungezwungener in der Drapierung der Gewänder ist das nächste, im Nationalmuseum zu Paris befindliche glasierte Exemplar, wo der stille, verhaltene Ernst der Mutter zu dem ganz kindlich heiteren und schalkhaften Kind, das mit beiden Händen lustig den Apfel festhält — man beachte die überaus fein beobachtete Bewegung des kindlichen Körpers —, in glücklichen Kontrast tritt.

Andrea della Robbia hat fast ausschließlich in

Digitized by Google

glasiertem Ton gearbeitet. Die Zahl der Arbeiten, die unter seiner Leitung in der Robbia-Werkstatt entstanden, ist Legion. Durch ihn erst wurde dieser schöne Kunstzweig recht volkstümlich; von der Stadt wandern die glasierten Bilder hinaus ins flache Land, in Städtchen und Dörfer. Und vielen Werken ist diese Bestimmung anzusehen. Die bei allem Reiz doch noch hoheitsvolle Haltung Lucas verliert sich im Typus der Madonna, sie wird ein schönes, aber bürgerlich-bäuerliches Weib. Charakteristisch ist das fast regelmäßige Fehlen des Heiligenscheins. Und weiter sehen wir, übrigens auch sonst in der Kunst des späten Quattrocento, das Kind sich von der Mutter emanzipieren. So macht es, wie in vielen ähnlichen Exemplaren, auch in dem hier abgebildeten Relief (aus bemaltem, nicht glasiertem Ton, früher Sammlung Beckerath in Berlin), noch etwas unsicher stehend, die ersten Gehversuche.

Die eigentlichen Marmorbildner — es ist bezeichnend, daß Madonnenreliefs in dem sonst von der Renaissance so bevorzugten Material, der Bronze, fast gänzlich fehlen — der zweiten Hälfte des Quattrocento schlossen sich enger an Donatello an. Seinen strengen, majestätischen Typus der ehrfurchtgebietenden Matrone bringen freilich die beiden bedeutendsten, um die Mitte des Jahrhunderts wirkenden Schüler, Bernardo Rossellino (1409 bis 1464) und Desiderio da Settignano (1428 bis 1461), wesentlich milder, frauenhafter heraus.

Gingen die Madonnen der Robbia-Werkstatt in ihrer Entwicklung vom Idealen mehr in die Volksatmosphäre über, so haben die bedeutendsten Marmorbildner der ausgehenden Frührenaissance, durch ihre Umgebung, die mit ihrem Meißel im Bilde festzuhalten einen Hauptteil ihrer Tätigkeit ausmachte, beeinflußt, den umgekehrten Weg eingeschlagen. Vom allgemeinen Thema des Menschlichen, das Donatello und Luca della Robbia angeschlagen, sehen wir die Benedetto da Majano (1442 bis 1497), Antonio Rossellino (1427 bis 1478), einen jüngeren Bruder des vorgenannten Bernardo, und Mino da Fiesole (1431 bis 1484) sich der Wiedergabe der vornehmen Florentinerin ihrer Zeit sich zuwenden. Ihre Madonnen haben alle den feinen, vornehmen, etwas dekadenten und eleganten Zug, der die Frauenwelt jener Jahrzehnte in Florenz charakterisiert.

Antonio Rossellinos Madonna im Nationalmuseum zu Florenz trägt mehr in dem ganz als Menschenkind aufgefaßten Christuskind den Zug nach dem Persönlichen als die Maria.

Die außerordentlich delikate Behandlung des Marmors zeigt sich in der Gewandbehandlung. Antonios schönste Madonna, auf der Höhe seines Schaffens entstanden, ist die zweite, jetzt im Berliner Museum befindliche. Feinste Naturbeobachtung, meisterhafte Beherrschung der Reliefwirkung sind die Hauptvorzüge dieses lebensvollen Werkes. Das Motiv der Madonna auf einem Voltensessel mit kleinen Cherubim, die den Reliefgrund füllen, ist übrigens ein seit Donatello häufig verwendetes gewesen. Mino da Fiesoles Madonna aus dem Louvre wirkt vollends ganz porträtmäßig. Den ganz in und aus dem Material heraus denkenden Künstler verrät die virtuos behandelte Verkürzung der für Mino ausnahmsweise sehr lebendig behandelten Kinderfigur.

Nach der Seite der Vermenschlichung, wenn auch in künstlerisch vornehmem Sinn, konnte die Richtung Minos kaum mehr überboten werden. Nun tritt noch einmal, wie im Beginn Donatello, ein ganz Großer an die Aufgabe heran, Michelangelo. Eine neue Zeit, eine neue Welt tut sich in seinen Madonnenreliefs auf. Nicht mehr ein Tasten und Suchen, die Persönlichkeit zu fixieren, sondern ein monumentales allgewaltiges Wesen tritt uns verheißend schon in den Madonnen seiner Jugendzeit entgegen. Die schönste, wundervoll in das Rund komponiert, die große Herrscherin über die Welt, das Weib als Göttin zeigend (im Nationalmuseum zu Florenz, 1505 entstanden), sei an den Schluß dieser lehrreichen Reihe gestellt. Mit den Madonnenreliefs der Frühperiode Michelangelos hat das Florentiner Madonnenrelief den Abschluß seiner Entwicklung erreicht.

Antonio Rossellino — Madonna und Kind

Digitized by Google

Feierliche Aufnahme von Quinten Matsys in die St. Lukasgilde

Nach einem Gemälde von E. de Jans im Rathaus zu Antwerpen

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Die Baulichkeiten der Mannheimer Ausstellung vom Friedrichsplatz aus gesehen

war Paulus ganz und gar ein Sohn schwäbischer Erde. Im Leben ein Original, wie sie nur in der Enge und Behaglichkeit des Kleinstaates gedeihen, in der Wissenschaft mehr Phantasiemensch denn kühler Forscher, in der Poesie Eklektiker, der bald von Schillerschem Pathos emporgetragen wurde, bald sich in ätzender Satire nach Heineschem Muster gefiel: so ging er seinen Weg. Der literarischen Bewegung der letzten Jahre stand er teilnahmslos, eher abweisend gegenüber; sein Gesicht war rückwärts gewandt, und aus den stummen Zeugen einer großen Vergangenheit schöpfte er die Anregung für sein Schaffen in Wissenschaft und Kunst. Als Konservator der vaterländischen Altertümer hat er viel Gutes geleistet. Immer aber sah der Tichter dem Wissenschaftler über die Schulter, wenn er die Feder ansetzte, und seine Beschreibungen einzelner Gegenden der engeren Heimat, seine Schilderungen der herrlichen Klosterbauten Maulbronn und Bebenhausen sind Perlen wissenschaftlich-künstlerischer Darstellung. Von seinen Poesien ist nur wenig über die Grenze Schwabens hinausgeklungen. Ein in eine höhere Kunstsphäre gehobener Gelegenheitsvers hatte er eine kleine, aber treue Gemeinde; die Freunde seiner originellen, barocken Persönlichkeit waren auch die Bewunderer seiner Kunst. Mit dem Heimatboden war er auf das innigste verwachsen, und auf den stolzesten Berg der schwäbischen Alb, den Hohen Neuffen, wo seine Phantasie den Helden der deutschen Sage, Theodorich den Großen, angesiedelt, zog er zu jeder Jahreszeit. In frühen Jahren war er auch als echter Nachfahr der klassischen Zeit über die Alpen gegangen und hatte sich in die Wunderwelt Toskanas vertieft; deutsches Gemüt mit romanischer Formenschönheit zu vermählen: das mochte wohl das Ideal seiner poetischen Träume gewesen sein.

Das Achilleion

Das Achilleion auf Korfu, der Lieblingssitz der verstorbenen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, ist aus dem Besitz der Prinzessin Gisela von Bayern in den des Deutschen Kaisers übergegangen. Es war schon längere Zeit der Wunsch des Monarchen, einen Besitz im Süden zu erwerben, wo die kaiserliche Familie Erholung finden könnte, ohne allzusehr der öffentlichen Aufmerksamkeit preisgegeben zu sein, und seitdem er vor zwei Jahren das Achilleion persönlich in Augenschein genommen hatte, war ihm dieses als besonders geeignet für jenen Zweck erschienen. Das Achilleion wurde in den Jahren 1889 bis 1891 von Raphael Carito in altgriechischem Stil erbaut. Ein auf zwölf Marmorsäulen ruhendes Peristyl gibt ihm seinen Charakter; vor jeder Säule erhebt sich eine Statue und die Wände sind mit großen Fresken geschmückt. Mit Palmen, Riesenkakteen und vielen Blumen der mildesten Zone bepflanzte Terrassen umgeben das Schloß. Auf einer dieser Terrassen steht der „Sterbende Achill", ein Werk des Berliner Bildhauers Professor Herter. Der Park ist 16 Joch groß und überwuchert von der wunderbarsten Vegetation. Mitten darin ragt das Rundtempelchen, in dem die verstorbene Kaiserin ihrem Lieblingsdichter Heine das einzige Denkmal in Europa errichtet hat. Es ist ein Werk des Professors Hasselriis und stellt den Tichter in sinnender, sinnender Stellung dar. Dem Vernehmen nach beabsichtigt Kaiser Wilhelm, das Innere des Gebäudes einer durchgreifenden Veränderung zu unterziehen, und so wird die Villa wohl erst im nächsten Jahre von Mitgliedern der kaiserlichen Familie bewohnt werden. Der Kaufpreis soll 1 Million Mark betragen, eine Summe, die sehr gering erscheint im Verhältnis zu den auf 16 Millionen berechneten Aufwendungen, die seinerzeit von der Schöpferin des herrlichen Besitztums gemacht worden sind.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Begrüßung des Erbgroßherzogs und der Erbgroßherzogin von Baden bei der Eröffnung der Mannheimer Ausstellung

Digitized by Google

Die Eröffnung der Mannheimer Jubiläumsausstellung

Die Internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung, die Mannheim zur dritten Jahrhundertfeier seiner Stadtwerdung veranstaltet, ist am 1. Mai durch einen Festakt im sogenannten Musensaale des Rosengartens eröffnet worden. Das großherzogliche Paar wurde durch den Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin vertreten. Die Eröffnungsfeier wurde durch Orgelspiel und den Männerchor „O Schutzgeist alles Schönen" eingeleitet. Oberbürgermeister Beck sprach zunächst sein Bedauern darüber aus, daß dem Protektor der Ausstellung, dem Großherzog, die Rücksicht auf die Rekonvaleszenz das Erscheinen unmöglich gemacht habe, und charakterisierte die Bedeutung der Ausstellung in treffender Weise; dann gedachte er der Verdienste des Großherzogs um die Pflege der Kunst im badischen Lande und schloß mit einem Hoch auf den Landesfürsten. Bürgermeister Ritter, der Leiter der Gesamtausstellung, hob in seiner Rede hervor, der Gedanke, Vertreter der Kunst und des Gartenbaues zu einem Wettkampfe in eine Handels- und Industriestadt einzuladen, sei kühn gewesen, aber das Wagnis sei geglückt, der Ausstellungsgedanke habe bei der Bevölkerung die denkbar günstigste Aufnahme gefunden. Sofort seien zum Ankauf von Bildern und Skulpturen hohe Beträge gezeichnet worden, so daß in wenigen Tagen der Garantiefonds ausreichend dotiert war. Eine freudige Ueberraschung habe die reiche Fülle von wertvollen Ehrenpreisen gebracht, die von Städten, Korporationen, Verbänden und Privatpersonen gestiftet worden. Auf diese Ansprache erwiderte der Erbgroßherzog mit dem Ausdruck der Freude über das Gelingen des Unternehmens und erklärte die Ausstellung für eröffnet. Hierauf wurde der Rundgang durch die Ausstellung angetreten, der mehrere Stunden in Anspruch nahm. Um fünf Uhr fand im Nibelungensaal des Rosengartens ein von der Ausstellungsleitung veranstaltetes Festessen statt.

Für müßige Stunden

Aufgabe VII

Von J. Jespersen in Svendborg („Reichsbote")

Schwarz (7 Steine)

Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe II:

W. 1. Dd1—d1
S. 1. Ke4—d4
W. 2. Dd1—a4†
S. 2. Kd4—d5
W. 3. Sa6×c7 matt.

A.
S. 1. Ke4—d5
W. 2. Dd1—b3†
S. 2. Kd5—e6, d4
W. 3. Sa6—b8, Db3×d3 matt.

B.
S. 1. Ke4—f5
W. 2. Dd1—f3†
S. 2. Kf5—e6
W. 3. Sa6—c5 matt.

C.
S. 1. Lh8×g2
W. 2. Dd1—g4†
S. 2. Ke4—d4
W. 3. Sa6—b4 matt.

D.
S. 1. beliebig, anders
W. 2. Dd1—f3†
S. 2. Ke4—d4
W. 3. Df3×d3 matt.

Partie Nr. VII

Turnierpartie, gespielt zu Nürnberg am 11. August 1906. (Aus dem kürzlich erschienenen Kongreßbuch. Anmerkungen von Dr. S. Tarrasch.)

Weiß: H. Wolf-Jägernhorst. — Schwarz: W. Cohn-Berlin.

Vierspringerspiel

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	17. a2—a4!	Sd5—b7
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	18. Sf3—d4	Dc7—d7 [a]
3. Sb1—c3	**Sg8—f6**	19. Sd4—c6	Sb7—d8 [b]
4. Lf1—b5	Lf8—b4	20. f2—f4	bf—b6 [c]
5. 0—0	0—0	21. Lg5×f6	g7×f6
6. d2—d3	Lb4×c3	22. f4—f5	Lg6—h7 [d]
7. b2×c3	d7—d6	23. e×e6	Dd7×d3
8. Lc1—g5	Dd8—e7	24. Dd1—d2	Kg8—g7
9. Tf1—e1	Se6—d8	25. a4—a5	he—h5
10. d3—d4	Le7—g4 [a]	26. Lf1—d3	h5×g4
11. h2—h3	Lg4—h5	27. h3×g4	Te8—e5
12. g2—g4	Lh6—g6	28. Kg1—f1 [e]	Lh7—g6 [f]
13. d4—d5 [b]	c7—c6	29. Te1—h1	Tf8—a8
14. Lb5—f1	c6×d5	30. a5×b6	a7×b6
15. e4×d5	Ta8—c8	31. f5×g6	e6—e4
16. c3—e4	b7—b6 [c]	32. Ld3×e4	Aufgegeben.

[a] Unpünktlich; es mußte sofort Sd8—e6 geschehen.
[b] Stellt den schwarzen Springer matt.
[c] Um den Springer über b7 nach c5 zu führen. Aber nun nistet sich der weiße Springer auf e6 ein. Auch b7—b6 war für Schwarz nicht günstig.
[d] Auf Sb7—c5 folgt 19. Sd4—e6 nebst 20. a4—a5.
[e] Hierauf folgt ein schöner Entscheidungszug. Wolf spielt die ganze Partie sehr hübsch.
[f] Auf e6×f4 folgt Damenverlust durch 21. Te1—e7. Auf Sf6—e4 folgt 21. Lg5×d8.
[g] Mit der Einsperrung dieses Läufers ist die Partie für Weiß gewonnen.
[h] Droht 29. Te1—h1 nebst 30. Dd2—h6† und so weiter; der Lh7 ist schwach.
[i] Auch mit Tf8—h8 war die Partie nicht mehr zu retten.

Magisches Buchstabenquadrat

A	D	D	E
E	E	E	G
G	N	N	O
O	O	R	R

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die vier wagerechten und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:
1. einen männlichen Vornamen;
2. einen dänischen Komponisten;
3. einen deutschen Fluß;
4. einen römischen Kaiser.

Eta.

Anagramm

Die lust'gen Studenten im Ort, der so heißt,
Die lieben das Bier und lieben den Wein.
Trum mag auch ihr Wunsch wohl zu allermeist
Das versetzte noch vor jedem Ersten sein. A. N.

Zweisilbige Scharade

Eins hatte so, wie sich's gebührt,
Die junge Frau in Zwei geführt.
Das er im Ganzen hatte
Bereitet ihr als Gatte. Dr. K. v. Fr.

Logogriph

Ich grüne auf dem Feld
Im Lenz nach alter Weise.
Ein Zeichen eingestellt,
Dann liebst du mich als Speise. J. F.

Silbenrätsel

Sei Eins gepriesen, laut und hell,
Du Sorgenbrecher, Freudenquell!
Wenn Zwei ich komm' nach heißem Tag,
Nach Sorg und Müh, nach Qual und Plag,
Wenn Leib und Geist mir sind verdorrt,
Dann gibt du Trank vom ganzen Wort,
Du edler Saft, du feurig Blut,
Mit wieder Labung, Kraft und Mut. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 10:

Des Sternrätsels:

Des Doppel-Logogriphs: Alice — Malice; Anna — Manna.

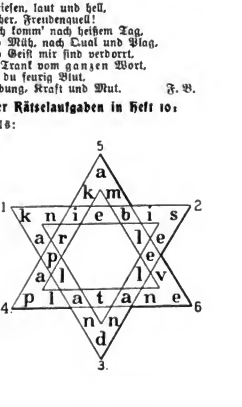
Des Homonyms: Bückling.

Des Rätsels: Herder.

Des Rätsels: Schlei, Schleier.

Des Wechselrätsels: Bingen, Ein-gen, Singen.

Des Rätsels: Hora — Choral.



Digitized by Google

Die neue Marinestation Sonderburg

Die neue deutsche Marinestation Sonderburg (Sitz der Inspektion der Schiffsartillerie) ist mit Beginn des Monats April dieses Jahres in Benutzung genommen worden. Die Entwicklung der Artillerie und die erhöhte Bedeutung, die man dieser Waffe für den Seekrieg beimißt, hat einschneidende Aenderungen in der Organisation und Ausbildung der deutschen Marine herbeigeführt. Vor zwei Jahren wurde zunächst eine Scheidung zwischen Schiffs- und Küstenartillerie herbeigeführt, indem an Stelle der bisherigen Marineartillerieinspektion die Inspektionen der Schiffsartillerie und der Küstenartillerie mit je einem Konteradmiral an der Spitze traten. Hand in Hand hiermit ging eine Erneuerung des Schiffsmaterials des Artillerieschulgeschwaders: das veraltete Batterieschiff „Mars" wurde zum Exerzierschiff umgebaut und durch das moderne Linienschiff „Schwaben" ersetzt, die alten Kreuzerkorvetten „Carola" und „Olga" durch die kleinen Kreuzer „Undine" und „Nymphe". Als künftiger Sitz der neuen Inspektion der Schiffsartillerie wurde Sonderburg auf Alsen bestimmt, da das Artillerieschulgeschwader sich veranlaßt gesehen hat, sein bisheriges Uebungsfeld, die Kieler Bucht, mit den für seine Zwecke geeigneteren Gewässern bei Alsen zu vertauschen. Unmittelbar nördlich der Stadt Sonderburg, den Düppeler Höhen gegenüber, hat die Marineverwaltung 1904 ein etwa 7 Hektar großes, am Alsensund gelegenes Gelände erworben, dessen Erweiterung auf etwa 10 Hektar in Aussicht genommen ist. Die Baulichkeiten der neuen Niederlassung der deutschen Seemacht werden sich zum Teil auf der ehemaligen inneren Umwallung der Anfang der achtziger Jahre geschleiften Festung Sonderburg-Düppel erheben. Die umfangreichen Erdarbeiten und das Gebäude der Artillerieschule sind bereits vollendet. Die Artillerieschule — wie unser Bild zeigt, ein stattlicher roter Backsteinbau — hat eine Front von etwa 70 Metern, ihr Turm überragt den Meeresspiegel um 50 Meter; sie enthält außer vier Lehrsälen, Verwaltungs-, Bibliothek-, Modellräumen und so weiter Unterkunftsräume für 10 Offiziere, 100 Fähnriche und 36 Unteroffiziere und Mannschaften. Außerdem ist eine Kaserne für 400 Mann und eine Dienstwohnung für den Inspekteur (zurzeit Konteradmiral Schröder) im Bau begriffen. In der Vorbereitung befindet sich eine Lazarettanlage für 120 Betten mit Wohnungen für Aerzte und so weiter. Für die Schiffe des Schulgeschwaders sind im Alsensund Liegeplätze (Wassertiefe 10 Meter) eingerichtet worden. Ferner wird ein Schießstand angelegt. Die Gesamtaufwendungen für die Anlagen werden sich auf etwa 5 Millionen Mark stellen.

(Abbildung nächste Seite)

RÜGER Kakao Schokolade
Anerkannt erstklassige Fabrikate

Hansi-Schokolade

Stotterer lind. dauernde Heil., Unterr. i. fremd. Sprach. usw. Prosp. gratis. Schloss Mayenfels, Prattein, Schweiz.

Stottern heilt Professor Rud. Denhardt Eisenach i. Thür. Einz. Anstalt, die mehrf. staatl. ausg., wiederh. d. S. M. Kaiser Wilhelm II. Prosp. grat. Honor. nach Heil.

Sächs. Musikinstrumenten-Manufactur
Schuster & Co.
Markneukirchen № 308.
Fabrikation u. direkter Versand
Illustrirter Catalog postfrei.

THEE! THEE!
Ostfriesische Mischung
hochfein in Geschmack und Aroma, höchste Auszeichnung, versende zu 2 Mk., 2 Mk. 50 Pfg. und 3 Mark zollfrei und bei 5 Pfd. Abnahme portofrei Nachnahme.
G. & A. Heyl, Thee-Import-Haus, Hamburg, Eppendorferweg 99. Emden in Ostfriesland.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.—, 10.—, 20.—, bis 800 M. Gardinen, Portièren, Möbelstoffe, Steppdecken etc. billigst im
Spezialhaus Oranienstrasse Berlin 158
Katalog (600 Illustrat.) gratis u. franko Emil Lefèvre

Véritable
LIQUEUR BERNARDINE

de l'Hermitage Saint-Sauveur

Digitized by Google

Phot. A. Kernfeldt

Von der neuen Marinestation in Sonderburg: Das Gebäude der Artillerieschule

LYSOFORM

TOILETTE-SEIFE

Wie fühlt sich Baby wohl und hält so still im Bade, seit Mama Lysoform Toilette-Seife gebraucht. Diese Seife ist nicht nur für Erwachsene, sondern auch für Kinder das idealste Waschmittel und **am besten geeignet, die zarte, empfindliche Haut der Kleinen gesund und frisch zu erhalten.** Lysoform-Toilette-Seife ist bei all ihren Vorzügen sehr sparsam im Gebrauch und kostet das grosse Stück nur 50 Pf., 3 Stück Mk 1.35. In allen besseren Drogerien und Apotheken erhältlich. **Alleinige Fabrikanten:** Lysoform-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 57

SANTOS-DUMONT und GRAF ZEPPELIN

Der Erbauer des kleinsten Motorluftschiffes, der Brasilianer Santos-Dumont in Paris, stimmt mit dem Erbauer des grössten Motorluftschiffes, dem General der Kavallerie Grafen Zeppelin, darin überein, dass schon jetzt Motorluftschiffe von nicht weniger als 30000 cbm Gasinhalt ohne jede Schwierigkeit hergestellt werden können. Vor einigen Tagen wurde Santos-Dumont über das Buch des Regierungsrates Rudolf Martin „Berlin-Bagdad" (geh. M. 2.50, geb. M. 3.—, Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart) und über seine Behauptung, dass schon jetzt Motorluftschiffe von 30000 Kubikmeter Rauminhalt hergestellt werden könnten, befragt. Santos-Dumont antwortete: „Schön, und warum denn nicht. Ich sehe nicht ein, warum solche Luftschiffe nicht gebaut werden könnten. Jeder Konstrukteur wird sie liefern gegen einen entsprechenden Preis. Und die Lenkbarkeit wird nicht mehr Schwierigkeiten bereiten als die Steuerung eines modernen transatlantischen Dampfers bei schwerer See." Uebrigens ist in dem Martinschen Buch „Berlin-Bagdad" von der deutschen Kriegsluftflotte des Jahres 1916 berichtet worden, dass alle Kriegsluftschiffe über 20000 cbm Gasinhalt aus Aluminium nach dem System des Grafen Zeppelin gefertigt waren. Das grosse Aufsehen, welches das Martinsche Buch unter den aeronautischen Sachverständigen in England und Frankreich erregt hat, beruht wohl darauf, dass die technischen Unterlagen des Martinschen Buches nicht der Phantasie, sondern einer sorgfältigen Umfrage bei den massgebenden Erfindern der Motorluftschiffe entsprungen sind.

K. M. in der Augsburger Abendzeitung.

Digitized by Google

Auch ein Grund

„Aber, lieber Freund, was konnte dich nur veranlassen, dir solch häßlichen Köter anzuschaffen?"

„Er kann so richtig neidisch freffen!"

Hermann Jacob & Braunfisch

BERLIN O., Alexanderstr. 27a

Vereinigte Berliner Möbelfabriken und Tapezierwerkstätten

Spezialität: Wohnungs-Einrichtungen

Illustrierte Preislisten
für Möbel, sowie Dekorationen,
Teppiche gratis und franco.

Freie Bahnfracht
durch ganz Deutschland.

Für die Einmachezeit

ist auch der geübten Hausfrau ein Ratgeber erwünscht, der Anfängerin aber unentbehrlich. An Kochbüchern, in denen Rat geholt werden kann, ist gewiss kein Mangel, aber mancher Leserin dürfte der Hinweis auf das bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienene Werk „Die deutsche Küche" (gebunden M. 4.—) von Anna Huyn erwünscht sein. Dieses Kochbuch enthält unter nahezu 2500 selbsterprobten Rezepten nicht weniger als 174 Anleitungen zum Einmachen von Früchten, Obst, Gemüse usw.; ausserdem zahlreiche allgemeine Regeln zur sparsamen Führung eines Haushalts, zur Zusammenstellung von Speisezetteln und einen besonderen Anhang mit Anleitungen zur Bereitung von Speisen für Zuckerkranke.

Digitized by Google

„Sie sind noch jung, Herr Kamerad. Da sieht man noch alles in rosigem Licht. Nachher wird's dunkel. Wie jetzt — dunkle Nacht."

„Es wird wieder hell. Das ist das Schöne hier in Afrika, daß man mit der Natur lebt und mit der Sonne rechnet. Wenn sie untergeht, ist der Tag vorbei. Aber es kommt ein neuer. Ich freue mich schon auf das Morgenrot."

Der Aeltere sah eine Weile mit düsterem Gesicht in die verlöschende Flamme.

„Sie werden älter werden und verlernen, sich zu freuen. Es wird alles gleichgültig. Ich hab's ausprobiert. Ueberall ist dasselbe. Ich bin viel gereist —"

„Das muß doch herrlich sein —"

„Alles gleichgültig — überall dasselbe. Für Geld kann man alles haben. Da lernt man alles verachten. Die Menschen, das Leben, die Kunst."

„Ich nicht — ich gewiß nicht!" Der Blonde schüttelte den Kopf. „Meine Verhältnisse waren freilich nie dazu angetan, daß ich mich in derlei Dingen übernehmen konnte. Mein Vater war Arzt, ganz oben in Ostpreußen auf dem Lande. Da sammelt man keine Schätze. Besonders dann nicht, wenn man das Arztsein mit dem Herzen betreibt, wie mein Vater."

„Er mag wohl nicht viel Dank geerntet haben, — so wie ich die Menschen kenne —"

„Dank wohl, Herr Kamerad, aber sehr wenig Geld. Trotzdem hätte er es gern gesehen, wenn ich auch Mediziner geworden wäre. Aber das ging nicht. Mein Herz hing am Waffenhandwerk."

„Wenn man jung ist, macht man sich davon goldene Bilder."

„Ich hab's nie bereut. Der Dienst gefiel mir. Ich machte mir auch keine Gedanken darüber, daß mein Vater nur mühsam meine Zulage zusammenbringen konnte. Ich nahm sie einfach, wie man's so tut. Dann starb mein Vater, und was für meine Mutter und Schwester übrigblieb, das war nicht viel. Sie wollten mir auch davon noch abgeben. Aber das nahm ich nicht."

„Haben Sie auch jetzt nicht nötig."

„Im Gegenteil. Jetzt schicke ich ihnen etwas. Das ist ein Vergnügen. Die kleine Anne ist nämlich Braut. Der junge Arzt, der meinen Vater in seiner Krankheit vertreten hat —"

„Das kommt manchmal so —"

„Es soll ein sehr netter Mann sein. Jetzt wird die Aussteuer angeschafft. In wenigen Wochen soll die Hochzeit sein. Ich habe schon ein paarmal etwas geschickt, das sollen sie dazu verbrauchen. Sie glauben nicht, Herr Kamerad, was das für ein Vergnügen ist. Da kaufen sie zu Hause nach Herzenslust und schreiben mir glückliche Briefe, und ich muß mich mitfreuen, weil allerlei Dinge mit Spitzen besetzt werden können, die sonst nur glatt und schlicht sein durften, und weil auf das Sofa ein feiner Damastbezug gekommen ist. Diese Briefe — ach, diese Briefe! Aber ich will lieber nicht davon reden. Das ist für Sie doch nur langweilig."

„Reden Sie nur weiter."

„Eigentlich soll man ja nichts um Geld tun. Aber ich sage ganz aufrichtig, der schnöde Mammon war für mich ein recht triftiger Grund, nach Südwest zu gehen. Es war die einzige Möglichkeit für mich, etwas für mein Schwesterchen zu tun. Und wenn ich hier hungere, dann weiß ich doch, für wen ich's tue. Sie werden das natürlich nicht verstehen, Herr Kamerad."

Die Antwort des andern war nur ein undeutliches Gemurmel. Die Pfeife war wohl daran schuld. Sie brannte nicht so, wie sie sollte.

Es hatte aber nichts Ablehnendes im Ton gelegen, so schien's wenigstens dem Blonden; und daß er die Worte nicht verstehen konnte, das störte ihn nicht. Er redete ruhig weiter.

„Wenn ich früher mal meinem Schwesterchen ein Weihnachtsgeschenk machte, das war natürlich nicht viel. Drei Mark — höchstens mal fünf durften es sein. Und von Vaters mühsam Verdientem war's denn doch allemal. Und jetzt kann ich nicht nur eine Null hinter die Zahl machen, nein, es dürfen sogar zwei sein! Das macht Spaß — wirklich — das macht Spaß!"

Der andre brummte wieder etwas in den Bart. Der Blonde nahm's für Zustimmung.

„Und wenn ich mir abends den Sattel unter den Kopf lege und mich mit dem Sternenhimmel zudecke, oder wenn ich mir getrocknete Teeblätter in die Pfeife stopfe und das Mittagbrot mit dem Abendessen zugleich überschlage, weil die verwünschten Hottentotten unsern Ochsenwagen aufgefangen haben — mir schadet's nichts. Im Gegenteil. Ich habe in den paar Monaten hier schon so viel gelernt, wie zu Hause nicht in Jahren. Ich weiß jetzt auch, was ich an den beiden da oben in Ostpreußen habe und daß ich eigentlich sehr reich bin —"

„Ja — Sie sind wirklich ein reicher Mann. Daß es so etwas auf der Welt gibt! Ich hab's nicht gedacht. Sie sind zu beneiden!"

„Bin ich auch. Und zu Weihnachten soll Mutter etwas haben. Dann ist die Hochzeit vorbei, vorher denkt Mutter doch nicht an sich. Ich weiß, sie hat sich immer einen Pelz gewünscht. Da oben ist es nämlich im Winter bitter kalt. Es hat aber nie zu einem Pelz gelangt. Jetzt soll sie ihn haben. Ich glaube, es wird gehen. Wieviel so ein Ding wohl kostet?"

„Ein Damenpelz? Es kommt darauf an," sagte sachkundig der andre.

Ueber das Gesicht des Blonden flog ein leichtes Rot, oder war's nur der Widerschein des verglimmenden Feuers?

„Es braucht nicht gerade Zobel zu sein. Dazu wird's doch nicht reichen," sagte er.

„Ein paar hundert Mark müssen Sie darauf rechnen."

„Die hab' ich bald zusammen. Das geht also. Sehen Sie, Herr Kamrad, wenn ich so denke, sie geht dann am Weihnachtsfeiertag in die Kirche und hat den warmen Pelz an —"

Es kam dem Blonden etwas in die Kehle. Er hustete und sagte dann nichts weiter.

Der andre stand auf.

„'s ist spät und wir müssen bald weiter," sagte er, aber er blieb noch an derselben Stelle stehen und der Blonde, als der Jüngere, wartete schweigend neben ihm.

„So etwas gibt's also noch auf der Welt," es war, als ob der Aeltere zu sich selbst redete,

Digitized by Google

„so etwas gibt's doch noch. Ich dachte es nicht. Jetzt ist mir's, als könnt' es doch noch einmal hell werden."

„Die Sonne kommt immer wieder," sagte der Blonde.

Dann legten sie sich auf die Erde und schliefen.

Es war noch ganz dunkel, als nach ein paar Stunden gefattelt wurde. Die nächste Wegstrecke war unsicher, eine gefürchtete Schlucht, in der man dem eingeborenen Feinde, der die verborgensten Bergpfade kannte, nicht gern begegnete. Darum sollte im Dunkeln geritten werden. Im Dunkeln greift der Hottentott nicht an. Wenn die Sonne aufging, wollte man im freien Felde sein, wo man um sich sehen und sich wehren konnte.

Die Führer trennten sich mit festem Händedruck.

Eine Weile ritt der Blonde vorwärts, dann schien's, als schallte etwas durch die Luft.

Er hielt sein Pferd an und lauschte.

„Es ruft jemand," flüsterte der letzte Reiter.

„Kamrad — holla!"

„Hier bin ich!"

„Schreiben Sie mir doch mal. Möchte doch wissen, wie es mit dem Pelz wird."

„Sollen Sie erfahren, Herr Kamrad."

„Und seien Sie vorsichtig. In einer Stunde wird es erst hell. Reiten Sie sehr vorsichtig."

„In der Nacht greifen die Kerls nicht an."

„Seien Sie nicht zu sicher. Und nachher wird's hell —"

„Soll mir recht sein. Ich bin immer fürs Licht!"

Es war, als ob der Rheinländer noch etwas sagen wollte; aber er schwieg und wandte sein Pferd um.

Er war sonst nicht so, daß er sich um das Wohl oder Wehe eines Menschen Gedanken machte. Er hatte zu viele kennen gelernt, von denen er meinte, sie wären keines Gedankens wert. Darum glaubte er, alle Menschen wären schlecht und das Leben sei nicht lebenswert.

Vielleicht war das doch ein Irrtum.

Es war, als ob ein Strahl kommenden Morgenrots in seine verdüsterte Seele fiel.

Es gab doch vielleicht noch Menschen, die diesem einen hier ähnlich waren. Es lohnte sich vielleicht doch noch, nach ihnen zu suchen.

„Die Sonne kommt immer wieder, hatte er gesagt. Ein lieber Kerl. Wenn er nur recht vorsichtig ist."

Der Blonde ritt unterdessen seinen Weg, in kleinen Abständen neben und hinter ihm die drei Reiter.

Ein mühsames Vorwärtskommen auf dem steinigen Boden. Manchmal mußten die Pferde sogar geführt werden. Die Schlucht wollte kein Ende nehmen.

Endlich wurde der Boden weicher.

„Ich glaube, wir sind durch!" flüsterte der erste Reiter.

„Es will schon hell werden," sagte der Führer leise. „Das Schwerste haben wir hinter uns."

Im blassen Morgendämmern tauchten die Umrisse der Klippen aus dem Dunkel auf.

Das freie Feld war erreicht.

Ein dumpfer Laut hallte durch die Luft.

„Herr Leutnant —"

Der Ruf kam von hinten. Wieder ein dumpfer Knall. Die beiden letzten Reiter waren vom Pferde gesunken.

Erschossen.

Der Führer sah sich um. Er wollte zu ihnen. Da wankte sein letzter Begleiter im Sattel.

„Die Kerls haben mich getroffen. Ich kann nicht mehr. Reiten Sie zu, Herr —"

„Sie müssen mit. Ich halte Sie. Versuchen Sie es noch einmal —"

Es ging nicht. Schwer sank der Körper zur Erde.

Einen Augenblick blieb der Leutnant über ihn gebeugt.

Leb wohl, Kamrad!"

Dann richtete er sich auf.

Die einzige Rettung war jetzt schnelle Flucht.

Er zog sein Pferd heran.

Da zischte es durch die Luft.

Er breitete die Arme aus.

„Mutter —"

Dann sank er zur Erde.

Rot und golden hob sich die Sonne und beleuchtete das Klippenfeld und die toten Reiter.

Aufnahme des Quinten Matsys in die Lukasgilde von Antwerpen

(Zu dem Bilde gegenüber Seite 172)

Unser Bild versetzt uns in jene längst entschwundenen Zeiten, da der Künstler noch als biederer Handwerker geachtet und geschätzt wurde. Da damals jedes ehrliche Gewerbe zugleich eine abgeschlossene Zunft oder Gilde mit eignen Gerechtsamen bildete, so waren auch die Maler zunftmäßig organisiert, und ihr Schutzpatron war der heilige Lukas, von dem wir freilich nur wissen, daß er Arzt war, den aber die Legende auch mit malerischen Talenten ausgestattet hat. Quinten Matsys gehört zu den bedeutendsten Meistern der frühen flämischen Kunst. Wir wissen von seinem Leben nur, daß er vor 1460 in Antwerpen geboren ist und zwischen dem 13. Juli und 16. September 1530 dort gestorben ist. Im Jahre 1491 wurde er Mitglied der Malergilde. Sein Vater war ein ehrsamer Schmied, und ursprünglich wurde der Knabe im Gewerbe des Vaters erzogen. Aus der Aufschrift auf seinem Selbstbildnisse und aus seiner Grabschrift geht hervor, daß er erst später, um die Einwilligung des Vaters seiner Braut zu gewinnen, zu Pinsel und Palette griff.

Digitized by Google

Die Frauenberufsfrage

Von

Eliza Ichenhaeuser

I

Wissenschaftliche Berufe

Die Frauenerwerbsfrage bildet den Teil der Frauenfrage, der die größte Anfeindung erfahren hat und dem doch auch wieder das größte Verständnis bisher entgegengebracht worden ist. Dieser Widerspruch erklärt sich einerseits aus der Konkurrenzfurcht und dem Gewohnheitsrecht des Mannes, der alleinige Herrscher im Erwerbsleben zu sein, anderseits aus der harten Notwendigkeit, die eignen weiblichen Familienmitglieder mitverdienen lassen zu müssen, um das wirtschaftliche Gleichgewicht zu erhalten.

Je klarer die Statistik zeigte, daß wir fast eine Million mehr Frauen als Männer in Deutschland haben und daß die Zahl der ledigen Mädchen im Alter von 16 bis 50 Jahren sogar fünfeinhalb Millionen, die der Witwen im selben Alter über eine halbe Million beträgt, je schonungsloser Sozialpolitiker und Sozialpolitikerinnen den Zusammenhang zwischen diesen ledigen und verwitweten Frauen und den erwerbenden weiblichen Personen aufdeckten, um so mehr mußte die Erkenntnis durchdringen, daß hier eine Entwicklung des Wirtschaftslebens vor sich geht, gegen die sich zu stemmen zwecklos, beziehungsweise ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Die beste Arbeit auf diesem Gebiete ist meines Erachtens die statistische Studie von Elisabeth Gnauck-Kühne „Die deutsche Frau an der Jahrhundertwende“ (Verlag von Otto Liebmann, Berlin), in der sie untersucht, in welchen Altersklassen die Ehe und in welchen die Erwerbsarbeit die Frau am meisten in Anspruch nimmt, und da ergibt sich, daß von sämtlichen deutschen Frauen im Alter von 16 bis 20 Jahren nur der fünfzigste Teil verheiratet ist. Gleichzeitig sehen wir, daß sich in dieser Altersklasse die größte Anzahl weiblicher hauptberuflich Erwerbstätiger befindet, nämlich zwei Drittel. In der folgenden Altersklasse von 20 bis 30 Jahren, wo die Zahl der Eheschließungen auf 42 Prozent steigt, sinkt der Prozentsatz der erwerbstätigen Frauen gleich um 21, von 66 auf 45 Prozent, um im Jahrzehnt von 30 bis 40 Jahren, wo die Heiraten ihr Maximum erreichen und über drei Viertel aller Frauen in diesem Alter zur Ehe gelangen, auf ihr Minimum in der Anteilnahme am Erwerb, nämlich auf weniger als ein Drittel zu fallen. Von 40 bis 50 Jahren bleibt der Prozentsatz der verheirateten Frauen der gleiche, nimmt jedoch der der verwitweten bereits merklich zu, und nach fünfzig ist die Zahl der Witwen so groß, daß nicht mehr ganz die Hälfte aller Frauen in diesem Alter noch im Besitz von Ehegatten sind. Der Tatsache entsprechend, daß viele Frauen als Witwen zu ihrem früheren Beruf zurückkehren oder überhaupt erst einen neuen Beruf suchen müssen, nimmt dann die Anteilnahme der Frauen auch wieder zu.

Ein Zusammenhang ist zwischen der Häufigkeit der Eheschließung und der Erwerbstätigkeit der Frauen demnach nicht zu verkennen, ebensowenig wie der daraus zu ziehende Schluß, daß die Ehe als ein Beruf auf Lebenszeit nicht mehr angesehen werden könne, mehr ignoriert werden kann.

Eine Illustration aus der Praxis zu diesen theoretischen Feststellungen liefert ein Büchlein, das kürzlich als Ergebnis eines Preisausschreibens unter dem Titel „Vor den wirtschaftlichen Kampf gestellt“ (Verlag von Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H., Leipzig) erschienen ist. Es umfaßt neununddreißig Aufsätze von Frauen, die darin schildern, wie sie plötzlich und völlig unvorbereitet durch den Zusammenbruch der Verhältnisse ihrer Eltern oder Gatten in den Kampf ums Dasein geschleudert wurden und mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten, weil sie nicht die geringste fachliche Vorbildung hatten, völlig unerfahren und meist auch aller Mittel bar waren, die ihnen eine spätere Ausbildung ermöglicht hätten. Trotzdem und trotzdem die Mehrzahl von ihnen Witwen waren, die noch für Kinder zu sorgen hatten und es daher doppelt schwierig hatten, haben sie sich doch alle durchgearbeitet und es zu angenehmen Lebensstellungen gebracht. Gerade solche praktischen, schlicht und natürlich berichteten Erfahrungen sind am besten geeignet darzutun, wie furchtbar das weibliche Geschlecht benachteiligt wird durch den Mangel einer fachlichen Vorbildung. Welche Vergeudung von Kräften ist es, wenn Frauen, wie es aus der genannten Sammlung ersichtlich ist, erst

Digitized by Google

kämpfen und Not leiden müssen, ehe sie sich die elementarsten Kenntnisse für einen Beruf, im Augenblick, da sie ihn bereits zum Lebensunterhalt benötigen, erst aneignen müssen. Diesem Umstand allein ist es zuzuschreiben, daß die Frauen zum überwiegenden Teil in den schlechtbezahlten Stellungen zu finden sind, und das sollte Männern und Frauen zu denken geben.

Nicht allein als Vätern, Ehemännern und Brüdern, die die Zukunft ihrer Töchter, Frauen und Schwestern im Auge haben, nicht allein als Müttern und Schwestern, sondern auch im Interesse der Männer, denn gerade die ungelernte Frauenarbeit ist es, die auch auf die Männerlöhne drückt.

Ein Fortschritt auf diesem Gebiete ist nicht zu verkennen, denn die Frauenbewegung hat eine Anzahl gewerblicher Frauenschulen, Lehrerinnenseminare, Mädchengymnasien und andrer Bildungsstätten fürs weibliche Geschlecht direkt und indirekt veranlaßt, die Zulassung zu den Universitäten, wenn auch vorläufig zu den meisten in Deutschland nur als Hospitantinnen, zu den technischen, den landwirtschaftlichen Hochschulen, ja sogar zu einer tierärztlichen Hochschule (in München) erreicht und den Eintritt in eine ganze Reihe von Berufen erkämpft.

Nun gilt es aber für weiteste Kreise Gebrauch davon zu machen, um die Töchter endlich ebensogut wie die Söhne fürs Leben auszurüsten und durch fleißige Benutzung der zugänglichen Bildungsstätten die Berechtigung der Erschließung aller übrigen zu beweisen.

Um den Eltern die Wahl zu erleichtern, wollen wir an dieser Stelle von Zeit zu Zeit einen Ueberblick über die zurzeit den Frauen offenstehenden Berufe geben. Natürlich kann es sich hierbei nur um Anregungen handeln, in bezug auf genaue Details muß auf Führer verwiesen werden, wie „Frauenberufe", Sammlung einzelner Hefte von E. Kempe, Leipzig, „Erwerbsmöglichkeiten für Frauen" von der Verfasserin dieses Artikels (Verlag von Ebhardt & Co., Berlin), „Die Frau im Berufe" von J. Levy-Rathenau und Lisbeth Wilbrandt, Berlin (Verlag von Möser, Buchhandlung, Berlin).

Das letzte der genannten Bücher, welches das neueste und erst jüngst erschienen ist, gibt u. a. einen recht interessanten Ueberblick über die Aussichten der Frauen in Deutschland in wissenschaftlichen Berufen.

Die Verfasserinnen gelangen darin zu denselben Schlüssen, wie ich bereits in meinen früheren Arbeiten über diese Frage, und auch höheren Orts scheint man das Bedürfnis nach dieser Richtung erkannt zu haben, da die vollständige Freigabe derjenigen auf Universitätsstudium beruhenden Berufe, die ich in meinen „Erwerbsmöglichkeiten" und in der Presse vor nahezu einem Jahrzehnt zu allererst für die Frauen reklamierte und als die zurzeit aussichtsreichsten bezeichnete, inzwischen auch tatsächlich erfolgt ist, nämlich die des ärztlichen und des zahnärztlichen Berufes. Wohl besitzen wir in Deutschland bereits seit ungefähr einem Drittelsjahrhundert weibliche Aerzte, und die Pionierin unter ihnen, Fräulein Dr. Tiburtius, übt noch heute zur Freude und hohen Dankbarkeit ihrer Patientinnen eine überaus umfangreiche Praxis aus, aber es konnten nur wenige ebenso opferfähige Frauen wie sie ihrem Beispiele folgen (zu diesen zählten Dr. Lehmus, Dr. Anna Kuhnow, Dr. Agnes Bluhm), weil das Studium ihnen in Deutschland verschlossen war und die Frauen, die im Ausland das Studium absolviert haben, außer der Kostspieligkeit und Umständlichkeit desselben auch noch Schwierigkeiten bei der Ausübung ihres Berufes in der Heimat zu überwinden hatten. Das Gleiche gilt für die Zahnärztin, wenn auch in geringerem Umfang, da ihr Auslandsstudium weniger lang und weniger kostspielig und die Schwierigkeiten bei der Berufsausübung geringer waren, weil das Verbot des Rezeptierens und Totenscheinausstellens sie nicht berührte. Immerhin war es für die Frauenwelt auch nach dieser Richtung hin eine große Erleichterung, als der Bundesrat am 20. April 1899 den Beschluß faßte, weibliche Studierende, und zwar auch solche, die als Hospitantinnen auf den Universitäten die erforderliche Vorbildung erlangt haben, zu den medizinischen, pharmazeutischen und zahnärztlichen Prüfungen zuzulassen und dadurch den Frauen praktisch das Studium und die völlig ungehinderte Ausübung dieser drei Berufe eröffnet ward.

Durch die vierunddreißig Mädchengymnasien, beziehungsweise Gymnasialkurse oder -klassen, die wir gegenwärtig in Aachen, Baden-Baden, Berlin, Charlottenburg, Schöneberg, Bonn, Breslau, Kassel, Köln, Dresden, Elberfeld, Erfurt, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Jena, Karlsruhe, Königsberg, Leipzig, Magdeburg, Mannheim, München, Nürnberg, Rostock, Stettin, Straßburg, Stuttgart, Weimar und Würzburg besitzen, und durch den erfreulichen Umstand, daß in den fortschrittlichen Bundesstaaten Württemberg, Baden und Hessen Mädchen zum Besuch der höheren Lehranstalten der Knaben zugelassen sind, ist es allen Eltern talentierter Töchter möglich, sie ebenso wie ihre talentierten Söhne aufs Universitätsstudium vorzubereiten. Durch den oben erwähnten bundesrätlichen Beschluß, auch die Hospitantinnen zu den medizinischen, pharmazeutischen und zahnärztlichen Prüfungen zuzulassen, und durch die Tatsache, daß gegenwärtig fast alle deutsche Universitäten Frauen, welche die erforderliche Vorbildung besitzen, als Hospitantinnen zu den Vorlesungen zulassen, Baden, Bayern und Württemberg sogar Frauen, die im Besitze eines Reifezeugnisses sind, immatrikulieren, ist es den deutschen Mädchen und Frauen nunmehr erheblich erleichtert, einen der drei erwähnten Berufe einzuschlagen.

Unter ihnen ist der ärztliche zweifelsohne derjenige, der am aussichtsreichsten ist, aber auch gleichzeitig die höchsten Anforderungen sowohl in physischer als auch in psychischer Hinsicht an die ihn Ausübenden stellt. Auch ist er kostspielig und langwierig, da er ein fünfjähriges Universitätsstudium und überdies noch eine einjährige Volontärzeit in Universitätskliniken oder dazu ermächtigten Krankenhäusern erfordert. Erleichtert hingegen sind die Vorbildungsanforderungen insofern, als nunmehr auch das Reifezeugnis eines Realgymnasiums genügt. Auf alle Fälle sollten nur Frauen, die spezielle Begabung für den ärztlichen Beruf und auch die nötige Kraft dazu haben, ihn

Digitized by Google

Im Vorzimmer des Miniſters

Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith

Digitized by Google

erwählen, denn keinesfalls soll und darf das ärztliche Proletariat, das unter den Männern in reichlichem Maße und meines Erachtens hauptsächlich deshalb vorhanden ist, weil eine sehr große Anzahl von ihnen den Beruf nicht aus Neigung und weil sie die Fähigkeiten hierfür besitzen, wählen, sondern nur, weil er ihnen die soziale Stellung gibt, die sie erstreben, durch die weiblichen Aerzte vermehrt werden. Das Bedürfnis nach weiblichen Aerzten ist zweifelsohne zurzeit recht groß, und die älteren Aerztinnen verfügen meist über eine glänzende Praxis; die jüngeren haben, allerdings mit bedeutend geringerem Einkommen, Stellungen als Assistentinnen an großen Instituten, als Stadtärztinnen, Polizeiärztinnen, Schulärztinnen, Kassenärztinnen, an Lebensversicherungen, an Magdalenenheimen und so weiter gefunden. Aber ebenso zweifellos ist es, daß nur hervorragend begabte und wirklich tüchtige Aerztinnen dieses Bedürfnis stillen können.

Für die Zahnärztin liegen die Verhältnisse ähnlich. Auch hier haben sich die Frauen als sehr gut geeignet erwiesen und auch hier sind die Aussichten für die nächste Zukunft recht günstig, aber auch hierfür sollten sich nur Frauen, die sich dazu besonders eignen und über ebenso starke Nerven als eine leichte Hand verfügen, entschließen.

Die Freigabe des Apothekerberufes hängt wohl hauptsächlich mit dem Mangel an Personal in diesem Berufe zusammen. Durch ihn und um ihm zu steuern, haben die Apothekenbesitzer ihre Abneigung gegen die weibliche Konkurrenz schnell überwunden und selbst freie Bahn für die Frauen verlangt. Da es aber unter den gegenwärtigen Verhältnissen in diesem Beruf auch für Männer furchtbar schwer ist, selbständig zu werden, und der Erwerb einer Apotheke ein großes Kapital erfordert, ist es fraglich, ob die lange Studien- und Lehrzeit bei den verhältnismäßig geringen Besoldungen der Angestellten empfehlenswert ist. Von der zukünftigen Apothekerin wird der Nachweis der Reife für Prima eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder Oberrealschule verlangt. Alsdann folgt eine dreijährige Lehrzeit in einer Apotheke, nach deren Schluß die Gehilfenprüfung abgelegt werden muß. Die Servierzeit als Gehilfin beträgt ein Jahr, dem ein zweijähriges Universitätsstudium und eine zweite Prüfung folgt. Erst nach weiterer zweijähriger praktischer Betätigung erhält der Apotheker oder die Apothekerin die Approbation und damit das Recht zum selbständigen Betriebe oder zur Verwaltung einer Apotheke. Acht Jahre also sind vom Tage der Erlangung der Reife für die Prima bis zur Approbation erforderlich. Allerdings braucht der zukünftige Apotheker in dieser Zeit hauptsächlich nur während der Studienzeit von der Familie unterhalten zu werden, da er während der Lehrlingszeit Kost und freie Wohnung und während der Gehilfenzeit bei freier Station zirka 900 Mark jährlich bezieht, nach der zweiten Prüfung bei freier Wohnung 2000 bis 2400 Mark. Das klingt gar nicht so schlecht, aber in Anbetracht dessen, daß es bei der Majorität bei diesen Anstellungen bleibt, bietet ihre Höhe doch kein rechtes Aequivalent für die aufgewendete Zeit und Mühe. Die erste deutsche weibliche Apothekerin, die kürzlich ihr Examen bestanden, dürfte zwar in den Besitz einer Apotheke gelangen, da sie inzwischen einen Kollegen geheiratet hat. Allerdings sind die Frauen in den meisten andern auf einem Universitätsstudium beruhenden Berufen, mit Ausnahme des ärztlichen und zahnärztlichen, nicht viel besser dran.

Erstens einmal sind sie schon dadurch im Nachteil, daß sie zu den meisten andern Staatsexamina und im Zusammenhang damit zur ungehinderten Berufsausübung nicht zugelassen werden. So beispielsweise weder zum juristischen Staatsexamen, noch zur Ausübung der Rechtsanwaltschaft oder gar zur Richterkarriere. Immerhin haben wir bereits mehrere Juristinnen in Deutschland, die nach dreieinhalbjährigem Studium ihr Doktorexamen bestanden haben und nunmehr als Vereinsangestellte an größeren Vereinen zur Erteilung von juristischen Auskünften und so weiter fungieren, desgleichen als Leiterinnen von Rechtsschutzstellen, von städtischen Auskunftsstellen oder in andern ähnlichen Stellungen tätig sind. Auch hier beziehen sie meist nur 2400 bis 3000 Mark, sind aber häufig noch nebenbei literarisch oder rednerisch tätig. Einige von ihnen sind sehr erfolgreich hervorgetreten mit Vorschlägen zu einer die Frauen gerechter behandelnden Gesetzgebung. Das theologische Studium ist für Frauen in Deutschland ziemlich zwecklos im Gegensatz zu Amerika, wo die Zahl der weiblichen Prediger eine nicht geringe ist.

Zum wissenschaftlichen Oberlehrerinnenexamen führt nunmehr für Abiturientinnen eines humanistischen oder Realgymnasiums oder einer Oberrealschule ein dreijähriges Universitätsstudium und das Examen pro facultate docendi. Es läßt sich jedoch noch nicht viel über diesen Beruf sagen, da die Zulassung zu diesem Examen vorläufig in Preußen immer nur noch ausnahmsweise gestattet und nur noch in einigen wenigen andern Staaten geregelt ist. Gar nicht geregelt sind hiergegen die Anstellungsverhältnisse, im Gegenteil wird von mehreren Bundesstaaten, die zum Examen zulassen, wie Baden, Bayern, Mecklenburg, ausdrücklich bemerkt, daß die Kandidatinnen durch das Bestehen der Prüfung keine Anwartschaft auf Verwendung im öffentlichen Schuldienst des Landes erwerben.

Der wissenschaftlichen Bibliothekarin stehen verschiedene Wege offen. Sie kann ein Universitätsstudium absolvieren und ihr Doktorexamen machen (natürlich bei der philosophischen Fakultät, dem Sammelbecken der verschiedensten Studien), sie kann sich auch mit Gymnasialbildung und privater Ausbildung begnügen. Auf alle Fälle hat sie keine besonders großen Anstellungsschancen und auch die zu erwartenden Gehälter bewegen sich nur zwischen 1000 bis 2000 Mark jährlich.

Als Kunsthistorikerinnen haben Frauen in Deutschland Stellungen als Hilfsarbeiterinnen in Museen, als Assistentinnen bei Professoren und in einem einzigen Falle als Direktorin eines Museums (in Kiel) gefunden. In den ersteren Fällen erzielen sie ein jährliches Gehalt von 1800 bis 2600 Mark.

Auch für Physikerinnen, Botanikerinnen und Zoologinnen kommen hauptsächlich nur Assistentinnenstellen an wissenschaftlichen Instituten mit ähnlichem Gehalt in Frage. Für Chemikerinnen

Digitized by Google

auch höher dotierte Stellungen in Fabriken (2000 bis 4000 Mark jährlich), doch besteht, wie die Verfasserinnen des Levy-Rathenau-Wilbrandtschen Buches bei ihren Umfragen in Erfahrung gebracht haben, eine Abneigung dagegen, vereinzelte Frauen in rein männlichen Betrieben arbeiten zu lassen. Daß aber Chemikerinnen sich auch als Wissenschaftlerinnen auszeichnen können, hat uns die Entdeckerin des Radiums, Madame Curie, bewiesen. Dasjenige Studium, das den Frauen nächst dem ärztlichen vielleicht am meisten liegt, ist das der Nationalökonomie. In bezug auf Beruf führt er allerdings unter den gegebenen Verhältnissen hauptsächlich zu volkswirtschaftlichem Unterricht an höheren Lehranstalten für Mädchen, zu literarischer und oratorischer Tätigkeit und zum Beruf der Fabrikinspektorin. Leider hat bis zur Stunde nur Baden akademisch gebildete Frauen als Fabrikinspektorinnen engagiert, und zwar, nachdem die erste, die sich vorzüglich bewährte, geheiratet hat, auch zu ihrer Nachfolgerin eine Nationalökonomin gewählt.

Die Mathematik wird von Frauen häufiger, als man in der Regel anzunehmen geneigt ist, aus Neigung erwählt, und daß sie auch Bedeutendes zu leisten in der Lage sind, beweist das Beispiel von Sofie Germain und Sonja Kowalewska. In Deutschland kommt auch auf diesem Gebiete für Frauen vorläufig nur die Lehrtätigkeit, die fachschriftstellerische Tätigkeit und eventuell Anstellung bei Lebens-, Feuer- und andern Versicherungsgesellschaften in Frage.

Jedenfalls sehen wir auf fast allen wissenschaftlichen Gebieten einen vielversprechenden Anfang weiblicher Tätigkeit, sehen wir alle Befürchtungen, die noch vor ein bis zwei Jahrzehnten über die Fähigkeiten der Frauen zu beruflicher und besonders zu wissenschaftlicher Tätigkeit geäußert wurden, glänzend widerlegt. Auf den meisten Gebieten, auf denen man ihnen auch nur das kleinste Plätzchen gewährte, haben sie Fuß zu fassen verstanden und, was am wertvollsten ist, überall haben sie ihren tiefen Ernst gezeigt und wo immer es ihnen möglich war, wie beispielsweise auf ärztlichem Gebiete, in ihrer Tätigkeit für Sozialreform, für Volkswohlfahrt, als Pädagoginnen und so weiter, bewiesen, daß sie nicht nur an ihre persönliche Befriedigung durch den Beruf denken, sondern daß sie dabei das Wohl der Allgemeinheit nicht aus den Augen verlieren. Und gerade dieser Umstand ist es, der zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt, der den festen Glauben erweckt, daß die Frauen ihrer Mission, auf allen Gebieten dem Egoismus den Altruismus entgegenzusetzen, stets eingedenk bleiben werden.

Auf der Reise in Spanien. Nach einem Gemälde von P. Dupuy

Digitized by Google

Der alte Sepp von Schönwald mit selbstverfertigter Holzuhr (Modell 1640)

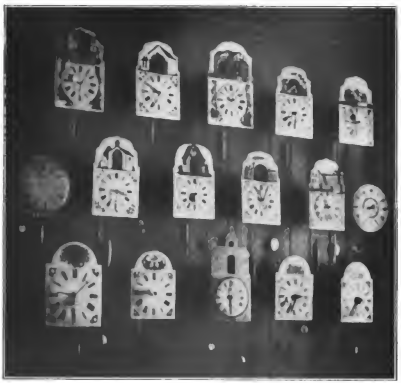
Wie die Schwarzwälderuhr entsteht

Studie

von

Julius Müller

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Zeichnung des Verfassers)



Aus dem Furtwanger Uhrenmuseum: Schilduhren aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts

Eine mehr oder weniger echte Schwarzwälderuhr kennt von uns jeder, und zumeist die Kinder freuen sich über den Kuckuck, der das Türchen öffnet und mit artiger Verbeugung die Stunden ruft. So ein Uehrchen gilt mit Recht als Sinnbild der Gemütlichkeit und stillen, trauten Familienglücks. Nun gibt es ja allerdings eine Unmenge Abarten der Spezies „Schwarzwalduhr", aber die populärste ist außer der blumenbemalten Schilduhr mit Eisengewicht, der eigentlichen Bauernuhr, eben der „Kuckuck" geworden, der oft durch einen Trompeter oder sonstiges mechanisches Musikwerk ersetzt ist.

Gehen wir zunächst einmal den Uranfängen einer heute weltumfassenden Industrie nach, es wird sich der Mühe schon verlohnen. Wir sehen im Schwarzwald, wie fast in jedem Gebirge, zum Beispiel Schweiz, Oberbayern, Tirol, daß ein der Landwirtschaft nicht sehr dienliches, unwirtliches Klima die Bewohner früh darauf hinwies, das von der Natur reichlich dargebotene Holz sich anzueignen, um daraus Gegenstände

Digitized by Google

für den Hausgebrauch zu fertigen, der Verdienst mußte der Verbesserung der Lebenshaltung dienen.

So meldet uns eine vergilbte Urkunde des ehemaligen Stiftes zu St. Blasien, daß die Brüder des heiligen Benedikt schon sehr früh Holzwaren jeder Art schnitzten und drechselten, die zum Verkauf nach dem Rheinland wanderten. Dies ist etwa der Urbeginn der Holzindustrie des Schwarzwalds, mithin auch seiner Uhrmacherei. Nach einer Beschreibung des Benediktinerpaters Steyrer von St. Peter aus dem Jahre 1796 (Geschichte der Uhrmacherei des Schwarzwaldes) besaß schon um 1667 der Pfarrverweser von Neukirch bei Furtwangen eine hölzerne Wag- oder Unruhenuhr, die von der Familie Kreuz auf dem Glashof zu Waldau angeblich mit einem einfachen Brotmesser gefertigt war. Der Hof ist dadurch zur Berühmtheit gelangt und wird gewissermaßen für die Geburtsstätte dieser Uhrmacherkunst gehalten. Außer genannter Familie brachten auch andre wie der Händler Lorenz Frei von St. Märgen mit dem Beinamen „Hackbretterlenz" und Küblers Simon Henninger von St. Georgen, solch hölzerne Uhren für die Bauernhöfe der Nachbarschaft zustande.

Hölzerne Bauernuhr aus dem 17. Jahrhundert

Nachdem Kriegsunruhen unliebsame Störung gebracht hatten, nahm 1725 der Drechsler Simon Dilger aus Urach bei Neustadt ohne alle Anleitung die Verfertigung von Wanduhren wieder auf, wie auch Franz Ketterer von Schönwald, aus deren Werkstätten eine ganze Anzahl Leute hervorging, welche die Uhrmacherei über den ganzen Schwarzwald, besonders die Bezirke Triberg, Furtwangen, Villingen, Neustadt, Freiburg, verbreiteten wie auch durch erhebliche Verbesserungen vervollkommneten. Wenn wir dem erwähnten Pater Steyrer glauben wollen, beschäftigte der Schwarzwald gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts bereits über 500 Uhrmacher.

Die allerersten Uhren waren Schilduhren, vollständig aus Holz gefertigt; nicht allein das Zifferblatt, auch Uhrwerk und Räder waren Holz, das für diese Räder von Ahorn oder Buche stammte. Ein primitives Steingewicht an starker Schnur diente anfangs zum Betrieb. Also — wohlverstanden — die eigentliche alte Schwarzwalduhr war immer eine Holzuhr mit Schild, das Modell 1640 zeigt eine solche ehemalige Bauernuhr, die nur Holzteile hatte — einige wenige Drähte und Metallstückchen aus-

In der Uhrenfabrik: Anfertigung der metallenen Uhrenteile

Digitized by Google

genommen — und mittels eines Steines aufgezogen wurde, der an einem soliden Strick befestigt war; Ketten hatte man damals noch nicht für diesen Zweck. Natürlicherweise sind diese Uhren wie die Meister, die in der Kunst, sie zu fabrizieren, gewandt waren, heute nur noch ganz vereinzelt in zuweilen recht entlegenen Hütten anzutreffen, wie auch die Produkte gewöhnlich in die Hände von Sammlern und Liebhabern geraten, also nicht mehr von Bauern, sondern von Fremden bestellt zu werden pflegen.

Um 1740 sind der Ueberlieferung zufolge die ersten Schlaguhren verfertigt worden und etwa mit dem Jahre 1750 zuerst metallene Getriebe und Räder aufgekommen. Damit entfernte man sich schon ein Stück von der bloßen Handarbeit. Vorerst waren die Metallräder immer noch an Holzachsen; der Handwerker bekam ausgestanzte Metallstücke in der ungefähren Form der daraus werden sollenden Räder und in verschiedener Stärke. Diese Metalle wurden auf eine Scheibe gesetzt und darauf die Zähnchen gefräst; das ging Hieb auf Hieb mit der Umdrehung, jedesmal saß ein Einschnitt an der Kante, der nachträglich noch abzufeilen war. Jetzt wird ja nun das ganze Uhrwerk, das heißt in den Teilen, fertig geliefert und der Arbeiter setzt es zusammen. Beim Besuch einer häuslichen Werkstätte sieht man diese gelbglänzenden Rädchen, Gehäuse, Gestelle, Federn in langen Reihen sortiert liegen, dazwischen Ketten, Schräubchen, Gewichte und allerlei Handwerkszeug. Es gehören gewiß Klugheit, Intelligenz und geschickte Hand dazu, über all diese kleinen Hilfskräfte zu herrschen und sie zu regieren. Die notwendige Arbeitsteilung bringt es mit sich, daß es eine Anzahl Spezialisten im Fach gibt, zum Beispiel hat der „Kuckucker" meist nur die Kuckucksuhren in der Kur. Er hat kleine dunkelgebeizte Kästchen, die das bekannte geschnitzte Vorderblatt bekommen; die Ziffern sind weiß auf schwarz; das setzt er dann alles mit der betreffenden Tierfigur zusammen und versieht jedes Stück mit den merkwürdigen zwei „Kuckückspfeifen", Holzpfeifen mit kleinem Balg, die, auf der oberen Seite beschwert, durch Mechanik gehoben, kurz niederfallen und so den charakteristischen Ruf hören lassen. Weil man schon einmal bei den Spezialisten und den mechanischen Vorrichtungen ist, wird ein kurzes Verweilen notwendig, denn hierbei ist gar vielerlei zu bemerken. Auch vom Kuckuck gab und gibt es manche Variationen. Da ist zum Beispiel der Kuckuck- und Wachtelruf mit Viertelschlag, Kuckuck die Stunde, Wachtel die Viertelstunde rufend, der Hahnschrei mit ähnlichem Prinzip. Da sind weiter die alten Spieluhren mit Trompete an Stelle des Kuckucks. Dieser Trompeten- wie der Orgelton, der bis zum Spielen ganzer Choräle geht, wird natürlich ebenfalls wieder durch abgestimmte Pfeifen erzeugt. Kämen noch dazu die Glockenuhren mit Stunden und Viertelstundenschlag, Spieluhren mit drei bis vier, eventuell mehr Glocken, die kleine Musikstücke spielten, und was dergleichen mehr menschlicher Erfindungsgeist zuwege brachte. Viel

Uhrmacher im Schwarzwaldhaus beim Montieren von metallenen Uhrwerken

Digitized by Google

Der „Kuckuckmacher" an der Arbeit; links die Kuckuckspfeifen

Phantasie verraten auch die Figurenuhren, von jeher zu Hause gewesen, um nur zu erinnern die vom Anfang des vergangenen Jahrhunderts an Oberammergau, Berchtesgaden, die weltberühmten stammen: da wandern allerlei Männlein und Herrgottschnitzer, die außer den Kruzifixen und Weiblein aus Häusern und Hütten, sind Leute auf Heiligenbildern für die katholischen Länder meist dem Feld, geht ein Tänzer auf dem Drahtseil und was derartige Spielereien mehr sind. Die moderne neue Uhr hat mitunter ein kompliziertes Spielwerk wie die Automaten, das alle Stunden selbsttätig ausgelöst wird; das geht bis zur raffiniertesten Kunstuhr, die außer den Minuten, Stunden die Tage, Monate, Jahre, astronomischen Veränderungen zeigt und dazu noch eine Reihe Musikstücke vorführt.

Eine Eigentümlichkeit dieser ganzen Industrie ist, daß ein Arbeiter immer dieselbe Sorte gewerblicher Produkte in den Fingern hat. Sehr viel beobachtet man u. a. die „Schottenuhren", das sind immer kleinere Wanduhren mit Metallwerk und Gewichtzug, oder die „Jockele", die kleinsten und zierlichsten Uehrchen des Schwarzwalds.

Die Zifferblätter sind jeweils Holz, Email, Bronze, wie man sie eben braucht; alle Einzelbestandteile bekommt auch der Heimarbeiter stets von den Fabriken geliefert, ein Selbstanfertigen im Kleinbetrieb gibt es nicht mehr. Da wir von dem geschnitzten Vorderblatt des Kuckucks gesprochen haben, dürfen wir den Holzschnitzer nicht vergessen, ist doch überall im Gebirge der geschickte Holzarbeiter

Vater und Sohn als Uhrmacher

Digitized by Google

Holzschnitzer im Bauernhaus

Digitized by Google

Aus dem Furtwanger Uhrenmuseum: Holzuhren aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts

Tierfiguren, oft in wunderbarer Vollendung, geschaffen haben. Indessen darf man auch unsern Meister, der die Uhrenschilder arbeitet, nicht gering achten; wohl muß sehr vieles fabrikmäßig möglichst schnell gemacht werden — sonst verdient er nichts —, dabei bildet er aber doch manch kunstvolles Stückchen, und außer Vögeln aller Art, Geiern, Adlern, Auerhähnen, sind allerlei Waldtiere vertreten: Hirsche, Rehe, Hasen, von Hunden verfolgtes Wild, besonders auch Jagdembleme, Gewehre, Jagdhörner und andres mehr, was die Fassaden der Uhren zu verzieren berufen ist. Die Fabrik hat selbstverständlich ihre geschickten Bildhauer und Holzschnitzer, weil hier fortwährend kunstvolle Sachen begehrt sind. Es ist Erlenholz, das dieser Arbeiter formt, ein weiches, gefügiges Material, das mit den Messern gut zu behandeln ist. Das ausgeschnittene Brett ist auf einem Block befestigt und dieser wiederum auf der Tischlerbank gut verankert, damit er sich während der Arbeit nicht rühren kann. Bei der Gelegenheit ist noch der Uhrenmaler beziehungsweise Schildermaler zu erwähnen; seine Aufgabe war, das Zifferblatt anzumalen und es fein säuberlich mit Blumen, Früchten, Häusern, Personen zu dekorieren, wie man an vielen alten Mustern sehen kann. Ich sage „war", denn als „Künstler" alten Schlags ist auch er fast verschwunden, seine Arbeit wird nicht mehr als besonderes Fach, sondern nur so nebenher wie fast alles andre fabrikmäßig oder von der Fabrik selbst besorgt. Als Kuriosum mag bemerkt sein, daß der junge Haus Thoma seinerzeit von der Mutter zu einem Uhrenschildmaler nach Furtwangen in die Lehre gegeben wurde — er blieb nicht lange, mag von dieser Beschäftigung nicht sonderlich erbaut gewesen sein.

In der Hauptsache sind es zur Jetztzeit die Wecker und Regulatorwanduhren, die man überall auch in den Behausungen des Heimarbeiters sehen kann, da bemerkt man oft ganze Berge von eleganten Kästchen, die auf die Hand des Arbeiters warten, der das Gehäuse installiert, die Teile zusammenfügt und das Ganze in Lauf bringt. Die Fabrik hat sich natürlich erst recht dieser oft sehr wenig Individualität verratenden Erzeugnisse bemächtigt. Da die Materialpreise und

Aus dem Furtwanger Uhrenmuseum: Metalluhren aus dem 16. und 17. Jahrhundert

Digitized by Google

Löhne hoch, die Verkaufspreise gedrückt sind, hat man ein Interesse an möglichst großer Produktion, worunter die Qualität nicht selten leidet. Es ist klar, daß die Jahrzehnte künstlerischer Verwahrlosung auch auf diese Industrie übel gewirkt haben und noch wirken, wenngleich am Ende nicht in dem Maße, wie bei Möbel- und Hausarchitektur, da der Gebrauchszweck der Uhr doch stets Hauptsache blieb und mit dem Fortschreiten der Technik doch recht wertvolle Verbesserungen und Neuerungen zu verzeichnen waren.

Es ist hier hauptsächlich die Hausindustrie berücksichtigt worden, und mit gutem Recht; denn immer gingen die Anfänge solcher Fabrikation auf das Bauernhaus, das ländliche Heim zurück.

Die sozialen Verhältnisse, die Zentralisation der Arbeit und möglichste Ausnutzung der Arbeitsfähigkeit brachten es mit sich, daß die Heimstätten alten Stils mehr und mehr eingingen und die Fabrik das alles an sich riß — beschäftigt doch allein Villingen an tausend Personen in der Uhrbranche, eine einzige dortige Fabrik produziert täglich allein gegen 1400 Nickelwecker und 150 Regulateurwerke, und das sind fast Zwerge gegen die Furtwanger, die Schramberger Riesenwerke; eines dieser letzteren liefert gar 9000 Uhrwerke, 1200 Holzgehäuse den Tag und hat 3000 Arbeiter — gewaltige Zahlen, wenn man bedenkt, wie klein und bescheiden die Anfänge waren! Kaum ein Land der Erde wird sein, das nicht an dem Export teilhätte. Ob diese Zentralisation immer ein so großer Vorteil gewesen ist, darüber ist man natürlich nicht einig; das Gespenst „Ueberproduktion" war, wie sich denken läßt, auch da nicht zu vertreiben, und die Arbeiter, besonders unsre häuslichen Handwerker, hatten oft genug darunter zu leiden. Indessen muß gesagt sein, daß gerade wieder in unsrer Zeit der schlechten landwirtschaftlichen Verhältnisse die gewerbliche Heimarbeit zur Verbesserung der sozialen Lage so willkommen ist wie nur je einmal. Die Heimarbeit ist — man soll dies anerkennen — ein Entgegenkommen seitens des Fabrikanten, sie wird besser bezahlt und es kann sie derjenige leisten, dem eine geregelte Fabriktätigkeit aus irgendeinem Grunde nicht möglich ist — er kann es neben und mit seiner sonstigen häuslichen Tätigkeit. Ob sich die Gegensätze weiter so verschärfen werden wie bisher, wer mag es voraussehen? Ob nicht am Ende doch der sanierten Hausindustrie eine gar nicht so unbedeutende Rolle im wirtschaftlichen Leben der Zukunft beschieden sein wird?

Sprüche

Das Gewisseste ist an jedem Glück —
Es dauert just seinen Augenblick.

•

Feinere Sitten, feinere Trachten,
Wenn sie nur feinere Menschen machten!

•

Nicht das Glück schätzt der Mensch, sondern das neue Glück.

•

Was soll der Eskimo zu einem Frühlingslied sagen können?

G. Bieler

In der Uhrenfabrik: Bei den Holzschnitzern

Digitized by Google

Literatur

Von der „Geschichte der modernen Kunst", das heißt des neunzehnten Jahrhunderts, die in Einzelbänden, von einheimischen Kennern des jeweiligen Landes geschrieben, im Verlag von E. A. Seemann in Leipzig erscheint, sind neu herausgekommen Band VI Belgische Kunst von Henri Hymans (6 Mark) und Band VII Dänische Kunst von Emil Hannover (4½ Mark). Die überreiche Illustrierung — von belgischer Kunst werden allein von dänischer 190 Proben abbildlich geboten — macht, es ist nicht zu leugnen, einen Hauptreiz auch dieser gut ausgestatteten Bände der Serie aus; es wäre indes verkehrt, die literarische Leistung bei beiden darum minder hoch einzuschätzen. In geistvoller Weise hat Emil Hannover es verstanden, die besonders national gefärbten Erscheinungen in der Kunst des kleinen Inselreiches, wie sie in Carstens und Thorwaldsen, von neueren beispielsweise in Kroner und Hammeshoi sich darstellen, dem Verständnis des deutschen Kunstfreundes näherzubringen und ihm so mehr als einen nur geschichtlichen Abriß der Entwicklung zu geben. — Henri Hymans erweist sich als ein begeisterter Apostel der Kunst seines Landes. Die Zeiten, da belgische Malerei in Deutschland als eine Offenbarung betrachtet wurde — man denke an den begeisterten Empfang, der den Bildern von Gallait und de Biefve einstmals bereitet ward —, sind freilich längst vorüber; höchst interessant ist es, in den Darlegungen des Autors zu verfolgen, wie dieser Höhepunkt eben doch nur erreicht werden konnte, weil diese Kunst der Ausdruck durchaus nationalen Empfindens war. In unsern Tagen sind es die Leistungen auf dem Gebiete der Stulptur, die der belgischen Kunst eine prominente Stellung im europäischen Kunstkonzert zuweisen.

— Der romantische Mikrokosmos des Marionettenspiels, einst das Entzücken der Kinderwelt, und für die Großen, denen das Herz jung geblieben, eine liebe, traulich Erinnerung an die goldnen Tage der Kindheit, hat wie so manches andre Gute und Ehrwürdige vor dem nüchternen Geiste des letzten Menschenalters weit in den Hintergrund zurücktreten müssen und ihn Verborgenem sich weiterentfaltet. Doch das neue Jahrhundert hat ihn wieder hervorgeholt, ihm neues Leben eingehaucht und schickt sich jetzt sogar bereits an, ihm einen Ehrenplatz in unsrer Kultur anzuweisen; das Beispiel Münchens, wo das Marionettentheater des alten „Papa Schmid" immer sein dankbares Publikum findet, wo ihm vor einigen Jahren einer unsrer hervorragendsten Architekten, Theodor Fischer, ein eignes, stilvolles Heim gebaut hat, wirkt auf andre Städte anregend und ermutigend, und auf der vorjährigen Münchner Jubiläumsausstellung war ein von dem Münchner Schriftsteller Paul Brann ins Leben gerufenes „Hans-Sachs-Theater" zu sehen, das mit einem höchst modernen szenischen Apparat — einer von Lautenschläger geschaffenen Miniaturdrehbühne und verblüffend naturgetreuen, von namhaften Künstlern ausgeführten Figuren und Dekorationen — eine Anzahl von Marionettenspielen des Grafen Franz Pocci aufführte. Außer solchen ad hoc geschriebenen Stücken soll das neue Hans-Sachs-Theater, das seinen ständigen Sitz in Berlin nimmt, aber auch gelegentlich Gastspielreisen veranstalten wird, in Zukunft sogar moderne Werke von Maeterlinck, Hofmannsthal, Schnitzler und so weiter aufführen, und selbst der Wunsch ist schon laut geworden, daß es auch Calderon, Lope de Vega, Shakespeare und Goethes „Faust" in sein Repertoire aufnehme. Ob diese Bestrebungen, die Marionettenbühne auf ein höheres literarisches Niveau zu heben, Erfolg haben werden, muß vorläufig dahingestellt bleiben; wir wollen und dürfen ganz zufrieden sein, wenn unsre Zeit es wieder lernt, sich an der gesunden, urwüchsigen und im besten Sinne des Wortes harmlosen Poesie des alten Puppentheaters zu erfreuen, als deren echteste und liebenswürdigste Verkörperung die lustigen Kasperliaden des Grafen Pocci noch heute gelten dürfen. Dieser originelle Münchner Dichter, Zeichner und Komponist, dessen Andenken zu erneuern zugleich der Säkularfeier seiner Geburt (7. März) einen äußeren Anlaß bot, schrieb seine humorvollen Stücke nicht bloß für die Kinder, in deren Empfindungs- und Gedankenwelt er sich mit unvergleichlicher Feinfühligkeit einzuleben wußte; die reife und doch so drollig vorgetragene milde Lebensweisheit und die köstliche romantische Ironie seiner Kunst, die sich in manchen seiner Schöpfungen zur literarischen oder politischen Satire erhebt, bieten auch großen Leuten so reichliche Anregung und Belustigung, daß man meinen sollte, es könnte dem schalkhaft-weisen Schöpfer des unsterblichen „Kasperl Larifari" nicht schwer werden, auch über den Kreis seiner engeren süddeutschen Heimat hinaus bei allen Freunden gesunden Humors wieder volkstümlich zu werden. Dazu beitragen will und wird eine jüngst unter dem Titel „Lustiges Komödienbüchlein" von Franz Pocci erschienene zweibändige Auswahl aus seinen Marionettenspielen (Leipzig 1907, Insel-Verlag), die zwanzig seiner besten Kasperlstücke, darunter die im vorigen Jahre in Nürnberg aufgeführten, umfaßt und in den beigegebenen, zum Teil bisher unveröffentlichten Zeichnungen auch den bedeutenden Karikaturisten, der Pocci war, wieder in Erinnerung bringt.

— A. Rutari: Londoner Skizzenbuch (Verlag von H. A. Ludwig Degener, Leipzig). Es gibt nicht viel gute Bücher über England in deutscher Sprache, wenigstens nicht viele, die uns mit dem Alltagsleben unsrer Stammesbrüder jenseits des Kanals, mit den interessanten Seiten des englischen Gesellschaftslebens bekannt machen. Die deutsche Wissenschaft hat zwar England gern zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht, und die besten Bücher über die englische Verfassung, die englische Lokalverwaltung, den Parlamentarismus haben deutsche Gelehrte zu Verfassern, dagegen hat Heines gänzlich falsches Wort: „Schickt keine Poeten nach London" die Schriftsteller im allgemeinen von den Ufern der Themse fernghalten. Seit Theodor Fontane und Julius Rodenberg hat erst wieder Dr. Karl Peters in seinem Buch „England und die Engländer" eine sehr ansprechende Darstellung des englischen Lebens im großen und im kleinen, in der Öffentlichkeit und daheim gegeben. Diesem Buche stellen sich die gesammelten Skizzen von Rutari ebenbürtig an die Seite. Man ist dem Verfasser — Rutari ist ein Pseudonym —, der seit Jahren Vertreter einer angesehenen deutschen Zeitung in London ist, zu Dank verpflichtet, daß er das Leben seiner Geistesfreunde über das des Zeitungsblattes hinaus verlängert und sie zu einem sehr lesenswerten Büchlein zusammengestellt hat. Er ist ein guter Führer, und wer eine Reise nach London unternimmt, tut gut, sich aus diesem Buche vorher zu orientieren. Rutari zeigt uns London in jeder Beleuchtung, bei Tag und bei Nacht. Er ist in Fleetstreet, dem Londoner Zeitungsviertel, so gut zu Hause wie im Parlament in Westminster oder in den Palästen von Mayfair und Belgravia. Er hat ein offenes Auge für die Armen und Kleinen — den armseligen Zeitungsverkäufern widmet er ein paar reizende Zeilen —, kennt die Psychologie des englischen Dienstmädchens so genau wie die des Citylords. Aber Rutari kann hinaus führen aus nach Oxford und gibt uns eine sehr ansprechende Schilderung des englischen Studentenlebens. Auch die Kunst zweier großer Karikaturisten — Sir John Tenniel und F. Carruthers Gould — wird in einem feinsinnigen Essay charakterisiert.

— Kinderhumor für Auge und Ohr, Bilder von Gertrud und Walter Caspari, herausgegeben vom Jugendschriftenausschuß des Leipziger Lehrervereins (Alfred Hahn, Leipzig). Aus der gemeinsamen Arbeit von Mann und Frau ist hier ein allerliebstes Kinderbuch hervorgegangen, das allen Eltern aufs wärmste empfohlen werden kann. Viele der reizenden Kinderspräche, alle gute Rätsel und manche sinnige Gabe heutiger Dichter und Dichterinnen, wie Viktor Blüthgen, Johannes Trojan, Richard und Paula Tehmel, haben hier einen prächtigen künstlerischen Schmuck erhalten. Die Illustrationen sind dem kindlichen Verständnis vortrefflich angepaßt, die Farben sind kräftig und bunt, ohne jedoch geschmacklos zu wirken. Alle Illustrationen aber haben den großen Vorzug, sich dem Kinde leicht einzuprägen, das kindliche Auge wird durch Farbe und Form sofort auf das Wesentliche in der bildlichen Erscheinung hingelenkt und das Gedächtnis nicht überlastet. In dieser künstlerischen Einfachheit gliedern sich die Bilder ganz trefflich den einfachen Versen an, an denen das kleine Menschenkind zuerst seinen Witz zu üben pflegt. Ein gesunder Humor waltet in den Zeichnungen von Gertrud Caspari, während in den größeren Blättern von Walter Caspari hier und dort eine feine poetische Stimmung, die aber auch durchaus nicht für ein Kindergemüt faßbar ist, festgehalten ist.

— Handgloss'nzur deutschen Literaturgeschichte nennt sich eine Serie sehr spaßig und geschmackvoll ausgestatteter Bändchen, als deren Herausgeber Anton Breitner zeichnet und die im Verlag von Ad. della Torre in Wien erschienen sind. Bei näherem Zusehen entdeckt man nun freilich, daß der Inhalt mit dem Aeußeren der kleinen Monographien nicht ganz in Harmonie steht. Während ilmichlag, Druck und Papier von gediegener, auf das Bleibende gerichteter Art sind — speziell der Originalumschlag mit der Silhouette von Hohenfalzburg wirkt sehr ansprechend —, ist der Inhalt mehr ein wundersames Gemisch eigner Gedanken, gelegentlicher Lesefrüchte und gesammelter Preßstimmen. Im

Digitized by Google

stilvollen Gewande ein ganz stilloser Inhalt. und das ist um so mehr zu bedauern, als dem Herausgeber ganz entschieden eine gute Idee vorgeschwebt hat und seine eignen literarischen Urteile einen gesunden Kern bergen. Aber es handelt sich allem Anscheine nach mehr um einen Bibliophilen und Freund der Literatur als um einen eigentlichen Schriftsteller. Am meisten befriedigt eine kurze, aber mit Wärme geschriebene Würdigung des jungen „neuromantischen“ Dichters Wilhelm von Scholz, deren Verfasser sich Bruno Sturm nennt (wohl ein Pseudonym). Scholz gehört zu den talentvollsten Vertretern der jungen Richtung, auf kleinem Wege sucht er seinem Ideal Hebbel nachzugehen. Bisher ist seine Gemeinde, obwohl bereits mehrere seiner Stücke erfolgreich über die Bretter gegangen sind, nur klein. Um so freudiger ist diese begeisterte Zustimmung zu begrüßen.

— Der immer wachsenden Brahmsgemeinde, die sich nicht nur im Genuß der Werke des Komponisten, sondern auch in der Verehrung für den Menschen Brahms zusammenfindet, wird eine schöne Erinnerungsgabe dargeboten von zweien der nächsten Freunde des Tondichters. Es ist dies „Ein Brahms-Bilderbuch. Herausgegeben von Viktor von Miller zu Aichholz. Mit erläuterndem Text von Max Kalbeck. (Wien, M. Lechner (Wilhelm Müller).“ Nicht mehr und nicht weniger als eine Brahmsbiographie in Bildern stellt dies „Bilderbuch“ dar, das auf dreißig Tafeln uns Bildnisse des Komponisten aus den verschiedenen Lebensaltern, seiner Angehörigen und Freunde, Abbildungen seiner Wohnstätten, Faksimiles seiner Handschrift (Briefe und Notenmanuskripte), Konzertprogramme und so weiter vorführt. Max Kalbeck, der berufene Erzähler dieses Künstlerlebens, hat zu jeder der Bildtafeln kurze erläuternde Notizen gegeben, die er selbst in einer bescheidenen Vorrede als ganz überflüssig erklärt, die aber jedem Betrachter der Bilder als authentische Aufschlüsse über viele charakteristische Einzelheiten von Brahms „Erdenwallen“ höchst willkommen sein werden. — Dem außerordentlich solid und geschmackvoll ausgestatteten Werk wird es zur besonderen Empfehlung dienen, daß der Reinertrag aus seinem Verkauf den Fonds für Erbauung eines Brahmsgedächtnishauses in Wien vermehren helfen soll.

— Kürschners Deutscher Reichstag 1907 (Hermann Hillger Verlag, Berlin W. 9). Die vielen neuen Reichstagsmitglieder, die in das Haus am Königsplatz eingezogen sind, machen diese Ausgabe des bekannten kleinen Büchleins doppelt interessant, aber auch die Porträte und Biographien derjenigen, die schon in früheren Ausgaben vertreten waren, verlangen erneute Aufmerksamkeit, denn die Bilder sind größtenteils nach neuen Aufnahmen hergestellt und die Biographien bis auf die letzte Zeit ergänzt. Die Brauchbarkeit des Buches als Orientierungsmittel bei der Zeitungslektüre wird noch durch eine Reihe tabellarischer Uebersichten erhöht, die den Leser nach jeder nur denkbaren Richtung hin über Zusammensetzung unsers Parlaments sowie durch die vergleichende Wahlstatistik über jeden Wahlkreis 1903 und 1907 unterrichten. Eine besonders schätzenswerte Bereicherung aber bilden die beiden originellen, neu beigegebenen Pläne, deren einer die Parteiverhältnisse im Reich zur Anschauung bringt, während der andre den Sitzungssaal unter Angabe des Platzes jedes Abgeordneten und seiner Parteizugehörigkeit darstellt.

— Das im Jahre 1896 gegründete Kolonial-Wirtschaftliche Komitee (Wirtschaftlicher Ausschuß der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, Geschäftsstelle Berlin, Unter den Linden 43), das durch seine wissenschaftlich-wirtschaftlichen Unternehmungen die Erschließung unsrer Kolonien und die Aufklärung des deutschen Volkes über Kolonialfragen in außerordentlich wirksamer Weise gefördert hat und sich einen bedeutsamen Anteil an der Konsolidierung des jetzt in allen sozialen Kreisen so kräftig sich bekundenden Kolonialinteresses zurechnen darf, hat kürzlich einen Wirtschafts-Atlas der deutschen Kolonien veröffentlicht, der als ein äußerst wertvolles und praktisches Hilfsmittel zur Orientierung über den derzeitigen wirtschaftlichen Stand unsrer Kolonien zu bezeichnen ist und die weiteste Verbreitung verdient. Von den sehr sorgfältig ausgeführten Karten, die er enthält, gibt die erste, eine Erdkarte, eine Uebersicht über die bisherigen im Auftrage des Komitees unternommenen kolonialwirtschaftlichen Studienreisen, Expeditionen und sonstigen Vorarbeiten, die sich auf alle Erdteile, jedoch vorzugsweise auf unsre afrikanischen Kolonien erstrecken und insgesamt 1½ Millionen Mark gekostet haben. Die dann folgende Eisenbahn- und Verkehrskarte von Afrika gibt ein klares Bild von den zurzeit bestehenden und geplanten Schiffs- und Eisenbahnverbindungen im schwarzen Erdteil, wobei deutlich in die Augen springt, wie weit die deutschen Kolonien darin den englischen und französischen nachstehen. Eine Spezialkarte von Togo (im Maßstabe 1:2 000 000) veranschaulicht im einzelnen die Wirtschafts- und Verkehrsverhältnisse dieser Kolonie mit genauer Bezeichnung der lokalen Bodenschätze und -produkte, eine zweite Spezialkarte im gleichen Maßstabe den gegenwärtigen Stand der dortigen Baumwollkultur. In derselben Weise werden die Verhältnisse und Entwicklungsmöglichkeiten in den andern Kolonien, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Neu-Guinea, Samoa, Karolinen, Marshall-Inseln, Marianen und Kiautschou, detailliert zur Anschauung gebracht. In einer kurzen Einleitung werden die nötigen Erläuterungen zu den einzelnen Karten gegeben und die Ausfuhr und Einfuhr der Kolonien spezifiziert. Das Studium des in dem Atlas dargebotenen, von den besten Kennern bearbeiteten Materials wird jeden Unvoreingenommenen überzeugen, daß unsre Kolonien in relativ befriedigender Entwicklung begriffen sind und, auch wenn ihre Erschließung noch viel Kapital, Arbeit und Geduld erfordert, doch in absehbarer Zukunft die für sie gebrachten Opfer lohnen werden.

— Die Bildgieberei A.-G. vormals H. Gladenbeck & Sohn in Berlin-Friedrichshagen hat über Bronzeabgüsse nach Werken der Kleinplastik alter und neuer Zeit einen großen illustrierten Katalog erscheinen lassen, den Interessenten leihweise gegen einen Einsatz von 10 Mark erhalten können, die bei Erteilung eines Auftrags oder aber auch bei Wiedereinlenkung des Kataloges zurückvergütet werden. Was die Ausstattung der in dem Verzeichnis in stattlicher Zahl vorgeführten Bildwerke angeht, so kann man sagen, daß die Gießerei es mit Geschmack und Geschick verstanden hat, sich neben der landläufigen Zierplastik, wie sie einem anspruchslosern Publikum zusagt, gute, künstlerisch hochstehende Entwürfe zu sichern, die auch dem ernsteren Kunstfreund willkommen sein können. Nicht ihrer wird es schon mangeln, daß beispielsweise May Klingers Badende, des selben Künstlers Kassandra, dann Ernst Moritz Geygers Bogenschütz, die Schwerttänzerin von Adolf Brütt, Manzels Abendlied, Breuers Frühling, Max Leos Kugelspieler, um nur einige der bedeutsamen Erwerbungen der letzten Jahre zu nennen. Neben diesen Modellen ausgeführte Bronzeschöpfungen, Größe dem Kunsthandel durch die genannte Firma übergeben worden sind. Wie sehr nun aber gerade erlesene Werke der Kleinplastik zur Dekoration von Wohnräumen einem vornehmeren Geschmack entgegenkommen, kann nie genug betont werden. Allerdings ist dabei für Unkundige zu bemerken, daß echte Bronzen dekorativ nicht gerade billig zu nennen sind.

— Krupkes Konversationslexikon der Börse und des Handels und Praktischer Führer für Kapitalisten. — Fünfte, gänzlich neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. 3 Bände. (Verlag Krupkes Konversationslexikon, Berlin.) Dieses in der Bank- und Börsenwelt längst bekannte Nachschlagewerk liegt nunmehr in 3 Bänden komplett vor. Alle 3 Bände zeichnen sich durch große Uebersichtlichkeit, Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aus und bieten in dem gesetzlich geschützten System des Verfassers die gründlichste, taschenbuchmäßige Orientierung über jede einschlägige Frage. Der Bände 1 und 2 enthalten das Börsenkonversations- und Rechtslexikon sowie andres wichtiges Material in übersichtlicher enzyklopädischer Darstellung. Der soeben erschienene Band 3 umfaßt auf 400 Seiten wertvolle Informationen über alle Börsenwerte von: Augsburg, Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Stettin, Stuttgart und Zwickau; ferner über die Minenwerte, deren letzjährige und neueste Kurse und die Aussichten der einzelnen Werte für die Zukunft und so weiter, und die ausländischen Werte der internationalen Börsen sowie die Originalcouponsverzeichnisse aller Zahlstellen und die beute gültigen Börsenusancen in neuer Bearbeitung; rund 10000 deutsche und ausländische Firmen in 2500 Städten sowie die Börsenorgane aller Börsen, enthält ferner das erweiterte Bankierverzeichnis, Adreßbuch und Ortsregister. Interessante tabellarische Wiedergaben wie: die Tabelle der in den letzten Jahren bis jetzt an jeder deutschen Börse neu eingeführten Industriepapiere mit den Einführungskursen und so weiter, die Bilanztabellen und eine Fülle andrer wichtiger Informationen erhöhen den Wert dieses Originalwerkes und machen dasselbe als bewährten Ratgeber unentbehrlich. Bei den Aktiengesellschaften mit Dezember-Abschlüssen ist die letzte Dividende zur Eintragung für die noch nicht erklärten Dividenden offen gelassen, und bleibt das Werk durch diese Eintragungen sowie durch die vorgesehenen anderweiten Ergänzungseintragungen aktuell.

Digitized by Google

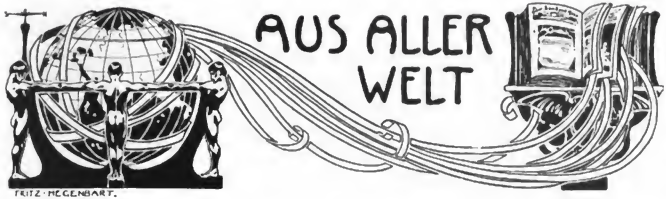
Sonntagmorgen

Nach einem Gemälde von Josef Kinzel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Die englische Kolonialkonferenz

Während Joe Chamberlain an der sonnigen Küste der Riviera, fern dem politischen Leben, ein gebrochener Mann, seine Tage in gezwungener Muße verbringt, scheint in London die Erfüllung seiner kühnsten staatsmännischen Träume heranzureifen. Es wäre eine bittere Ironie des Schicksals, wenn ein liberales Kabinett die Ernte von seiner Saat pflücken sollte. Nachdem die englische Regierung in weitestgehendem Maße den Kolonien die Selbstverwaltung verliehen — leben doch heute schon die soeben erst mit den Waffen bezwungenen Transvaalburen unter dem Union-Jack innerpolitisch freier und beweglicher als in den Tagen Ohm Pauls —, setzt nunmehr wiederum eine Epoche der Konsolidierung, des Zusammenschlusses ein, als deren Krone doch immer wieder die von Chamberlain erträumte große Zollunion aller englischen Kolonien, das eigentliche britische Weltreich, erscheint. Seit kurzem sind die Premierminister sämtlicher Kolonien in der Reichshauptstadt versammelt. An pikanten Momenten ist diese Zusammenkunft überreich. Dr. Jameson, der Anführer des berüchtigten Raubrittерzuges, der jenes unsre Politik bis auf den heutigen Tag verhängnisvoll beeinflussende Kaisertelegramm nach sich zog, steht neben Botha, der soeben dem Lord Roberts freundschaftlich die Hand geschüttelt. Die Verhandlungen drehen sich um die einheitliche Verteidigung des ganzen Reiches. Bislang nahm das Mutterland den Tochterstaaten die Sorge der auswärtigen Politik bereitwillig ab, und unter dem Schutze britischer Kriegsschiffe konnten sie sich ungestört entwickeln. Es ist an der Zeit, daß die herangewachsenen Kinder auch einen Teil dieser Bürde auf sich nehmen; die bisherigen Zuschüsse, die einzelne Kolonien leisten, sind lächerlich gering. Hat Großbritannien diese Projekte aber unter Dach und Fach, so ist es von einer großen Sorge befreit. Seine Zukunft liegt bei den Kolonien.

Professor Christoph Roth †

In München starb vor kurzem der Bildhauer Christoph Roth. Dem großen Publikum ist er besonders durch eine meisterhafte plastische Gruppe „Im Sterben" bekannt geworden, die mit der Großen Goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Das Werk wurde nichtsdestoweniger wegen der allzu realistischen Auffassung von der staatlichen Ankaufskommission nicht für würdig erachtet, in die Hallen der Glyptothek aufgenommen zu werden. Dieser Vorgang gab damals Anlaß zu einer leb-

Photo Bark

Von links nach rechts: Sir J. G. Ward (Neuseeland), Sir W. Laurier (Kanada), Sir W. Campbell Bannerman, Lord Elgin (Kolonialsekretär), A. Deakin (Australien), Dr. Jameson (Kapkolonie), General Botha (Transvaal), Sir W. Lyne (australischer Handelsminister)

Eine Sitzung der englischen Kolonialkonferenz in London

Digitized by Google

Bildhauer Christoph Roth †

haften Kunstdebatte in der Kammer und in der Oeffentlichkeit, in die der Künstler selbst mit einer Broschüre „Kittel und Schurzfell“ eingriff. Nachdem sich heute die Anschauungen über die Plastik und den Realismus in der Kunst etwas geklärt haben, ist man vielleicht eher geneigt, der staatlichen Kommission recht zu geben, wenn auch ohne ihre Gründe zu billigen. Roth war selbst ein Sohn kleiner Leute, deren Seelenleben er in jener Gruppe geschildert, und hatte sich unter Entbehrungen mancher Art allmählich emporgearbeitet. Er war eine knorrige, gerade Natur, die sich nicht gern unterordnete, aber ein gesunder Humor half ihm über mancherlei Anfechtungen hinweg.

Die Affäre Puttkamer

Die Affäre Puttkamer, die in ihren Folgen von einschneidender Bedeutung für unsre Kolonialpolitik geworden ist, hat durch die disziplinarische Verurteilung des früheren Gouverneurs von Kamerun zu der auffallend geringen Strafe eines Verweises und 1000 Mark Buße ihren vorläufigen Abschluß gefunden. Zwar heißt es, daß es bei diesem Spruch noch nicht sein Bewenden haben soll, aber der ganze Lauf der Verhandlung hat gezeigt, daß selbst bei einer Neuauflage des Prozesses kein andres Urteil zu erwarten ist. Ja, übereifrige Kolonialfreunde hatten bereits die Nachricht verbreitet, der „lustige Jesko“ werde demnächst wieder in die Kolonie zurückkehren, um das durch seine Abberufung und die sich

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Der Gouverneur von Puttkamer (×) auf dem Wege zur Verhandlung des Disziplinargerichts

daran anknüpfenden Verhandlungen erschütterte Ansehen der weißen Rasse wiederherzustellen; doch ist indessen dies Gerücht durch ein kategorisches Dementi wieder abgetan worden.

Es ist hier nicht der Ort, das Urteil nach juristischen Gesichtspunkten zu kritisieren, wir gönnen dem Angeklagten die milden Richter, die er gefunden, von Herzen, und daß sie sich in der Beurteilung der bekannten Cousinenaffäre nicht allzu prüde gezeigt haben, berührt angenehm. Als Ouverture zu dem großen Schauspiel der Reinigung des Kolonialtumpfes wirkt freilich dieser Prozeß etwas ernüchternd, und es bedarf wohl noch einiger Verhandlungen im Parlament, und zwar in einer etwas weniger zartfühlenden Tonart, um die leidige Affäre definitiv in der erwünschten und nötigen Weise zu erledigen.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Ernst von Wildenbruch mit seiner Gemahlin

Ernst von Wildenbruch redivivus

Nach jahrelangem Schweigen ist Ernst von Wildenbruch wieder mit einem neuen Drama vor das Publikum getreten, und siehe da: sein Schauspiel „Die Rabensteinerin“ fand in diesem Winter des theatralischen Mißvergnügens einen rauschenden Erfolg. Hat sich der Poet, der

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Das neue Wiesbadener Kurhaus (Architekt: Fr. v. Thiersch, München)

den Hohenzollern nicht nur durch die Muse verwandt ist, aufs neue verjüngt? Ach nein! Es ist ein echter, rechter Wildenbruch: die Verse knattern und prasseln, Rüstungen klirren und die Pfeile schwirren durch die Luft. Eine echte, rechte Haupt- und Staatsaktion mit viel Blut, viel Liebe und herzlich wenig Menschentum. Und trotzdem Beifall auf der ganzen Linie; ja sogar die Berliner Kritik läßt das Schwert in der Scheide und reicht diesem Ewigjungen mit einem verständnisinnigen Lächeln der Versöhnung die Hand.

Kaiserreisen

Am 16. April feierten der regierende Fürst Georg zu Schaumburg-Lippe und seine Gemahlin Maria Anna, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Altenburg, das Fest ihrer Silbernen Hochzeit unter großer Beteiligung des ganzen Ländchens. Unser Kaiser, der durch seine Schwester Viktoria, die Gattin des Prinzen Adolf, eines Bruders des regierenden Fürsten, in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem Fürstlich Schaumburgschen Hause steht, hatte es sich nicht nehmen lassen, der Feier anzuwohnen. Zum Andenken an das Familienfest schenkte er dem Fürsten die Stammburg seines Hauses, die alte Schauenburg in den Weserbergen. Von Bückeburg fuhr der Kaiser weiter gen Westen. In Wiesbaden nahm er die Gelegenheit wahr, den Neubau des dortigen Kurhauses zu besichtigen, wobei der geniale Architekt dieses Prachtbaues, der Münchner Professor Friedrich von Thiersch, den Führer machte. Wiesbaden hat in diesem monumentalen Neubau heute unstreitig das schönste Kurhaus der Welt. Das Kurhaus ist in antikem Stil gebaut, und eine große Anzahl hervorragender moderner Künstler haben sich an der inneren Ausschmückung beteiligt.

Phot. G. Klimmer, Bückeburg

Von links nach rechts: Erbprinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Albrecht zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz Stephan zu Schaumburg-Lippe, Prinz Albrecht zu Schaumburg-Lippe, der Kaiser, Fürstin zu Schaumburg-Lippe, Fürst zu Schaumburg-Lippe, Prinz Moritz zu Schaumburg-Lippe, Prinz Ernst von Sachsen-Altenburg, Prinzessin Alexandra zu Schaumburg-Lippe, Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe, Prinz Wolrad zu Schaumburg-Lippe, Prinzessin Ernst zu Schaumburg-Lippe, verwitwete Prinzessin Maximilian zu Schaumburg-Lippe, Prinz Heinrich zu Schaumburg-Lippe

Gruppenbild von der Feier der Silbernen Hochzeit des Fürstenpaares von Schaumburg-Lippe

Digitized by Google

Barbara Freifrau von Wilmowski, geb. Krupp

Tilo Freiherr von Wilmowski

Die zweite Hochzeit im Hause Krupp

In der Villa Hügel bei Essen fand am 7. Mai die Hochzeit der jüngeren Tochter des im Jahre 1902 verstorbenen Wirklichen Geheimen Rats Friedrich Alfred Krupp, Fräulein Barbara Krupp, mit dem Regierungsassessor Freiherrn von Wilmowski statt. Die junge Frau, die am 26. September 1887 geboren ist, erhielt Erziehung und Schulunterricht zusammen mit ihrer älteren Schwester Bertha auf dem Hügel. Da der Vater großen Wert auf die Pflege naturwissenschaftlicher und mathematischer Kenntnisse legte, lehnte sich der Unterricht im allgemeinen an den Lehrplan eines Realgymnasiums an. Zum Zweck ihrer weiteren Ausbildung begleitete Fräulein Barbara Krupp ihre Mutter und Schwester auf längeren Reisen, die in erster Linie hervorragenden Kunststätten galten. Ihr Gemahl, Regierungsassessor Freiherr von Wilmowski, ist am 8. März 1878 geboren und ein Sohn des jetzigen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen. Nach Absolvierung des Französischen Gymnasiums zu Berlin war er ein Semester in England und besuchte die Universitäten Lausanne,

Phot. Charles Trampus

Das abgeschnittene Hinterteil des gestrandeten Dampfers „Suevic" wird in den Hafen von Southampton geschleppt

Digitized by Google

Phot. Adolfo Croce

Begrüßung des Grafen von Turin bei den Eröffnungsfeierlichkeiten der Venezianischen Kunstausstellung

Münden, Berlin, Göttingen und Halle. Als Referendar war er in Wernigerode und Kiel und zuletzt zwei Jahre an der Regierung in Düsseldorf beschäftigt. Als Regierungsassessor war er bis 1. April d. J. Hilfsarbeiter beim Landrat des Kreises Grafschaft Hohenstein und ist seitdem beim Landrat des Landkreises Bonn tätig. Freiherr von Wilmowski ist Reserveoffizier beim 1. brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 2 in Schwedt a. O. An der Hochzeit nahmen nur Verwandte der Familien Krupp, von Ende und von Wilmowski sowie die nächsten Freunde des Hauses, der Braut und des Bräutigams teil.

Eine interessante Schiffsbergung

Vor kurzem lief der Riesendampfer „Suevic" der White Star Linie an der englischen Südküste so unglücklich auf einen Felsen, daß an ein Abbringen des ganzen schweren Schiffes nicht zu denken war. Das Vorderteil des Schiffes saß unverrückbar fest auf dem Riffe. Um wenigstens einen Teil des in dem Schiffskörper investierten Kapitals zu retten, entschlossen sich die Ingenieure zu einer Teilbergung. Man schnitt das Hinterteil des Schiffes, das noch frei im Wasser schwamm und das außerdem die wertvolle Maschinenanlage barg, einfach ab; die Kraft des Dynamits mußte helfen, die beiden Hälften zu trennen. Darauf wurde das Hinterteil abgeschleppt, und es erwies sich in der Tat als noch so schwimmfähig, daß es, ohne leck zu werden, von zwei Schleppdampfern nach Southampton bugsiert werden konnte. Hier wird das abgeschnittene Vorderteil wieder angebaut, und in verhältnismäßig kurzer Frist dürfte die ganze „Suevic" wieder auf dem Wasser schwimmen.

Von der VII. internationalen Kunstausstellung in Venedig

Als „Clou" der am 27. April eröffneten VII. internationalen Kunstausstellung in Venedig darf eine Sammlung von sechs Porträten des englischen Malers John Sargent gelten, die den englischen Saal ziert und in der besonders die Bildnisse des Generals Sir Ian Hamilton und Lord Ripplesdales die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Nächst diesen auserlesenen Kunstwerken werden von den Italienern am meisten die dekorativen Gemälde Aristide Sartorios im großen Hauptsaal bewundert. Sartorio, der in Deutschland nicht unbekannt ist und zu Ende der neunziger Jahre einige Zeit als Professor an der Kunstschule in Weimar tätig war, hat die vier Wandfelder des Saales mit vier großen, figurenreichen Kompositionen gefüllt, die in allegorischen Gestalten das Licht, die Finsternis, die Kämpfe zwischen der Keuschheit und der Sinnenlust, den Tod verkörperlichen. In diesem Hauptsaal sind auch mehrere ausgezeichnete Skulpturen von Rodin, Meunier, Klinger und Fontana ausgestellt. Die deutsche Abteilung, die zwei Säle umfaßt, enthält mehrere vortreffliche Landschaften von Dettmann und Hengeler, Tierstücke von Zügel und Koester

Phot. Reich, Hamburg

Generalmajor von Deimling mit Frau und Tochter bei der Abfahrt vom Hamburger Landungsplatz

Digitized by Google

und verschiedene Werke von Bartels, Freiherrn von Habermann, Walter Leistikow, Otto Marcus, Petersen, Knirr, Munzer, Oppler, Schramm-Zittau, Ferdinand Torsch und so weiter. Auch die österreichische Abteilung besteht aus zwei Sälen, von denen der eine dem Wiener „Hagenbund" und dem Prager Künstlerbund „Manes", der andre den Wiener Modernen eingeräumt ist. Man findet hier u. a. Porträte von Philipp Laszló und Professor Angeli und Albin Egger-Lienz' historisches Gemälde „Nach dem Frieden von 1809 in Tirol". Im französischen Saal sind u. a. Werke von Carolus Duran, Charles Cottet, Besnard, Fantin-Latour ausgestellt. Besonders reich beschickt ist natürlich die italienische Abteilung, die u. a. Gemälde von Antonio Mancini, Sartorio, Coromaldi, Grosso, Fornara, Cesare Maggi, Balestrieri, Tall'Dea, Miesi, Lessi aufweist. International ist der sogenannte „Saal des Traumes", ein sehr stimmungsvoll dekorierter Raum, in dem eine tragische „Salome" von Stuck und der „Befreite Prometheus" von Walter Crane besonderes Interesse finden. Der Eröffnung der Ausstellung wohnte als Vertreter des Königs Viktor Emanuel der Graf von Turin bei.

Phot. H. Brandseph

Eduard Paulus †

General von Deimlings Rückkehr aus Südwestafrika

Nur wenig länger als ein halbes Jahr hat General von Teimling das Oberkommando über die deutschen Streitkräfte in Südwestafrika geführt, mit dem ihn Kaiser Wilhelm nach der Rückberufung des Generals von Trotha betraut hatte. Dem tapferen, kampferprobten Führer ist es in verhältnismäßig kurzer Zeit gelungen, die letzten Hottentottenbanden, die den Frieden im Süden der schwer heimgesuchten Kolonie noch störten, niederzuwerfen oder zu zersprengen; jedenfalls ist seine Aufgabe der Hauptsache nach erfüllt. General von Teimling traf auf dem Dampfer „Eleonore Wörmann" am 2. Mai nachmittags 1 Uhr 40 Minuten in Hamburg ein. Am Anlegeplatz, dem Petersenkai, hatte sich im Auftrage des Kaisers der kommandierende General des IX. Armeekorps, General von Bock und Polach, mit seinem Stabe und den Kommandeuren aller in Altona, Hamburg und Wandsbeck garnisonierenden Regimenter eingefunden. Für den Hamburger Senat waren die beiden Chefs der Militärkommission des Senats, Senator Westphal und Staatssekretär Hagedorn, erschienen. Auch der Reichstagsabgeordnete Dr. Semler war zur Begrüßung anwesend. Am rechten Flügel der aufgestellten Ehrenkompagnie hatte die Kapelle des Regiments „Hamburg" Aufstellung genommen. Als Herr von Teimling an Land gegangen war, hielt General von Bock eine Ansprache, auf die Generalmajor von Teimling erwiderte. Auch Senator Westphal begrüßte den Heimkehrenden mit einer Ansprache. Nachdem die Versammelten dann auf Einladung des Herrn Wörmann ein Frühstück an Bord des Schiffes eingenommen hatten, begab sich Generalmajor von Teimling mit Frau und Tochter in seine Wohnung am Holzdamm.

Eduard Paulus †

Mit dem am 16. April verstorbenen Oberstudienrat Dr. Eduard Paulus scheidet gewissermaßen das letzte Mitglied der spezifisch schwäbischen Dichterschule aus dem Leben, stirbt die letzte späte Blüte des einstmals stolzen Baumes ab. Während das Schrifttum des heutigen Württembergs, besonders die Jugend, nur geringe Charakterzüge der Stammesart, vielmehr ausgesprochen kosmopolitische Tendenzen zeigen,

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Das Achilleion auf Korfu, vom Deutschen Kaiser erworben

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine von zu vielen

Roman

von

Liesbet Dill

(Fortsetzung)

VI

Fräulein Karst scheint mich nicht aus Neugierde nach meinen früheren Stellungen gefragt zu haben. Sie ist nicht neugierig. Es genügte für sie, daß meine angedeuteten Gründe ihr wahrheitsgemäß wiedergegeben schienen. Sie ist nie wieder mit einem Wort auf meine Vergangenheit zurückgekommen, was ich nur angenehm empfinde.

Sie hat etwas in sich Abgeschlossenes und läßt Fremde nicht leicht einen Blick in ihr Herz tun. Ich wäre heute, nachdem ich drei Wochen in ihrem Hause bin, nicht imstande, mehr von ihr zu sagen wie am ersten Tage.

Wir führen ein streng geregeltes Leben. Des Vormittags gegen zehn Uhr schellt Fräulein Karst. Ich sehe sie dann in ihrem hohen, saalartigen Schlafzimmer, sie liegt angekleidet auf der Chaiselongue. Ich nehme am Fenster mit meinem Buche Platz und lese ihr vor. Zuerst die „Kölnische Zeitung", dann englisch oder französisch. Von zwölf bis eins machen wir einen Spaziergang durch den Park. Ich stütze sie. Sie geht mit langsamen Schritten und stützt sich dabei auf einen Stock. Aber ihrer sonstigen Haltung merkt niemand die Gichtkranke an. Um ein Uhr ist Lunch im Erdgeschoß, dann zieht sie sich zur Ruhe zurück. Nachmittags spielen wir Krocket im Garten, um fünf Uhr wird der Tee im „roten Zimmer" serviert, meist ist zu dieser Zeit Besuch da, und ich muß den Tee auf dem Samowar machen.

Zum Abendessen sind meist Gäste gebeten. Sind wir allein, so lese ich moderne deutsche Literatur vor, neue Bücher, das Beste, was erscheint, von Fräulein Karst mit sicherem Urteil und gutem Geschmack ausgewählt.

Solch ein Abend vergeht sehr still, und um zehn schon zieht sich Fräulein Karst zurück, und die Jungfer erwartet sie im Schlafzimmer.

Ich hätte, wenn ich diese vielen Zwischenstunden bedenke, nun endlich Zeit, meine sehr abgenutzte Garderobe herzustellen. Aber ich bin keinen Augenblick sicher, daß ich nicht herbeigeschellt werde. Einmal ist Besuch gekommen, den ich im Salon zu unterhalten habe, bis Fräulein Karst mich ablöst, oder es wird etwas abgegeben, ein Kleid, eine Rechnung, oder Fräulein Karst wünscht, daß ich ihr in der Stadt eine Besorgung mache. Ich lege die begonnene Näherei hundertmal aus der Hand und nehme sie wieder auf, um sie gleich darauf wieder liegen lassen zu müssen. Nur abends, wenn das Essen vorüber ist, an jenen stillen Tagen, kann ich mich darauf verlassen, daß ich dann ungestört bin. Aber dann bin ich nur noch müde! Diese Mattigkeit in allen Gliedern! Ob es der weiche, schwüle rheinische Frühling macht? Ich habe ein herrlich ausgestattetes Zimmer, mit einer Chaiselongue und einem Schreibtisch, von wo aus ich über die Bäume des Parkes hinweg auf Nonnenwerth sehe, das Siebengebirge und ein Stück vom Rhein, der am Ende des Parkes vorüberfließt. Des Abends funkeln die Lichter vom Petersberghotel herunter. An der Alleestraße, die sich aus der Stadt geradeaus bis Königswinter zieht, liegen zu beiden Seiten Villen, umgeben von kleinen Gärten oder großen Parkanlagen, alle zwei Stock hoch, weiß und vornehm, die Anlagen wundervoll gehalten. Hier ist alles Ruhe — Wohlhabenheit und Sonne!

*

Die Furcht ist von mir gewichen. Die sehnsüchtigen Gedanken haben mich verlassen. Ich schäme mich ihrer jetzt . . . Eine leere, kühle Stimmung ist nun über mich gekommen, die viel schrecklicher ist.

„Sie essen ja gar nichts," sagte Fräulein Karst, als wir uns heute gegenübersaßen.

„Ich habe so wenig Appetit."

„Das ist egal. Dann zwingen Sie sich zum Essen. Sie sind so wie so schon so mager. Ist Ihnen nicht gut?"

Trotz meiner müden Stimmung muß ich beinahe lächeln. Es ist derselbe Ton, mit dem mich Frau Blinzler nach meinem kranken Fuße fragte.

„Es liegen mir noch die Aufregungen der letzten Tage in den Gedanken. Ich möchte wissen, wie es der armen jungen Frau geht." —

Fräulein Karst bleibt reglos. Dann wendet sie sich, ohne zu antworten, nach Peter, der lautlos mit dem silbernen Kaffeegeschirr an den Tisch

Digitized by Google

komut. „Ich will um vier Uhr den Wagen haben. Bestellen Sie den Landauer!“ Sie nimmt die gefüllte Tasse und versorgt sich mit Zucker und Sahne. Kein Wort zu mir.

Habe ich etwas Unpassendes gesagt? Ich zerbreche mir den Kopf ... Sie ist verstimmt, das sehe ich ihr an. Gestern passierte es mir, daß ich auf der Straße einen Jungen erblickte, der Paul ähnlich sah. Ich blieb stehen und besah mir den reizenden blonden Kerl, der, den Kopf an das Parkgitter gedrückt, in einem roten Hängerkleidchen dastand. Verlegen — neugierig — lachend ... „Genau wie Paul!“ sagte ich. „Der war gerade fünf Jahre alt, als ich ihn hergeben mußte. Was mag aus ihm geworden sein? Er hing so an mir und weinte in seinem Bette abends bitterlich, als er wußte, es würde ihn eine fremde Tante holen und ich würde fortgehen.“ Da bekam ich auch keine Antwort, aber Fräulein Karst bog, als wir an das Gitter kamen, nach dem Hause zu ab.

„Ich mache mir nichts aus Kindern,“ sagte sie. —

Ich soll vielleicht nichts mehr aus meinen andern Stellungen erzählen! Ungefragt spreche ich ja nie von all den Jahren — aber es kann doch einmal vorkommen, daß man es vergißt, eine auftauchende Aehnlichkeit — ein Sicherinnern, wenn man den ganzen Tag zusammen ist!

Fräulein Karst ist schweigsam. Sie liebt es, unterhalten zu werden, aber geschwätzige Leute sind ihr verhaßt, sagte sie.

Geht das auf mich?

Es sei ihr unsympathisch, wenn Leute Witze machten. Sie interessiere sich nicht für Anekdoten, sagte sie mir gestern, nachdem ich ihr eine drollige Schulgeschichte des kleinsten Jungen von Ida erzählt hatte. Auch habe ich gemerkt: sie will nichts von Kranken, von Sterbenden, von Toten hören. Solche Gespräche bricht sie schroff ab.

Mit den Einwohnern der Stadt verkehrt sie nicht, auch vermeidet sie es, die Kurgartenkonzerte zu besuchen, ihr Verkehr ist nur auf den großen Verwandtenkreis beschränkt. Im Speisesaal hängt der Stammbaum der Karsts; die Familie ist seit mehr als dreihundert Jahren am Rhein ansässig, der Stammvater ist ein Kölner Holzhändler gewesen.

Seit Peter eine Louis-seize-Tasse zerbrochen hat, bin ich damit beauftragt, jeden Morgen in dem „weißen Saal“ Staub zu wischen. Es ist eine kleinliche und zeitraubende Arbeit. Die Etagere unter dem großen Spiegel über dem Sofa steht voll Meißner Figuren, gelbseidene Tapete und Goldleisten bekleiden die Wände, ein weißer rosendurchwirkter Smyrnateppich den Boden, Sessel und Sofas sind in echtem Empire. In diesem Saal hängt eine Galerie der Karsts. Die Pastellgemälde sind in die seidenen Wandfüllungen eingelassen. Mit klaren, klugen, hellen Augen, großen, feingeschnittenen Nasen, zu hohen Stirnen und schmallippigem Mund, der das Gesicht wie ein feuerroter Strich durchquert, blicken sie auf mich herab, wenn ich des Morgens hier beschäftigt bin. Es ist eine alte rheinische Patrizierfamilie, deren große Besitzungen, Eisenwerke und Landgüter am Rhein und in Westfalen liegen.

Fräulein Karst wird von ihren vielen Neffen, Nichten, Schwägern und deren Frauen eifrig besucht. Wenn ich sie unter ihren Verwandten sehe, muß ich an eine Königin denken, die Audienzen erteilt. Die karge Freude, den Triumph derjenigen, die eine große Macht in ihrer Hand hat, kostet sie an solchen Tagen voll aus.

Man ist sehr respektvoll, sehr aufmerksam gegen sie, und die Verwandten überbieten einander in Liebenswürdigkeiten.

Man ist auch zu mir artig, besonders die Herren, welche alle das gewandte Benehmen Vielgereister haben, denen Luxus und gute Erziehung zu den Selbstverständlichkeiten gehören.

Unter den Damen gibt es zwei besondere Arten, die sich schroff einander gegenüberstehen und die nichts Gemeinsames haben als das Bestreben, Fräulein Karst zu verwöhnen.

Die einen elegante lebenslustige Rheinländerinnen, in Wohlleben aufgewachsen, zum Vergnügen erzogen, die leichtlebig das schöne Leben genießen, sich gern schmücken, übermütig, amüsant, witzig, boshaft launisch und dabei von einer gewissen Gutmütigkeit. Sie können reizend sein, wenn sie wollen, und sehr hochmütig, wenn es ihnen paßt. Man ist nie sicher, in welcher Stimmung sie morgen sind, wenn sie heute gut gelaunt waren. Das Leben hat sie verwöhnt. Wer mag es Kindern verdenken, wenn sie sich verwöhnen lassen? Ich habe verwöhnte Kinder immer wegen ihrer Sicherheit bewundert — heute beneide ich sie darum. Sicher sein ist alles! Jeder Lage gewachsen sein, auf jede Frage die Antwort haben, die gewünscht wird — den Kopf hoch tragen und keck der Welt und den Menschen ins Angesicht sehen — wer das könnte!

Die andre Art ist steif, zurückhaltend, ernst. Fabrikantentöchter aus Düren, Elberfeld, Solingen, Remscheid, die von der rheinischen Leichtlebigkeit nichts angenommen haben. Sie sind vielleicht gebildeter als jene, sie lesen nur die beste neue Literatur, sie haben englische five o'clock teas, sie halten sich französische Gesellschafterinnen, sie haben ausgeprägten Sinn für gediegene alte Möbel, sammeln alte Kupferstiche, seltene Münzen, echte Spitzen. Einige von diesen sind bloß steif und schweigsam und sprechen am liebsten von ihren Kindern, von Verlobungen, Hochzeiten, freudigen Ereignissen in der Familie. Eins ist mir aufgefallen: Todesfälle werden ignoriert.

Man spricht in Gegenwart von Fräulein Karst überhaupt nicht von der Möglichkeit eines Todes.

Digitized by Google

Ist ein Verwandter gestorben, so wird er aus der Unterhaltung ausgeschaltet.

Er wird in Mainz verbrannt. Kranzspenden sind in der Familie Karst nicht üblich, es existiert eine Kasse, zu der jeder anstatt der Blumen eine Summe Geld gibt. Das Geld wird zu wohltätigen Zwecken verwendet. Die Verwaltung leitet der Familienälteste, ein Walter Karst aus Düren.

Eins ist mir bedrückend. Meine Toilette in dieser Umgebung! Meine Trauerkleider dürfte ich also in diesem Hause nicht tragen. Die hellseidenen Blusen sind überall zerschlissen, zerdrückt, es hilft kein Flicken mehr, die Seide ist schlecht geworden. Ich komme mir vor wie ein bunter Vogel mit zerzausten Federn. Es ist alles zu dünn, zu plunderig, zu bunt für dieses gediegene reiche Haus. Mein Geld habe ich für Wäsche und Stiefel ausgegeben, ich verbrauche mehr Wäsche als früher, weil mir die Zeit fehlt, sie in Ordnung zu halten. Heute kam es deshalb zu einer Aussprache. Wir waren zu einem Gartenfest zu Adam Karsts nach Godesberg eingeladen. Was ich anziehen wollte, fragte Fräulein Karst während des Lunch.

„Haben Sie kein weißes Tuchkleid?"

„Nein, aber ein Organdykleid."

„Das mit den lila Blumen?"

„Jawohl. Es ist frisch zurechtgemacht!"

„Ganz ausgeschlossen," sagte sie heftig. „Das ist keine Toilette, die Sie als meine Gesellschafterin tragen können! Das ist überhaupt kein Kleid! Die verwaschene Fahne würde meine Jungfer nicht anziehen!"

Ich schwieg. —

„Weshalb haben Sie mir nichts gesagt, ich hätte Ihnen Urlaub gegeben, daß Sie sich in Bonn eine Toilette besorgen könnten."

„Dazu habe ich jetzt kein Geld. Ich hatte sonstige Ausgaben."

Sie sah mich mit großen Augen an.

„Wenn Sie in Verlegenheit waren, konnten Sie mich um den Gehalt bitten. Es ist ja die letzte Woche im Monat."

„Das tue ich nicht gerne."

„Und ich mag nicht mit Ihnen zu meinem Schwager gehen, wenn Sie nicht in anständigem Kleide sind. Ich habe Ihnen nichts gesagt, als Sie herkamen, denn ich dachte, Sie würden nun anfangen, hier in dieser Umgebung einen soliden Geschmack zu bekommen. Sie haben aber, scheint es, keine Ahnung, wie eine Dame sich kleidet!"

„Fräulein Karst," sage ich ruhig (sie hat sich die Anrede ‚gnädiges Fräulein' vom ersten Tage ab verbeten), „ich glaube nicht, daß Ihre Verwandten die Toilette mit dem wenigen bestreiten könnten, wie ich es muß."

„Mit sechzig Mark im Monat? Liebes Kind, ich kenne Offizierstöchter, die fünfundzwanzig Mark Toilettengeld haben und sich davon stets bei allen Gelegenheiten tadellos anzuziehen verstehen. Es ist ein Unterschied, ob man fünfundzwanzig Mark bekommt oder sechzig Mark!"

„Ich brauche aber dieses Geld auch zu andern Dingen."

„Nun, zu was denn? Die paar Handschuhe im Jahr?" Sie zuckt die Achseln.

„Kleinigkeiten, die sich summieren — Briefe, Wäsche, Reparaturen, Zahnarzt, mein Augenarzt —"

„Nun, dann begreife ich aber nicht, wie Sie sich solches plunderiges Zeug anschaffen können wie diese Chiffonhüte, die hellseidenen Blusen und dann den grünen Theatermantel, den ich in Ihrem Zimmer hängen gesehen habe! Die grüne Jacke, einen grünen Hut! Sie sind doch kein Oberförster!"

„Der Abendmantel ist ein Geschenk. Ich habe mich mit meiner Toilette jedesmal nach dem Geschmack des Hauses richten müssen, in dem ich war."

„Nun denn. Sie sind jetzt bei mir! Ich liebe keinen Plunder. Meine Umgebung muß gediegen sein. Tragen Sie sich doch englisch! Glatte Schneiderkleider, weiße Kragen und Manschetten, für die Straße einfache Jackenkleider von gutem Sitz, Wiener Flanellblusen und einfache kleine Herrenhüte. Halten Sie sich für Konzerte und kleine Gesellschaften ein weißes Tuchkleid, für größere Gesellschaften ein schwarzseidenes, elegant gemachtes Kleid. Das ist alles, was ich verlange. Aber entfernen Sie die Fahnen und den Kram aus Ihrem Zimmer. Ich mag die Sachen nicht mehr sehen, vor allen Dingen die grüne Jacke und den Wiesbadener Hut. Bei uns am Rhein trägt man sich gediegen, aber nicht wie eine Kokotte."

*

Fräulein Karst hat mir den Gehalt für die nächsten zwei Monate ausbezahlt, ich bin für den Nachmittag von dem Gartenfest dispensiert. Mit dem Gehalt, der Adresse einer Schneiderin fuhr ich nach Bonn. Es ist mir zumute wie einem Spieler, der sich Geld leiht, um sein Glück noch einmal zu versuchen.

Ich habe einen langen Brief von Guido. Er ist wieder gesund, war in Wiesbaden und fährt nun zurück. Ob er mich sehen könnte? Nun überlege ich: wie?

Soll ich Fräulein Karst darum bitten, ihn empfangen zu dürfen? Dieses scheint am besten, wenigstens am anständigsten. Es ist so häßlich, zu lügen. Und ich müßte eine Lüge erfinden...

Ich bin durchaus nicht sicher, ob ich Fräulein Karst sympathisch bin. Vielleicht ist sie allen Gesellschafterinnen gegenüber kühl und streng. — Aber sicher bin ich, daß sie diesen Besuch nicht billigen würde. Was weiß ein siebzigjähriges Mädchen noch von Sehnsucht? Es sind zu viele Jahre

Digitized by Google

her, seit sie jung war. Fräulein Karst hat vergessen — oder will vergessen. Sie muß es ja vergessen haben, sonst wäre sie nicht so fertig mit sich, so ruhig und selbstzufrieden.

Oder wird man später so, wenn man alt ist und einsam geblieben ist? Wenn man niemand mehr hat, der zu einem hält, fest und treu, und wäre man arm und verlassen, er bliebe uns doch! — Fräulein Karst hat viele Millionen, ihr gehören reiche Güter, Villen und Gärten, sie hat viele Verwandte, die sie besuchen, sooft sie will. Aber sie ist bettelarm gegen eine, die geliebt wird!

Das eingedämmte Verlangen nach Guido ist wieder wach geworden!

In Trauer und Sorgen um das tägliche Brot, um ein Dach, um ein Lager — brannte es nur noch wie eine schmerzende Wunde. Jetzt habe ich ja endlich eine Unterkunft gefunden. Eine sichere?

Nichts ist sicher in diesem Leben! Ich bin vier Monate hier, aber ich fühle mich fremd und unsicher wie am ersten Tage. Ich habe keinen Halt hier gefunden! Wenn es mir doch gelänge!

Ich frage mich oft: „Wie macht man sich Fräulein Karst unentbehrlich?" Ich versuche alles, um ihr näher zu kommen. Es ist aber seltsam, bin ich so ungeschickt? — Ich werde jedesmal zurückgewiesen von ihr. Ich läse ohne Ausdruck, sagte sie am ersten Tage. Als ich mich bemühte, ernst und bedeutsam vorzutragen, sagte sie: „Tun Sie mir den einzigen Gefallen und werden Sie nicht sentimental. Das ist mir widerwärtig." Als ich neulich sah, daß der Diener sich alten Wein beiseitestellte und daß im Garten, auf der Veranda tagelang gebrauchtes Silber stand, machte ich sie darauf aufmerksam.

„Das ist nicht Ihre Sache. Kümmern Sie sich nur um das, was ich Ihnen direkt auftrage," sagte sie.

Musiziert hat bis jetzt noch niemand. Ich würde brennend gern einmal den Bechstein im Musikzimmer probieren. Aber das Zimmer liegt neben Fräulein Karsts Schlafsaal, und in meinen Freistunden ruht sie dort.

Als ich sie einmal darum bat, üben zu dürfen, sagte sie: „Ja, aber keine Tänze oder Yankee-doodle."

Ich war glücklich und spielte Beethoven. Der Flügel hat einen wunderbaren Ton, aber er ist verstimmt. Als ich sie darauf aufmerksam machte, sagte sie: „Nun, für die paarmal, die er bei mir benutzt wird, genügt er. Ich bin nicht so empfindlich!"

Was soll nun das wieder? War es unrecht, den Flügel verstimmt zu finden? Kurz darauf kam ihr Neffe aus Bonn herüber, der sich nach Tisch an den Flügel setzte. Er spielte den Radetzkymarsch und dann „La fileuse".

Wir hörten zu. Zwei junge Nichten waren noch da, die Fräulein Karst über ihre letzte Ballsaison in Düsseldorf Bericht erstatteten. Als der Neffe aufhörte, fragte Fräulein Karst: „Findest du den Bechstein verstimmt, Anton?"

„O was! keine Spur!" sagte der und steckte sich eine Zigarette an. Seitdem hat sie mich nie mehr aufgefordert zu spielen, und der Schlüssel ist abgezogen.

Es wäre manches kindisch, und man könnte darüber lachen, wenn all diese Lächerlichkeiten nicht eine ernste Seite hätten!

Durch die Plänkeleien aus dem Rückhalt wird man unsicher. Fräulein Karst mag bloß selbstbewußte Menschen von sicherem Auftreten. Sie gibt viel auf derartige Aeußerlichkeiten. Die reichen Unabhängigen haben es leicht, sicher aufzutreten!

Guido schrieb heute wieder. Er wird an Honnef vorüberfahren, er muß mich sehen! „Kann ich Dich nicht am Bahnhof treffen? Oder am Rhein — oder muß ich zu der Dame ins Haus kommen? Wenn es auch nur für eine kurze Stunde ist. Ich habe Sorge um Dich. Ich möchte — ich muß wissen, wie es Dir geht. Obwohl es mir peinlich ist, die Liebenswürdigkeit von einer Fremden in Anspruch nehmen zu müssen, käme ich dort ins Haus. Anderseits mag ich Dich durchaus nicht in eine schiefe Lage bringen, Anne! — Du sollst selbst entscheiden!"

Ich bin in Verzweiflung. Kann ich es ihr sagen? Soll ich es wagen?

Ja — ich werde es tun. Ich muß ehrlich bekennen — aber was? Was? Guido schreibt so merkwürdig ernst, so knapp — als ob er mir Bestimmtes zu sagen habe, etwas, das er nicht schreiben will. Wäre es Frohes, er hätte es sicher geschrieben! Was kann ich Fräulein Karst nun sagen: Guido, ein Verwandter von mir, das wäre eine Lüge, die sie mir übrigens auch nicht glauben würde. Ein Bekannter? Wie wird sie sich dazu stellen? — Es täte mir not, einen Menschen zu sehen, der mich liebhat.

*

Fräulein Karst hat mir die Antwort gegeben, ehe ich sie darum gefragt hatte.

Heute früh traf ich in der Stadt Doktor Semmler!

Er kam aus Kleins Hotel gerade auf mich zu und begrüßte mich lebhaft, ehe ich ihm ausweichen konnte.

„Nun sagen Sie mal, wie kommen Sie hierher? Hoffentlich nicht mit der Blinzler? Sie sind bei Fräulein Karst. Aha! Das ist wohl eine bessere Stelle wie in meinem Sanatorium! Wie? Na, wissen Sie, mitteilen hätten Sie mir's nun wirklich können, weshalb Sie doch zuletzt nicht zusagten. Sie waren damals auch halb von der Blinzler ihren Verrücktheiten angesteckt! Was?"

Ich entzog ihm meine Hand.

Digitized by Google

„Herr Doktor, Sie scheinen im Irrtum zu sein, es ist nicht an mir, mich zu entschuldigen."

„Ach was!"

„Ich hatte Sie in der Konditorei um drei Tage Bedenkzeit gebeten."

„Stimmt. Sie hätten gleich zugreifen sollen!"

„Dann schrieb ich Ihnen nach drei Tagen, daß ich bereit sei, am Ersten zu kündigen, und bat um Nachricht von Ihnen, ob ich auf Ihre Stelle rechnen dürfe."

„Das haben Sie mir geschrieben?" fragte er und blieb vor mir stehen.

„Jawohl, und habe keine Nachricht erhalten!"

„Aber mein liebes Fräulein! Wenn ich keinen Brief von Ihnen kriege, können Sie nicht verlangen, daß ich Ihnen antworte. Ich weiß gar nichts von diesem Brief!"

Dann sehen wir uns an, einer dem andern mißtrauend.

„Und meinen zweiten Brief haben Sie wohl auch nicht erhalten, Herr Doktor?"

„Welchen zweiten? Einen Brief an mich? Zwei Briefe? Das ist ja unmöglich! Es gehen keine Briefe heutzutage mehr verloren! Wenigstens meine Briefe nicht! Haben Sie die beiden selbst eingesteckt?"

Ich besinne mich. Mein vertretener Fuß damals —

„Das Stubenmädchen hat sie mir besorgt."

„Wissen Sie sicher, daß das Stubenmädchen zuverlässig ist? Wissen Sie, ob die Briefe auf dem Wege zum Kasten nicht Frau Blinzler begegnet sind?"

Er sieht mich fest an.

Ein Schrecken durchfährt mich auf einmal! Die Stimme Frau Blinzlers im Gang — Anna mit dem Briefe unterwegs — ich lag ja fest.

„Aber das ist ja — das wäre —"

„Mein liebes Fräulein — in diesem Hause ist nichts unmöglich. Dann haben Sie also auch meinen Brief nicht erhalten? Nun ja, Briefe, die ins Haus gebracht werden, abzufangen, ist das Einfachste, was es gibt, und um Briefe, die vom Hause aus nach dem Briefkasten wandern, aufzuhalten, dazu braucht man bloß ein gewandtes Stubenmädchen. Meinen Sie, daß eine Blinzler diese Anna umsonst im Hause hätte? Ein anständiges Mädchen bleibt überhaupt nicht bei ihr!"

Ich stehe fassungslos.

„Sehen Sie, mein liebes Fräulein — aber lassen Sie uns, bitte, weitergehen — Sie wollen in die Königswinterer Allee? Gut. Ich begleite Sie! — Als ich Sie damals in dem Hause sah, taten Sie mir leid! Mir tut es immer leid, wenn anständige Menschen in dienender Stellung bei Proleten sind! Mich hat die Blinzler nie getäuscht! Vielleicht weil ich nicht so vornehm von den Menschen denke. Aber sie war lange Zeit meine Patientin, ihren Einladungen habe ich so lange widerstrebt, bis es anstandshalber nicht mehr ging. Als ich sie auf dem Maskenball in Frankfurt — Was haben Sie?"

„Nichts — es fiel mir eben bloß etwas ein."

„Also in Frankfurt quälte sie mich von neuem, ich solle sie besuchen. Na — dann tat ich ihr den Willen. Ich war dann öfters bei ihr, als Sie vielleicht ahnen. Sie wissen von nichts? Nun gut, dann will ich Ihre reine Seele nicht beflecken. An diesen Abenden wurden Sie ins Theater geschickt."

„Ah so!" Ich hätte mir auch nicht denken können, weshalb sich Frau Blinzler diese Billette von der Seele riß. Und ich dachte, sie gönnte mir diese Erholung! Jetzt muß ich lachen! Wie das alles so gut zu dem Hermelinmuff mit den Motten paßt! „Bitte, sprechen Sie nicht mehr von ihr," bat ich ihn, „ich habe über ein Jahr dort zugebracht."

Und ein Schütteln überkam mich wieder.

„Na ja. Jetzt sind Sie ja heraus! Wenn auch nicht bei mir! Ich hätte Sie gerne gehabt. Jetzt habe ich eine Witwe, die mir ganz gut gefällt — bis auf die Massage, die sie nicht gelernt hat. Wissen Sie, Sie konnten das ja, Gesichtsmassage — Dampfbäder, Manikure, Pedikure! So bleibt einem doch immer noch etwas, wenn man mal in 'ne schlimme Lage kommt. Die Geschäfte blühen jetzt am meisten!"

Und er lachte dazu.

„Sehen Sie, ich muß von jeder Patientin lernen. Jeder Mensch hat verschiedene Wünsche, Neigungen, Lebensauffassungen — ich muß mich in jedes einzelnen Leben versetzen. Ich gehe sogar zu einer Blinzler, wenn's sein muß. — So geht es Ihnen mit Ihren Stellungen. Jedes Haus hat seine Seele und sein Gesicht. Man muß von jedem neuen Gesicht die Gedanken ablesen und sich in die Seele eines jeden Hauses einleben! Trachten Sie danach, daß Sie sich nur in anständige Seelen einzuleben brauchen!"

Er reichte mir die Hand.

„Es hat mich gefreut, Sie wiederzusehen! Sollte meine Witwe die Massage gar nicht lernen, so werde ich Ihnen Mitteilung davon machen."

„Bis dahin habe ich meine Kenntnisse vielleicht verlernt," sagte ich. „In dem Karstschen Hause wird keine Gesichtsmassage verlangt."

Wir trennten uns vor dem offen stehenden Parktore.

Als ich in den Garten kam, sah ich Fräulein Karst mit der Jungfer im Laubgang gehen.

Meine Entschuldigung, ich hatte mich um zehn Minuten verspätet, wurde von ihr mit stummem, kühlem Kopfneigen entgegengenommen. Auf ihrem Gesicht war nichts zu lesen.

Es gibt Gesichter, denen die Gedanken nicht von der eisernen Stirne zu lesen sind!!

Digitized by Google

„Ich brauche Sie jetzt nicht. Bitte, seien Sie wenigstens zum Lunch pünktlich zur Stelle. Wir haben Gäste!"

Ich war entlassen und eilte nach meinem Zimmer, um mich anzukleiden.

Und Guido? Wie klopft mir das Herz! Uebermorgen wird er kommen! Ich habe noch nicht gefragt. Und es muß doch jetzt sein!

Der Nachmittag verging, die Gäste verließen uns gegen sechs Uhr. Wir waren allein in dem roten Salon. Fräulein Karst ruhte auf der Ottomane am Fenster. Ich hatte die Durchbrucharbeit genommen, die Fräulein Karst mir zum Ausarbeiten gegeben hat, als Fräulein Karst plötzlich von ihrem Lager aus sagte: „War der Herr im Zylinder, den Sie heute morgen in der Stadt trafen, ein Verwandter von Ihnen?"

„Nein, ein Bekannter. Es ist Doktor Semmler, den ich in Wiesbaden kennen gelernt habe."

„In dem Hause der Frau Binzler!" (Daß sie den Namen behalten hat!)

„Jawohl." Ich blicke auf und fühle, daß ich rot geworden bin. Ihre Augen sehen seltsam aus. Heller, klarer und noch kälter! „Die Dame war eine Patientin von ihm," füge ich hinzu.

Schweigen. Ich arbeite weiter.

„Wissen Sie nicht, daß dieser Doktor Semmler ein ganz bekannter Kurpfuscher ist, mit dem ein anständiger Arzt gar nichts zu tun haben will, Fräulein von Osten?"

„Das kann kaum sein," sage ich erschreckt. „Ich habe damals meinen Vetter gebeten, mir Auskunft über ihn zu geben, und er hat mir nur Günstiges über sein Sanatorium gesagt!"

„Ihr Vetter? Wer ist denn das?"

„Hauptmann von Uechtritz in Köln."

„Kenne ich nicht! Wozu brauchten Sie denn eine Auskunft über den Doktor?"

Ich zögere. Dann sage ich, während mir die weißen Fäden vor den Augen verschwinden: „Weil ich die Stelle als Hausdame in seinem Sanatorium bekommen sollte."

Fräulein Karst richtet sich hoch auf. „Sie? Was sollten Sie denn dort? Uebrigens gebrauchen Sie den Ausdruck ‚Sanatorium' nicht. Der ist ganz unangebracht. Das Haus, was dieser Kurpfuscher hat, ist eine Krankenerzeugungsanstalt voll hysterischer Frauen'. Solche, die es noch nicht sind, *werden* dort hysterisch. Solange sie von ihm hypnotisiert sind, bilden sie sich ein, gesund zu sein, und sind sie entlassen, so zieht er sie wieder in das Haus zurück. Darüber gehen Ehen auseinander und Familien zugrunde."

„Aber, ich verstehe nicht, wie von Herbert von Uechtritz mir eine solch andre Schilderung —"

„Der wird Leute gefragt haben, die bei Semmler waren! Die schwören ja auf ihn! In den Augen der gebildeten Welt ist Semmler ein Schwindler! Wer sich mit Hypnose und Naturheilverfahren abgibt, ist auf schiefem Weg. Ich wünsche nicht, daß Sie sich noch einmal von diesem Herrn ansprechen lassen, wenigstens, solange Sie in meinem Hause sind," schloß sie erregt. „Es ist mir *sehr* unangenehm, daß man Sie zusammen in der Stadt gesehen hat! Wenn Sie ihn kannten, *mußten* Sie am ersten Tage merken, daß das kein Gentleman ist, und wenn nicht — dann war es sehr unpassend, mit ihm spazieren zu gehen und sich bis an mein Haus begleiten zu lassen. Ich wünsche nicht, daß Sie hier Bekanntschaften anknüpfen oder fortsetzen, von denen ich nichts weiß. Wenn Verwandte Sie besuchen wollen, so sagen Sie mir das. Dann können Sie die in meinem Hause empfangen. Aber Ihre sonstigen Wiesbadener Herrenbekanntschaften lassen Sie, bitte, eingehen. Meine Gesellschafterinnen haben keinen Herrenverkehr."

Ich beuge mich über meine Arbeit. Die Hände zittern mir. Mir ist es auf einmal kalt geworden.

Das heißt: Wenn Ihnen das nicht paßt, so suchen Sie sich ein andres Haus! Um Gottes willen! Nur das nicht. Nicht wieder vor der Türe stehen. Auf der Straße! Ich will ja alles tun — niemand mehr sehen! Keinen kennen! Nur bleiben dürfen! An Guido wage ich nicht mehr zu denken!

* * *

„Entbehren sollst du! Sollst entbehren!"

Ueber meinem Leben steht dies Wort. Was wißt ihr, die ihr alt und müde seid, von dem warmen Leben, von unsrer Sehnsucht! Wen kümmert es, was ein einsames Wesen fühlt? Die Menschen gehen an diesem Haus vorüber, sie ziehen singend an den Rhein, sie schwenken die Hüte vor Lebenslust, und wenn ich hier stehe in meinem kalten, vornehm ruhigen Zimmer und vom Fenster hinabschaue, um Menschen zu sehen, die helle Stimmen haben, und Kinder zu hören, die fröhlich lachen können — fliegt oft ein freundlicher Blick, ein übermütiger Gruß zu mir herauf, ein Geschenk, das einem zugeworfen wird im Vorbeigehen. So zieht an mir vorbei die Jugend. Ich stehe hier und begnüge mich mit Geschenken, die mir Mitleidige zuwerfen . . .

Diese zitternde Unruhe in mir ist furchtbar. Die schlaflosen Nächte sind wiedergekommen. Ich drücke den müden Kopf in meine Kissen und rufe nach dir — Guido!

Würde ich dich verlieren, mir wäre das Leben nichts mehr wert!

Nie ist mir das Gespenst des Alters so nahe getreten wie in diesem Hause, in welchem die eisige Luft weht, die ein einsam gebliebenes Weib umgibt. — Die Furcht vor dem Tode steht Fräulein Karst auf der eisernen Stirn geschrieben, und doch hält sie am Leben fest, als ob sie selbst den Tod überwinden könnte.

*

Digitized by Google

Was hilft es? Ich raffe mich auf. — Ich habe ihm einen Eilbrief schreiben müssen und ihn gebeten, nicht zu kommen. „Fahre vorüber, Guido. Ich werde an Dich denken — wie jeden Morgen, jeden Abend — jede Stunde am Tag, aber wir dürfen uns nicht sehen." An dem Nachmittag sah ich seinen Zug vorüberfahren, von meinem Fenster aus sah ich ihn herangleiten!

Er hielt eine Minute.

Dann weiter — weiter — Ich sah wirbelnden Rauch — und über das Glas an meinen Augen rannen Tropfen um Tropfen — Lebe wohl! Mir war, als müßte ich mit — ihn halten — Aber vorbei!

An diesem Tag bin ich fünfunddreißig Jahre alt geworden. Als Morgengruß kam die Anzeige vom Tode der jungen Frau Mühlhaus. Es hat sonst niemand an mich gedacht wie Marie!

Von ihr mit Liebe sorgfältig verpackte kleine Sachen, die Marie alle selbst arbeitet, die mir so nötig sind. Ihr Brief brachte mir eine ruhige halbe Stunde. Sie ist glücklich, daß ich sicher in gutem, vornehmem Hause bin und mich ausruhen und pflegen kann. „Pflege Dich nur, Anne — zwinge Dich zum Essen." Sie rät mir an, was man alles tun könne, um rasch den Schlaf herbeizuführen. Sie denkt wohl nicht mehr an Guido. Sie fragt nicht nach ihm, weil sie fürchtet, eine alte Wunde zu berühren. Marie glaubt, Wunden heilten mit der Zeit. Sie ist zufrieden, ihr Beruf füllt sie aus. Die Kinder hängen an ihr wie an einer Mutter.

Ich wäre vielleicht auch glücklich, wenn ich Kinder um mich hätte! Fremde Kinder — wenn es keine eignen sein können! Wie habe ich oft Heimweh nach dem kleinen Paul! Nach dem stillen Haus, dem Dorf — und jenen Tagen, da ich einem Menschen etwas sein durfte und mich Kinder liebhatten.

In dieses Haus kommen selten Kinder. Sie passen auch nicht zu Fräulein Karst. Wenn sie von ihren Bonnen in Spitzenkleidchen hereingebracht werden, sieht sie die Kleinen flüchtig an, die größeren kommen in Begleitung ihrer Engländerinnen oder Französinnen, sie sind stets sehr artig, machen tiefe Knixe, etwas scheu und beklommen, und an der Tafel blicken sie mit großen unbehaglichen Augen um sich. Sie werden von ihren Erzieherinnen zur Ruhe ermahnt, zum Geradesitzen angehalten, und von all den geheimen Zeichen und Augenwinken verwirrt und verstummt sitzen sie an der Tafel. Sie sind froh, wenn sie wieder ins Freie dürfen. Es ist keine Lust für Kinder in diesem Haus.

Fünfunddreißig Jahre! Sehe ich so aus? Ich kenne mein Gesicht — es sieht mir jeden Morgen im Spiegel blaß und übernächtig entgegen — aber ich weiß nicht, ob ich mich verändert habe. Sind es wahrhaftig schon zehn Jahre, seit Mutter starb? Wie sie vergangen sind! — Als flögen sie davon!

*

„Das geht nicht mehr so weiter, Fräulein von Osten," sagte Fräulein Karst heute bei Tisch. „Sie essen nichts. Ja, denken Sie denn, es ist ein Vergnügen, jemand gegenüber zu sitzen, der hohläugig und mager ist wie ein Skelett. Ich gebe Ihnen doch wahrhaftig Gelegenheit genug, sich bei mir zu erholen. Statt dessen zerschnibbeln Sie die Speisen, ohne sie zu berühren. Das nimmt einem ja beim bloßen Zusehen den Appetit. Fühlen Sie sich nicht wohl? Fehlt Ihnen irgend etwas? Haben Sie ein Leiden? Dann bitte Offenheit, ich liebe kein Versteckspiel. Nun?"

„Mir fehlt nichts, Fräulein Karst. Ich leide bloß an Schlaflosigkeit." Sie sah mich lange durchdringend an.

„Wenn es weiter nichts ist," sagte sie. „Ich werde meinen Hausarzt fragen, was da zu tun ist. Ich schlafe auch nicht gut. Aber so schlecht wie Sie in letzter Zeit habe ich in meinem ganzen Leben nicht ausgesehen! Ueberhaupt, seien Sie frischer, machen Sie ein andres Gesicht. Oder paßt Ihnen bei mir etwas nicht?"

„Aber Fräulein Karst!"

„Nun ja. Ich wüßte auch nicht, was Ihnen bei mir abgehen sollte! Ich finde auch, Sie hegen so wenig Interesse für Tagesfragen! Ich hatte mit den andern Hausdamen stets Diskussionen über das, was in den Zeitungen steht. Bei Ihnen geht alles so mechanisch. Halblahm; halb können Sie nicht, halb wollen Sie nicht. Das ist mir langweilig an einer Gesellschafterin!"

Also ich soll fröhlich sein, soll besser aussehen. Der Arzt sagt, ich solle Milch trinken und Eisen nehmen. Gegen Schlaflosigkeit habe ich Tropfen bekommen.

Daraufhin habe ich gestern zum erstenmal lange und tief geschlafen. Das war eine Erquickung, als ich des Morgens erwachte! — Ich ging viel frischer an meine Arbeit. Ich will wieder besser aussehen! Am Ende ist ihr das Zusammenleben mit krank Aussehenden unangenehm: Dann will ich gut achtgeben. Ich nehme Milch und Eisen und Tropfen.

Aber fröhlich kann ich nicht sein. Ich leide — leide unter seinen Briefen, die mich bitten — quälen — die an meinem Herzen reißen. Mir ist jedes Lachen erstarrt.

Ach nicht denken! Nicht zurück — nicht voraus! Nur leben! — Von heute auf morgen, gut vorlesen, nicht heiser werden, nicht müde sein, immer frisch, immer bereitwillig, nicht widersprechen. Bei Gott nicht! Ich wäre ja die erste, die es wagte! Und was habe ich zu verlieren! Also keine auflehnenden Gedanken, keine Anklagen, nichts denken — gar nichts! Und nicht weinen! — Arme Mädchen haben keine Wünsche. Sie

Digitized by Google

sind froh, wenn man ihnen ein Dach bietet, einen Stuhl am Tisch, eine Stätte, wohin sie des Abends ihr Haupt niederlegen. Dafür töten sie ihre Wünsche, das klopfende Herz reißen sie sich aus der Brust. Nichts mehr denken, für andre fühlen, leben, essen und schlafen.

Arme Mädchen dürfen nichts von Liebe wissen.

*

Fräulein Karst kann mein Französisch nicht mehr hören. „Sie lesen mit norddeutschem Akzent! Um Gottes willen! Haben Sie denn jemals einen Franzosen .la mäng, le täng oder sängquangtäng!" sagen hören? In der Schule haben Sie es so gelernt? Das muß ja eine nette Schule gewesen sein! — Wenn Sie dafür wenigstens ein tadelloses Englisch läsen, wie es die Leute tun, die keine Franzosenzunge haben! Aber das verstehen Sie erst recht nicht! Ich kann Ihnen doch nicht noch eine Engländerin engagieren, die Ihnen Unterricht erteilt!"

Wie ich mich vor diesen Stunden fürchte! Es war von Anfang an ein Korrigieren, und der tägliche Tadel hat mich so weit gebracht, daß ich schlechter wie je lese! Sobald ich das Buch öffne, fühle ich ihre Augen sich auf mich heften mit einem ungeduldigen Blick, ihre weißen, mageren, ringgeschmückten Hände trommeln auf der seidenen Decke, die auf ihren Knien liegt.

„Bitte, lauter!"

„Ich verstehe das Wort nicht!"

„Bitte, noch einmal!"

„Lesen Sie mit mehr Ausdruck!"

„Wechseln Sie doch etwas die Stimme, wenn ein andrer spricht! Man versteht ja den Sinn gar nicht!"

„Haben Sie das Kapitel verstanden? Nun, dann lesen Sie es mir auf deutsch einmal vor! Mein Gott, wie das langsam geht!"

Ich lese und verbessere und komme mir vor wie ein Zirkuspferd, das nach dem Takt der Musik die Füße setzt und den Schritt wechselt.

Fräulein Karst liest ein wundervolles Französisch. Sie ist in einem Genfer Pensionat erzogen worden und hat die Winter meist in Cannes, Brüssel oder Paris zugebracht. Meine Vorgängerin ist eine Französin gewesen, die sie — aus welchem Grund, weiß ich nicht — plötzlich entlassen hat. Das Stubenmädchen sagte einmal, als es mein Zimmer fertig machte: „So schnell hab ich in meinem Leben noch niemand aus dem Haus fliejen sehen wie die Franzöf'sche! Morjens war alles noch in Ordnung, Fräulein Karst jing noch mit ihr durch der Jarten, und abends is sie abjereist! Warum, weiß kein Mensch! Den Verwandten hat sie jesagt, ihre Mutter wär jestorben. Dat is natürlich nich wahr jewesen Ja, ja, dat Fliejen jeht hier rascher wie m'r denk!".

Ich habe es früher stets vermieden, Gespräche mit Dienstboten zu führen, aber ich habe in den zehn Jahren den Mittelweg für den besten befunden. Man macht sich die Leute zu Feinden, wenn man sich zurückhält — und man kann die Stellung verlieren, wenn man ihnen gegenüber vertraulich wird. Geduldig zuzuhören und Belangloses zu erwidern, ist das vorteilhafteste.

Vielleicht wird man mit der Zeit noch Diplomat! — Ich habe Tage, an denen ich mich verachte!

*

Ich las heute einen Vortrag der Frau Doktor Z.... aus der „Kölnischen" vor. Er handelte von „Mißbrauchter Frauenkraft" und schien mir gut. Fräulein Karst hörte ihn schweigend bis zu Ende.

„Was ist denn das für ungereimtes Zeug? Was lesen Sie denn da?" fragte sie von ihrem Ruhebett her, als ich fertig war. „Von den Frauenrechtlerinnen? Ich meine, so viel müssen Sie mich denn nun schon kennen, daß ich von denen nichts wissen will. Mir ist nichts in der Welt widerwärtiger als diese Weiber, die nichts können wie Reden halten und in der Welt herumreisen, um die übrigen Frauenzimmer noch unzufriedener und noch anspruchsvoller zu machen, als sie schon sind! Was sie geschaffen haben? Die Reformtracht. Heutzutage, da sich keine Frau mehr schnürt, brauchen wir gerade noch die Mehlsäcke, worin die einen aussehen wie Schwälmer Ammen und die andern wie der Hungerleider Doktor Tanner."

„Die Reformtracht ist von zu vielen mißverstanden worden," wagte ich einzuwerfen.

„Ein Beweis mehr, wie dumm sie sind," sagte Fräulein Karst. „Mutterschutz! Sie sollen sehen, wie weit sie damit kommen! Wer fragt denn jetzt noch eine Arbeiterin danach, ob sie eine Vergangenheit hat oder nicht? Wenn sie nur arbeiten kann! Die .mißbrauchte Frauenkraft'! Wenn ich so was höre! Wenn sie in den Fabriken zu viel Arbeit und zu wenig Lohn kriegen, sollen sie sich doch eine andre Beschäftigung suchen. Wir brauchen tüchtiges Hauspersonal und Leute, die zu arbeiten verstehen! Fragen Sie einmal meine Verwandten, die Fabriken besitzen! In Scharen drängen sich die Frauen dort hinein — weil sie dort weniger zu tun haben und mehr Freiheit — aber suchen die Leute für das Haus, so finden sie nur liederliches, arbeitsscheues Volk. Es kann einem geradezu übel werden, wenn man von ‚bemitleidungswürdigen Mädchen' liest, die .auf die Straße müssen'. Und jeder weiß, daß solche bloß zu faul sind zum ehrlichen Arbeiten. Fragen Sie die Mütter, die Erzieherinnen für ihre Kinder nötig haben, suchen Sie mal selbst eine Näherin, eine Waschfrau, eine Haushälterin — Sie machen dieselbe Erfahrung: sie verstehen ihre eigne Arbeit nicht einmal. Warum müssen wir denn Köche und Schneider haben? Sind das vielleicht keine Frauenberufe?

Digitized by Google

Durſtige Kehlen

Nach einem Gemälde von Karl Pippich

Digitized by Google

Digitized by Google

Weshalb wenden wir uns denn, wenn wir in Not sind, fast nur mehr an männliche Hilfe? Weil keine Frauen da sind, die ihre Arbeiten ganz können! Ehe man sich in fremde Berufe eindrängt, muß man einmal seinen eignen Kram verstehen. Bis sie das nicht können, haben wir keine Sympathien für die Frauenrechtlerinnen! Wenn ich um Rat gefragt würde, müßten alle Frauenzimmer aus guter Familie einjährig dienen, die andern zweijährig, wie die Soldaten. Die einen als Kinderfräulein, die andern als Köchinnen, dann hätten wir endlich wieder brauchbares Material. Den Soldaten bekommt die Zucht sehr gut, unsern Frauen täte sie noch viel mehr not. Ich würde Gott danken, wenn mal ein vernünftiger Mann den Vorschlag durchführte, anstatt sie in alles dreinreden zu lassen, wovon sie nichts verstehen."

Damit entließ mich Fräulein Karst.

*

Es ist Herbst geworden.

Reiche Leute sind zu wunderlich! Den schwülen Sommer haben wir in dem heißesten Ort am Rhein — in Honnef — ausgehalten. Jetzt, Ende November, da es anfängt, kalt zu werden, werden die Koffer gepackt. Fräulein Karst verreist auf vier Wochen mit Adam Karsts nach der Riviera. Ich bleibe wohl hier? Sie äußert sich nicht, ich darf nicht fragen. Sie liebt es nicht, wenn ich mehr sehe als das, was ich sehen soll. Gehe ich mit, so fehlt mir die Garderobe. — Ich kann mir aber keine Sachen anschaffen, von denen ich nicht weiß, ob ich sie brauchen werde.

Das „Sich-englisch-tragen", das mir Fräulein Karst als Praktischstes anbefohlen hat, ist sehr schön, aber billig ist es nicht.

Ein weißes Tailormade, ein graues Jackenkostüm, Wiener Blusen, neue Kragen, neue Schlipse, Manschetten; alles scheinbar einfache Sachen, die aber mein Gehalt rasch verschlungen haben.

Zu fußfreien Kleidern gehört elegantes Schuhwerk, die einfachen Wiener Hüte sind, so wie Fräulein Karst sie wünscht, sehr teuer. Dabei stehe ich jetzt bei Beginn des Winters von neuem vor der Frage: Was nun?

Mein Frühjahrsjackenkleid ist zu dünn für jetzt; die grüne Jacke mit dem grünen Hut darf ich nicht tragen. Ich sähe darin aus wie der grüne Kakadu, sagt Fräulein Karst. Sie muß mich ja mitnehmen, wer soll sie denn auf ihren Spaziergängen stützen? Oder nimmt sie am Ende die Jungfer mit?

Die ist seit einigen Tagen so vergnügt.

*

Ich habe Guido mitgeteilt, daß ich vielleicht in einigen Tagen reisen werde. Aber Guido hat ein achtwöchiges Kommando in Breslau bekommen, von dem er keinen Tag abkömmlich ist. Wir haben es wieder aufgegeben, uns zu sehen. Ich habe auch keinen Mut mehr dazu. Aber es liegt auf meinen Nerven, auf meinem Herzen ein beklemmender Druck, der mir sagt: es wird etwas geschehen — ein Unglück — ein Unfall — gleichviel was — ich kann nicht mehr schlafen. Ich bin in ständiger Erwartung. Guidos letzter Brief klang anders wie sonst.

*

„Also morgen fahre ich fort. Ich gehe mit meinen Verwandten nach Nizza," sagte Fräulein Karst zu mir. „Wir lesen heute nicht. Ich habe noch zu tun. Für die vier Wochen gebe ich Ihnen Urlaub. Sie können Ihre Verwandten besuchen. Das Haus wird so lange geschlossen, bloß der Kutscher bleibt hier."

Ich stand vor ihr — meine Glieder zitterten mir. Erst wußte ich nicht, was ich sagen sollte.

„Nun, wo wollen Sie hingehen?"

„Ich kann nirgends hin, Fräulein Karst. Ich weiß nicht, ob meine Verwandten Platz für mich haben."

„Können Sie denn nicht zu Ihrer Schwester gehen?"

„Die ist selbst in Stellung."

„Oder zu dem Hauptmann Uglitzi oder so —"

„von Uechtritz."

„Nun ja, gehen sie doch da hin. Dann haben Sie doch auch eine Tante in Potsdam."

(Wie sie alles weiß, wenn es gilt!)

„Ob die Platz für mich hat, weiß ich auch nicht."

„Aber eine einzelne Dame wird sie doch beherbergen können!"

„Meine Tante hat viel Besuch! Wenn ihr Fremdenzimmer besetzt ist, kann ich nicht zu ihr."

„Ach Gott, das ist mir aber sehr unangenehm. Ich habe noch nie eine Dame gehabt, die auf der ganzen Welt keinen Menschen hatte, der sie einmal auf vier Wochen aufnahm. Die andern waren immer froh, wenn sie nach Hause reisen konnten, oder sie hatten Verwandte! Haben Sie denn sonst keine Bekannten?"

„Ich wüßte niemand, den ich um Aufnahme auf vier Wochen bitten könnte."

„Ja, ich kann aber Ihretwegen keinen Haushalt hier weiterführen! Die Jungfer kann ich nicht entbehren, zwei Personen mitnehmen ist mir zu kostspielig. Sie können ja weder Italienisch noch Kleider nähen. Der Köchin und dem Zimmermädchen habe ich versprochen, daß sie nach Hause gehen dürfen, und Peter hat Anspruch auf einmonatigen Urlaub im Jahr."

Sie betrachtet mich, wie man ein Stück Möbel ansieht, das einem im Wege steht. Mir fällt plötzlich ein, daß dies ein Grund zur Kündigung sein könnte!

Ich schlucke meine Tränen und alles hinunter und sage dann, daß ich es versuchen wollte und an meine Verwandten schreiben.

Digitized by Google

„Na ja — hoffentlich geht es. Sonst wüßte ich in der Tat nicht, was ich mit Ihnen anfangen sollte."

Viel Zeit war nicht zu verlieren. Ich habe an Tante und an Ida telegraphiert und von Ida die Antwort erhalten: „Kommen jederzeit angenehm. Bitte Zugangabe." Von Tante nichts. Sie ist vielleicht noch gar nicht von Rom zurück!

*

Nun bin ich einmal wieder unter Menschen, die mich nicht für meine Dienste bezahlen! Wie das wohltut! Man kann wieder atmen!

Uechtritz' haben eine kleine Wohnung in Köln a. Rh. mit so vielen Zimmern, wie es die Stellung gerade erfordert. Ich bin in dem Badezimmer einquartiert worden. Mein Koffer steht auf dem Gang, Ida hat mir für meine Kleider einen Teil ihres Schrankes eingeräumt. Sie haben sich Unbequemlichkeiten auferlegt, aber sie und die Kinder freuen sich über meinen Besuch. Die lieben Menschen tun alles, was sie können. Das Leben ist so teuer in Köln, vier Kinder kosten viel. Ida ist eine Hausfrau wie Mama. Daß sie und wie sie rechnen muß, fühlt man in ihrem Hause nicht. Sie führt die Kasse, sie teilt das Gehalt ein, verwaltet das Vermögen, und sie wirtschaftet, wie es nur die Offizierstochter versteht.

Wie gerne helfe ich ihr. Wenn die Kinder zur Schule sind, sitzen wir in dem behaglichen warmen Zimmer Idas am Fenster mit unsern Arbeiten, wir plaudern miteinander von den Jahren, die vergangen sind, seit wir uns zum letztenmal gesehen haben, von Bekannten, von meiner Mutter, von Marie.

Dann und wann kommt Besuch, ein paarmal hat Herbert Theaterbillette gestiftet. Sie können nicht genug tun, mich zu entschädigen.

„Eins begreife ich nicht," sagt Herbert, „daß du der alten Karst nicht gesagt hast: entweder — oder! Dann hätte sie dir das Reisegeld geben müssen und Kostgeld dazu!"

„Oder sie hätte mich entlassen!"

„Na zum Donnerwetter, dann wär's auch noch man so! Eine Stelle findet eine wie du jeden Tag!"

„Nein, Herbert! Erinnerst du dich, was wir vor zehn Jahren für Mühe gehabt haben, bis ich endlich eine passende gefunden hatte? Diesen Wechsel macht man nicht einmal mehr durch, wie nötig ist! Ich habe das Gefühl, als ob ich jedesmal in der Wartezeit ein Stück meiner Gesundheit drangebe!"

„Na, na!"

„Du kennst es nicht! Und ich wünsche deinem Mädel nicht, daß es das kennen lernt."

„Die macht deshalb auch ihr Examen. Sie muß etwas lernen."

Ich schweige.

„Damals bei Brucks warst du so schnell bereit, die Stellung aufzugeben," fährt er fort. „Na, und was war das denn schließlich für 'n Grund? Das Mädel war verliebt in den Gebrad. Großer Gott, der alte Sünder hat die Weiber ja alle bezaubert, obwohl ich heut noch nicht weiß, was sie an dem gefunden haben! Weshalb soll denn die hübsche kleine Bruck sich nicht auch in den flotten Kerl verlieben? Heut ist der Gebrad ein solider Ehemann und lebt mit der Frau, die jeden Tag sterben wollte, in Diedenhofen. Die Luz hat einen Kaiserjäger in Innsbruck kennen gelernt und ihn geehelicht. Jetzt hat sie 'n strammen Sohn, ist strahlende Mutter, schneidige Regimentsdame, und die Alte spielt die ‚stolze Großmama'."

„Das habe ich alles nicht gewußt."

„Na ja! Sie lebt viel in Wien, wohin sie besser passen mag. Das Gut ist verkauft, der Alte ist letztes Jahr eingegangen. Also siehst du, es ist alles in schönster Ordnung. Nur sich nicht in andrer Leute Angelegenheiten mischen. Da hat man bloß den Undank davon."

„Ja, Herbert. Damals war ich jung — ich bin auch älter geworden. Damals wußte ich bloß, daß man ehrlich sein müßte!"

„Ach was! Ein Auge zudrücken — das ist die Hauptsache, aber dazu bist du, glaube ich, immer noch zu anständig!"

„Wie er redet!" sagte Ida lächelnd. „Wenn er es nur selbst könnte, dann stünden wir besser mit unsern Aussichten auf Avancement! Aber davon will er nichts hören!"

„Das sind Männerangelegenheiten!"

„Ja, ja," sagte Ida. „Und wir Frauen haben die Folgen zu tragen."

Sie hat Sorge um ihre Zukunft. Herbert steht an der Majorsecke. Er kann sich nicht mit seinem Oberst vertragen. Er ist grundehrlich — geradeheraus und rechtlich. Er hat also Kanten! Beide haben nicht nach Guido gefragt. Vielleicht wollen sie nicht daran rühren. Aber Ida hat gestern Herbert Schweigen gewinkt, als er anfing: „Was das ein Zug nach Südwestafrika jetzt ist unter unsern Leuten! Alles drängt — hast du auch gehört, daß Planitz — hast du was, Ida? Nein, na — also, was zwinkerst du denn immer?"

Dann verstand er erst und wußte sich gar nicht mehr recht herauszuhelfen, der ehrliche, gute Kerl. Später sagte mir Ida, Guido sollte sich nach Südwestafrika gemeldet haben. — Seit Wochen keinen Brief mehr von ihm. Es ist eine Verstimmung zwischen uns eingetreten, an der ich schuldlos bin. Daß ich nicht über meine Zeit verfügen kann, müßte er wissen.

Ich bin nun vierzehn Tage hier und habe an Tante geschrieben, daß ich ihrer Einladung jetzt folgen wollte. Die Einladung war etwas

Digitized by Google

kühl, nicht gerade sehr herzlich, aber habe ich danach zu fragen, ob man mich gerne haben will?

Ich kann Ida nicht länger zur Last fallen. Ich habe ihr durch Geschenke die Kosten zu ersetzen versucht, die ein Kopf mehr in einem engen Haushalt bringt. Ich weiß, daß ihre Verhältnisse gedrückt sind. Wenn man doch reich wäre!

Merkwürdig, von Fräulein Karst höre ich kein Wort! Ich weiß nicht einmal ihre jetzige Adresse.

Wenn es noch kälter wird, muß ich mir eine warme Jacke anschaffen. Meine grüne war für den lauen Wiesbadener Winter gerade warm genug, hier friere ich jämmerlich darin.

*

Seit vier Tagen bin ich bei Tante in Potsdam. Sie wohnt in der dritten Etage eines großen Mietshauses. Die Wohnung ist unruhig, die Straßenbahn klingelt unaufhörlich vorüber, aber die Räume sind groß, alle mit bunter Berliner Eleganz eingerichtet. Tante schläft in einem engen dunkeln Raum, und mir hat sie ihr winziges Fremdenzimmer eingeräumt, durch dessen schmale Tür mein Koffer nicht hereinging.

Sie interessiert sich für Fräulein Karst. Von den andern Damen will sie nichts wissen.

„Ich kann Häuser, in denen nicht alles in Ordnung ist, nicht leiden. Das Haus von Fräulein Karst gefällt mir! Bleibe nun endlich einmal auf dieser Stelle. Was du dort alles siehst und was du für ein Leben führst! Du mußt ja ordentlich verwöhnt sein. Wie viel Dienstboten habt ihr denn?"

Ich erzähle alles, was sie wissen will. Nur von den Launen schweige ich. Launen andrer kann man nur erleben.

„Halte dich nur gut mit der alten Dame. Am Ende vererbt sie dir noch was! Es kommt ja so oft vor, daß alte Damen plötzlich sterben. Wenn du dich bewährt hast, wird sie dich sicher in ihrem Testament bedenken!"

Ach ja, wenn ich bloß vorläufig einen Gruß von Fräulein Karst hätte! Dieses lange Schweigen ist mir unheimlich! Ich habe ihr zweimal nach Nizza geschrieben. Vielleicht ist es Gewohnheit bei ihr, ihren Gesellschafterinnen nicht zu antworten. Wer kann die Gewohnheiten einer alten Dame alle kennen!

Wie rasch ich mir über die Eigenheiten Tantes klar geworden bin!

Sie ist „die Offiziersdame". Aus alter Offiziersfamilie, ist sie stets in diesen Kreisen geblieben. Es liegt noch ein Glanz auf ihrer Vergangenheit, sie spielt eine gewisse Rolle unter den Damen und hält darauf, daß ihr alle Ehren, die der Witwe einer verstorbenen Exzellenz von altem Adel zustehen, geboten werden.

Der Tee bei einer Fürstin, die Unterhaltung mit einem Prinzen sind Glanzpunkte ihres Lebens. Früher haben wir als Kinder oft „Tante Klothilde" gespielt. Sie war uns damals sehr komisch, und Mama hat sie nie gemocht. Es beruhte auf Gegenseitigkeit. „Sie hat an der Stelle, wo andre ein Herz haben, einen Ordensstern sitzen," sagte Mama von ihr. Ich kann heute nicht mehr über die Eigenheiten der alten Dame lachen. Vielleicht weil ich weiß, daß solche harmlosen Eigenheiten für mich „Sein oder Nichtsein" bedeuten können — oder weil ich mein Alter vor Augen sehe . . . Ueber welche Eigenheiten wird man einst bei mir lachen? Aber ich glaube, ich habe dann keine „Eigenheiten" mehr.

Heute endlich ein Brief von Fräulein Karst. Mit ihrer spitzen, eleganten, steilen Schrift teilt sie mir auf rauhem Büttenpapier mit, sie fühle sich in Nizza so wohl, daß sie über Weihnachten dort bleiben werde. In der zweiten Woche des Januar soll ich mich bereit halten, zurückzukehren.

Als ich es Tante mitteilte, sah ich, es war ihr ungelegen, obwohl sie mir versicherte, es freue sie, Weihnachten mit mir zu feiern.

Tante hat sich das Leben so eingerichtet, wie es für jemand, der sich drei Vierteljahre auf Reisen befindet, am praktischsten ist.

Sie behilft sich mit einer Aufwartefrau, mittags ißt sie in dem christlichen Hospiz, nachmittags hat sie Skatkränzchen, Jour fixe, Five-o'clock-teas, und abends ist sie eingeladen, oder sie erhält Freikarten zum Theater. Sie ist beliebt und eine gesuchte Persönlichkeit. Sie weiß dies wohl auszunutzen, sie ist weltklug. „Geben ist seliger denn nehmen" ist ihr kein sympathisches Wort. Wenn die Menschen sie schätzen, einladen, mitnehmen und keine Gegenleistung verlangen, weshalb soll sie das nicht annehmen? Ich bin ihr also hinderlich; sie ist jetzt genötigt, sich um jemand zu kümmern. Sie nähme mich sicher nicht überallhin mit, aber an den Nachmittagen wird der Spiritusofen ausgedreht, der das Zimmer heizt, worin wir uns gerade befinden. Eine höchst praktische Erfindung, dieser Ofen. Man kann ihn aus einem Zimmer in das andre tragen, er heizt rasch, aber er hat die Eigenschaften „praktischer Frauen": er ist berechnend. Ich liebe die stillen Kachelöfen, in denen das Feuer glimmt und die noch bis in die Nacht wärmen. — Sie sind nicht „praktisch", aber dankbar, und sie wärmen. Während Tante abends im Theater ist, muß ich zu Hause Licht brennen. Es ist ihr nicht angenehm, obwohl sie kein Wort darüber verliert. Ich kenne Tante! Sie ist leichter kennen zu lernen wie ein Fräulein Karst. — Und so viele Kleinigkeiten, von denen ich nicht reden will. Aber ich muß ihr dankbar sein, daß sie mich überhaupt behält. Wenn ich nur nicht immer so elend wäre. Müde — müde. Die Reisen in Winterkälte, in zu dünner Jacke haben meinen Rheumatismus verstärkt. Der

Digitized by Google

warme Sommer ließ ihn mich fast vergessen, aber hier in den kalten hohen Zimmern, in dem eisigen kleinen Fremdenzimmer, worin ich schlafe, ist er wiedergekommen. Eins ist gut hier, ich werde nicht zum Essen gezwungen, im Gegenteil, Tante, die zum Starkwerden neigt, macht eine Abmagerungskur durch, die ich — der Einfachheit halber — mitmache. Keine Milch, keine Butter, keine Suppen, Brot nur in winzigen Quantitäten . . . Es geht — ja. Es geht alles, wenn man muß, aber man sollte keinen Hungrigen bestrafen, der sich ein Brot aus dem Bäckerladen stiehlt.

Oft überkommt mich ein Verlangen nach jemand, dem ich mich einmal so geben kann, wie es mir zumute ist: ihm den Kopf an die Brust lehnen und weinen. Zwischen Guido und mir herrscht Schweigen. — Was ich unter den letzten bittenden, verzweifelten Briefen gelitten habe, ist nichts gegen dies beängstigende konsequente Schweigen. Es wäre vielleicht möglich, daß wir uns auf der Rückreise sehen könnten, aber ich kann ihn nicht darum bitten, ich bin zu stolz dazu, zu verwundet von diesem eisigen Schweigen.

Weinen ist ein Luxus, den sich arme Mädchen nicht gestatten dürfen, es sei denn, daß sie die Nächte dazu nehmen.

Am Tage haben sie heiter zu sein, zufrieden, anregende Gespräche zu führen und zu lächeln, wenn andre lachen.

Soll ich mich freuen, daß die Tage hier zu Ende gehen oder daß sie noch nicht vorüber sind? Soll ich mich auf meinen Reisetag freuen, wie Tante sich freuen wird? Ich zittere vor dem Wiedersehen — vor dem vornehm stillen leeren Haus in Honnef. Weihnachten bedeutet für eine Dame wie Tante Klothilde eine Zeit im Jahre, da es viel schneit, man viel heizen, früh Licht anzünden und Geschenke machen muß, mit einem Wort: eine teure Zeit. Besonders festliche, geheimnisvolle Vorbereitungen werden nicht getroffen. Wir haben einen Nachmittag in dem überfüllten „Welthaus" zugebracht, um die Geschenke auszusuchen, die Tante denen stiften wird, die sie Weihnachten einladen werden.

Es gibt jetzt imitierte Bronzewaren, das Stück zu fünfundneunzig Pfennig. Tante findet sie „wie echte Bronze" aussehend, sie ist entzückt und hat sich dieses Jahr mit imitierten Bronzetintenfässern, Photographierahmen und Aschbechern versehen.

„Dieses Jahr komme ich einmal billig weg!" sagte sie mir. „Aber ich muß sparen. Die Reisen kosten so schrecklich viel Geld, und jetzt kostet der Haushalt so viel." —

Wir sind die drei Feiertage mittags und abends eingeladen, aber ich habe gebeten, zu Hause bleiben zu dürfen, Mir sind die Erinnerungen an letztes Jahr noch zu mächtig.

Es ist bitter kalt geworden nach dem lauen Tauwetter. Ich wollte, Weihnachten käme bald. Ich muß einen Pelz haben, denn in dem dünnen Frühjahrskleid friere ich. Seit drei Tagen Halsschmerzen und Husten.

Sieben Weihnachtsbescherungen habe ich mitgemacht. Im Waisenhaus, in der Volksschule, im Heim für gefallene Mädchen, in dem Asyl für Wöchnerinnen, im Verein zur Besserung entlassener Sträflinge, in der Herberge zur Heimat, in der Volksküche. Nun kommen die Bescherungen für Arme, die in den Häusern den Bekannten stattfinden, zu denen wir geladen sind. Ja, man sorgt für das Volk, für alle, die unglücklich sind oder kein Heim haben und für die, welche auf schlechten Wegen sind. Von allen Seiten strecken sich ihnen hilfreiche Hände entgegen, sie brauchen nur zu wollen, dann ist Hilfe und Rat für sie vorhanden.

Aber ich kann fast nicht mehr einstimmen in den gemeinsamen Gesang: „O du fröhliche!"

*

So feiere ich nun meine einsamen Weihnachten in der kühlen stillen Wohnung beim Schein eines Spiritusofens.

Von Fräulein Karst habe ich einen kurzen Gruß auf meine Briefe und als Weihnachtsgabe hundert Mark erhalten.

Es ist sehr nobel von ihr. Vielleicht gibt sie es mir, weil sie ihrer Schwägerin in meiner Gegenwart einmal erzählt hat, daß jeder, der bei ihr im Hause ist, als Weihnachtsgabe einen Hundertmarkschein bekommt. Sie wird das behalten haben, denn ihr Gedächtnis läßt sie nie im Stich.

Das Geld kommt mir wie eine Erlösung aus der Not. Ich sitze im Sessel am Ofen und überlege, wie ich es unterbringe. Die Winterjacke, ein Muff, der Schneiderin in Bonn schulde ich den Rest der Rechnung noch vom Sommer her, es wird zum Zurücklegen wieder nichts übrigbleiben.

Ich hätte zur Kirche gehen können. Die Glocken riefen lange — lange. Ich stand am Fenster und sah hinab auf die Straße, dachte an ferne, verklungene Weihnachtslieder, an meine Jugend, an meine Toten. An dich dachte ich, Guido. Weshalb um Gottes willen höre ich nichts mehr von dir! — Was hat uns plötzlich voneinander getrennt!!

Ich weiß es — und will es nicht wissen, will nicht daran denken. Du beginnst, meiner müde zu werden? Müde des unsicheren Wartens? Ich habe einmal gehört, daß Männer bis über den Tod hinaus Treue halten. Daran will ich mich klammern. Und um Erinnerungen, die aufstanden, loszuwerden, trat ich vom Fenster weg und rechnete mit meinem Geld . . . Ich hätte heute keinen Lichterbaum sehen können — keine Orgel hören

Digitized by Google

mögen. Ach, nur heute keinen Kindern, keinem frohen Menschen begegnen! Lieber einsame, stille Weihnachten feiern in einer kühlen leeren Stube. Wäre nur das alte Jahr schon vergangen und Silvester vorüber. Wäre alles nur vorbei!

*

Als die Weihnachtstage vorüber waren, traf ein zerdrückter Pappkarton aus Breslau ein. Ein Strauß welker roter Nelken in steifer Spitzenmanschette lag darin. Der Karton war über Honnef und Köln hierher gereist.

Es war nicht deine Schuld, Guido, daß er zu spät gekommen ist. Aber Glückwünsche, die einen Tag zu spät kommen, treffen keine Feststimmung mehr an. Ob frisch oder verwelkt, ich hätte die Blumen doch nicht ins Zimmer stellen dürfen — so habe ich sie samt dem Karton und der Manschette verbrannt.

*

Fräulein Karst empfing mich mit dem Ausruf: „Wie sehen Sie denn aus? Sind Sie krank?"

„Ich habe einen Influenzaanfall gehabt. Aber ich bin wieder gesund."

„Das scheint mir aber nicht," sagte sie, mich mißtrauisch betrachtend. „Sie sind ja noch magerer geworden! Ich fürchte immer, Sie werden mir eines Tages zusammenklappen."

Es war eine Art Galgenhumor, der mich dazu antrieb, trotz meiner Halsschmerzen hierher zu reisen. Ich hätte nicht mehr länger bei Tante bleiben können. Sie hatte nach Silvester energische Vorbereitungen zum Empfang ihres Bruders getroffen, Onkel Adalberts, welcher viel im Ausland reist, aber sicher niemals zu Tante Klothilde zu Gast kommt. Jedenfalls die beste Figur, die man Lästigen vorschieben kann.

„Weshalb sind Sie denn nicht bei Ihrem Vetter geblieben? Dieses In-der-Welt-herumsegeln hat doch gar keinen Zweck."

Fräulein Karst gibt mir ärgerlich das Reisegeld. Meine Erklärungen versteht sie nicht, oder sie will sie nicht verstehen. Ich wollte einmal die Nichte sehen, die sich auf unbestimmte Zeit bei ihr niederlassen wollte!

Sie ist übler Laune.

Ihre Gicht ist wiedergekommen. Die Jungfer ist entlassen worden. Sie hat sich eine neue mitgebracht, eine Belgierin, eine niedliche, flinke, scharmante Person. Sie spricht kein Wort Deutsch, ich würde gern mein Französisch bei ihr auffrischen, aber das darf ich nicht.

*

Frau Käte Fabrizius, geborene Karst, ist im Automobil von Köln herübergekommen, sie hat ihre beiden Schwäger mitgebracht, die ich bereits kenne. Frau Fabrizius war mir unbekannt. Sie hat bis dahin in Brüssel gelebt und ist ihrem Gatten jetzt endlich nach Köln gefolgt. Wie rasch sie doch den Weg hierher gefunden hat, die kluge junge Frau.

Während wir Tee trinken, habe ich Gelegenheit, ihr pikantes Gesicht zu studieren, das hochmütig und kalt ist. Aus ihren dunkeln Augen blitzt, um die feinen Nasenflügel zittert Spott, um den kleinen Mund zuckt Uebermut und Triumph. Sie hat längst auch über ihre beiden Schwäger gesiegt. Zu Fräulein Karst ist sie von bestrickender Liebenswürdigkeit, aber doch so wie jemand, der sich auch ohne die in Aussicht stehende Erbschaft sicher im Sattel fühlt. Der Name Fabrizius wird hier am Rhein mit der Ehrfurcht genannt, mit der man von denen spricht, die ihren Besitz selbst nicht mehr einschätzen können. Ich habe auch noch nie gesehen, daß Fräulein Karst jemand mit solcher Nachsicht und Güte behandelte wie diese junge Frau. Sie imponiert ihr vielleicht — ja, ja, die Sicherheit des verwöhnten Kindes!

Frau Fabrizius trinkt keinen Tee — sie trinkt bloß Schokolade. Fräulein Karst trug mir auf, in der Küche rasch selbst die Schokolade zu bereiten, nachdem wir wußten, ob sie süß oder bitter sein solle.

„Ganz bitter — bitte," sagte sie von ihrem Sessel aus zu mir, ohne mich mit einem Blick zu streifen, mit einer leichten Bewegung ihrer brillantgeschmückten schlanken weißen Hand. Sie hat noch kein Wort mit mir gewechselt, seit sie hier ist, und doch weiß ich, daß Vater 1870 in Köln im Hause der Familie Fabrizius verwundet gelegen hat. Sie weiß es sicher so gut wie ich, aber sie tut, als sei niemand im Salon wie die beiden Herren und ihre Tante.

Man unterhält sich beim Tee über die Vorzüge der Automobile. Herr Max Fabrizius hat sich eins für fünfundsechzigtausend Mark angeschafft. Er ist ganz zufrieden mit dem „Ding". Herr Eduard Fabrizius dagegen schwört auf das Fuhrwerk. Er hat sein Auto dastehen, seit es dem Chauffeur einmal passiert ist, einen „Kerl" zu überfahren. „Die Sache hat ein nettes Geld gekostet." Er behält seinen Viererzug wieder bei und will nichts von Autos hören.

Frau Käte findet es unfair, nur ein Automobil zu haben. „Ja, neben dem Wagen als Notbehelf laff' ich es gelten, aber eleganter ist ein Gespann!"

„Selbstverständlich!" pflichten ihr beide Schwäger bei. „Nebenher. Den Wagen kann man ja doch niemals ganz entbehren."

„Denke, Tante," zieht Eduard Fabrizius die alte Dame ins Gespräch, „Käte hat vor, sich die Fasaneninsel zu kaufen!"

„Ja, Tante," sagt die junge Frau. „Wir müssen ja nun leider die Hälfte des Jahres unser Haus in Köln bewohnen. Ernst behauptet, seine Anwesenheit in Köln sei unbedingt nötig, was ich zwar nicht finde. Nun ist es doch von Mai

Digitized by Google

ab in Köln nicht auszuhalten vor Hitze, man muß doch wenigstens einen Sommeraufenthalt haben. Als Sommersitz dachten wir uns die Insel ganz nett."

„Aber was macht ihr denn mit der Villa am Bodensee?"

„Das wissen wir noch nicht. Weißt du, der Bodensee ist mir nun allmählich langweilig geworden. Ich habe die Oelgemälde nach Köln bringen lassen. Wir werden die Villa vorläufig leer stehen lassen."

„Aber die Fasaneninsel ist doch im Hochsommer voll Rheinschnaken!"

„Nun ja, im Hochsommer kann man ja überhaupt nicht am Rhein sein. Den August sind wir in Ostende, wie immer — da bleibt die Villa für uns reserviert. Aber ich dachte, im Frühjahr bis Anfang der Hitze wäre die Insel schön für die Kinder. Wir haben ja in Köln nicht einmal einen Garten, worin sie spielen können."

Und alle finden es lobenswert von Frau Käte, daß sie so gut für ihre Kinder sorgt.

Fräulein Karst ist empört, daß Adam Karsts das Jagdschloß in Siebenbürgen verkaufen wollen. „Seit Jahrhunderten gehört es den Karsts! So viel Pietät müßte er haben!"

„Aber Tante! Er darf ja gar nicht mehr jagen, mit seinem Herzleiden. Was soll er denn in Siebenbürgen? Seine Frau war in ihrem Leben nicht einmal mit dort. Was soll ihm denn jetzt ein Jagdbesitz!"

„Ob es Zweck hat oder keinen — egal. Es müßte in der Familie bleiben! Kauft es doch einer von euch! Ich lasse mein Haus in Elberfeld doch auch leer stehen. Es kostet mich bloß Reparaturen, aber ich würde es doch nicht verkaufen, unsre Familie hat stets ein Haus in Elberfeld gehabt!"

Eduard will sich die Sache mit dem Jagdschloß einmal überlegen. Er hat eigentlich schon immer daran gedacht, sich irgendwo eine Jagdbesitzung zu kaufen, und in Siebenbürgen ist gute Bärenjagd.

Frau Käte schlägt vor, nun zu musizieren. Wir erheben uns und gehen in den Musikſaal hinüber.

Was wird nun werden?

Mir klopft das Herz bei dem Anblick des Flügels.

Frau Käte läßt sich ihre Gesangnoten bringen, sie blättert und wählt sehr lange.

Eduard Fabrizius wendet sich an mich: „Gnädiges Fräulein, werden Sie die Begleitung übernehmen?"

Ich sehe zu Fräulein Karst hinüber, die auf dem Eckſofa Platz genommen hat.

„Bitte begleiten Sie meine Nichte, Fräulein von Osten," sagte sie.

Meine Entschuldigungen, ich hätte jahrelang nicht gespielt, werden mit Liebenswürdigkeiten von den Herren beantwortet.

Frau Käte spricht nun auch mit mir ein paar Worte.

„Bitte den Ton angeben, und die Begleitung nicht zu laut — und recht rhythmisch, nicht verschwommen. Der zweite Vers wird langsamer gesungen."

Und sie beginnt.

Ihre klare Sopranstimme schwebt sicher durch den Raum, getragen von meiner unsicheren Begleitung. Brahms vom Blatt zu begleiten! Hugo Wolf! Dann wieder geschriebene Blätter! Texte, die ich nicht kenne. Französische Chansons aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Frau Käte ist eine sichere Begleitung gewöhnt. Sie verlangsamt das Tempo und beschleunigt es, wie es der Vortrag erfordert. Ich holpere tastend hinterher, mit fliegendem Atem, von Angſt gefoltert, mit klammen Fingern . . .

In der Arie aus „Samson und Dalila" kommen wir auseinander. Ich konnte dem französischen Text nicht folgen. Ich versuche wieder hereinzukommen, es gelingt nicht, es gibt einen Mißklang — Frau Fabrizius bricht jäh ab.

„Es geht nicht," sagt sie, vom Flügel wegtretend.

Die Herren bedauern.

Eduard meint, es sei allerdings schwer, vom Blatt zu begleiten. Die übrigen schweigen. Frau Käte dankt mir kurz, behauptet, nun nach Hause zu müſsen, und geht mit den andern in den Salon. Als ich — von Fräulein Karst beordert — die Noten in die Mappe zurücklege, höre ich, daß sich Fräulein Karst vor ihrer Nichte entschuldigt, und drei Worte klingen hart zu mir herüber: „Nicht einmal das!"

*

Einen Tag später brachte mir der Briefträger einen Brief von Guido. Seine letzten bleistiftgeschriebenen Worte, auf Ansichtskarten geschrieben, hatten mir wenig — und sehr — sehr viel gesagt. — Niemals aber habe ich von einem Brief klarer gewußt, daß er ein Unglück meldete.

Ich stand im Garten auf dem Rasen und schnitt Rosen ab. Die Rosen fielen mir aus der Hand . . .

Ich sah nichts mehr . . . Der Briefträger hielt triumphierend den Brief in die Höhe und lachte über das breite sonnverbrannte Gesicht, als er mir ihn übergab. Ich lehnte gegen das Spalier. So schwach war mir geworden.

Guido! Was willst du mir tun! Barmherziger Himmel!

Dann öffnete ich den Brief. Ich überflog die letzte Seite nur, und es ward mir, als löſche mit einemmal das Sonnenlicht um mich her aus.

Auf der letzten Seite das letzte Wort war: Vergib.

*

Digitized by Google

Heute ist mir zum erstenmal wieder dieses Buch in die Hände gekommen, und ich sehe, daß ich es wochenlang nicht mehr geöffnet habe. Es gibt Menschen, die ihren Schmerz in kluge abgerundete Verse bringen können — andre besingen ihn sogar. — Ueber mich ist lähmendes Schweigen gekommen.

Ich beginne jetzt daran zu glauben, daß ich seinen letzten Brief erhalten habe: Ich bin entlobt.

„Es hat nicht sein sollen, Anne, daß ich Dich noch einmal sehen konnte, und so habe ich Dir schriftlich mitzuteilen, was ich Dir sagen muß. Ich komme eben von Wiesbaden, Frau von Planitz ist tot. Gestern haben wir sie beerdigt. Die Testamentseröffnung ist vorüber. Was für Einflüssen meine Tante unterlegen ist, ist mir jetzt klar geworden — sie müssen stärker gewesen sein als ihre Zuneigung zu mir — oder ihr Gedächtnis war mit dem Körper zerfallen — jedenfalls hat sie mich vergessen. — Das Vermögen fällt teils der Pflegerin zu, teils dem Roten Kreuz. Das kleine Legat, womit sie mich bedachte, genügt zur Tropenausrüstung. Ich habe meine Einberufung gleichzeitig erhalten — und gehe.

„Wie geduldig hast Du Dich vertrösten lassen, und nun stehe ich vor Dir mit leeren Händen. Wie ein Betrüger. Ich habe Dir nicht mehr schreiben können, kann es auch heute nicht — ich bin fertig.

„Als ich die letzten Male bei Frau von Planitz war, fiel mir eine Veränderung an ihr auf. Sie war fromm geworden. Damals kam mir zum erstenmal ein Zweifel, ob ich noch hoffen dürfte. Ich sagte Dir nichts — denn die Entscheidung konnte nicht mehr lange dauern. Sie hat sich dann noch hinausgezögert, und nun ist sie so ausgefallen, wie ich es selbst im schlimmsten Fall nicht erwarten konnte. Sie hatte mich von Jugend auf in dem Glauben erhalten, daß ein Planitz der Erbe sein würde. — Nun ist es anders gekommen. Daß ich Dich in mein Leben hineingerissen habe, um Dir dies zu sagen — ist das Schwerste für mich. Verzeih mir, Anne, daß ich meine Hoffnung auf andre gesetzt hatte. In Kampf und Arbeit werde ich zu vergessen suchen. — Ich gebe Dir Dein Wort zurück. Vergib mir.

G. v. P."

*

Der Brief ist lang für einen Krieger. Er sagt nicht alles, was er sagen könnte, und ich würde ihn verbrennen wie die andern, die ich nicht mit mir tragen durfte, da man „in Stellung" keine Liebesbriefe empfangen darf. Wenn seine veränderte Schrift nicht wäre! Die sagt mir mehr, als auf dem Papier in Worten steht. Mühsam geschriebene Worte, zerrissene Sätze, schief die Linien, zerfetzt die Buchstaben. Wer so schreibt, dessen Seele ist zerrissen wie die Buchstaben der Worte auf dem Papier.

Darum kann ich seinen letzten Brief nicht vernichten.

Mag sein, daß er eines Tages bei mir gefunden wird. Mögen sie ihn lesen.

Eine aufgelöste Verlobung — ein Abschiedsgruß — es wird wohl niemand mehr stören.

*

Es schwebt etwas über mir, in der Luft liegt es. Ich habe Witterung dafür bekommen. Wie die Seefahrer wissen, wenn der Wind sich ändern wird, so weiß ich, daß über kurz oder lang mein Schiff seinen Kurs ändern wird.

Heute abend — vier Wochen nach jenem Besuch von Frau Käte — bin ich Zeuge von dem gewesen, was mir bevorsteht.

Ich hätte nicht einmal stehen zu bleiben brauchen — ich habe geahnt, daß ich hier überflüssig geworden bin.

Nach dem Diner bei Kommerzienrat Fabrizius in Bonn, dem Schwiegervater der jungen Frau, wollte ich durch das Turmzimmer in den gelben Salon hinüber. Fräulein Karsts Handschuhe, die sie mich holen geschickt hatte, waren nicht zu finden, obwohl ich in allen Räumen gesucht hatte, als ich meinen Namen im Nebenzimmer nennen hörte, wo die Damen saßen.

„Nicht Französisch, nicht Englisch, nicht Italienisch kann sie," sagte Frau Käte. „Nicht einmal Klavierspielen. Als sie mich neulich die paar Lieder begleiten wollte, versagte sie. — Na, dann muß ich wirklich sagen, weshalb behältst du sie denn? Wenn sie dir noch besonders sympathisch wäre! Ich behielte niemand, der mir nicht alle Bedingungen erfüllte! Eine Gesellschafterin, die nicht einmal Französisch kann, von Italienisch will ich ja gar nicht reden — aber heutzutage braucht man auch Italienisch! Nimm dir doch wieder eine Französin!"

Fräulein Karst sagte etwas, was ich nicht verstand. Dann wieder Frau Kätes helle Stimme: „Dann entschädige sie doch! Das ist doch sehr einfach! Wenn man denn noch Kostgeld gibt, hat man alles getan, was eins verlangen kann. Die werden ja so anspruchsvoll wie die Köchinnen!" Die andern lachten.

„Anspruchsvoll ist sie nun nicht!" sagte Fräulein Karst.

„Sie hat aber auch, weiß Gott, keinen Grund dazu!" meinte Frau Käte.

Ich schreibe jetzt die Annonce für die Blätter. So ruhig bin ich geworden. Mein Herzklopfen hat ganz nachgelassen, seit ich mit dem Entschluß fertig bin. — Du brauchst es dir nicht zu überlegen! Brauchst mich nicht zu entschädigen. In drei Wochen ist der Erste. Dann weiß ich hoffentlich, wohin ich gehe!

*

„Sie bekommen ja auf einmal so viele Briefe, Fräulein von Osten? Sind die alle von Ihren Verwandten?"

Digitized by Google

„Ich habe auch einige Bekannte in der Welt.“ Sie sieht mich prüfend an, sagt aber nichts.

Es ist wieder Sommer am Rhein. Schon seit Mitte März kann man im Garten Kaffee trinken und von der Veranda aus die Schiffe vorbeifahren sehen. Wie wunderschön bist du, heiterer, sonniger Rhein, für die, welche fröhlich sein können am Tage — und schlafen können des Nachts.

*

Ich habe eine Stellung bei einem älteren Ehepaar in Düsseldorf angenommen. Es ging diesmal so wider Erwarten glatt. Alles paßte. Das Gebotene und das Verlangte. Ich komme zu einem Generaldirektor Orth, dessen Frau ich Gesellschaft leisten soll.

Ich hätte die Stelle genommen, selbst wenn sie viel schlechter gewesen wäre. Dann bin ich gegangen und habe es Fräulein Karst gesagt.

Nun kann sie mich behandeln, wie sie will. Ich bin diejenige gewesen, die ihr gesagt hat: Ich möchte nicht mehr in Ihrem Hause bleiben. Das war eine böse Szene. Wie gut, daß ich kalt und ruhig blieb. Kein Wort zuviel, aber Fräulein Karst hatte zum erstenmal ihre Ueberlegenheit verloren, in der Wut, überlistet worden zu sein! Vielleicht bin ich auch die erste gewesen, die ihr eigenmächtig gekündigt hat!

Und darüber kann man sich freuen! Wie klein, wie häßlich! Ach ja, die Freude eines, der seinen Peiniger noch einmal beleidigen kann, ehe er sein Haupt aufs Schafott legt.

VII

Wenn ich dafür, daß ich in all meinen Stellungen nur von Dienstmädchen zur Bahn gebracht wurde, eine Entschädigung finden wollte, so wäre es der Empfang, der mir hier zuteil wurde.

Herr Orth war selbst am Bahnhof mit seinem neunzehn Jahre alten Sohn, einem Primaner. Beide Herren elegant, weltsicher und formvoll.

Um das Gepäck brauchte ich mich nicht zu kümmern, es wurde besorgt, man nahm mir Gepäckschein und Plaid ab; unten wartete eine Droschke, und wir fuhren durch die Stadt, die mir die Herren zeigten.

Es sind Kleinigkeiten — vielleicht gibt es Menschen, die darüber lächeln, sie angeführt zu finden, aber für mich waren es Wohltaten, die ich nicht mehr gewohnt war.

Frau Orth kam mir mit ausgestreckten Händen entgegen, eine stattliche liebe alte Dame mit weißem Haar.

„Wie ich mich freue, daß Sie so gut angekommen sind,“ sagte sie. „Seien Sie mir in meinem Hause willkommen!“

Das war der erste Eindruck des neuen Heims, und es ist so geblieben. Ich habe hier einzig und allein die Pflicht, dieser gutherzigen Rheinländerin Gesellschaft zu leisten.

Man zeigte mir gestern die Stadt, heute die moderne Galerie, morgen werden wir eine Wagenfahrt in die Umgebung machen. Mein Zimmer liegt im zweiten Stock, es war von sorglicher Frauenhand hergerichtet. Am Fenster ein Blumentisch mit blühenden Pflanzen, eine Ottomane, auf dem Schreibtisch gefüllte Kassetten mit Briefpapier, einer Schachtel Federn, Siegellack und verschließbaren Schubladen. Ein Strauß frischer Rosen auf dem Tisch und ein Teller mit Obst. Ich vermochte nicht mit Worten zu danken für alles — aber ich werde, was ich habe, geben, daß sie mich aufgenommen haben — wie einen Menschen, dem man ein Heim bieten möchte.

„Ich habe so viel Unglück gehabt,“ sagte Frau Orth mir, als wir zum erstenmal allein waren. „Mir sind vier Kinder gestorben, darunter eine Tochter, die jetzt so alt wäre wie Sie! Von meinem Sohn habe ich wenig, Jungens müssen lernen und lassen uns Mütter bald allein. Deshalb habe ich mich immer nach einer Gesellschafterin umgesehen, aber wie schwer sind die zu finden. Sechs habe ich gehabt in den letzten zwei Jahren, und ich hätte mich nicht zu einer neuen entschlossen, wenn mir Ihr Bild nicht gleich so gefallen hätte. Aber sagen Sie mir, liebes Kind, weshalb haben Sie denn gar keine Zeugnisse? Ein einziges ist darunter, aber was kann die gute Dame von vierzehn Tagen sagen? Höchstens kann Ihnen das zu viele Lob in diesem Zeugnis schaden.“

Und ich erzählte ihr aus meinem Leben, als ob ich wieder mit Mutter spräche.

*

Als Kölnerin ist Frau Orth die Familie Karst gut bekannt, Fräulein Karst kennt sie flüchtig.

„Ja, ja, mein Kind. In jedem Haus wird etwas andres gefordert. Ich habe von meinen Gesellschafterinnen nur verlangt, sie sollen mir sympathisch sein. Wer aber einem Fräulein Karst gefällt, paßt vielleicht nicht für mein Haus, denn schließlich ist die Sympathie von den Ansprüchen abhängig, die man stellt. Es mag schwer sein, sich allen Anforderungen anzupassen, aber auch für uns ist es schwer, jemand zu finden. Wer geht denn als ‚Gesellschafterin‘? Damen, die nichts gelernt haben. Verzeihen Sie. Ich hatte es mit Engländerinnen probiert, aber ihre stereotypen, langweiligen Gesichter fielen mir auf die Nerven. Mit großen Ansprüchen und festen Bedingungen kommen sie zu uns, sie sind korrekt und weiter nichts, und wollen bloß von uns nehmen — und Deutsch lernen. Sie wollen musikalisch sein und finden Schumann ‚nice‘ und Wagner ‚charming‘, und wenn sie singen, krähen sie ihre ‚sweet songs‘ herunter. — Mit solchen Menschen umgibt man sich bloß, wenn man muß. Ich habe Engländerinnen nie länger wie Monate um mich haben können. —

Digitized by Google

UNIVERSITY

Auf dem Bahnhof

Nach einem Gemälde von Carl Seiler

Digitized by Google

Mit den Französinnen hatte ich Pech. Die eine fing eine Liebelei mit dem Leutnant uns gegenüber an, die zweite war nicht wahrheitliebend, die dritte bekam Heimweh nach Paris und die vierte begann sich mehr mit meinem Sohn zu beschäftigen, als mir lieb war. Oberflächlich waren sie alle und ungebildet dazu. Bei den Toiletten fängt ihr Interesse an, bei den Liebeleien hört es auf. Wir wußten nichts miteinander anzufangen. Ich war zuletzt der fremden Gesichter so müde, daß ich es ganz aufgeben wollte, eine Fremde zu mir zu nehmen."

Trotz dieser wenig ermunternden Tatsachen habe ich doch Mut! Ich habe hier wenigstens keine Launen zu fürchten. Ich kann wieder ruhig werden, vielleicht auch wieder schlafen. Das rheinische Leben wirkt erfrischend auf mich. Ich komme hier mit heiteren, liebenswürdigen und humorvollen Menschen zusammen. Es gibt so viel zu hören und zu sehen. Ich begleite Frau Orth ins Theater, sie geht nicht ohne mich in ein Konzert, und ihr ruhiges, bestimmtes Benehmen beruhigt mich. Dabei ist sie offen, heiter, zugänglich, wie die echten Rheinländerinnen alle. Das Leben im Hause ist im großen Stil eingerichtet, und es scheint mir, als ob diese wohlhabenden Rheinländer die größten Lebenskünstler sind, denn sie verstehen es, dem Leben das Beste abzugewinnen, und verwerten es auch. Im Hause ist alles wohltuend — die Räume sind mit sicherem Kunstgeschmack eingerichtet, seltene Kupferstiche, feine Originalradierungen, wunderbar schöne Aquarelle schmücken die Wände. Was ich sehe, ist gut — was ich in die Hand nehme, gediegen, selten und kostbar. Wen ich hier kennen lerne, jeder hat Kunstinteresse und Verständnis. Es ist ein Platz, an dem ich ausruhen möchte! Hier möchte ich bleiben!

*

Was kann es nur sein, daß mir das Herz klopft, sobald ich Herrn Orth eintreten sehe? Bilde ich mir Dinge ein, die nicht sind? Phantasiere ich?

Gestern beim Telephon — heute nach Tisch wieder . . . Gestern kam das Mädchen dazwischen, heute trat unerwartet sein Sohn ins Zimmer, wir wurden in der Unterhaltung unterbrochen.

Mein Gott, er ist ein alter Herr — er hat weißes Haar, ist sechzig Jahre alt — ich hielt ihn für einen Greis. Was sollen die Blicke? dieses Suchen nach einem Alleinsein!? Nun fällt mir auch so nach und nach andres ein . . . Einmal war es mir schon in der Loge im Theater aufgefallen. Frau Orth hatte Besuch, er begleitete mich, nahm hinter mir Platz, und bei der Unterhaltung in den Pausen bemerkte ich, daß er sich etwas nahe zu mir herabbeugte — oder seine Hand auf die Lehne meines Stuhles legte — unmerklich fast — aber mir ward beklommen dabei. „Sie sehen gut aus heute," sagte er, mich fest anblickend. „Solche schwarzen Toiletten müßten Sie immer tragen. Ihr Haar schimmert goldblond . . ." Als er mir in der Garderobe den Mantel umgab, berührte seine Hand leise meinen Nacken und er hüllte mich ein wie jemand, den man gern hat. — Aber das kann doch alles nicht sein!!

*

Nun ist mir's klar geworden. Großer Gott! Noch sitze ich hier — außer Atem, mit wildschlagendem Herzen.

Wir waren von Tisch aufgestanden, Frau Orth zog sich in das Schlafzimmer zurück. Alex ging auf seine Stube — der Diener räumte den Tisch ab. Mich hatte Frau Orth gebeten, ihr die Rechnungen in das Haushaltungsbuch einzutragen. Kaum hatte ich an ihrem Schreibtisch Platz genommen, als ich „ihn" hereinkommen sehe. Er schließt die Tür hinter sich und tritt an den Schreibtisch. Etwas hinter meinen Stuhl.

Ich schreibe. Meine Hand beginnt zu zittern . . . Ich fühle seinen Atem in meiner Nähe — sehe plötzlich, wie seine Hand sich auf die meine legt — sie fest umfaßt — über mir seine Augen — —

Ich sprang auf.

In dem Augenblick legte sich sein Arm um meine Taille.

„Aber, Anne — machen Sie doch keine Szene —!"

„Herr Orth," sage ich mit unterdrückter Stimme, denn nebenan klapperte der Diener mit den Tellern —

„Na, was ist denn?" Er greift nach meiner abwehrenden Hand und hält sie fest.

„Entweder — Sie lassen mich los — oder ich rufe laut —"

„Wie hübsch du jetzt bist — ordentlich heiße Backen hast du. Nee, loslassen tu' ich dich nicht — du könntest mir mal —"

„Herr Orth —"

„Liebes — du — höre einmal, sei mir doch etwas gut —"

Nebenan Frau Orths Stimme, er läßt mich los. Ich lasse mich am Tisch nieder mit schwankenden Knien. In dem Augenblick steht Frau Orth in der geöffneten Tür. Einen kurzen Augenblick früher — und sie hätte mich in den Armen ihres Mannes gefunden. Ich habe ihr nicht in die Augen zu sehen gewagt. — Dann bin ich auf mein Zimmer geflohen.

*

Ich habe keine Ruhe mehr seit diesem Tag. Meine Gedanken richten sich nur mehr auf den einen Punkt: ihm aus dem Wege zu gehen, ehe er mir allein entgegentreten kann. Ich vermeide, ihn bei Tisch anzusehen, suche kalt zu scheinen — harmlos — ahnungslos . . . Er beobachtet mich

Digitized by Google

— scheinbar beluſtigt. Unſre Unterhaltungen ſind plötzlich ſtockend geworden — ich beſchränke mich auf das Aeußerſte, gerade ſo, daß Frau Orth und Aler nicht aufmerkſam werden. Ach, daß es doch bloß eine Laune von ihm war, ein Scherz — gleichviel was, ich vergebe ihm alles, wenn ich nur bleiben kann! Ich will blind ſein und taub!

In dieſer Nacht bin ich aus dem Schlaf aufgeſcheucht worden. Schritte an meiner Tür, taſtende Hände, die nach der Türklinke ſuchten? — Ich fuhr empor — ſchlaftrunken — verſtört. — Dann habe ich Licht angezündet und gehorcht. Meine Tür war verſchloſſen. Dann rüttelte es leiſe. — Mein Herz ſchlug wild — wenn — großer, barmherziger Himmel, wenn das Schloß nachgäbe —! Zitternd — ſaß ich. — Ich wartete. — Dann entfernten ſich leiſe Schritte von meiner Tür.

Aber einſchlafen konnte ich dann nicht mehr!

*

Frau Orth ſprach heute mit mir von der Ehe. „Weshalb haben Sie ſich nicht verheiratet, liebe Anne?"

„Ich hatte kein Vermögen, um einen Offizier zu heiraten."

„Mußte es denn ein Offizier ſein?"

Sie ſieht, daß mir die Tränen kommen, und ſtreicht mir über das Haar. „Es war wohl ein Offizier, den Sie lieb hatten," ſagte ſie leiſe. „Aber nicht alle Hoffnung verlieren! Sie ſind noch nicht zu alt. Ich habe auch mit fünfunddreißig Jahren erſt geheiratet, und mein Mann war jünger als ich. Sie ſehen ja, wie glücklich wir ſind! Er hat mich ſtets auf Händen getragen, und jetzt noch iſt er genau wie als Bräutigam, ſo aufmerkſam und liebevoll zu mir. Solch ein ſpätes Glück hält feſter zuſammen wie junge Liebesheiraten, Anne! Glauben Sie mir! Auch Sie werden noch glücklich!" Und ſie drückte meine Hand. Gute alte Dame! Sie weiß nicht, was ich in dieſen Tagen durchmache.

Bald bin ich allein beim Frühſtückstiſch mit ihm, bald wartet er auf mich unten an der Haustüre, ich erſinne Liſten, Ausflüchte — um ihm zu entgehen. Aber er iſt klug und weiß beſſer Beſcheid in ſolchen Dingen. Er gibt ſcheinbar nach — tut, als ob er gar nichts von meiner Flucht gewußt hätte, um mich dann, als ich gerade aufatmend ausruhen will, feſtzuhalten. Er iſt ein Meiſter darin, jemand den Weg abzuſchneiden und ſeine Spur zu wiſſen. Dabei die Furcht vor der Entdeckung, die Scham über dieſes Hin und Her — Angſt vor dem „Draußenſtehen" — ich komme von einem Schrecken in den andern. Bin ich allein, ſo fliegt mein Herzſchlag, daß er nun ins Zimmer träte, von neuem verſuchend, meine Abwehr zu beſiegen. Er iſt kein Greis, er iſt ein Menſch von ausgezeichneter Geſundheit und hat ſich eine jugendliche Friſche bewahrt, die ihn jünger ſcheinen läßt als er iſt. Ich bin feſt davon überzeugt, daß er ſich nichts Böſes dabei denkt. Er iſt im Grunde ein gutmütiger Menſch, der zu leben weiß und andre leben läßt, und eine ſolche Plänkelei „faute de mieux" mitnimmt, ohne ſich Gedanken darüber zu machen. Aber ich weiß nicht mehr, wie ich mein Klopfen des Gewiſſens beruhigen ſoll, wenn ich Frau Orth gegenübertrete . . . Ach, blind ſein können und taub!!!

*

Nun iſt es gekommen!

Das Telephonzimmer liegt am Ende des Ganges, ein enges, dunkles Zimmer. Frau Orth bat mich, ihren Schneider anzutelephonieren.

Ich ging auf ihren Wunſch.

Kaum bin ich drin, ich nehme gerade den Hörer zur Hand — als Herr Orth vor mir ſteht. Diesmal bin ich ſicherer, nicht gehört zu werden. Aber ehe ich ein Wort ſagen kann, fühle ich mich umfaßt und feſt an ein wildpochendes Herz gepreßt — auf meinem Geſicht brennen Küſſe — erſticken mein Rufen . . .

Mich ſchaudert es — Küſſe von einem Greis — heiße — durſtige — verlangende — ehrfurchtloſe — gewiſſenloſe —

„Na — du — ſchrei nur! Hier hört dich keiner. Sie ſind alle fort! — Du — Anne — weißt du nicht, daß ich verliebt in dich bin? — Sag —? Na, ſtoß mich doch nicht. Das hilft jetzt nichts. Ich will dir ja nichts tun! Ich will bloß . . ."

Das alles zwiſchen Küſſen und Feſthalten. Ich ringe, kämpfe — den Kopf zurückgebogen. Soll ich ſchreien? Mit dem Schrei würden wir hier gefunden! Ich mit dem Hausherrn in einer dunkeln Kammer! Wie ſollte ich je die Schande von mir abwaſchen? — Man würde mich fortjagen! Nachdem ich kaum hier warm geworden. Ich ſuche die Tür — aber als ich den Griff faſſe, iſt ſie abgeſchloſſen.

Wieder der Kampf — ſeine heißen Lippen brennen auf meinem Hals. — Scham und Wut geben mir Kraft, ihn mir fern zu halten — da ſchreie ich auf — „meine Hand!" Ein jäher Schmerz in meiner linken Hand. Ich habe mir bei dem Ringen das Handgelenk verſtaucht.

*

Es war alles ſo erniedrigend. Das Lügen, die fragenden Blicke der guten, ahnungsloſen alten Dame, ihr Bedauern, „daß ich auf der Treppe ausgeglitten bin und mir beim Feſthalten am Geländer das Gelenk verſtaucht habe . . ."

Nun mache ich kalte Kompreſſen und ſoll mich ruhig auf meinem Zimmer halten.

Digitized by Google

Wenn ich nur ruhig werden könnte!

Ich sitze in meinem Zimmer wie eine Gelähmte. Es ist über mich gegangen — das Verhängnis — und hat mich zermalmt ... Was nun!! Ich möchte schreien vor Scham, vor Jammer, und wild ist das Heimweh über mich gekommen. So schutzlos, so verlassen, daß ich nicht einmal weinen kann! Es ist die Verzweiflung, die mich schüttelt.

Fort von hier — aus diesem Hause, das mir eine warme, liebevolle Hand geöffnet hatte — das Zimmer, in dem ich gern gewohnt, verlassen müssen, eine gütige alte Frau belügen — einen Grund finden, von einem Tag zum andern eine Unterkunft suchen? —

Wo soll ich hin?!

*

An diesem Abend gab der Riegel nach.

Es war niemand in dem Stockwerk als ich und er!

Ich war noch angekleidet und schrieb. Ich hatte das Schloß in Unordnung gefunden, der Schlüssel war verdreht, er ging nicht recht zu, der Riegel kam mir loser vor wie sonst. Es war niemand mehr auf. Ich mochte keine Dienstboten wecken — und erwartete so, was mir diese Nacht bringen würde, fest entschlossen, mich zu wehren oder um Hilfe zu rufen. Ich wartete bis ein Uhr. Dann Schritte unten.

Leise tastende Schritte die Treppe herauf bis vor meine Tür. Eine Hand auf der Klinke. Ich stand mitten im Zimmer, hochaufatmend und kalt vor Entsetzen. Ein Klinken, ein Rütteln — der Riegel flog zur Seite. Die Stühle, mit denen ich die Tür verstellt hatte, schoben sich mir entgegen.

Er stand vor mir.

Ein wildes Ringen begann. — Dann schlug ich nach ihm — und traf ihn gut. Er stand wie geblendet. Die Hand auf der Klingel setzte ich die Flurschelle in Bewegung — das Läutewerk schrillte hilferufend durch das nachtstille Haus.

Es war geschehen! —

Dann ging er endlich mit raschen Schritten, die Dienstboten kamen aus dem dritten Stockwerk heruntergelaufen. Ich habe mich in mein Zimmer zurückgezogen, die Lampe gelöscht und es ihm überlassen, die Leute zu belügen.

Am andern Morgen habe ich Frau Orth gesagt, daß meine Tante mich zu sich berufen habe. Sie sei krank.

*

Ich bin ein Jahr lang nicht mehr dazu gekommen, in das Buch zu schreiben. Es gab für mich keinen Ruhetag mehr, keinen Abend, an dem ich hätte schreiben können. Die Tage und Wochen sind dahingestürmt und haben mich mitgenommen.

Von Orths nahm ich eine Stelle an, die sich gerade fand. Eine Unterkunft, um ein Dach über mir zu haben, ob gut oder schlecht.

Eine Stelle als Haushälterin bei einem reichen Metzgermeister in einem unsauberen Haus in Mülheim am Rhein, wo ich so lange blieb, bis ich eine andre Stelle fand.

Von da aus in eine Familienpension nach Nauheim, die nach einem halben Jahr in Konkurs geriet, dann in ein Pfarrhaus nach Boppard am Rhein. Dort brach Scharlach unter den Kindern aus, da ich sie pflegte, wurde ich von der Krankheit ergriffen. Ich brach zusammen. Das Scharlachfieber gab mir wohl den letzten Stoß, es war schon in mir eine Krankheit vorbereitet. —

Vier Wochen lag ich im Hospital. Dann holte mich Marie und brachte mich zu Ida und Herbert nach Köln. Tante Klothilde ist wieder in Rom. Es wird ja nicht für lange Zeit sein, aber mir ist, als ob ich nie mehr ganz gesund würde.

Marie hat einen Brief von Tante Milchen bekommen, sie legt ihn mir bei. Er ist sehr liebevoll gehalten und sehr dringlich, und er enthält die Anfrage, ob ich jetzt geneigt bin, zu ihr zu kommen.

Marie rät mir mit Güte dazu, sie hat Tante vorbereitet, daß ich nicht mehr sehr leistungsfähig bin. Tante Milchen, die jetzt mit ihrem Mann, dem pensionierten Oberst, in Kassel wohnt, sucht noch immer eine Stütze, die imstande ist, ihren kleinen Haushalt zu leiten. Eintreten kann ich jeden Tag, das Gehalt vierzig Mark. Mehr wird mir ja niemand bieten, und bei Ida kann ich nicht länger bleiben. Sie hat mich fast sechs Wochen bei sich gehabt und ich habe mich soweit bei ihr erholt. Nur meine Augen sind merkwürdig schwach geworden. Ich trage seit gestern einen Kneifer. Das erste graue Haar habe ich heute früh gefunden.

Ich werde die Stelle bei Tante Milchen annehmen.

Ich bin müde geworden und mürbe.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google

Bauernhaus in Lehde

Eine Fahrt durch den Spreewald

Von

H. Thurn

(Hierzu neun Abbildungen nach Originalaufnahmen vom Verfasser und A. Falkenberg)

Mit einem Schnellzuge der Berlin-Görlitzer Eisenbahn verlassen wir an einem stillen Morgen das rauschende, nie rastende Großstadtgetriebe, um einen Tag der Ruhe und Beschaulichkeit in der freien, schönen Natur zu verleben. Wir durchqueren einen Teil von des „Heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse", einen ebenen Landstrich, dem jedoch gerade hier eine Menge träumerischer Seen und schilfumrahmter Flußläufe, die durch Havel und Spree gebildet werden, einen eignen melancholischen Reiz verleiht. Vorbei geht die Fahrt an Königs-Wusterhausen, dem Lieblingsaufenthalt des Königs Friedrich Wilhelm I., in dessen efeuumranktem Schloß die Sitzungen des berühmten Tabakskollegiums stattfanden. Kaum hat der Zug die sandige Mark mit ihrem graugrünroten Nadelholzgürtel verlassen, so leuchtet uns ein helles, freundliches, smaragdschimmerndes Grün entgegen, das bisweilen von dem blauen Spiegel eines schnurgeraden Kanals oder dem dunkeln Fleck eines im dichten Buschwerk verschwindenden Daches unterbrochen wird. Wir fahren am Rande des wendischen Spreewaldes entlang, jenes Erdenwinkels von großer Fruchtbarkeit, den ein mehr als dreihundertfach gewalteter Fluß geschaffen hat und der dem versprengten Rest eines aussterbenden Volkes das letzte Asyl gewährt.

Einst ein riesiger Laubwaldkomplex, ein gewaltiger Urwald, bildet der Spreewald noch heute in einer Ausdehnung von über fünf Quadratmeilen eine der seltsamsten und interessantesten Landschaften Deutschlands. Die Hunderte von größeren und kleineren Wasseradern, in welche die Spree mit der Malxe sich wenige Kilometer nördlich von Kottbus auflöst, bilden in den herrlichen Erlenbeständen des Oberspreewaldes ein Labyrinth, das dem Fremden ein Vordringen ohne ortskundigen Führer unmöglich macht. Kurz vor Lübben vereinigen sich alle diese Fließe wieder in einem einzigen Bett, um wenige Kilometer weiter das Spiel von neuem zu beginnen und auch den Unterspreewald in unzähligen Adern zu durchströmen. Bedauerlich ist es, daß ein großer Teil der ausgedehnten Waldungen, die sich weit über die Grenzen des langgezogenen Tales erstreckten, mit dem Vordringen der Kultur zugrunde gehen mußte.

Moltke sagt in seinen „Orientalischen Reisebriefen": „Ich habe noch nie ein so anmutiges, so überaus grünes Gelände zu meinen Füßen gesehen außer vom Lübbenauer Kirchturm, der den Spreewald überragt." Wir verlassen in Lübbenau den Bahnhof, durchschreiten das feuchte flache Vorgelände — einen ungeheuern Bohnen-, Gurken- und Meerrettichgarten — und gelangen zum Anlegeplatz für Kähne,

Digitized by Google

Aufbruch zu einer Spazierfahrt

wo wir bald mit einem Fährmann über den Preis einer Tagesfahrt einig werden und vom Lande abstoßen. In gleichem Rhythmus stößt er die Stange mit der eisernen Doppelspitze in den seichten Grund und

Spreewälderin auf einer „Bank"

langsam gleitet das Fahrzeug unter leisem Plätschern über das Wasser, dessen flacher Boden hellrot durch die Kristallflut schimmert. Unmerklich fällt der Wiesenrand ab, über den hier ein tiefbelaubter Erlenstamm, dort ein seltsam zugespitzter birnenförmiger Heuschober hervorschaut. Schwarzblaue Libellen zittern unstet hier und da über die feuchtgelben, fettig glänzenden Sumpfdotterblumen des Ufersaumes. Die Wiesenfelder sind mit einem hochroten welligen Teppich bedeckt, den die Purpurähre des Sauerampfers färbt. Verschiedene Flußadern krümmen sich in Wellenlinien durch den Wiesengrund, dessen Ufer so flach erscheinen, als schiebe sich das Wasser an den Seiten unter den Grasboden und lasse die leise zitternde Pflanzenwoge wie eine Tauginsel des weiten Ozeans auf sich schaukeln. Silberne Fischchen sausen durch die klare Flut, ein Zeisigpaar badet zutraulich in einer Bucht, an deren Hang der schwarze Torfboden hervortritt. Weit in der Ferne ruft als einzige Stimme der Kuckuck, jener graue Waldphilosoph, der das Leben wohl genießen, aber kein eignes Nest bauen will. Es gehört in der Tat zu den schönsten und seltensten Genüssen, die ein Naturfreund finden kann, auf diesem Geflecht von Wasserläufen in dämmeriger Beleuchtung und in schattiger Kühle unter den hoch oben sich verflechtenden Baumkronen sanft und geräuschlos dahinzugleiten, während draußen die heiße Sonnenglut alles niederdrückt, oder bei dem schmelzenden Lied der Nachtigallen in zauberischer Mondscheinpracht auf schaukelndem Kahn zu träumen.

Wir fahren jetzt am Waldrand entlang; die Wurzeln der Erlen fußen im Sumpf, das Geweige wölbt sich über unsrer Wasserstraße, in der man tagelang herumfahren kann, ohne weiter etwas zu

Digitized by Google

sehen als schwefelgelbe Schwertlilien, Hopfenranken und den dichten grünen Erlendom. Von Baumarten wächst in ungemeiner Uppigkeit die Roterle und die Stieleiche; ebenso Bergahorn, Rüstern und Kiefern, Fichten und Weiden bilden anmutige Zierden des Spreewaldes; auch ragt hier die Eiche, jener alte deutsche Weltenbaum, noch stolz empor. Zwischen weißen Seerosen, gelben Mummeln, Wasserschwertlilien, blauen und goldenen Iris gleitet der Kahn still seine Fahrt, vorbei an nordischen Lotosblumen, dem Symbol der heißesten Liebe und der urältesten, tiefsinnigsten Philosophie. Von ferne ertönen die Klänge eines melancholischen Wendenliedes, und

Während das schützende geheimnisvolle Dunkel der vielhundertjährigen Bäume in grauer Vorzeit dem Wisent und Elch, Bär und Wolf und Wildschwein Unterschlupf gewährte, hat sich das Bild heute wesentlich geändert. Scheue Rehe und Hasen, still kriechende Flußschildkröten, lockende Fasanen und spielende Wildenten stören nicht die Stille der Natur. Nur wenn der kreisende Reiher seinen heiseren Schrei ausstößt, erschrecken die zahlreich vorhandenen Singvögel, die Nachtigallen, Amseln, Drosseln, Rotkehlchen, Wachteln und Stare; auch der Storch, der sein grünes Jagdrevier bedächtigen Schrittes abschreitet, schaut sich verwundert nach dem

Bauernhof im Spreewald

unter dem grünen rauschenden Waldesdom träumt der einsame Fahrer von den Nixen und Unholden, an denen die Sagen der Wenden so reich sind.

Das in allen Farbentönen schillernde Grün der Gräser gibt den Wiesen einen großen Liebreiz; wir sehen da Waldrohr, Wiesenschilf, Honiggrasarten, Ruchgras, Zittergras und viele andre Grasarten. Als Feldfrüchte findet man hauptsächlich Gerste, Weizen, Roggen, Hafer, Kartoffeln, Rüben und Flachs, dessen Fäden gesponnen und verwebt und dessen enthülster und gerösteter Samen zu Leinöl verarbeitet wird, das eine Lieblingsspeise des Spreewälders ist. Auch betreibt jeder Spreewälder Bauer umfangreichen Gemüsebau, und Gurken, Zwiebel, Meerrettich und Bohnen werden in großer Menge ausgeführt.

Störenfried um. Der Botaniker, Zoologe und Jäger finden also hier heute noch reiche Beute.

Wir fahren weiter; das Bild wechselt: wir kommen durch ein Dorf ganz eigner Art. Statt der Straßen schattige, laubüberdachte Kanäle, jedes Haus wie eine Burg auf einer Insel, mit Kähnen für den Verkehr mit der Welt. Graubraune Riesendächer mit gekreuzten Holzköpfen am Giebel, von weitem zottigen Ungeheuern gleichend, bedecken die Bauernhäuser, deren kleine, kaum sichtbare Fensterchen fast von dem klafterweise aufgespeicherten Erlenholz verdeckt werden. Meistens enthalten sie als Wohnräume im Hintergrund des Flurs die Küche und zu beiden Seiten derselben je eine sehr große Stube mit ungetünchten Holzwänden, von denen eine für die Eltern als Altgedinge vorbehalten bleibt. Der

Digitized by Google

Schlafraum, ausgestattet mit altmodischen, kunstreich geschnitzten Stühlen, Tischen, Schränken, Truhen und so weiter, zeigt auf dem Ruhelager hochaufgetürmte Federbetten, selbst gestopft, gesponnen und gewebt, der ganze Raum nur unvollständig durch einen breiten Kachelofen und eine leichte Zwischenwand von den übrigen Wohnräumen getrennt. Stall und Scheune, Gerät- und Kahnschuppen liegen auf den offenen Hofstätten. Purpurrote Pfingstrosen quellen ans bläulichem Gesträuch; zu den goldigen Weinblättern am Giebel reckt sich der spanische Flieder in violetten Trauben; fast bis ins Wasser wogt in üppiger Duftwolke der Goldlack. Leise summende

gegeben, denen vielfach hierdurch erst ein selbständiges und auskömmliches Dasein ermöglicht wird, während anderseits die Besitzer selbst ihr Eigentum zugleich viel höher verwerten, als wenn sie das Land selbst bearbeiten würden.

Da taucht eine hagere Bauerngestalt fast unmittelbar neben uns aus dem Rasen, anscheinend mit Mähen beschäftigt. Unser Kahn biegt jetzt um die Ecke und wir sehen vor uns einen Ruderer im Nachen, der die Stange ins Wasser stößt, aber von dem üppigen Uferkraut selbst in solcher Nähe noch verdeckt war. Einen kurzen wendischen Gruß tauschen die Fährleute, dann herrscht wieder be-

Dorfstraße in Lehde

Bienen scheinen die einzigen Herren der Insel. Wirklich, so gleichen die vereinzelten Bauerngehöfte einsamen Pilzen, der Sumpfwiese entsprossen. Angekündigt wird die Nähe eines Dorfes stets durch zahlreiche Heuschober, die dicht beisammen stehen und auch durch die ganze Wiesenlandschaft und im Spätsommer und Herbst sogar bis in den Wald hinein verstreut stehen. Kegelförmig wird das in gewaltigen Mengen wachsende Heu auf niederem Gerüst, das über den Hochwasserspiegel reicht, um eine hohe Stange aufgestapelt. Der größte Teil der Wiesen gehört heute den gräflichen Herrschaftsbesitzern von Straupitz und Lübbenau sowie dem königlichen Forstfiskus und der Hofkammer. Von diesen Wiesenflächen werden ebenso wie von den gartenmäßig angebauten Ländereien kleinere Flächen gegen mäßige Pacht an Arbeiter und Häusler ab-

schauliche Stille, die nur unterbrochen wird von dem tiefen Atem des Fährmannes, dem Geräusch der einstoßenden oder nachschleifenden Stange und dem Plätschern der Wellen, die kosend das Boot umspielen.

Erheblich ist die Ausfuhr an landwirtschaftlichen Erzeugnissen aus dem Spreewald. Für das ganze Wirtschaftsleben ist hier natürlich auch das Wasser von der größten Bedeutung, wenngleich es nicht mehr wie früher durch seinen Fischreichtum den Bewohnern einen Hauptteil der Nahrung bietet. Wichtiger ist heute das Wasser für die einträgliche Gänsezucht, die großen Mühlen und nicht zuletzt für den Unterhalt der Kahnfuhrleute. Die Winterüberschwemmungen und die dadurch hervorgerufene Durchfeuchtung des Bodens bedingen die Fruchtbarkeit der Wiesen, und die Wasserstraßen bilden

Digitized by Google

Wirtschaft im Spreewald

Gehöft hinaus und sind oft wochenlang von allem Verkehr und aller menschlichen Hilfe abgeschnitten.

Und nun zu den Wenden selbst! Der ganze Volksstamm ist slawischen Ursprungs. Nach der allgemeinen Völkerwanderung waren im fünften Jahrhundert die slawischen Stämme der Wenden in die verlassenen **Ebenen der Spree und Havel eingerückt und hatten sich unter ihren eignen Fürsten und Königen** in der Ober- und Niederlausitz niedergelassen. Bereits im vierzehnten Jahrhundert ragten in der Gegend des Spreewaldes besonders zwei Punkte einflußreich hervor: Kottbus als befestigte Handels- und **Gewerbsstadt und Burg** im Spreewald. Friedrich **der Große schickte mehrmals** einige hundert Kolonisten

die einzigen Verkehrswege, auf denen **mittels ein**facher Kähne die Erzeugnisse der Wiesen **und des** Waldes eingeholt und nebst denen der Wirtschaft zum Markt gebracht werden, und auf denen der Postbote den Verkehr der Inselbewohner mit der Außenwelt aufrechterhält. Zwar kann man die einzelnen Gehöfte heute vielfach dadurch zu Fuß erreichen, daß im rohen Rialtostil besondere Richtsteige gebaut sind, sogenannte „Bänke", das heißt sehr schmale, schwanke Brücken ursprünglichster Bauart, die wegen der beladenen Kähne meist sehr hoch sind und zu denen beiderseits nur eine recht mangelhafte Stiege hinaufführt. Unter solchen Umständen ist es verständlich, daß hier der Knabe und das Mädchen schon in früher Jugend das lange schmale und flachgebaute Fahrzeug in den engen Fließen lenken lernen. Noch bis vor etwa dreißig Jahren wurden vielfach ausgehöhlte Baumstämme (Einbaum), nach Art der Kanoes der Indianer, als Fahrzeug benutzt, die jetzt jedoch nur noch als Seltenheit den Fremden gezeigt werden.

Was im Sommer Kahn und Ruder, das ist im Winter der Schlittschuh und Eisstuhl mit dem dazu gehörigen Eisstachel, mit dem der Spreewälder sich beim Laufen unterstützt und beim Einbruch selbst herausarbeitet. Wenig beneidenswert ist allerdings die Lage der Spreewaldbewohner, wenn das Eis den Kahn im Hafen noch festhält, aber nicht mehr trägt und die wilden Frühlingsfluten die Eisfläche überspülen. Da können die abgeschlossenen Einsiedler oft nur mit Lebensgefahr aus ihrem

Unter dem Laubdach der Erlen

Digitized by Google

nach dem Spreewald, die das ihnen frei zur Verfügung gestellte Land urbar machten. Von dieser Zeit ab vermischte sich immer mehr germanisches Blut mit den Wenden, so daß das Deutschtum immer größere Fortschritte machte. Auch die Wehrpflicht hat viel zur Germanisierung beigetragen und läßt die Spreewälder, deren es heute vielleicht noch 50 000 gibt, manches von den wendischen Lauten vergessen.

Der Wende singt bei den einzelnen Anlässen die verschiedensten Lieder; das Lied begleitet ihn durch das ganze Leben. Infolgedessen ist sein Liederschatz recht reich; man findet eine vorzügliche Reihe von Romanzen von epischer Breite, mit lebhaften Bildern aus dem täglichen Leben und der Natur. Wir finden weiterhin erotische Lieder, Tanzlieder, Hochzeitslieder und Legenden. Hinsichtlich der musikalischen Seite hören wir besonders schöne Melodien und Molltonarten; für die niederwendischen Spreewälder Volkslieder sind hauptsächlich alte Touarten charakteristische Merkmale. Auffallend erscheint uns bei den meisten wendischen Liedern der Schluß: es ist, als ob das Lied noch nicht zu Ende sei, wodurch die Pointe des Liedes eine sehr melancholische Färbung erhält. Eine besondere Rolle spielen die Tanzlieder, die zu den Tänzen gesungen werden. Den größten Teil dieser Lieder singt man zu der sogenannten „serbska reja", dem wendischen Nationaltanz, in Begleitung von originellen nationalen Musikinstrumenten.

Der Wendengesang wird im Spreewald hauptsächlich von den Mädchen gepflegt, während der wendische Bauer vielfach lieber seine in der Militärzeit erlernten deutschen Lieder singt. Am Sommersonntage wird meistens auf einem freien Dorfplatze gesungen, im Winter in sogenannten „Spinngesellschaften". Den Gesang führt eine Vorsängerin, „Kantorka" genannt, die sich die Dorfschönen aus ihrer Mitte wählen. Die Kantorka bleibt so lange im Amte, bis sie heiratet, worauf eine neue Wahl erfolgt.

Besser als Gesang und Sprache scheinen sich die wendischen Gebräuche zu erhalten. Besonders bei den Vergnügungen und Festen der Spreewälder — jede Jahreszeit hat ihre Festlichkeit — treten die Eigentümlichkeiten wendischer Volkssitten hervor. Von treuer Mutterliebe behütet, wächst der Spreewälder mitten in der Natur, fern vom Weltengetriebe heran und wird von Jugend auf gewöhnt und angehalten, im Schweiße seines Angesichts sein Brot zu erringen. Aufs engste ist er mit seinem Kahn sowie mit dem Schlittschuh und Schlitten verwachsen, wie der Kosake mit seinem Pferd. Denn der Kahn oder Schlitten trägt ihn zur Taufe in die Kirche, in die Schule, zum frohesten Feste seines Lebens, der Hochzeit, und auf ihm macht er im Sarge die letzte Fahrt. Feierlich und ernst ist es da im Trauerhause; nachdem der Lehrer des benachbarten Ortes am Sarge das „Dobra noz" (Gute Nacht) gesprochen, wird der Sarg mit dem Entschlafenen schweigend in den Kahn gebracht. Lautlos gleitet der Trauerzug das Wasser hinunter dem fernen Kirchhof zu. Ein eigentümlich schauriges Bild bietet uns ein Leichenzug im Winter. Plötzlich kommt uns eine Schar Schlittschuhläufer entgegen; wir sehen einen schwarz verhängten Sarg auf einem Schlitten, der von einem der Fahrer gestoßen wird, hinter dem der Geistliche, Männer und Frauen in ihren Nationalkostümen in gleichmäßigem Takt dahineilen. Wie flüchtige Gespensterschatten gleiten sie dahin.

Beim Heuen

Im Winter stellt das „wendische Eismeer" mit einem Schlage eine innige Verbindung auch mit den entfernter gelegenen Ortschaften, Gehöften und Wiesengründen her. Nun entwickelt sich ein reges Leben. Spreewälder und Spreewälderinnen gleiten auf langen breireifigen Schlittschuhen oder auf Schlitten pfeilschnell über die glatte Fläche. Große kräftige Gestalten sieht man unter den Männern, den mächtigen Eiskothurn an den hohen Wasserstiefeln, den herabhängenden dicken Wollenschal um den Hals, die kurze Tabakspfeife im Munde. Furcht vor etwaigem Einbruch kennt der Spreewälder nicht. Interessanter

Digitized by Google

noch sind die Spreewälderinnen in ihrer originellen Erscheinung mit ihren grellfarbigen grünen, roten oder blauen fußfreien Gewändern. Auf dem glattgescheitelten Haar die Tüllhaube mit großer Krause, vorn durch eine bunte Seidenschleife geziert; oft auch ein Tuch von schwarzer oder buntdurchwirkter Seide, das nach Vorschrift in Falten gelegt wird und gleiche Zipfel bilden muß. Dann ein schwarzsamtenes Mieder, aus dem derbe, kräftige Arme mit kurzen schneeweißen Aermeln, die zu einem westenartig unter dem Mieder befindlichen linnenen Kleidungsstück gehören, hervorragen. Ueber dem Mieder ist das Brusttuch künstlerisch um den Körper geschlungen, die Zipfel unter die Schürze gesteckt. Diese verbirgt, mit fliegenden seidenen Bändern geschmückt, fast ganz den kurzen Rock, der in allen nur denkbaren Farben schillert. Gewöhnlich trägt die Wendin im Sommer keine Strümpfe; nur bei festlichen Gelegenheiten und zum Kirchgang werden schwarze Strümpfe und niedrige Lackschuhe angezogen. Allerdings verleugnet sich bei den Spreewälderinnen selten der slawische Typus, und die stumpfen Nasen, breiten Backenknochen und kleinen Augen sind meistens nicht nach deutschem Geschmack.

Schule, Dienstpflicht, Landstraßen, die den Spreewald immer enger umspannen und immer zahlreicher durchqueren, und die bösen Eisenbahnen sowie Telegraph und Fernsprecher zerstören ein Stück nach dem andern von diesem alten Volkstum. Schon zeigen manche Dörfer ein moderneres Aussehen und die Dorfschönen beginnen sich städtisch zu kleiden; schon versteht auch im entferntesten Winkel das alte Mütterchen einige Worte Deutsch. Bald werden die melodischen Lieder der Wenden, von denen sich manche bereits mit deutschem Refrain schmücken, verklingen, und der wendische Nationaltanz wird verschwunden sein.

Begräbnis im Spreewald

Die Mutter

Von

Ernst Zahn

Gerafft von einer festen Hand,
Rauschte im Gehn ihr schwarz Gewand.

Es fiel ein flüchtiger Sonnenstrahl
Auf eine Wange weiß und schmal.

Das Haupt geneigt, den Scheitel grau,
Schritt stumm fürbaß die hohe Frau.

Sie schaun mich an, weil jähes Licht
Mir flog durch Blick und Angesicht.

Daß mich's wie Andacht überkam,
Ich weiß, wie es sie wundernahm.

Sie schaun und fragen, was mir sei?
Nichts: meine Mutter ging vorbei!

Digitized by Google

Blumengeheimnis

Von

K. Francé

Ich trete aus dem Helldunkel des Waldes hinaus auf eine sonnige Lichtung. Nach langem Schweigen und der zart abgetönten Farbensymphonie in Grün und Braun nun auf einmal ein grellbunter Teppich zu meinen Füßen, und in breiten, blitzenden, warmen Lichtströmen jubiliert, zirpt und summt der sonnenfreudigen Geschöpfe Heer. Es ist ein tausendmal durchlebter Kontrast und immer greift er mit neuer Kraft an das Gemüt. An das Gemüt allein? Er sollte uns auch zum Nachsinnen und Forschen verleiten, denn auf dieser freudigbunten Blumenwiese sind Dinge von merkwürdiger Bedeutsamkeit vorhanden.

Warum diese Liebe der Blumen für sengende Sonne, die ihr zartes Körperchen vorzeitig zu Tode zu brennen droht? Warum sind drinnen in der feuchtkühlen Waldhalle so wenig Blumen mitgegangen? Nur ein paar geschämige Glockenblümchen und da und dort eine abenteuerliche Rapunzel. Hier aber, belästigt von tausend gefräßigen, stets lüsternen Schnaken, Fliegen, Hummeln und Blumenkäfern, drängen sie sich zu Tausenden und sticken ein Farbenmuster von eigenartigen Gegensätzen. Hart nebeneinander sind die grellsten Farben gesetzt; in unsrer Stube würde sich das Auge, beleidigt von solcher Geschmacklosigkeit, abwenden; hier aber fließen die Farben, geeinigt durch einen fast überirdischen Glanz, doch harmonisch zusammen. Woher diese Kontraste? Warum so viel Pracht, wozu dieses Sichzurschaustellen im hellsten Licht? Wollen denn die Blumen gesehen werden?

Es gab vor hundert Jahren ein deutsches Schulmeisterlein, dem diese Gedanken durch den Kopf gingen. Und es beantwortete sich seine letzte Frage tapfer und entschlossen: Ja, die Blumen wollen gesehen werden, sie müssen gesehen werden, um leben zu können! Aber nicht von uns, sondern von den Insekten.

Das war damals, als sich die Botanik nur im Zergliedern, Beschreiben und Benennen erschöpfte, kühn, es war sogar so kühn, daß man das Werk des Spandauer Rektors Christian Konrad Sprengel, in dem derartiges behauptet wurde, als abgeschmackt und lächerlich verwarf und den Autor so verfolgte, daß er selbst an dem Wert seiner Entdeckung irre wurde und sich ganz von der Wissenschaft zurückzog.

Was er entdeckt hatte, ist heute zu einem großen und geachteten Wissenszweig emporgewachsen — die Geschichte der Wissenschaften ist also nicht umsonst um einen Märtyrer reicher geworden.

Sprengel entdeckte das Bündnis zwischen Pflanze und Tier, zwischen Blume und Insekt — und dadurch hat die Blumenwiese einen neuen und tiefen Sinn erhalten für den Naturkenner. Aber auch eine Enttäuschung bringt sie dadurch dem Naturschwärmer. Mag es auch noch so schmerzlich sein für unser Gemüt, es läßt sich nicht verschleiern: die Blume blüht nicht für uns; nicht zu unserm Ergötzen strahlt sie die feinsten und edelsten Farben wider, nicht um uns zu fesseln, atmet der nächtliche Garten seine schweren und berauschenden Düfte, nicht um uns zu gefallen, baut die Pflanze so zierliche, nedische, formvollendete Kunstwerke — nein, sie verschwendet all diese Anmut und ihren keuschen Liebreiz um der stumpfen Sinne täppischer Hummeln, ungelenker Käfer und dummdreist glotzender Fliegen willen.

Das mag ärgerlich sein, aber es ist eine der Wirklichkeiten des Lebens. Wir müssen uns darein fügen. Wir gewinnen sogar reichlich Entschädigung, wenn wir diesem Bündnis zwischen Tier und Blume nachspüren, denn seltsame Kräfte der Pflanzen werden in ihm offenbar. Wer auf sie achtet, dem wird eine Wiesenwanderung zu einer Unterrichtsstunde der Natur, aus der er im tiefsten Innern belehrt über die hohen und verehrungswürdigen Eigenschaften des Lebens zurückkehrt ins alltägliche Getriebe. Und der Tag war für ihn nicht verloren.

Die erste Salbei (Salvia genannt von dem Kräuterkenner), der er begegnet, sagt ihm, daß das Problem der Insektenfreundschaft der Blumen nicht so leicht zu lösen sei. Da steht die hohe tiefviolette Blütenrispe reichbesetzt mit den absonderlich geformten Blumen, deren jede ein kokett aufgeworfenes Lippchen ihren Gästen beut, über dem eine kühngeschwungene Adernase sich stolz emporrichtet. Die Gäste lassen nicht lange auf sich warten, denn am Grunde des Salbeikelches wird leckerer Zuckersaft geschänkt. Da ist schon ein Hummelchen. Geschickt springt es auf die Lippe, nun senkt es tief das Köpfchen in den amethystschimmernden Schlund. Aber was ist das? Aus dem Rachen der Blume kommt ein winziges Schlangenzünglein hervor, greift dem Gaste in den Pelz und bestäubt ihn mit weißlichem Pulver. Den aber bekümmert es nicht. Er schlürft, solange er mag, dann aber taumelt er weiter,

Digitized by Google

begierig nach weiterem Trank. Die nächste Rispe hat ihn schon angelockt. Aber da ich ihm folge, wartet meiner eine neue Ueberraschung. Diese Blüte ist älter, sie ist auch anders gebaut als die vorige. Zwar ist auch hier ein Schlangenzünglein da; aber nun hängt es von der Oberlippe herab. Und als sich die Hummel nach dem süßen Tranke beugt, betupft sie der zarte gespaltene Faden genau an der Stelle, wo sie von früher her staubig war.

So viel merkt jeder ohne botanische Kenntnisse. Aber wer die Naturgeschichte der Salbei genauer kennt, weiß, daß sich hier vor seinen Augen das große Werdegeheimnis der Natur vollzogen hat. Das erste Zünglein war der Staubfaden das zweite trug die Narbe. Der Staub des ersten mußte auf die Narbe gebracht werden, damit einem neuen Wesen das Leben geschenkt werden kann. Und wir sahen es ja selbst: die Hummel war der Vermittler. Aber nicht sie allein. Der Staubfaden griff doch selbst zu. Wie kam das? Um es zu verstehen, muß man den Bau der Blüte zergliedern. Schneide ich sie geschickt der Länge nach auf, so bemerke ich, daß dieser bei einer Blüte etwas unheimlichen Beweglichkeit nur ein geschickt angebrachter Mechanismus zugrunde liegt. Der Staubfaden ist an einem Gelenk beweglich befestigt; im Schlund der Blüte setzt er sich in ein kleines Löffelchen fort. Und das stellt sich just vor den Zuckerwassertropfen. Wer an den heran will, muß das Hindernis wegschieben. Tut man das aber, so sinkt der andre lange Hebelarm herab und schüttet sein Blumenstaubeimerchen aus . . .

Ich komme nicht weg von der Salbei, die mir diese Dinge sagt; ich sehe die Hummeln rastlos anfliegen, wie die Eimerchen sinken, wie in allen älteren Blüten die Narbe so lang gewachsen ist, bis sie herabreicht an den Punkt, wo früher die nun vertrocknete Blumenstaubschüssel ausgeleert wurde, ich sehe ringsum die ganze Wiese mit ähnlichen sinnvollen Maschinchen besetzt, wie mit gleißenden großen blauen, roten, weißen und gelben Augen, die begierig lauern, wann denn der Freier kommt, der ihnen den Liebesdienst erweist, zu dem es der Pflanze an Beweglichkeit und Kraft gebricht — und ich vergesse vor lauter Sinnen und Nachdenken auf die tausend andern Fragen, die mir diese Wiese aufgibt. Schon die erste Blume, die man auf ihren Sinn hin prüft, nimmt unser ganzes Denken auf lange hin in Beschlag.

Denn wie kam diese Maschine zustande? Wer sagte es der Pflanze, daß sie ihre Nebenbuhler besiegen kann, wenn sie ihre Blüten violett färbt, weil die Hummeln und Bienen Violett mehr lieben als andre Farben? Ja, woher weiß sie überhaupt, daß eine Hummel geeignet sei, die Handlung zu vollbringen, von der die Befruchtung abhängt? Wie erfand sie den verwickelten Schlagwerkmechanismus, mit dessen Hilfe sie es vermeidet, sich selbst zu befruchten? In tausend Einzelheiten ist diese Blüte zweckmäßig geformt und gefärbt; sie handelt zweckmäßig, sie wächst zweckmäßig, alles an ihr strebt dem Ziele zu, das da heißt: die Eigenschaften eines fremden Wesens ihrer Art mit ihren eignen zu vermischen, damit daraus eine neue Quelle lebenstüchtiger Eigenschaften hervorsprudle. Woher dieser Drang nach Erhaltung, nach Steigerung des Lebens? Dieses im Winde schaukelnde Geschöpfchen da vor mir verwendet sinnreiche Mittel zur Erreichung von Absichten, es benimmt sich genau wie ein Wesen, das Willen hat, das seine Lage beurteilen kann, das sich durch Tätigkeit zu helfen weiß, wenn es am Leben bedroht ist. Und was ist es in Wirklichkeit? Das Gemenge einiger chemischer Stoffe oder, von einem andern Standpunkt betrachtet, ein Wesen, das weder Nerven hat noch ein Gehirn, das aus nichts andern besteht denn einem Klümpchen schleimiger Masse, eingeschlossen und verteilt in viele tausend Kämmerchen, die man Zellen nennt, weil man diese Kämmerchen eben benennen muß.

Angesichts dieser unfaßbar einfachen und unfaßbar begabten Pflanze verstehe ich erst, was Lebensrätsel heißt! Was überhaupt Leben heißt? Gedanken sind ein Lämpchen, mit dem der Mensch die unermeßlich große Höhle, in deren Finsternis er lebt, zu erforschen sucht. Aber auch ein Lämpchen gibt Licht. Und im Lichte dieser Gedanken wird mir klar, so wie es der ganzen neueren Naturforschung klar wird, daß Leben Verständigsein heißt, daß Leben ein Drang ist nach Ewigkeit, nach Höherkommen, nach mehr Kraft, ein Trieb, sich durchzusetzen, ein Wille zur Macht, und daß sich Lebenswille geistiger Fähigkeiten bedienen muß, um nicht am ersten Tag zu ersterben. Das Sinnvolle ist vom Leben untrennbar — darüber sind die Gelehrten nach langem Mühen und Streiten einig geworden. Und die Blumengeheimnisse haben nicht wenig dazu beigetragen, um uns diese Erkenntnis aufzuzwingen. Angesichts der unerschöpflichen Hilfsmittel, die jede Zelle, jedes Pflänzchen, jedes Tier vom ersten Tage seines Daseins aufwendet, um den Drang nach Erhaltung durch Steigerung der Fähigkeiten zu befriedigen, beginnt jetzt die alte Weltanschauung zu kapitulieren, die hartnäckig daran festhielt, der Sinn stamme vom Sinnlosen ab, das Belebte vom Unbelebten, der Verstand vom Unverständigen. Wenn das ginge, dann könnte auch die Welt aus dem Nichts hervorgegangen sein. Aber es geht nicht. Denn wer würde es wagen, Sein von dem Nichtsein abzuleiten?

Und so habe ich denn nicht vergeblich die Blume um ihr Geheimnis befragt. Nach ihrer Weise im sinnigen Symbol, doch klar und nicht mißzuverstehend hat sie es gesagt: auch in ihr glüht ein Funke von dem gleichen Leben, das in mir bewußt geworden ist. Was in mir Wille ist, zeigt sich in ihr als dumpfer Trieb, was mir als Erkenntnis leuchtet, äußert sich in ihrem Leben als zweckmäßiges Tun, und was uns Menschen antreibt zu unerhörten Anstrengungen, zu ewigem Mühen und rastlosem Schaffen: der Drang, durch Kultur den Tag unsers Erdenwallens zu verlängern, er erhält auch die Wiese immer jung in der Schönheit ewig neu erblühender Blumengeschlechter, unfaßbar und uns doch verwandt in ihrem Wirken und Leben, seit Aeonen bis in die fernsten Fernen der Zeiten.

Digitized by Google

Max Liebermann
Nach einer Aufnahme von Nikola Perscheid

Max Liebermann

Von

Hans Rosenhagen

(Hierzu elf Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Nachdem Menzel die Augen geschlossen, hat Max Liebermann vollen Anspruch darauf, der erste Maler Berlins genannt zu werden. Sicherlich ist er der berühmteste. Sein Name hat in der ganzen kunstfremdlichen Welt den besten Klang; und wenn der Künstler auch niemals die Popularität der „kleinen Exzellenz" erlangen wird, so ist sein Ansehen bei allen kunstverständigen Leuten heut kaum geringer. Man kann Liebermann mit dem besten Recht den einzigen bedeutenden Schüler Menzels nennen; bedeutend darum, weil er, nachdem er diesen erreicht, sich in voller Unabhängigkeit von seinem Vorbilde weiterentwickelt und damit den toten Strang vermieden hat, auf dem sonst alle von Menzel beeinflußten Maler zu ihrem Schaden gelandet sind. Wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt: Der Meister hat in dem voranschreitenden Schüler zuletzt seine Art nicht mehr wiedererkennen können und sich voll Entrüstung von dem Maler abgewendet, der seiner Meinung nach verlernt hatte, ein Bild ordentlich fertig zu machen. Aber die Meinung des älteren Künstlers über die scheinbar traurige Veränderung, die mit dem jüngeren vor sich gegangen, wird die Nachwelt nicht hindern, in Liebermann den Fortsetzer Menzels und in beiden Künstlern zwei der wichtigsten Träger der realistischen Idee in der deutschen Malerei zu sehen.

Liebermanns Kunst zeigt eine wechselvollere Physiognomie als die Menzels, nicht nur, weil der jüngere Maler die impressionablere Natur ist, sondern weil er das Glück hatte, seit frühester Jugend das Beste zu sehen, was anderswo entstanden war. Menzel, der in jungen Jahren nicht aus Berlin herauskam und vierzig Jahre alt war, als er die erste Reise nach Paris unternahm, fand sich zum Lernen auf das angewiesen, was zufällig von Werken fremder zeitgenössischer Maler nach Berlin gelangte. Die Möglichkeit, sich mit der wertvollsten Kunst der Zeit in Rapport zu setzen, hätte Liebermann freilich nicht das geringste genutzt, wenn er nicht von frühester Jugend an das Talent besessen, sich für das ihm Gemäße zu entscheiden. Er hat immer seinen Weg vor sich gesehen und sich stets nur das angeeignet, was ihm für seine Entwicklung nützlich schien. Diese feste Richtung

Digitized by Google

auf sein Ziel läßt die Beschuldigung von Liebermanns Gegnern, daß es ihm an Originalität mangle, als eine törichte Verleumdung erscheinen. Man sollte den Menschen, die sich mit so viel Pathos darüber entrüsten, daß der Berliner Maler von allen möglichen alten und neuen Meistern gelernt, nur immer den Ausspruch Goethes entgegenhalten, der da lautet: „Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eignen Innern verdanken wollte." Und eines müssen die heftigsten Gegner Liebermann zugeben: einen so beweglichen Eindruck er als Maler auch machen mag — er hat nie und in keiner Richtung seine Persönlichkeit aufgegeben. Sie ist in den jüngsten seiner Werke so scharf ausgeprägt wie in den ältesten, und es ist ganz unmöglich, ein Bild Liebermanns mit dem Bilde eines jener Meister zu verwechseln, die er nachgeahmt haben soll, nicht etwa, weil seine Leistung die schwächere ist, sondern weil sie Vorzüge besitzt, die der Berliner Maler allein ihr zu geben vermochte.

Liebermann hat zeit seines Lebens das Unglück oder richtiger das Glück gehabt, im eignen Vaterlande mit seinem Schaffen Widerspruch zu erregen. Man hat bald über seinen groben Naturalismus gezetert, bald über die Brutalität seiner Malerei. Diese nannten ihn einen gefühllosen Abschreiber der Natur, jene fanden, daß er die Feinheiten der Wirklichkeit unterschlage. Die einen behaupteten, seine Bilder seien ganz französisch, die andern erklärten sie für urdeutsch. Vielleicht ist in all den verschiedenen Meinungen für die Zeit, da sie geäußert wurden, etwas Wahres gewesen. Eines aber hat man über all diesen Nergeleien meistens übersehen, nämlich daß der Berliner Maler im besten Sinne des Wortes Kunst machte; daß seine Bilder, gleichviel ob sie der großen Menge gefielen oder nicht, eine Atmosphäre von Kultur um sich verbreiteten wie wenige andre. Die verkehrten Urteile, die über seine Schöpfungen abgegeben worden sind und die noch immer abgegeben werden, beruhten und beruhen hauptsächlich darauf, daß man in Deutschland so wenig Verständnis für das Persönliche im Kunstwerk hat und immer Forderungen auch an den bedeutendsten Künstler stellt, die er seiner ganzen Anlage nach nicht erfüllen kann. Wie man niemals zum Genusse der Rembrandtschen Kunst und in ein vernünftiges Verhältnis zu ihr gelangen kann, wenn man den Meister mit einem im Formalen so großen Künstler wie Raffael vergleicht, so muß man den Vorzügen von Liebermann total verständnislos gegenüberstehen, sobald man sich vor seinen Werken auf Dürer, Schwind oder Böcklin besinnt und feststellt, daß ihm deren Tiefsinnigkeit, Gemüt und Phantasiekraft mangelt. Man kann doch von einem Künstler nicht verlangen, daß er gegen sein Talent handle, daß er sein Eigenstes aufgebe, um Schöpfungen in einer Art zu produzieren, die der seinen völlig entgegen ist. Was kommt denn überhaupt bei solchem treuen Anlehnen an beliebte Vorbilder heraus? Die Maler, die auf den Pfaden Böcklins wandeln — wieviel Schuld tragen sie an der Ablehnung, die des Meisters Wirken jetzt hier und da begegnet! Welcher vernünftige Mensch wird es

Max Liebermann — Christus und die Schriftgelehrten

Max Liebermann — Landweg (Zeichnung)

(Aus Karl Scheffler: Max Liebermann. München. R. Piper & Comp.)

wagen, den Ruhm des Franz Hals anzutasten, weil sich dieser, wie Liebermann auch, in seiner Kunst lediglich an das hielt, was er mit seinen guten Augen sah, und dessen Phantasie allein in seinem malerischen Vortrag und in seiner Farbe zur Geltung gelangte!

Immerhin: alle die scharfen Angriffe, die Liebermann während seines Lebens erfahren, haben ihn nicht gehindert, seinen Weg ruhig weiterzugehen und sich durchzusetzen. Kaum ein andrer Maler hat am Schlusse des neunzehnten Jahrhunderts einen so starken Einfluß auf die zeitgenössische deutsche Kunst gewonnen wie er, und ihm fast allein ist es zu danken, daß sich der Kunstgeschmack und das Verständnis für gute Malerei in Deutschland während der letzten beiden Jahrzehnte erkennbar gehoben hat.

Max Liebermann — Mutter und Kind

Der Sprachgebrauch nennt einen Künstler, der, wie Liebermann, den Gegenstand seiner Bilder der Wirklichkeit entnimmt, einen Realisten oder sogar einen Naturalisten. Viele glauben, diese Art von Malerei sei ganz einfach; denn der Künstler habe ja nur nötig, das abzumalen, was er in der gewöhnlichen Welt sehe. Diese Vorstellung ist so falsch wie möglich; denn, um aus einem Natureindruck ein Bild zu machen, ist vielerlei nötig. Es handelt sich nicht um ein farbiges Nachahmen der Wirklichkeit, sondern vor allem um ein scharfes Unterscheiden zwischen den wichtigen und unwichtigen Erscheinungen, die den Natureindruck hervorrufen. Nur wer diese wesentlichen Elemente in der Wirklichkeit zu erkennen und losgelöst von allen Nebensächlichkeiten zur Darstellung zu bringen vermag, liefert die künstlerische Leistung. Kunst ist Wahl. Je sicherer ein Künstler im Wählen ist, je weniger Mittel er braucht, um dem Betrachter seiner Bilder die Illusion der Wirklichkeit zu geben, um so größer ist sein künstlerisches Vermögen. Und Liebermann leistet in dieser Hinsicht das Unglaublichste. Es gibt wenige Künstler, deren Zeichenstift, deren Pinsel eine solche Suggestionskraft besitzen wie die seinen. Ein Strich, ein Farbenfleck von ihm setzen die Phantasie der Betrachter seiner

Digitized by Google

Arbeiter im Rübenfeld (1876)

Max Liebermann

Digitized by Google

Zeichnungen oder Studien meist viel lebhafter in Bewegung als die ausführlichsten Arbeiten vieler andrer Künstler. Die Erklärung für diese Erscheinung liegt wohl vor allem darin, daß sein Bestreben in erster Reihe darauf gerichtet ist, die Schönheit im Charakteristischen zu suchen, nicht eine formale Schönheit. Indem er das tut, wird er freilich dem Teil des Publikums unverständlich, das von einem Künstler verlangt, daß er ihm Menschen und Dinge vorführe, die von Natur schön sind. Liebermann hat nie die geringste Neigung gespürt, sich den Beifall des Publikums durch Wiedergabe einer an sich schönen weiblichen Gestalt zu gewinnen; wohl aber wünscht er durch seine Kunst etwa aufmerksam zu machen auf die Schönheit, die in der Bewegung einer Person während einer Arbeitsverrichtung liegt. Ihn reizen alle charaktervollen Aeußerungen des Lebens, seien sie zu finden in dem durchfurchten Antlitz einer greisen Alten, seien sie offenbart in dem Spiel des Lichtes auf einem Wege oder einer Hauswand oder in dem Gewoge einer Menschenmenge auf der Straße. Nichts hat er so oft und gern dargestellt als Menschen in Tätigkeit. Was kennt man nicht von ihm an Bildern dieser Art! Es gab sogar eine Zeit, wo man ihm seine Vorliebe für die Darstellung des arbeitenden Menschen als sozialistische Gesinnung auslegte. Welche Torheit! Liebermann ist jeder Tendenzmalerei stets vorsichtig aus dem Wege gegangen, so weit, daß man von Mangel an innerer Anteilnahme reden könnte, wenn man nicht wüßte, daß Liebermann seinen größten Ehrgeiz darein setzte, wahr zu sein, der Wirklichkeit so nahe zu kommen wie möglich. Er sagt nicht: „Seht, das ist der Mensch, der sich abrackert, um ein Stückchen Brot für sich und die Seinen zu haben; diesen schweren körperlichen Anstrengungen muß er sich unterziehen"; sondern er sagt: „Schaut einmal, welche schöne Bewegung das ist, welche die Frau des Webers am Spulrade ausführt, während ihr Mann den Webstuhl gehen läßt! Wie sanft das Licht über ihren kräftigen Arm gleitet und wie schön die Farbe ihres verwaschenen Kleides in dem Halbdunkel der engen Werkstatt steht!" Liebermann ist einzig darin, wie er in seinen Bildern alles Modellmäßige, jede Spur von Pose oder Unterstreichung zu vermeiden weiß. Die Menschen, die er schildert, suchen keine Verbindung mit dem, der sie betrachtet. Man hat den Eindruck, der Künstler habe sie völlig ohne ihr Wissen gemalt und ihnen dadurch die Möglichkeit genommen, sich für den Zweck des Malens in ihrem Verhalten oder in ihrer Erscheinung zu verändern oder zu verschönern. In diesem Sinne natürlich zu sein, ist für einen Maler nicht nur sehr schwer, sondern zeugt auch für einen guten Geschmack, der — man denke an die Bauernbilder von Knaus, Vautier, Defregger und vielen andern mit ihren unterstrichenen Pointen und sorgfältig frisierten Charakterköpfen — in Deutschland nicht alltäglich ist.

Als ein so kühler Verstandesmensch der Berliner Maler bei allem lebhaften Temperament durchs Leben wandelt — seine Kunst ist durchaus sinnlicher Natur, immer mit dem Sinn empfangen und für den Sinn geschaffen, auf den sie wirken soll. Wer sie genießen will, muß seine Augen gebrauchen. Und wer das tut, wird sehr bald merken, daß sie trotz des realistischen Inhalts auch durchaus phantasievoll ist. Nicht in der Richtung, daß der Maler durch gegenständliche Erfindungen zu fesseln wünscht, sondern darin, wie der Künstler die Natur gesehen und in der unscheinbarsten die feinsten Reize zu finden weiß. Wieviel Schönheit der Farbe, des Tons, der Linie, der Motive ist nicht in seinen Bildern! Und vor allem spricht der Umstand für Liebermanns Phantasieaufwand, daß seine Schöpfungen die mitschaffende Phantasie der Betrachter seiner Bilder, Studien und Zeichnungen mächtig anregen. Es ist ganz merkwürdig, wieviel intime Schönheiten man aus einer derb hingestrichenen Studie des Künstlers oder aus einer seiner die Wirklichkeit ganz summarisch gebenden Zeichnungen herauszulesen vermag. Und indem solche Arbeiten Liebermanns die Phantasie des Betrachtenden heftig zum Ergänzen reizen, erhalten sie für diesen ein Eigenleben, das er an Schöpfungen andrer Maler, die bis ins Letzte vollendet erscheinen, niemals wahrnimmt.

Ganz unschätzbar ist Liebermanns Kunst darin, daß sie den Maler von seinen ersten Anfängen bis in die jüngste Zeit immer in Entwicklung, immer in dem Bestreben zeigt, seinen künstlerischen Ausdruck, seine Mittel zu steigern, zu verfeinern. Er ist als Maler im Laufe der Jahre immer freier geworden. Teils lag das im Wechsel der Probleme, teils aber auch an dem Wachsen seiner Meisterschaft. Außerdem aber auch wohl an einer großen Lebhaftigkeit des Geistes, die ihm ein Sichwiederholen unleidlich erscheinen läßt. Er, der seine ersten Lorbeeren unter den Fahnen Munkacsys und Millets erstritt und auf dem Wege über Menzel seine Vollkommenheit erlangte, ist heut ein überzeugter Impressionist, dessen Schöpfungen neben denen der besten Franzosen standhalten und den Vorzug besitzen, daß sie nicht französisch wirken. Man kann von Liebermanns Kunst nicht sprechen, ohne der erzieherischen Wirkung zu gedenken, die sie in Deutschland ausgeübt. Von den neuen Motiven, die der Maler mit seinen Bildern von arbeitenden Menschen und aus Holland in die deutsche Kunst gebracht, kann man dabei ganz absehen. Sein Hauptverdienst bleibt, daß er durch sein Beispiel den Künstlern und dem Publikum einen höheren und reineren Begriff des Malerischen verschafft hat, als er noch bis vor fünfzehn Jahren bestand. Er hat gelehrt, daß das Malerische im Bilde nicht auf dem Dasein des gegenständlich Malerischen, auf der Wahl farbenreicher Kostüme und glänzender Requisiten beruht, sondern in einer feineren Weise zu erzeugen ist durch eine treue Beobachtung und Wiedergabe der natürlichen Erscheinungen unter der Wirkung der Atmosphäre und des Lichtes; daß nicht die Fülle der Farben ein Bild reich erscheinen läßt, sondern daß Tonfülle und Glanz der Farbe in einem Gemälde stets erzeugt sind durch den Reichtum an Nuancen. Liebermann arbeitet mit sehr wenigen Farben, die erst auf seinen letzten Bildern leidlich rein geworden sind; aber auch wenn er nur Schwarz und Weiß und dazu vielleicht Blau oder Rot benutzt, haben seine Bilder eine Fülle und Belebtheit des Kolorits, eine Tonschönheit, durch die sie sich in Ausstellungen meist stark von ihrer Umgebung unterscheiden.

Digitized by Google

Max Liebermann — Die Näherin

Digitized by Google

Der Künstler nähert sich jetzt den Sechzig. Er ist ein Berliner Kind, das seinem Vater, einem wohlhabenden Fabrikanten, am 20. Juli 1847 geboren wurde. Für einen gelehrten Beruf bestimmt, bezog er 1868 die Berliner Universität, saß aber, während seine Eltern ihn im philosophischen Kolleg wähnten, in der Malklasse des Pferdemalers Karl Steffeck in der Akademie und übte sich im Zeichnen von Menschen, Pferden und Hunden. Am Ende sahen die Eltern ein, daß es klüger wäre, der Neigung des Sohnes keine Schranken zu setzen. Sie erlaubten ihm, die Kunstschule in Weimar zu beziehen, wo die Belgier Pauwels und Verlat als Lehrer wirkten. In Weimar entstand 1873 Liebermanns erstes größeres Bild, die heut in der Nationalgalerie befindlichen „Gänserupferinnen". Das Bild wurde in Berlin ausgestellt und von der damaligen Kritik mit Hohn und Spott überschüttet. Man fand Gegenstand und Malerei gleich abscheulich. Nur Menzel sah das darin offenbarte Talent und suchte die Bekanntschaft des Malers. Auf diesen war jedoch, nachdem er noch ein zweites Bild — „Die Konservenmacherinnen" — ausgestellt, ein Pariser Kunsthändler aufmerksam geworden, dessen Anerbietungen Liebermann bewogen, sich 1874 in Paris niederzulassen. Dort fand er den Weg von Munkacsy, dem er bisher nachgeeifert, zu Millet, dem großen Bauernmaler, wofür seine in Barbizon entstandenen „Arbeiter im Rübenfelde" ein Zeugnis sind. Eine Reise nach Holland ließ den Künstler eine Reihe neuer Motive finden, durch die er den speziellen Stoffkreis Millets glücklich vermied; zugleich gab sie ihm Gelegenheit, die Werke von Franz Hals und Rembrandt gründlich zu studieren und an ihnen zu lernen. Jetzt hielt ihn Paris nicht länger. Nach einem kurzen Aufenthalt in Berlin siedelte Liebermann 1878 nach München über, wo er sechs Jahre lang arbeitete. Die Befestigung seiner künstlerischen Position machte dort die größten Fortschritte. Während des Münchner Aufenthalts entstanden jene Werke, die den Maler zu einer europäischen Berühmtheit gemacht haben: das „Altmännerhaus in Amsterdam", die „Alte Frau am Fenster", die „Schusterwerkstatt", der „Hof des Waisenhauses in Amsterdam", „Die Bleiche", das „Münchner Bierkonzert" und viele andre. — Wer bezweifelt, daß Liebermann der Fortsetzer Menzels ist, soll nur diese Werke gründlich ansehen. Er wird darin nicht nur den stärksten Einfluß Menzels finden, sondern auch, daß der jüngere Maler einen Fehler des älteren vermieden, nämlich den Verlust der Gesamtwirkung über den Details. Diese Bilder Liebermanns sind nicht weniger intim gemalt als ähnliche Menzels, zweifellos aber einheitlicher in ihrer malerischen Haltung. In Berlin, wohin der Künstler 1884 zurückkehrte, um einen eignen Hausstand zu gründen, schwächt sich Menzels Einfluß auf ihn dann erheblich ab.

Max Liebermann — Die Frau mit den Ziegen (1890)

Digitized by Google

Max Liebermann Strandhäuser (Radierung 1895)

(Aus Karl Scheffler: Max Liebermann. München, R. Piper & Comp.)

Durch Joseph Israels, den holländischen Maler, angeregt, wendet er sich der Beobachtung des Lebens der holländischen Fischerbevölkerung zu. Ein größerer Zug beginnt durch seine Darstellungen zu gehen. Die in der Nationalgalerie befindliche „Flachsscheuer in Laren" bildet den Uebergang zu dem neuen malerischen Stil Liebermanns, in dem die Details nichts, der Gesamtausdruck, die starke und doch feine Stimmung alles ist. Die „Frau mit den Ziegen" in der Münchner Neuen Pinakothek, die „Netzeflickerinnen" der Hamburger Kunsthalle, der ausruhende und der schreitende Mann „in den Dünen" bezeichnen etwa die Höhepunkte dieser Entwicklung, die den Maler eher als einen Schüler des Franz Hals als den Menzels erscheinen lassen. Gegen Mitte der neunziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts kündet sich ein neuer Wechsel in des Künstlers Anschauungen an. Manet und Degas rücken in seinen Gesichtskreis. Dieser reizt ihn durch sein Beispiel, die flüchtigsten Momente der

Max Liebermann Harlem (Zeichnung)

(Aus Karl Scheffler: Max Liebermann. München, R. Piper & Comp.)

Digitized by Google

bewegten Natur zu schildern; jener verführt ihn mit seinen nachgelassenen Schöpfungen dazu, die trüben Farben seiner Palette aufzugeben und mit reinen, lichten Farben zu malen. Um aus dem Gewohnten herauszukommen, sucht Liebermann nun auch gleich neue Motive. Er will das Stärkste an Helligkeit geben und malt „Badende Jungen", deren nackte Körper in Sonnenglut auf weißem Dünensande leuchten. Er will einen Rausch von hellen Farben auf die Leinwand bringen und malt die von eleganten Damen und fröhlichen Kindern belebte, sonnenbeschienene „Papageienallee im Amsterdamer Zoologischen Garten". Er will nie dargestellte Bewegungen festhalten und malt „Reiter am Strande", deren Rosse nervös vor der Brandung tänzeln, einen Jungen, der sich auf ein Pferd schwingt, „Polospieler" auf dem Rasen und die Woge von Menschen, die sich dem durch die Sixtinische Kapelle ziehenden Papst Leo X. in frommer Begeisterung in den Weg wirft.

Zwischen all diesen Schöpfungen, die mit den genannten längst nicht vollständig aufgezählt sind, gibt es noch eine Menge von Studien, Zeichnungen von Landschaften, Porträten und Radierungen und ein aus dem Rahmen der Liebermannschen Art ganz herausfallendes und vielleicht nicht ganz geglücktes Bild „Samson und Delila", das, fern aller Konvention, das vermissen läßt, was man an allen sonstigen Liebermannschen Bildern bewundert: die suggestive Kraft. Hier ist die Art of omission, die Kunst des Auslassens, vielleicht zu weit getrieben. Mit den verschiedenen, 1905 entstandenen „Judengassen in Amsterdam" hat dann der Künstler noch den Beweis geliefert, daß er auch imstande ist, impressionistische Bilder in der Art des Holländers van Goghs zu schaffen, des radikalsten aller Impressionisten, und wahrlich nicht schlechter als dieser.

Vielleicht steht man den letzten Schöpfungen von Liebermann noch zu nahe, um ein richtiges Urteil über ihren künstlerischen Wert zu haben; aber es handelt sich hier ja auch gar nicht darum, Kritik im einzelnen zu üben, sondern das Wesen eines Künstlers zu charakterisieren, der unter den heut lebenden großen deutschen Malern einer der ersten ist, von vielen sogar für den ersten gehalten wird. Was Liebermann vor allen andern auszeichnet, ist seine Konsequenz im Fortschreiten. Er kennt kein Ausruhen auf errungenen Lorbeeren. Daher ist seine Kunst durchaus fern von Virtuosität; und wenn sich auch in dem geringsten seiner Werke ein Meister offenbart, so steckt doch selbst in den reichsten seiner Schöpfungen noch so viel Naivität des Ausdrucks und der Empfindung, daß man behaupten darf, der Maler ringe bei jeder neuen Aufgabe mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers um die Reize, die er in der Natur bewundert, und setze alle seine Fähigkeiten ein, um sie darstellen zu können. Und während bei den meisten andern Künstlern die Lebhaftigkeit des Temperaments im Alter nachzulassen pflegt, ist Liebermann in seinem Verlangen, die Kunst aus der Natur — um Dürers Wort zu gebrauchen — zu reißen, mit den fortschreitenden Jahren immer noch stürmischer geworden. Er ist der geborene Impressionist und der besten einer überhaupt, weil hinter seinen flüchtigsten Notizen vor der Wirklichkeit eine Vergangenheit steht voll ernsthaftester Arbeit und gründlichstem Studium, eine Vergangenheit, die dafür zeugt, daß er über Wissen und Können in reichstem Maße verfügt.

Max Liebermann Mann in den Dünen

Gewiß, Liebermanns Kunst rührt nicht — wie des Künstlers Widersacher ganz richtig behaupten — an die höchsten Probleme des Daseins, sie bewegt die Menschen nicht im tiefsten Seelengrunde und verleitet nicht zur Nachdenklichkeit. Man findet in ihr weder die Sinnigkeit Dürers noch die seelische Kraft Rembrandts; aber sie ist eben doch Kunst, Kunst, wie sie Hals und Brouwer und ähnliche Maler machten; Kunst, die einen hohen Kulturzustand des Ausführenden bezeugt und eigne Anschauungsweise und eigne Empfindung. Liebermann wird dadurch nicht kleiner, daß man ihm nachrechnen kann, wo und was er von andern gelernt hat. In der Kunst kommt es allein darauf

Digitized by Google

Max Liebermann Badende Jungen

an, ob das Gelernte verdaut, ob etwas in ſich Neues daraus gemacht wurde. Nur das Imitieren iſt unſittlich. Liebermann hatte in ſeine Kunſt eine ſehr charaktervolle Perſönlichkeit hineinzulegen. Daß dieſe nicht jedermann zuſagt, iſt kein Grund, ſie zu unterſchätzen. Die große Zahl von Liebermanns Gegnern iſt vielleicht das beſte Zeugnis für die Eigenart ſeiner Perſönlichkeit. Man bekämpft nicht nur ſeine Kunſt, ſondern auch den Menſchen, deſſen Geiſt und Witz man fürchtet, zumal ſeit der Künſtler als Präſident der Berliner Sezeſſion fungiert. Es gibt kein irgendwie fortſchrittlich geartetes Ereignis im Berliner Kunſtleben, hinter dem gewiſſe Leute nicht ſofort Liebermanns Initiative wittern. Jeder einigermaßen avancierte Berliner Kritiker ſteht im Verdacht, ſeine Direktiven von ihm zu erhalten oder von ihm beſtochen zu ſein, damit er andre Künſtler und andre Anſchauungen nicht aufkommen laſſe. So dumm derglechen Vermutungen und Beſchuldigungen auch ſind, denn es liegt zum Teil eine Unterſchätzung der Intelligenz von Liebermann darin, ſo geben ſie doch dem Gefühle Ausdruck, daß die von dem Berliner Meiſter vertretenen Kunſtanſchauungen ſiegreich vordringen und minder ſtarken gefährlich zu werden beginnen. Die Uebelwollenden beſtätigen alſo eigentlich erſt recht, was ſie beſtreiten: nämlich, daß Liebermann wirklich ein großer Künſtler iſt. Denn man hat noch niemals gehört, daß es einem Unbedeutenden gelungen wäre, ſich ſelbſt mit unerlaubten Mitteln über andre unbedeutende Künſtler ſo zu erheben, daß dieſe in ihm eine Gefahr geſehen hätten. Welcher talentvolle junge deutſche Maler aber verdankte dem Berliner Meiſter keine Anregungen? Hätte Liebermann der deutſchen Kunſt nicht eine ſtattliche Zahl unſterblicher Werke geſchenkt und der künſtleriſchen Jugend ſeines Vaterlandes darin neue Ideale offenbart, ſo wäre er auch heute noch ohne Gefolgſchaft, und er würde es niemals erreicht haben, daß ſein Name zum Feldgeſchrei geworden iſt im Kampfe mit den Elementen, die jeder Weiterentwicklung der Kunſt abhold ſind, weil ihnen die Fähigkeit fehlt, ſie mitzumachen.

Digitized by Google

Brütender Austernfischer

Ornithologische Streifzüge

Von

R. Teye (Bloemendaal, Holland)

(Hierzu zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers)

Im vergangenen Jahre haben mich die Leser von „Ueber Land und Meer“ auf einem meiner Spaziergänge begleitet, um mit der photographischen Kamera das Liebesleben unsrer gefiederten Freunde in Feld und Wald zu belauschen. Der Frühling hat wieder seinen Einzug gehalten. In den Zweigen singt und klingt es. Wohlan, lassen Sie uns noch einmal mit leisen Schritten und offenen Augen durch das grüne Wunderreich wandeln und sehen, was unsre Freunde vom vergangenen Jahr machen. Vorsichtig betreten wir den Wald. Kaum zeigt sich die Sonne über dem Horizont. Auf den Blättern schimmern kleine Tautropfen wie Edelsteine. Eine Fülle von mancherlei Vogeltönen schallt uns entgegen. Der Ornithologe hört aber bald an all diesen Vogelstimmen, welche Arten sich im Walde aufhalten. Da hören wir ziemlich laut das Gurren der Ringeltaube (Columba palumbus), und bald fliegt ein Exemplar mit den Flügeln klatschend über uns her. Das ist ein sicheres Zeichen, daß sie hier oder in unmittelbarer Nähe ihr Nest gebaut hat. Wieder hören wir das klatschende Geräusch, und bald haben wir auch das Nest gefunden. Der Vogel hat sich wenig Mühe gegeben, ein passendes Plätzchen zur Erbauung seines Nestes zu suchen. Auf einem horizontal ausgestreckten Zweige hat er wenige dünne trockene Aestchen zusammengetragen und darauf die beiden weißen Eier gelegt. Von Eiern im Neste kann hier keine Rede sein, da das Nest jeder Vertiefung

Nest und Eier der Kohlmeise

Digitized by Google

entbehrt. Auch weiche, warme Stoffe zum Schutz der Eier fehlen, so daß man das glänzende Weiß der Eier durch das Nest hindurchleuchten sehen kann. Die jungen Tauben, die nach einer vierzehntägigen Brüteperiode dem Ei entschlüpfen, sind in den ersten Tagen wenig hübsch, sie wachsen aber ziemlich schnell, so daß sie imstande sind, schon in achtzehn bis zwanzig Tagen ihre Flügel zu gebrauchen. Kaum haben sie das Nest verlassen, so stellen sich die alten Tauben wieder aufs neue ein Nest fertig, das bald wieder zwei Eier enthält, und so geht es weiter, vier- oder fünfmal in jeder Brütezeit.

Der lautschallende Ruf zweier Elstern (Pica pica) ist für uns das sichere Kennzeichen, daß das nächste Nest, das wir treffen, diesen Uebeltätern angehört. Ohne dies würden wir jedoch das Nest auch wohl erkannt haben, denn kein einziger Baumvogel baut solch großes Nest und darüber solch eine kolossale Kappe von Brombeer- und Dornzweigen. Man kann die Elster sofort an ihrem Schwanze und Federkleide aus allen andern Vögeln erkennen. Weiß findet man auf Brust, Bauch und Schultern und Schwarz auf dem Oberkörper; auf den Flügeln jedoch verliert sich diese Farbe in Dunkelgrün mit Metallschattierungen, auf den oberen Schwanzfedern in dunkel Goldgrün und am Schwanzende in Violett und Stahlblau. Die Elster ist übrigens ein schener und schlauer Vogel, dem man gewöhnlich nicht sehr nahe kommen kann. Ihr Sündenregister ist bekanntlich groß, man darf aber auch eine gute Eigenschaft der Elster nicht vergessen. Außer von Eiern und jungen Vögeln nährt sie sich auch von Würmern, Insekten und deren Larven, während sie auch Früchte, Beeren und Getreidekörner nicht verschmäht. Besonders im Winter, wenn sie der Hunger treibt, darf man die Elster wohl zu den Allesfressern zählen.

Das Nest des Eichelhähers, das unsre Abbildung zeigt, befindet sich ungefähr sechs Meter über dem Erdboden. Es ist gebaut aus dünnen Zweigen, vermischt mit Heidekraut, und napfförmig. Auf eine Unterlage von dünnen Zweigen sind Pflanzenwürzelchen gelegt. In diesem Neste sind bereits fünf große Junge, deren Federkleid sich aber noch sehr ändern muß, bis es dem schönen Staat der alten Häher ähnlich sieht. Die Eier sind

Nest und Eier des gemeinen Teichhuhns

glänzend hell olivenfarbig und mit dunkeln Fleckchen betupft.

Nach und nach sind die lauten Töne der Elstern und Häher im Walde verstummt. Wir haben auch wohl lang genug diesen wenig lieblichen Stimmen gelauscht und wollen jetzt lieber den artigen Lockstimmen der kleineren, anmutigeren Waldbewohner nachgehen. Was ist das für ein schwarzer Vogel, der uns da so kühn vorangeht? Glänzend schwarz ist sein Federkleid und hellgelb sein Schnabel. Es ist ein alter Bekannter, die Amsel oder Schwarzdrossel (Turdus merula). Wenn wir uns vor ihr verbergen, entdecken wir vielleicht auch ihr Nest, denn um Nester zu suchen im Walde, ist es besser, selber Versteck zu spielen, als in den Sträuchern herumzuschnüffeln. Siehe da, aus der Tanne fliegt wieder eine Amsel, doch ihr Federkleid ist viel matter und ihr Schnabel schwarz. Dort finden

Digitized by Google

wir auch bald ihr Nest; es ist nicht hoch angebracht, und so können wir es gemächlich betrachten. Es ist dauerhaft ineinander gefügt aus Blättern, Moos, Pflanzenwurzeln und Stengeln, die mit Erde aneinander geklebt sind. Die Höhlung ist ziemlich tief und genau geglättet. Wie schön liegen darin die fünf Eier beisammen, die auf hellbläulichgrünem Grunde zimtbraun schattiert sind. Es ist gewiß schon die zweite Brut dieses Amselpärchens, denn schon früh im Lenze, oft schon im März, fängt die Amsel an, ihr Nest zu bauen. Jedes Jahr werden denn auch zwei Gelege ausgebrütet. Die Jungen werden noch lange Zeit im Neste mit Insekten gefüttert. Mit Recht darf darum auch die Amsel, gleichwie die andern Drosselarten, zu den Freunden des Landwirts und Gärtners gerechnet werden, und sie verdient unser aller Schutz. Es ist ein Vogel, den wir nicht gern in unsern Wäldern und Gärten, wo er so nett herumhüpfen kann, entbehren würden. Der Gesang der Amsel ist angenehm flötend und klingt meistens wehmütig. Ihres Gesanges wegen wird sie auch viel im Käfig gehalten. Will man jedoch ihren Gesang nach dem wahren Werte schätzen, so muß man sie in der freien Natur kennen lernen. Fast in ganz Europa findet man die Amsel als Brutvogel, doch nicht immer in gleicher Anzahl. In den großen Wäldern Rußlands und auch in Sibirien werden Tausende von Amseln ausgebrütet. Große Flüge ziehen denn auch jeden Herbst nach dem Süden. Der Vogelsteller macht zu dieser Zeit seine Schlingen fertig, und manches Schwarzkittelchen wird angezogen durch die leuchtende Lockspeise, die der Vogelbeerbaum abliefert.

Lassen wir unsre Amsel oder Schwarzdrossel jetzt die wichtigste Arbeit ihres Lebens ruhig fortsetzen und gehen wir etwas mehr nach dem Waldrande, wo wir in unmittelbarer Nähe des Dünengebietes sind. Dort hören wir bald den angenehmen, sanften und lockenden Gesang des Rotkehlchens (Erithacus rubecula). Wir täuschen uns, wenn wir meinen, daß diese klaren Töne in unsrer unmittelbaren Nähe erklingen. Der kleine Sänger befindet sich noch in ziemlich weiter Entfernung, denn obwohl der Gesang des Rotkehlchens sehr sanft ist, ist er doch auch weit hörbar. Da sitzt endlich ein Männchen auf einem niedrigen Zweige. Wie leuchten die Korallenäuglein in dem teilweise gelbroten Köpfchen! Aengstlich starrt es umher, so daß wir annehmen, daß sein Weibchen sich gewiß noch etwas niedriger im Unkraut verborgen hält. Von allen andern kleinen Vögeln ist das Rotkehlchen sofort gut zu erkennen an seinem Federkleide, das beim Männchen und Weibchen die gleiche Farbe zeigt. Die Oberseite ist gelblich braungrün, der Bauch ist weiß, während Brust, Kropf, Kehle und Wangen hübsch gelblich orangerot sind. Unser Vögelchen meint schließlich, daß wir es wohl lange genug angeschaut haben, denn mit hüpfenden Fliegeübungen empfiehlt es sich. Das Nest des Rotkehlchens befindet sich immer ganz nahe am Boden. Es gleicht einem Häufchen Moos. Die Eier (vier bis fünf) sind rötlichweiß mit undeutlichen braunen Fleckchen. Das Rotkehlchen ist über die Mitte und den Süden Europas verbreitet, es wird auch in kleinerer Anzahl in kälteren Gegenden gefunden. Es nährt sich hauptsächlich von allerlei Insekten, doch

Nest und Eier des Rotkehlchens

Digitized by Google

Nest der Schwarzdrossel

im Spätherbst naſcht es sehr gern von verſchiedenen Beeren. Dadurch verrät es ſeine Verwandtſchaft mit den Droſſelarten. Man findet es bei uns in allerlei Waldungen, Gärten und Parks. Schade iſt es, daß auch manches Exemplar ſich in den Droſſelſchlingen verfängt. Viele ziehen im Herbſt nach einer ſüdlicheren Gegend, andre jedoch bleiben auch dann an Ort und Stelle, wo ſie dem Ei entſchlüpften. In Form und Lebensart gleicht das Rotkehlchen ſehr dem Rotſchwänzchen. Auch das Blaukehlchen gehört zu ſeinen Verwandten.

Auf unſerm Spaziergange haben wir uns nun dem Dünengebiete genähert, wo wir wieder mancherlei andre Vögel hören und ſehen können, vor allen Dingen Feldlerchen (Alauda arvensis), die hier in zahlreichen Exemplaren vorkommen. Ein auffallendes Federkleid beſitzt dieſer fröhliche Sänger nicht. Die Federn der Oberſeite ſind rötlichgrau mit einem dunkelbraunen Längsſtreifen auf jedem Federchen, Schwanz- und Flügelfedern ſind dunkelbraun, und die Unterſeite iſt gelblichweiß mit ſchwarzbraunen Längsſtreifen an den Seiten und am Kropfe. Weiß findet man auf den beiden äußerſten Schwanzfedern und auf der Außenfahne der dieſen zunächſtſtehenden Federn. Einigemal hat man auch wohl iſabellfarbige oder weiße Lerchen geſehen und auch wohl gefangen. Es koſtet uns wenig Mühe, hier im Unkraut der Dünen ein Lerchennest zu finden, denn es beſteht nur aus einer napfförmigen Vertiefung im Erdboden, bekleidet mit trockenem Gras. Auch die Lerche ſchreitet ſchon frühzeitig zur Brut, um ſpäter noch eine zweite Brut möglich zu machen. Hier befindet ſich ein Neſtchen mit Eiern, fünf an der Zahl, große Eier für einen ſo kleinen Vogel. Wie nett liegen ſie da beieinander in dem ziemlich tiefen Näpfchen! Ihre Farbe iſt ein helles Braun mit dunkleren Fleckchen hübſch marmoriert. Wenn wir uns die Mühe geben würden, noch mehrere Neſter der Lerche zu ſuchen, würden wir erfahren, daß die meiſten Gelege ſehr verſchieden voneinander ſind. Zuweilen ſind ſie hellgrau, dann wieder dunkelbraun, und noch mancherlei andre Variationen kommen vor. Nur zwei Wochen dauert die Brütezeit der Feldlerche. Dann kommen die kahlen Jungen mit ihren durchſichtigen, häßlich ausſehenden Leibchen zum Vorſchein. Wenn wir vor ihrem Neſtchen den Lerchengeſang nachahmen, iſt es allerliebſt zu ſehen, wie ſie alle zugleich die Köpfchen emporheben und die Schnäbelchen öffnen. Die Eltern ſind eifrig beſchäftigt, allerlei kleine Tierchen herbeizubringen, die der Landwirt gern entbehrt. Die Jungen wachſen ſchnell und bleiben im Neſte, bis ſie beinahe flügge geworden ſind. Nur wenige Tage hüpfen ſie über Heide und Feld und können bald ſchon mit den Eltern ausfliegen.

Wenn hier und da in den Dünen einige Bäume ſtehen, bietet ſo ein baumreiches Plätzchen große Anziehungskraft für viele Vögel, beſonders für die Meiſen, die jedes Eckchen und jede Spalte in der Rinde der Bäume von Inſekteneiern und Larven ſäubern. Es ſind gar liebe kleine Geſellen, die ſo poſſierliche akrobatiſche Bewegungen machen. Die Kohlmeiſe iſt die größte von allen Meiſenarten, die man in unſrer Gegend findet. Wir kennen ſie ſofort an den leuchtenden Farben ihres Federkleides. Die Mantelfedern ſind grünlichgelb, Hinterrücken, Flügel und Schwanz bläulichgrau und die Federn der Unterteile mattgelb, verziert mit

Digitized by Google

einem glänzend schwarzen Längsstrich, der bei den Männchen bedeutend breiter ist als bei dem Weibchen. Auch ein Fleck am Nacken ist gelb. Unsre Kohlmeise hat ihr Nest in einem Wasserleitungskasten gebaut. Sie sucht sich überhaupt manchmal wunderbare Nistplätze aus. Am liebsten wählt sie sich eine Baumhöhle, zuweilen findet man ihr Nest in ziemlicher Höhe, dann wieder zwischen den gespaltenen Wurzeln eines dicken Baumes. Auch Nistkästchen werden durch die Kohlmeise gerne angenommen. In diesem Wasserleitungskästchen können wir das Nestchen mit den kleinen netten Eierchen bequem beschauen. Es ist zusammengesetzt

Schwanzmeise bei ihrem Nestchen

aus mancherlei Pflanzenwürzelchen und Fäserchen, Kräutern und Moos und bekleidet mit vielen Federn und Härchen. Welch eine große Anzahl Eierchen kommen zwischen den Federn zum Vorschein! Wir zählen gewiß wohl zehn weiße, rostfarbig gefleckte Eierchen, doch häufig legt eine Kohlmeise auch wohl vierzehn Eier, um später noch ein zweites Gelege von höchstens acht Eiern zu bebrüten. Es ist daher anzunehmen, daß solch ein Meisenpärchen jedes Jahr wohl zwanzig Kinderchen aufzieht. Vorläufig besteht also keine Gefahr, daß diese Vogelart bald aussterben wird. Sie zankt gern mit ihresgleichen und mit andern Vögeln ihrer Größe. Schon oft hat man beobachtet, daß im Käfig gehaltene Exemplare einander die Hirnschale aufgepickt haben.

In solcher Dünenebene brüten oft viele Sumpfvögel. Man findet dort Kiebitze und auch Rotschenkel, auch wohl gelegentlich einen Fischreiher und manche Sumpfohreule. Verschiedene schnepfenartige Vögel pflegen hier auch zu brüten. Dort erregt zuerst unsre besondere Aufmerksamkeit ein dicker, breiter Vogel mit seinem langen messerförmigen zusammengedrückten orangeroten Schnabel. Es ist ein Austernfischer (Haematopus ostrealogus). Der Name „Austernfischer" wurde dem Vogel gegeben wegen der eigenartigen Art und Weise, mit der er mit seinem Schnabel Austernmuscheln umwendet. Es ist ihm dann aber nicht um den weichen Teil der Austern zu tun, sondern um zu sehen, ob sich vielleicht an der Unterseite der Muscheln Schneckchen oder andre Wassertierchen festgesetzt haben, die er dann mit großem Appetit verspeist. Das Männchen hat uns bereits erblickt und läßt seine scharfen Schreie hören, wodurch das Weibchen aufgefordert wird, ihr Nest zu verlassen. Gehorsam diesem Ruf schleicht es dann durch das Gras, und hundert Meter weiter duckt es sich wieder und tut so, als ob es dort auf den Eiern säße und wir dort das Nest finden könnten. Wenn wir jedoch dorthin gehen, läßt es uns bis auf eine Entfernung von fünfzig Metern näherkommen, um dann dasselbe Spielchen zu wiederholen und uns auf diese Art und Weise immer weiter und weiter vom Neste wegzulocken. Kehren wir wieder zurück in die Richtung des Nestes, dann fliegt der Vogel

Digitized by Google

Junge Elstern im Nest

Nest und Eier der Feldlerche

Digitized by Google

über uns weg, um uns auf der andern Seite des Nestes wieder irrezuführen. Heute will ihm dieses Benehmen jedoch nichts nützen. Wir wissen ja zu gut, wo der Vogel sein Nest eingerichtet hat. Bei unsrer Näherung bemüht sich jedoch das Männchen, uns mit ernstlicheren Mitteln vom Neste entfernt zu halten. Laute, durchdringende Töne von sich gebend, wie auch der Kiebitz zu tun pflegt, fliegt es auf uns zu, ohne uns jedoch zu berühren. Wir lassen uns hierdurch auch nicht irreführen und erreichen, in gerader Linie darauf zugehend, bald das Nest. Aus allen diesen Bewegungen des Austernfischerpaares können wir ersehen, daß die Eier schon stark angebrütet sind. Wäre dieses nicht der Fall, würde den Austernfischern wenig daran gelegen sein, ob wir uns ihrem Neste näherten. Das Finden des Nestes ist durchaus nicht schwierig, weil der Austernfischer es nicht im geringsten verbirgt. Eine kleine Bodenvertiefung, etwas trockenes Gras mit hart gewordenen Exkrementen von Schafen und Hasen bilden die ganze Bekleidung. Darauf ruhen die vier großen elliptischen Eier, die in Farbe und Befleckung den Kiebitzeiern recht ähnlich sind. Auf hellgrünem Grunde sieht man eigenartige graue Fleckchen zwischen den dunkleren Flecken und Punkten, die sich an der Innenseite in der Kalkschale befinden und blaß durchscheinen. Gleich nach dem Ausschlüpfen verlassen die jungen Austernfischer das Nest und suchen unter dem Schutze der Alten sofort nach Futter. Lange Zeit leben Eltern und Kinder dann zusammen, bis der Herbst sie veranlaßt, nach der Meeresküste zu ziehen, wo sie so lange bleiben, als sie genügend Nahrung finden können. Dann ziehen sie in vielen Exemplaren nach dem Süden. Viele jedoch bleiben auch den Winter über bei uns, so daß man diese Vogelart das ganze Jahr hindurch in unsrer Gegend finden kann.

Das Nest des Teichhuhns ist an Rohrstengeln befestigt und aus Binsen geflochten. Oftmals findet man das Nest dieses grünfüßigen Teichhuhns (Gallinula chloropus) ohne jede Befestigung am Rohre, so daß es auf dem Wasser treibt und damit auf- und absteigt. Binsen und Rohrwurzeln sind aber sehr leicht und haben Kraft genug, um Eier und Vögel schwimmend zu erhalten. Von innen ist das Nest mit Rohrblättern bekleidet, und darauf ruhen vier bis acht Eier, die auf rostfarbigem Grunde mit violetten und braunen Fleckchen und Pünktchen bezeichnet sind. Wenn die Jungen ausschlüpfen, sind sie schon in der Lage, mit der Mutter zwischen dem Rohre nach Nahrung zu suchen. Oft schreitet das Weibchen zweimal zur Brut, und man hat behauptet, daß jedes Junge der ersten Brut Sorge trägt für die Erziehung eines Jungen der zweiten Brut. Man sieht jedenfalls oft Teichhühner mit größeren und kleineren Jungen beieinander. Daß jedoch die älteren Brüderchen und Schwesterchen die jüngeren aufziehen helfen, bedarf noch sehr der Bestätigung.

Junge Eichelhäher in ihrem Nest

Digitized by Google

Junge Ringeltauben im Nest

Geschiedene Leute

Skizze

von

Emmi Lewald (E. Roland)

Auf der Terrasse eines hochgelegenen Waldhotels in der Nähe von Baden-Baden.

Stille Vormittagsstunde. Alles menschenleer.

An den Fenstern des Hotels nach der Sonnenseite sämtliche Markisen herabgelassen.

Rechts an der steinernen Brüstung, unter der sich der Bergabhang zum Tale niedersenkt, steht seitlich, von Goldregen und Flederbüschen diskret abgegrenzt, ein Etablissement von Tischen, Sesseln und Bänken aus rotem Rohr.

Auf einer Bank, unruhig, ohne sich anzulehnen, sitzt Aga von Blottberg, geschiedene von Halberstein, geborene von Pallander. Sehr hübsch, blaß und nervös, von undefinierbarem Alter, distinguiert gekleidet. Sie trommelt mit den stark beringten Fingern, an denen die länglichen Opale sehr fein zu der weißen Haut stimmen, auf dem Rohrtisch und wirft ab und zu verlorene Blicke in die dunstumhüllte Landschaft blauer Berge und Wälder.

Sie erwartet ihren ersten Mann, Major a. D. Dietrich von Halberstein, von dem sie sich vor neun Jahren hat scheiden lassen, um Hubert von Blottberg zu heiraten.

Sie (in Gedanken): „Es ist wirklich ein ganz unverfänglicher Ort. Autos dürfen hier gar nicht herauf ... es war ein guter Gedanke ... Schlabrendorffs sind auch viel zu klapprig auf den Beinen, als daß sie bis hier kämen ...

„Etwas aufgeregt ist man doch ... aber schließlich ... man kann nicht alles schriftlich machen. Manches läßt sich eben nur sagen ... und durch muß man."

Dietrich von Halberstein wird vom Oberkellner durch die Mitteltür des Hotels zur Terrasse geleitet.

Er hat etwas sehr Gehaltenes, ein wenig Leidendes, verrät den Offizier a. D. in jeder Bewegung.

Digitized by Google

Treuherzige, gute Augen mit wechselndem Ausdruck von Resignation und Humor.

Sobald er die roten Rohrmöbel erblickt, gibt er dem Oberkellner ein Trinkgeld — gerade wie vor fünf Minuten Frau von Blottberg —, winkt ihm ab und geht mit äußerst höflichem Gruß auf seine Ergattin zu.

Sie mustern sich ... Er sie mit gespanntem Interesse, etwas Wehmut und viel Sympathie — sie ihn sehr überlegen, die eigenartige Situation mit äußerstem Gleichmut meisternd; sie grüßt mit allgemeinem Lächeln, so wie man flüchtige Hotelbekannte grüßt.

Er (um etwas zu sagen — leise und langsam): „Du trägst Blau?"

Sie (ganz grande dame): „Hubert liebt Blau ..."

Er: „Und so niedrige Absätze trägst du? ... Früher konnten sie doch nicht hoch genug sein ... (mit etwas Raukune) du sollst wohl Hubert nicht überragen?"

Sie (zieht die Brauen hoch): „Ich habe dich ersucht, daß unsre Unterredung einen ganz unpersönlichen Charakter haben möchte, was dich und mich betrifft. Ich habe auch Hubert keinerlei Mitteilung von meinem Vorschlag an dich gemacht, da er ihn nicht gestattet haben würde — und kann also korrekterweise diesen Schritt vor mir selber nur dann verantworten, wenn wir in einem absolut sachlichen Tone bleiben ... es handelt sich nun eine rein geschäftliche Angelegenheit ..."

Er lächelt über ihre stolze Betonung des Korrekten und senkt höflich das Haupt: „Ich höre ..."

Sie: „Ich wollte mit dir über Else reden. Wolken will sie heiraten. Aber, um gleich auf den Kernpunkt zu kommen: es akkroschiert sich an den Finanzen — ich möchte fragen, Dietrich, ob du zuschießen willst."

Er (nach einem Zögern): „Die Fürsorge für Else ist ja gerichtlich dir übertragen."

Sie: „Aber die Erziehungsrechte sind dir doch nicht aberkannt worden. Von deinem Recht, sie alle Jahre vier Wochen bei dir zu haben, hast du ja allerdings niemals Gebrauch gemacht ..."

Er (achselzuckend): „Man rührt nicht gern an knapp geschlossene Wunden ..."

Sie (legt die Hände vor sich auf den Tisch — ganz sachlich): „Wolken hat zweihundert Mark Zuschuß pro Monat. Das ist alles, was sich sein Alter von der Seele reißen läßt. Ebensoviel bekommt er aus der Familienkasse. Du wirst begreifen, daß sich selbst in Rastatt nicht von viertausendachthundert Mark Zuschuß leben läßt. Es müßte allermindestens das Doppelte sein. Allerdings hat er vier alte Tanten, die er mit Bombensicherheit beerben wird, aber da in seiner Familie mal eine hundert Jahr geworden ist, kann man nicht wissen, ob die andern nicht nacharten. Es wäre also für den Anfang zu knapp, falls du dich nicht entschließen könntest, per annum" (sie will sagen: fünftausend — als sie aber bemerkt, wie sein Blick mit einer Art liebevoller Rührung auf ihrem Profil haftet, ändert sie die Ziffer) „per annum sechstausend Mark zu geben."

Er: „Ja, von welchem Gelde meinst du denn, daß ich das zahlen soll? Du weißt doch, daß ich von Haus aus so gut wie gar nichts habe!"

Sie: „Natürlich von dem Gelde, das du dir erheiratet hast ... Wenn ich recht orientiert bin, handelt es sich da doch um einen ganz beträchtlichen Kloben. Und reell wie du in Gelddingen immer warst, wirst du doch gewiß in den Jahren deiner neuen Ehe allerhand ‚hochkant' gelegt haben."

Er: „Na, weißt du ... daß das Geld, das sich mein Schwiegervater doch erst ziemlich sauer verdient hat, zur Ernährung deines Schwiegersohns verwendet werden soll, ist doch eigentlich außer der Linie."

Sie: „Außer der Linie? Nun in dieser Beziehung ist doch heutzutage nichts mehr merkwürdig. Geld ist doch wie Quecksilber, läuft hierhin und dorthin. Bedenke mal: Ehrenfels! Meinst du, er hätte sich den Johanniter leisten können, wenn er nicht die Tochter eines Mannes geheiratet hätte, der mit dem berühmten einen Dollar in der Tasche vor zwei Menschenaltern in Argentinien ans Land gestiegen ist und sich mit Pferdehandel ein Vermögen verdient hat, das ihm nun ermöglicht, für seine Tochter einen Ehrenfels und für Ehrenfels den Johanniter zu kaufen? Und Bengersons? Ueberlege mal, woher das Geld stammt, mit dem die ihre Autos bezahlen? Irgendwann hat mal ein kleiner geschickter Kommis östlicher Herkunft das Porzellangeschäft seines vom Schlag gerührten Prinzipals übernommen, es in großen Schwung gebracht und sich zu Gelde, seinen Sohn ins Korps gesteckt und ihn die sitzen gebliebene ältere Tochter einer altadligen Familie aufheiraten lassen. Sämtliche Brüder beziehen skrupellos Zuschüsse von diesem Porzellanmammon. Warum auch nicht? Das Industrielle ist jetzt Trumpf ... Unsinn ist es, Zeichen der Zeit zu verleugnen. Geld ist zudem etwas so furchtbar Diskretes. Einem brannten Lappen sieht kein Mensch an, von wannen er kommt. Er ist immer er selbst — achtungfordernd."

Er (mit Lächeln seinen Schnurrbart ziehend): „Du hast doch noch immer deine alte berühmte Suada."

Sie: „Bei Geld ist immer die Hauptsache, daß es da ist. Sein Ursprung ist nebensächlich. Ganz anstandslos würde ich Else einen Zuschuß von dir gönnen, obgleich ich wohl weiß, daß es eine vielumstrittene Frage ist, ob dein jetziger Schwiegervater sein Vermögen durch Schweinespeck oder durch Sklavenhandel gemacht hat."

Er (setzt sich steif zurück): „Liebe Aga! Ich wundere mich, daß du Klatsch kolportierst."

Sie (einlenkend): „Verzeih, Dietrich ... wir besprachen doch früher alles ... Gott — und wenn du nun so dasitzt ... man fällt so leicht in alte Gewohnheiten zurück. Außerdem war es Menschenhandel! Es ist notorisch. Schweine meinethalben auch. Vielleicht Schweineherden en gros — und Menschen en detail, so ab und zu nebenher ... Hubert hat es von sehr orientierten New-York-Freunden auf der Kieler Woche eidlich versichern gehört."

Er (langsam): „Daß dein Gatte so ausführlich hinter den Kulissen andrer Familien sich orientiert, wundert mich eigentlich bei jemand, dem doch sehr damit gedient sein müßte, wenn man dergleichen Spionage allgemein als unbekömmlich ablehnte."

Sie (setzt sich auch steil aufrecht und spielt die Froissierte): „Bitte sehr, lassen wir Hubert aus

Digitized by Google

Zum Melken

Nach einem Pastell von Hans v. Bartels

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

dem Spiel! Daß er mal Soldaten geprügelt hat, lag vor meiner Zeit. Im übrigen (mit Betonung) war es auch gerade sein Temperament, was in meinen Augen so sehr für ihn sprach!"

Er: „Kann sich denn dein Gatte nicht zu einem Zuschuß für seine Stieftochter entschließen?"

Sie: „Seine Finanzen kranken an alten Verbindlichkeiten."

Er: „Auch aus der Zeit ‚vor' deiner Zeit?"

Sie zuckt die Achseln.

Er: „Könnte nicht dein Vetter Oskar herangezogen werden? Du wickelst ihn doch sonst um den Finger."

Sie: „Oskar und Hubert stehen nicht . . ."

Er: „Und die alten Pallanders?"

Sie: „Hubert haßt sie."

Er: „Hubert nimmt ja wohl überhaupt eine ziemlich isolierte Stellung in der übrigen Menschheit ein?"

Sie: „Er ist sehr wählerisch. Mir gefällt das nur. Ich finde es plebejisch, mit allen Leuten gut Freund und auf du und du zu sein."

Sie schweigen. Ihre Augen begegnen sich. Beide sehen weg.

Er (das Bein auf seinen Stock stützend): „Sag mal: Ist Else verliebt in Wolken?"

Sie: „Else verliebt!? O, zu derartigen Seelenefforts hat sie gar nicht das Zeug . . . Sie döselt so durchs Leben . . . mit einer gewissen Pomadigkeit der Herzensfunktionen ist sie vielleicht auch erblich belastet."

Er: „Ja, sie ist wenig deine Tochter!"

Sie: „Und darum sehe ich auch nicht ein, weshalb ich den ganzen Zuschuß geben soll! Sie ist so wenig mein Kind, daß ich sie oft wie etwas ganz Fremdes neben mir empfinde . . . rein äußerlich schon."

Er: „Sie war immer mein Ebenbild, und du findest vermutlich, daß sie den Geschmack kompromittiert, den du früher gehabt hast?"

Sie (ganz überlegen, den Kopf zurück, die Augen müde zu ihm hingewendet): „Lieber Dietrich! Ich habe dich mit achtzehn Jahren, als ich noch ganz dumm und weltfremd war, wesentlich aus Versorgungsgründen geheiratet, ehe ich wissen konnte, daß ich noch mal Tante Linda so glänzend beerben würde."

Er: „Und dann bist du zehn Jahre lang recht glücklich mit mir gewesen!"

Sie: „Das streite ich ab!" (Sie schlägt nervös mit den Opalringen auf den Rohrtisch.)

Er (sehr ernsthaft): „Dann hast du dich damals geschickt verstellt . . . Ich bin übrigens noch heut der Meinung, daß du mich aus keinem andern Grunde als aus dem des Wechselbedürfnisses zwangsweise entlassen hast!"

Sie: „Du wolltest doch auch durchaus?!"

Er: „Nein, ich wollte keineswegs! Meinethalben hätte es immer so weiter gehen können, wie es bis dahin gegangen war! Wenn einem aber ein Jahr lang von einem Rechtsanwalt dauernd Worte wie ‚unüberwindliche Abneigung' und ‚böswillige Verlassung' in die Ohren geschrien werden, weiß man schließlich nicht aus noch ein. Man hat doch auch seinen Stolz."

Sie: „Aber du hast dich doch schnell getröstet!"

Er: „Schnell? Nach sechs Jahren nahm ich mir eine zweite Frau . . . Was ich in den sechs Jahren aber empfunden habe, ist mein Geheimnis."

Sie: „O! Du sollst sehr scharf hinter deiner jetzigen Gattin her gewesen sein! Schuhmanns haben es ja miterlebt in Aix-les-Bains!"

Er: „Soweit das mit einem lädierten Herzen möglich war, allerdings! Weißt du: ich ertrug einfach die Oede nicht . . . die Sehnsucht nach den Zeiten, als du noch so nett gegen mich warst, zehrte an mir!"

Sie (indigniert): „So nett? Ich war nie nett! Du übertreibst rückwärts. Von Anfang an lag mir deine Art eigentlich gar nicht . . . nur daß du so gut angezogen warst, wie du da plötzlich bei Tante Linda auftauchtest — also eigentlich liebte ich nur deinen Schneider. Gott — ich hatte ja überhaupt noch kaum Vergleiche damals."

Er: „Sogar Gedichte hast du auf mich gemacht . . . sehr liebevolle, fast zärtliche."

Sie (sieht ihm auf die Stirn): „Auf dich? Woher weißt du, daß sie auf dich waren? Geschickt habe ich sie dir — das ist richtig. Wenn du alles Schmeichelhafte darin auf dich gemünzt hieltest — kann ich für Männereitelkeit?"

Er (gekränkt): „Einer solchen Illoyalität halte ich dich doch nicht für fähig, mir Gedichte zu schicken, die ein andrer dir inspiriert hatte."

Sie (großartig): „O! was die Sünde anbelangt, so berufe ich mich auf sehr berühmte Muster. Wenn du dich etwas mehr um Literaturgeschichte gekümmert hättest, als das der Fall war, würdest du wissen, daß Goethe, den du wohl nicht wirst benergeln wollen, kalt lächelnd an Bettina Brentano Verse geschickt hat, die von seiner Liebe zu München Herzlieb handelten . . . oder willst du vielleicht behaupten, daß Goethe ignoble war?"

Er (erstaunt über ihre Bewandertheit auf diesem Gebiet): „Ich weiß von Goethe viel zu wenig, um mir ein Urteil anmaßen zu wollen, aber darüber wundere ich mich, Aga, woher du bei deiner früheren Gleichgültigkeit gegen alles Literarische mit einem Male solche Gelahrtheit hast. Das ist mir sehr auffallend! Ich kann doch unmöglich annehmen, daß Hubert, diese Autorität in Turf und Sport, mit einem Male schöngeistige Anwandlungen bekommen haben sollte."

Sie (blickt träumend auf das Buchengrün): „Ich kann doch inzwischen Bekanntschaften gemacht haben, die du nicht übersiehst. Meine geistigen Bedürfnisse sind eben mit den Jahren sehr gestiegen, und da sie in meiner ersten Ehe so wenig befriedigt wurden —"

Er (geduldig und liebenswürdig): „Ich erinnere an die Zeiten, als du Else erwartetest und ich dir Abend für Abend sämtliche Romane von Ossip Schubin vorlas."

Sie (schneidend, aber immer erregter und lebhafter, was den etwas verblühten Zügen einen großen Scharm gibt): „Ach, diese Zeiten liegen so weit zurück, daß mir überhaupt ist, als hätte jemand andres als ich sie erlebt."

Er: „Aber Else kannst du nicht wegleugnen, sie ist Tatsache!"

Sie: „Allerdings. Und eine sehr handfeste Tatsache. Neuerdings wiegt sie hundertvierzig."

Digitized by Google

Er: „Wolken scheint also nicht die Vorliebe für grazile Erscheinungen zu haben wie weiland Elses Vater."

Sie: „Ich habe sie schon verschiedentlich auf Gemüsekost gesetzt ... da sie aber hinterrücks mit Schokolade arbeitet, ist das ja zwecklos ... Ihr seid alle solche Genußmenschen."

Er (ironisch): „Hubert ist auch kein Asket, soviel ich weiß. Er hat nur das Glück, daß es bei ihm nicht anschlägt."

Sie (streng): „Laß uns nicht fortwährend von Hubert reden, er steht zu dieser Angelegenheit in gar keiner Beziehung!"

Er: „Abgesehen davon, daß er sie meiner Ansicht nach mit erlebigen könnte. Er wird doch Else aus seinem Haushalt los ... Siehst du, Aga! Sechstausend Mark pro Jahr ist eine runde Summe! Du weißt auch, daß amerikanische Schwiegerväter nicht mit einer Mitgift bar zu werden pflegen, sondern nur in jährlichen Raten zuschießen! Allerdings würde ich dir ja gern einen Gefallen tun, Aga (er nähert seine Hand der ihren) ... Wenn du mich zum Beispiel bätest, wie du das früher so reizend konntest — weißt du, wie damals bei der Federboa in Wien ... wo dir die Tränen in den Augen standen vor Angst, sie nicht zu kriegen, wo du die zärtlichsten Worte für mich hattest — damals, long, long ago ... Wenn du aber andauernd tust, als wäre ich nur eine frühere Geschmacksverirrung von dir gewesen, so ist das natürlich nicht die rechte Weise, um mich zu jährlichen Zahlungen zu veranlassen. Auch möchte ich doch nebenher erwähnen, daß dein von Tante Linda ererbtes Kapital seinerzeit in sehr gutem Zustand aus meinen Händen ging ... ich hatte doch deine Papiere immer mit viel Glück angelegt. Dir müßte doch der ganze Zuschuß von Rechts wegen ein leichtes sein. Dein Kapital ist doch gewiß kaum angegriffen. Hubert selbst hat doch die großen Einkünfte aus den schlesischen Kohlenwerken."

Sie (langsam ihre Hand auf die seine legend): „Ich brauche mein eignes Geld selbst, Dietrich ... ich" (sie sieht etwas verlegen zu ihm auf).

Er (besorgt): „Aga! Du hast doch keine Sorgen?"

Sie (näher zu seinem Stuhl rückend): „Ach, Dietrich! Nun, da du mit einem Male wieder bei mir bist ... und so nett väterlich ... (lebhaft) ja, väterlich! So etwas hattest du immer ... Ja, und wie ich dich heirakete — all die Jahre, die du nun hinterher als glücklich bezeichnest, da hatte ich eine regelrechte töchterliche Zuneigung zu dir ... als Stütze empfand ich dich, als Anhalt. Sieh mal! Den jungen Dänen Knagenjelm, den ich eigentlich haben wollte, hatte Papa doch kurzerhand die Treppe heruntergeworfen ... Ja, Dietrich — und nun kommt bei deinem Anblick das alte Vertrauen zu mir zurück! Sieh mal — damals gab ich dich auf, weil ich Hubert liebte — aufrichtig, wahnsinnig liebte ... aber denk dir ... ich habe Hubert nachgerade so satt."

Sie begräbt ihr Gesicht seufzend in die Hand.

Er (teilnahmvoll interessiert): „Hubert, der Gertenschlanke? Hubert, dessen geringes Körpergewicht mir immer so strafend entgegengehalten wurde? Hubert, der Romantische, der Unvergleichliche?"

Sie (tiefmelancholisch): „Ach, Dietrich! Es hält eben bei mir nie an mit dem Gefühl! Ich kann nichts dafür. Ich bin eben keine konservative Natur. Mit Papa war's ja dieselbe Geschichte, es liegt wohl wie ein Fluch auf mir. Aber Hubert ist auch schuld! Er hat mich namenlos enttäuscht. Und was für herrliche Eigenschaften hatte ich in ihn hereingedichtet! Und dabei ist er ein ziemlich roher Patron, nur mit distinguiertem Gehabe und tadelloser Figur. Und Seele nicht die Spur. Wie jene Kuchensorte kommt er mir vor, die ich früher so gerne aß — weißt du, Hillbrichsche Windbeutel — du brachtest sie immer von der Akademie mit. Zuckerglasur hatten sie und sahen nach sehr viel aus. Aber biß man hinein, war nur ein bißchen Schlagsahne darin, die auf der Zunge zerging — weiter nichts. So war Hubert."

Er: „Arme Aga, was wirst du denn nun machen?"

Sie: „Ich will mich natürlich von ihm trennen."

Er: „Ein zweites Mal?!"

Sie: „Wenn doch Wolken Else nimmt, fällt die Rücksicht auf sie fort. Bisher ertrug ich alles, weil ich ihr mein Bild als korrekte Mutter doch nicht trüben wollte ... Aber wenn sie aus dem Hause ist — und gut versorgt. In drei Jahren wird Wolken Hauptmann erster Klasse."

Er: „Ja, aber liebste Aga, was willst du denn tun? Was soll aus dir werden?"

Sie (zögernd, auf den Kies beiseite sehend — leise, wie mit hoher Kinderstimme): „Ich werde mich dann wohl wieder verheiraten."

Er (sehr erregt): „Einen dritten?"

Sie (nervös): „Einen andern. ‚Dritten', das klingt nicht hübsch ... ich werde also nach Ablauf einer schicklichen Wartezeit einen andern heiraten."

Er: „Ja — Pardon — hast du den andern denn schon in petto?" (Er steht auf und setzt sich zu ihr auf die Bank.)

Sie: „Ach, Hubert — Dietrich, wollte ich sagen —, verzeih, es ist die lange Gewohnheit! ... Sieh mal: die grande passion, die wir doch alle wollen, um die es sich doch schließlich einzig zu leben verlohnt — die habe ich endlich gefunden! Es ist wie ein Traum für mich, eine Offenbarung! Endlich werde ich im vollsten Sinn meine Persönlichkeit entfalten können, mein Wesen zur Reife bringen. Bei euch konnte ich das doch schlechterdings nicht. Schon des Wohlstandes wegen nicht, in dem wir alle doch lebten. Luxus ist nicht erziehlich für die feineren Schwingungen der Seele. Ich sehne mich danach, in Einfachheit zu kommen, in absolut gesunde Verhältnisse, die durch ernsthafte geistige Interessen geadelt werden. Das ist das einzig mögliche Milieu für mich."

Er (sehr erschreckt): „Aber, Aga, was für einen furchtbaren Unsinn hast du dir ausgeklügelt! Wer ist denn der ..." (er zögert — will nicht der Glückliche sagen — höflicherweise auch nicht der Unglückliche) ... „Wer ist denn der Betreffende um des Himmels willen?"

Aga: „Es ist der Förster auf Huberts oberschlesischem Gut."

Er (entsetzt): „Ein Förster, Aga! Aga, ich habe doch nie bemerkt, daß du für sozial einfachere Klassen jemals irgendwelches Verständnis oder

Digitized by Google

Interesse hatteſt! Es wird dir ja furchtbar hart ankommen — du kannſt das ja gar nicht!"

Sie (von ihm abrückend — gekränkt): „Natürlich! Du wirſt es nie verſtehen — ebenſowenig, wie Hubert es zu begreifen vermag. Es ſind eben ſo ſtarke Sehnſüchte in mir, die der Luxus und das Wohlleben nicht erfüllen können ... ich ſehne mich nach rein Menſchlichem — nach den Urformen des Daſeins!"

Er: „Aga! Mir wird angſt und bange. Sieh mal, du warſt immer etwas kopflos! Du ſollteſt doch eine Lehre ziehen aus der Enttäuſchung mit Hubert! Er wurde mir doch immer als Gottheit hingeſtellt — und ich war der letzte der Sterblichen. Ich ahne übrigens eins: der Förſter iſt jünger als du! Es iſt die Kriſe der femme de quarante ans, der du dich näherſt."

Sie: „O bitte — wir ſind gleichalterig. Er hat auch ſchon Schickſale hinter ſich. Er war an eine Frau geſchmiedet — eine ganz verſtändnisloſe Perſon, die ihn maßlos gequält hat."

Er: „Natürlich auch geſchieden?"

Sie: „O nein! Sie ſtarb ganz richtig. Bei einem Eiſenbahnunglück kam ſie um."

Er (ſeufzt): „Ach Aga! Wenn dieſe Angelegenheit nur kein Eiſenbahnunglück in deinem Leben wird! Seit wann kennſt du ‚ihn' denn?"

Sie: „Hubert und ich gingen in ſeinem Revier letztes Jahr auf den Rehbock. Hubert reiſte dann ab, weil wir uns wieder einmal verunreinigten. Ich blieb vierzehn Tage allein in dem Jagdhaus. In dieſen vierzehn Tagen bin ich ein ganz andrer Menſch geworden. Er las mir abends vor. Er belehrte mich. Er eröffnete mir neue Welten. Ja, Hubert — Dietrich wollte ich ſagen —, ich bin eine Natur, die belehrt werden will. Ihr habt die ganze Verheiraterei immer wie einen Bund zum beiderſeitigen Amüſement aufgefaßt. Euch lag nichts an der innerlichen Vertiefung eurer Frau! Um ganz äußerer Dinge willen habt ihr mich geliebt! Meine Seele aber mit ihren ſtarken und heißen Bedürfniſſen war euch ganz einerlei."

Er (etwas maliziös): „Erſt ein ſchleſiſcher Förſter durfte dies Neuland entdecken!"

Sie: „Ja — und was ihr nicht verſtehen könnt, das beſpottet ihr! Das iſt ſo die Signatur eurer geiſtigen Armut!"

Er (energiſch): „Bitte, verehrte Freundin, mäßigen Sie Ihren Ton! Die Beziehung, in der wir jetzt zueinander ſtehen, iſt derart, daß geſellſchaftliche Höflichkeiten wohl zu fordern ſind!"

Sie (erſchreckt durch ſeinen Ernſt): „Ich meine auch wirklich viel mehr Hubert als dich."

Er: „Ich bitte doch, mich nicht fortwährend mit Hubert in einen Topf zu werfen! Wir ſind äußerſt verſchieden voneinander. Unſre einzige gemeinſame Eigenſchaft iſt, daß wir beide abgedankte Ehemänner von dir ſind."

Sie (die Hand liebevoll auf ſeine Schulter legend): „Lieber Dietrich! Sei doch gut! Sieh mal, ich hab' keinen Menſchen in der Welt, dem gegenüber ich mich über dieſe neue Wendung in meinem Leben offen ausſprechen kann. Sieh mal, Elſe und Wolken werden ja auch hochgehen, wenn ſie erfahren, daß ich einen Bürgerlichen heiraten will. Alle Wiesbadener Bekannten werden mich boykottieren und mich für ſpleenig halten ... ich weiß ja, wie man über derlei in unſern Kreiſen denkt! Selbſt der Rechtsanwalt will nicht gern an die Sache heran."

Er: „Welchen haſt du denn?"

Sie: „Denſelben wie bei dir."

Er (räuſpert ſich): „Der hat dich alſo ſchon in Uebung! Sag mal: der Förſter hat natürlich eine Menge Kinder erſter Ehe?"

Sie: „Fünf."

Er „Und kein Geld, ſie zu ernähren?"

Sie (überzeugt): „O, Kinder auf dem Lande wachſen ja wie Blumen auf dem Feld heran und koſten gar nichts. Außerdem — mit Ausnahme eines gewiſſen Quantums, das Hubert und ich mal in Oſtende los geworden ſind, bin ich doch wenigſtens für derart einfach normale Landverhältniſſe relativ vermögend."

Er: „Nun weiß ich allerdings, warum ich den Zuſchuß für Elſe zahlen ſoll! Du willſt alles für den Förſter ſparen! Und darf man das Alter der Kinder wiſſen?"

Sie: „Zwiſchen zwei und ſieben."

Er: „Aga! Und in dieſen Kleinkram willſt du eintauchen? Freiwillig?"

Sie: „Ich bin ganz feſt entſchloſſen."

Er: „Wieviel Dienſtboten hält er denn? Ach, gewiß hat er auch Landwirtſchaft und womöglich ein Schwein, das du mitfüttern ſollſt. Aga, ich bitte dich! Du, die du täglich mit der Manikure arbeiteſt! Du biſt wahnſinnig!"

Sie (beſtimmt): „Ich fühle, daß dort mein Glück liegt."

Er: „Haſt du nicht eine Photo von ihm?"

Sie: „Er hat ſich niemals photographieren laſſen. Er iſt einfach im vollſten und edelſten Sinn. Alles gekünſtelte Raffinierte verabſcheut er. Er hat einen Haß gegen mondänes Weſen. Meine ganze Ueberredungskunſt hat es mich gekoſtet, ihm klarzumachen, daß bei mir die Mondänität nur ein dünner, ungewollter Firnis iſt (Dietrich lächelt), daß ich im Grunde viel beſſer auf die andre Weiſe kann — auf ſeine Weiſe. Er iſt im Wald groß geworden. Er geht kaum unter Leute. Er iſt ein Menſch, ein Stück Natur. Er iſt ein Erlebnis. Abends lieſt er Schiller und Goethe. Vorher bringt er ſelbſt alle Kinder zu Bett."

Er: „Und wann ſoll die Sache vor ſich gehen?"

Sie: „Erſt laſſe ich Elſes Hochzeit vorüber ſein. Dann gehe ich erſt in eine Haushaltungsſchule am Harz und nehme irgendwo einen landwirtſchaftlichen Kurſus, bis die Scheidung ausgeſprochen iſt. So was iſt übrigens jetzt abſolut Modeſache. Die kleine Wülknitz, die einen ziemlich unvermöglichen Stoppelhopfer heiratet, ſitzt jetzt zum Beiſpiel auch im Poſenſchen und lernt alles aus dem ff: Würſteſtopfen, Därmeausweiden und dergleichen."

Er: „Nachher tötet du das bewußte Schwein wohl gar ſelber? Aga, wenn ich denke, daß du ja früher kaum über den Korridor zu bringen warſt, wenn Schleie in der Küche zuckten ..." (Er wird ganz wehmütig in der Erinnerung.) „Gott, Aga, jene erſten Berliner Jahre damals? Ich Kriegsakademiker, du eben neunzehn! Ecke Magdeburger und Steglitzer. Ja, ich komme noch manchmal vorbei — ich ſimple da zuweilen Vergangenheit

Digitized by Google

im Mondschein, wenn die Romantik in jener Gegend angesichts der Markthalle ja auch etwas schwer fällt. Das Haus steht übrigens noch . . .“

Sie (gerührt): „Wirklich, Dietrich? Du denkst noch zuweilen daran? Es ist rührend.“

Er: „Du warst doch meine erste Liebe . . . wir kamen damals von unsrer beiderseits ersten Hochzeitsreise. Weißt du übrigens noch, wie du auf dem Bodenseedampfer zu ertrinken fürchtetest — wie ängstlich du überhaupt warst, wie du jedes Hotelzimmer auf Räuber untersuchtest? Und nun willst du Schweine töten und in eine ganz ungewisse Zukunft hineinsteigen!?“

Sie (nachdenklich): „Ja, gerade am Bodensee habe ich letztes Jahr auch sehr ausführlich an dich gedacht. Wie wir vom Engadin kamen. Ich hatte mich so furchtbar über Hubert geärgert. Ich kann nun einmal keinen Zug vertragen, und trotzdem sperrte er in St. Moritz immer alle Fenster auf, so daß der verwünschte Malojawind bei Tag und Nacht durch die Stuben fuhr. Ach! Und wie rücksichtsvoll du warst!“

Er: „Ich trug dich auf Händen.“

Sie (tadelnd): „Ja, ja, sieh mal, das war nicht recht von dir! Da lag deine Schuld. Du hast mich verdorben. Du hättest mich ganz anders auffassen müssen beizeiten — herrisch imponierend — so wie Bienenstich es tut.“

Er (tief deprimiert): „Bienenstich heißt er auch noch?“

Sie (stolz): „Hermann Bienenstich — jawohl! Und, Dietrich, gerade das macht mich so glücklich über mich selbst, daß ich auch dies auf mich nehme und überwinde um seinetwillen. Ganz bewußt räume ich in meiner Gedankenwelt mit der Ahnentheorie auf. Du und Hubert, ja, ihr habt Ahnen die schwere Menge! In verlöteten Särgen modern sie . . . ihr dünnes Blut haben sie euch vermacht. Ihr geht mit tönenden Namen einher — aber mit dem Stigma der Degeneration.“

Er (entsetzt abwehrend): „Was, Stigma? Aga, mäßige dich!“

Sie: „Sei still! Ich meine in diesem Moment wirklich nur Hubert! Er ist degeneriert. Sein Vater ist das Bornierteste, was ich je gekannt habe. Aeußerlich hat er was Rassiges — aber damit sind seine Vorzüge auch erledigt. Niemals hat dieser Mensch über eine höhere Frage nachgedacht. Nicht einmal die ‚Jungfrau von Orleans‘ hat er gelesen.“

Er (sie auf die Hand klopfend): „Liebe Aga! Ich habe dir auch nie zu ihm zugeredet.“

Sie: „Aber du hast zugegeben, daß ich zu ihm überging! Du hast damals gleich die Flinte ins Korn geworfen. Du hast nichts getan, um mich zu halten oder zurückzugewinnen!“

Er: „Die Tatsache, daß du meiner überdrüssig warst, hatte etwas so Hartes für mich, daß mein Stolz mir keinen Versuch erlaubte, dich durch Ueberredung zu halten.“

Sie: „Ja, du warst eben zu schlaff und zu müde . . . wenn du mir damals die Reden über meinen Charakter gehalten hättest, die Bienenstich mir jetzt hält, so wäre ich geblieben und hätte dir noch dazu auf den Knien gedankt . . .“

Er: „Ich glaube, wenn Wolken erführt, wie sein Schwiegervater in spe heißt, zieht er sich noch jetzt von Else zurück.“

Sie: „Darum erfährt er's auch erst post festum! Glaube mir, Dietrich! Es liegt für eine Frau wie mich geradezu eine Wollust darin, solch ein Opfer zu bringen, wie es nach eurer Auffassung in meinem Namenswechsel liegt. Das Opferbringen hat einen seltsamen Reiz. Und in meinem Leben ist es früher niemals in Frage gekommen — außer etwa, wenn wir zu Borchardt gingen und vierundzwanzig Austern bestellten und ich dir bei der Teilung großmütig fünfzehn überließ.“

Er: „Bitte sehr — du hast immer die fünfzehn von vierundzwanzig gegessen — nie in meinem Leben würde ich es anders über mich gewonnen haben . . .“

Sie: „Na, dann war es Hubert mit den fünfzehn. Gleichviel . . . ich weiß genau: alle werden über meinen Namen lachen — ich aber gehe hocherhobenen Hauptes durch all ihre Medisance still in meine schlesischen Wälder . . .“

Er: „Aber, liebe Aga, du tust es mit dem Gefühl, mit dem unsereins in Sommerfrischen geht! Aus lautem Getriebe in ruhige Wälder zu kommen, ist für uns alle eine Verlockung. Du vergißt nur, daß Sommerfrischen und ihr Reiz vier bis fünf Wochen dauern, daß dein Abkommen aber eine längere Sache ist — ja, eine, der man sogar eine gewisse Länge wünschen muß! Denn, Aga, trotz der merkwürdig kurzen Zwischenräume, die du zwischen deine verschiedenen Ehen zu legen liebst, glaube ich nicht, daß du nach Herrn Bienenstich noch einen vierten fändest! Nicht, weil ich es deinen Reizen etwa nicht zutraute! Du wirst mit fünfzig gewiß wie dreißig aussehen, aber weil in solchen Dingen doch der Vorgänger auch sehr ins Gewicht fällt und das Erbe eines Naturkindes mit solchem Namen anzutreten doch wohl nicht jedermanns Geschmack sein dürfte!“

Sie (von oben herab): „Du hast dich so mit dem Namen Bienenstich! Es ist doch alles Vorurteil in dir! Hieße er Graf Bienenstich oder Freiherr von und zu Bienenstich, würdest du ganz anders dazu stehen. Die Bienenstichs sind eine altehrwürdige Försterdynastie. Montmorencys und Johanniter sind's freilich nicht, dafür wohnen in ihnen ungebrochene Kräfte, in ihren Adern pulsiert rotes, unverfälschtes Menschenblut. O! Du solltest mal hören, wie Bienenstich uns und unsre Kreise beurteilt! Ueberhaupt, wenn er politisiert, dies Feuer, diese Verve, ja, Dietrich, Temperament ist die Hauptsache!“ (Ihre Augen leuchten.)

Er (schwer bedeutlich): „Ach, Aga, wenn deine Ekstase nur vorhält!“

Sie (gekränkt): „Aber, Dietrich, hältst du mich etwa für unbeständig? Du ahnst eben gar nicht, wie es in mir aussieht, wie sehr mich nach innerlicher Erziehung und Förderung verlangt . . . ich will ja nichts mehr vom Leben als das eine: reif und abgeklärt zu werden! Alles andre, was das Dasein unsereinem bietet, habe ich ja nun zur Genüge kennen gelernt! In allen bereisbaren Ländern Europas bin ich nachgerade gewesen. Bayreuth fünfmal — einmal mit dir, viermal mit Hubert. Die Sportsplätze kenne ich bis zum Ueberdruß. Unser Auto, für das ich erst so schwärmte,

Digitized by Google

Kurkonzert in Franzensbad. Nach einer Zeichnung von F. B. Doubek

Digitized by Google

ödet mich jetzt grenzenlos an. Gegen Gesellschaftsleben habe ich einen tiefen Degout. Ich will nichts als Verständnis und Natur. Ich will nach anstrengendem Tagewerk abends die Hände in den Schoß legen können und in einer ganz einfachen Stube meinethalben auf einem Roßhaarsofa sitzen und mir von einem geliebten und verehrten Mann still vorlesen lassen. O, es ist so schön: zu verehren! Es ist ein Balsam für weibliche Seelen! Sieh mal — dich und Hubert konnte man doch unmöglich verehren! Jedes andre Gefühl flößtet ihr eher ein als das!“

Er: „Du wirst allein physisch bald total herunterkommen!“

Sie: „Im Gegenteil! Auch gesundheitlich wird es ein Glück für mich sein! Es wird mich gewiß riesig konservieren. Seit Hubert mir das Reiten verleidet hat (er hatte immer an meinem Sitz zu tadeln), sagte Hofrat Strobbmayer jedesmal, wenn er mich sah, ich hätte zu wenig Bewegung — ich müßte mehr in Aktion kommen. Die alte Horlitz hat Strobbmayer wieder ganz in Gang gebracht, weil er sie täglich sieben Betten machen ließ. Sie machte gleich die Betten der Leute mit, weil doch sonst nicht genug Köpfe im Haus sind. Strobbmayer ist auch durchaus für Pflanzenkost. Bienenstich lebt ganz vegetarisch — alle Kinder werden vegetarisch ernährt — das Kleinste mit Lahmanns vegetabiler Milch. Sie sehen glänzend aus. O, es wird meinen Nerven so gut tun!“

Er: „Du scheinst dir diese Ehe unter dem Gesichtspunkt einer fortgesetzten Lahmannkur vorzustellen: Bewegung — Salat — Gemüse —“

Sie (etwas gekränkt, mit dem Blick einer leidenden Heiligen): „Das sind alles beschlossene Sachen! Ich habe dich auch nicht hierher gebeten, um dich wegen Bienenstich zu konsultieren, sondern allein wegen Else ...“

Er (zuvorkommend, unter ihrem Scharm): „Also, was Else betrifft, so erkläre ich mich bereit, jährlich sechstausend zuzugeben, bis eine der bewußten Tanten stirbt.“

Sie (aufmerksam): „Sagen wir, bis eine der Tanten so realisiert ist, daß das Kapital sechstausend Mark Zinsen abwirft. Diese Tanten sind sehr verschieden begütert.“

Er: „Gut auch so. Wenn es dir recht ist, mache ich das Nähere mit Else selber ab. Ich möchte gern mit ihr in Verbindung treten. Gewissermaßen rührt es mich ja, daß unser Kind heiraten will.“

Sie: „Ja — würdest du nicht zur Hochzeit kommen? Wenigstens der kirchlichen Handlung beiwohnen? Das heißt... Schließlich könntest du ja sehr gut auch mitdinieren —“

Er: „Wenn es Hubert nicht stört —“

Sie (energisch): „Hubert hat nichts zu stören! Außerdem sind die Blottbergs gar nicht so. Vor hundert Jahren lebte ein Blottberg in Oesterreich, der drei Frauen nacheinander hatte und sie einmal alle zusammen in Nizza zum Diner lud. Keine wußte vorher davon. Aber alle amüsierten sich herrlich. Keine war schockiert, alle viel zu supérieures, um sich die geringste Manküne merken zu lassen. Hubert ist sehr stolz auf diesen Ahnherrn.“

In Lichtenthal schlägt die Uhr eins. Aga erhebt sich.

„Wolken erwartet mich in Rastatt. Wir wollen Wohnungen ansehen — ich glaube auch: wir sind fertig ...“

Er (steht auf): „Leider... es war sehr hübsch hier oben ... überhaupt, Aga — es ist doch etwas Schönes um gemeinsame Erinnerungen ... das lange Stück Leben, das man zusammen gelebt hat — Aga, ich habe eine Bitte!“

Sie: „Und?“

Er: „Frühstücke mit mir im Stephanie! Du kannst ja nachmittags zu Wolken fahren ... Du mußt hungrig sein — solche Wiedersehen greifen an. Ich will dich ‚herrlich füttern‘, wie du das früher nanntest ... sieh mal, deine Lieblingssektmarke hab' ich seither eigentlich immer nur mit Wehmut getrunken!“

Sie (zögernd): „Ach nein ... zusammen lunchen...? Schlabrendorffs sind unten. Die machen gleich eine große Geschichte draus.“

Er (flehend): „Aga! Wir leben vielleicht beide noch jahrzehntelang! Schenke mir zwei Stunden von deinen kommenden Jahrzehnten! Es ist doch so nett, zu zweien zu frühstücken ...“

Sie: „Aber ich habe Skrupel ...“

Er: „Na — so schrecklich viel Rücksichtnahme kann doch Hubert nicht fordern, wenn ihr doch schon so weit seid ...“

Sie (achselzuckend): „Ach, es ist nicht Hubert, weswegen ich Skrupel habe — es ist selbstredend nur Bienenstich. Mon Dieu — wenn er es ahnte, ich glaube, er erdolchte mich sofort mit seinem Hirschfänger ...“

Er: „Oberschlesien ist weit. Aga! Wir müssen doch einmal zusammen auf das Glück unsrer Else anstoßen.“

Sie (sich selbst zuredend): „Ja, ja, es ist ein gewisses Band ... schließlich, die nächste Zeit muß ich ja doch wesentlich Mutter sein ... Du glaubst gar nicht, was die Aussteuer zu tun gibt ... sie haben beide so verquerte Gedanken ...“

Er: „Davon mußt du mir noch näher erzählen. Mein Wagen wartet unten in Lichtenthal ... Aga?!“

Er legt seine Blicke flehentlich in die ihren. Sein Empressement rührt sie.

Sie (großmütig und opferbereit): „Na, gut denn ... Elses wegen —“

Er (lächelnd, legt seine Hand in ihren Ellbogen): „Hier herab ... so ... Ich weiß auch ein neues Trüffelrezept von Hafe, sie können es im Stephanie machen — quer geschnitten und dann eine dicke Bechamelsauce darüber. Großartig, sage ich dir... Und das kann ja auch nicht einmal Bienenstich übelnehmen. Trüffeln sind Pflanzenkost ...“

Völlig d'accord wandern sie den Waldweg nach Lichtenthal herunter.

Digitized by Google

Münchner Dichterinnen

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Philipp Kester und andern)

Das Schrifttum ist heute wie schon seit geraumer Zeit dasjenige Gebiet, auf dem die Frau mit dem Manne in die schärfste und erfolgreichste Konkurrenz tritt. Daß dies in erster Linie für die erzählende Prosa gilt, scheint seinen Grund in einer allgemeinen Eigenschaft des weiblichen Geschlechtes zu haben. Man begegnet beim Weibe viel häufiger als beim Manne jener feinen, künstlerisch zugespitzten Beobachtungsgabe, die sinnlich Vorhandenes in seiner einzig dastehenden Eigenart sogleich zu erfassen weiß. Weibliche Augen scheinen mit größerer Lust und naiverer Hingabe auf den Dingen zu weilen; sie sehen daher schärfer und prägnanter, sie sehen vor allen Dingen ohne die intellektuellen Korrekturen und — Verfälschungen, durch die das männliche Sehen so oft um seine Kraft und Unschuld geprellt wird, wenn es sich nicht um ein ausgesprochen künstlerisches Individuum handelt. Der Reiz einer flüchtigen Bewegung, das Mienenspiel eines Sprechenden, die psychologische Bedeutung einer Geste wird von weiblichen Sinnen oft sehr fein und treffend, jedenfalls aber reiner als vom Durchschnittsmanne erfaßt. Gesellt sich zu dieser allgemeinen Veranlagung noch etwas individuelle Kultur, bestehe sie auch nur in jener oft unwillkommenen Verfeinerung des Empfindungsapparates, die „Nervosität" heißt, so ergeben sich nicht selten überraschende Steigerungen der sinnlichen Reaktionsfähigkeit. Man kann von Frauen, denen Feder und Tinte niemals eine Verlockung waren, impressionistische Charakterisierungen sinnlicher Eindrücke hören, um die sie mancher federgewandte Büchermacher beneiden müßte. Man kann wohl sagen, daß die allgemeine Stimmung der weiblichen Existenz künstlerischer ist als die des Mannes, soweit hier künstlerische Rezeption in Frage steht. In der endgültigen Gestaltung des Aufgenommenen freilich ist der Mann seiner Natur nach dem Weibe überlegen. Denn Produzieren ist Schaffen, ist Aktivität. Anlage, Erziehung und Geschichte geben hier dem Manne einstweilen das Uebergewicht.

So kommt es, daß Frauen mit starken, gestaltenden Fähigkeiten von uns immer noch als Ausnahmen empfunden werden. Bei der Lektüre eines Meisterwerkes wie des „Gösta Berling" von Selma Lagerlöf ergreift uns Seite für Seite immer neues, fassungsloses Staunen, daß eine Frau Gestalten von solcher Wucht, Bilder voll so gewaltig drängenden Lebens heraufbeschwören konnte.

Unter Münchens Dichterinnen, von denen hier die Rede sein soll, gibt es eine, deren Persönlichkeit in der Größe der Prägung nahe an Selma Lagerlöf heranreicht: Ricarda Huch. Ihr reiches Schaffen ist mit der seltsamen Nachblüte der Romantik, die wir in den letzten Jahren erlebt haben, vielfältig verknüpft. In ihren glänzenden Untersuchungen zur Frage der Romantik (Blütezeit der Romantik, 1899; Ausbreitung und Verfall der Romantik, 1902) hat sie unsrer Stellung zu dieser merkwürdigen und bewegten Epoche des deutschen Geisteslebens den maßgebenden Ausdruck verliehen.

Aber auch ihre eigne dichterische Produktion weist Ricarda Huch der Romantik zu, jener Romantik freilich, die zunächst an Gottfried Keller anknüpfte und sich ihrer Verwandtschaft mit der ersten und

Helene Böhlau

Digitized by Google

Mia Holm

zweiten romantischen Schule erst später bewußt wurde. Mit dem berühmten Schweizer Meister, der eben wieder zu so hohen Ehren gekommen ist, teilt Ricarda Huch die schwermütige, gelassene Größe der Gebärde, die seltsame Souveränität der dichterischen Laune, den tiefen, sonoren Wohllaut der Farbe, die ruhevolle Einfachheit und die ornamentale Schönheit der Linie. Stimmungsvolle Schatten hüllen die Bilder ein, die sie vor uns aufbaut, Schatten jener grundlosen Schwermut, durch die sie am deutlichsten ihre romantische Herkunft bezeugt. Mit den 1892 erschienenen „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren" hat sie ihren Ruf begründet. Durch später folgende Bücher wie die Erzählungen „Aus der Triumphgasse" und „Vita somnium breve", „Von den Königen und der Krone" und „Die Verteidigung Roms" ist sie in die erste Reihe der deutschen Prosaisten der Gegenwart eingerückt. Sie hat verhältnismäßig früh die höchsten Staffeln des Zeitruhms erklommen, und ihre reife, sichere Begabung verheißt noch manche schöne Frucht.

Nicht minder interessant und fesselnd mutet die pittoreskere Erscheinung von Helene Böhlau an, die sich mit ihren von sonnigstem Humor und behaglich weicher Kleinstadtluft erfüllten Ratsmädelgeschichten schon vor Jahrzehnten in das Herz vieler treugebliebener Leserinnen hineingeschrieben hat. Ihre eigenwillige temperamentvolle Begabung hat seitdem mit allen Wandlungen des literarischen Geschmackes rüstig gleichen Schritt gehalten, oder vielmehr: sie ist sich selber treu geblieben bis auf den heutigen Tag; aber da ihre Schöpfungen vollgültige Dokumente einer hochwertigen Menschennatur waren, erschienen sie von jedem der wechselnden Standpunkte aus freudiger Anerkennung wert. Es ist schwer, dem wundersamen Gemisch von geradezu mütterlicher Gefühlswärme und schalkhaftem Humor, von herzlicher, blühender Anschaulichkeit und origineller Denkerarbeit, aus dem sich ihre Kunst zusammensetzt, völlig gerecht zu werden. Sie schreibt wie eine Frau, die durch Lebens Lust und Leid einen Standpunkt über dem Leben gewonnen hat. Ueber ihren Gestalten und Milieus wölben sich große, freie Horizonte; es öffnen sich Ausblicke, die uns mit der Tragik des Menschenlebens versöhnen, Ausblicke, welche die großen und kleinen Fehler der Menschen in dem freundlichen Lichte humorvoller Resignation erscheinen lassen. Ströme von heiliger mütterlicher Liebe gehen durch ihre Dichtungen. Diese Liebe ist ihre Weisheit und das Geheimnis ihrer Künstlerschaft, und neben ihr kommen die krausen Spiele ihrer eigenwilligen Gedanken nur als schnurrige Arabesken in Betracht. Ihre Beobachtung ist scharf und temperamentvoll, aber ihrer Darstellung nimmt das reiche Gefühl jede Härte, wie das zerstreute Licht des Tages die Kanten der Dinge abschleift und keinen harten Glanz aufkommen läßt. Im Gegensatze zu Ricarda Huch ist ihre Kunst frei von jeder allzu sichtbaren Linienschönheit: sie ringt dem Leben keine romantisch stilisierte Gebärde ab. Sie arbeitet objektiv, mit einem inspirierten krausen Pinselstrich, der die feine malerische Nuance in der Erscheinung der Dinge besser wiedergibt als die breite, flächige, ornamentale Behandlung, deren sich Ricarda Huch bedient. Sie arbeitet mit ausgeprägt impressionistischen Mitteln und erreicht damit jene herzliche, taufrische Anschaulichkeit, die jede ihrer Schilderungen,

Ricarda Huch

Digitized by Google

Maria Janitschek

sei der Gegenstand auch noch so geringfügig, zu einem hohen Genusse macht.

Neben Helene Böhlau beansprucht die Rheinpfälzerin Anna Croissant-Rust einen ehrenvollen Platz. Im freien Spiel der künstlerischen Laune und in der divinatorischen dichterischen Gestaltung erreicht sie jene nicht. Aber sie versteht vortrefflich, das eigentümliche Leben fremdartiger Individuen, unter dem Gesichtswinkel eines etwas spitzigen Humors gesehen, vor uns aufzurollen. Ihre Anfänge fallen in die bewegtesten Zeiten des Naturalismus. In der „Gesellschaft" und in Bierbaums Musenalmanachen hat sie die ersten Proben ihres Könnens abgelegt; durch die Münchner Erzählung „Feierabend" und den Novellenband „Lebensstücke" (1893) hat sie einen weiteren Leserkreis gewonnen. Ihre spätere Entwicklung führte sie immer mehr der Heimatkunst entgegen, das heißt jener Art von Literatur, die sich im Gegensatze zu den großstädtischen, spezifisch modernen Milieus der ersten naturalistischen Dichtungen mit Vorliebe die einfacheren, zeitloseren Lebensverhältnisse des Bauern und des Kleinstädters zum Vorwurf nahm. Ihre Vorliebe für dramatische Problemstellungen und lebhafte Kontraste hat sie sich jedoch bewahrt. Ihre letzte größere Gabe auf diesem Gebiete, der Tiroler Dorfroman „Die Nann", kann in jeder Hinsicht als eine reife, vornehme Leistung gelten. Das Schwergewicht ihrer Begabung dürfte aber doch mehr auf dem Gebiete jener pointierten Menschenschilderung liegen, von der sie in dem Bande „Aus unsers Herrgotts Tiergarten" besonders wertvolle Proben abgelegt hat.

Maria Janitschek hat sich in zahlreichen Dichtungen lyrischer und erzählender Art als wagemutige Interpretin des spezifisch modernen Weibes gezeigt. Französische Vorbilder, vor allem Maupassant und sein Nachahmer Prévost, scheinen auf ihre Kunst, ihre Problemstellung sowohl wie auf ihre Gestaltungsweise, Einfluß gehabt zu haben. Mit dem jüngst erschienenen Albigenserroman „Esclarmonde" hat sie zweifellos ihren größten Wurf getan. Sie entrollt hier ein düsteres historisches Gemälde von bedeutender Konzeption und gibt ihm durch die vollendete Art und Weise, wie sie sich in das Seelenleben ihrer Heldin einfühlt, den vollen Reiz frischester Gegenwart. Durch die idealistisch gesteigerte Gebärde der Komposition erhält das Ganze fast das Aussehen eines alten epischen Gedichtes, es erhält die feierliche, groß bewegte Rhythmik einer aus dem Volk hervorgegangenen Heldenmäre.

Franziska Gräfin zu Reventlow, als Uebersetzerin seit langem bestens bekannt, verdankt ihre literarische Position fast einzig der im Jahre

Carry Brachvogel

Digitized by Google

Franziska Gräfin zu Reventlow

1903 erschienenen Romandichtung „Ellen Olestjerne“. Es ist der Roman ihres eignen Lebens, der Roman einer Frau, die sich unter schweren Kämpfen, aller schrecklichen Wunden nicht achtend, aus den Banden nicht nur der gesellschaftlichen, sondern auch der weniger anspruchsvollen bürgerlichen Moral losgerungen hat. Ellen Olestjerne macht den Versuch, allen Anforderungen der sogenannten sexuellen Sittlichkeit zu entgehen, weil sie in ihnen eine schmähliche Mißachtung des allgemein menschlichen Selbstbestimmungsrechtes erblickt. Sie wird zur Kämpferin, nicht aus Prinzip, nicht aus sozialen Erwägungen, nicht aus schwesterlichem Mitgefühl mit ihren Leidensgenossinnen, sondern aus einfachem, selbstverständlichem Freiheitstrieb, der kein Opfer scheut, um zu der ersehnten Unabhängigkeit zu gelangen. Ihre Arbeit hat neben ihrem rein stofflichen Interesse hohe künstlerische Werte, die ihr für immer einen ehrenvollen Platz unter ihresgleichen sichern.

Carry Brachvogel bietet in ihren Zäsarenlegenden, in den Romanen „Die Erben“, „Der Nachfolger“, „Die große Pagode“ großgesehene, geistvoll pointierte und herb gestaltete historische Gemälde von nicht geringer Kraft der Wirkung. Zu ihren schönsten Schöpfungen zählt ihre Monographie „Marquise von Pompadour“, ein geistreiches, mit viel essayistischem Geschick gearbeitetes Bild dieses herrlichsten Stückes altfranzösischen Lebens.

Ausschließlich auf dramatischem Gebiete betätigt sich Elsa Bernstein, bekannter unter ihrem Pseudonym Ernst Rosmer. Das Märchendrama „Königskinder“ hat ihr in der Vertonung von Humperdinck Erfolg und Ehre gebracht. Ihre übrigen Dramen haben sich auf der Bühne nicht behaupten können, wohl mit Recht. Denn bei aller Geschicklichkeit des Arrangements, bei aller sprachlichen Gewandtheit fehlt ihren Arbeiten doch durchgehends die wirkungsvolle dramatische Gestaltung.

Eine der liebenswürdigsten Erscheinungen des weiblichen Parnasses der Isarstadt ist Mia Holm. Sie hat in einem reichen, anmutigen Liederkranze („Mutterlieder“) allen mit der Mutterschaft typisch verbundenen Gefühlen, Erlebnissen und Gedanken den frischesten, unmittelbarsten Ausdruck gegeben. Das Süße und Gefällige des Gegenstandes wurde ihr zu keiner Gefahr. Sie sprach aus, was sie empfand, sie schrieb einfache, anspruchslose Texte zu innerlich erlebten Melodien. Besonders in der Klage um ein gestorbenes Kind hat sie Töne angeschlagen, die denen in Eichendorffs bekanntem Liederzyklus zwar nicht an Fülle und Reichtum, wohl aber an Reinheit und Echtheit ebenbürtig zur Seite stehen.

Anna Croissant-Rust

Digitized by Google

Kinderglaube

Skizze

von

Lotte Gubalke

Der große Spillingsbaum, der fast so hoch und breit war wie eine Eiche aus dem Stadtwald, hing voller süßer Früchte.

Wer einigermaßen im Paradies Bescheid weiß, erzählt, daß die Spillinge noch heute dort wachsen.

Spillinge schmecken bitter, wenn man sie abpflücken würde, zuckersüß, wenn man sie aus dem taufrischen Gras aufliest. Man muß eben warten, bis sie von selbst herabfallen. Sie sind denn auch zu weiter nichts nütze, als daß man sie den Kindern zum Essen überläßt. Man kann sie weder dörren noch kochen.

Wer kennt einen Septembermorgen, an dem die Sonne erst lange mit Nebeln kämpfen muß, ehe sie sieghaft das Tal bescheinen kann? Wer kennt den Duft, der von Spätrosen, Reseden und reifem Obst ausgeht und von frischem Grummtheu?

An einem solchen Morgen standen unter dem Spillingsbaum in Postmeisters Garten zwei Kinder, Lulu und Kunz.

Sie hatten sich an den süßen Früchten gelabt, hatten sich müde gespielt und überlegten, was sie nun beginnen sollten an diesem schönen Ferientag, an dem Kunz Lulus Gast war. Kunzens Vater hatte in seiner Jugend Lulus Mutter „Postmeisters schöne Mathilde" genannt. Jetzt nannte er sie seine liebe „Freundin aus der Jugendzeit" und war froh, daß die Jungen die Freundschaft der Alten fortsetzten.

Er war ein weltmüder Mann, der alljährlich in der Heimat Erholung suchte.

Heute saß er mit seiner Freundin in der Hainbuchenlaube unweit des Spillingsbaumes und klagte: „Mir hat das Leben nicht gehalten, was es versprach."

Postmeisters schöne Mathilde lachte und sagte:

„Mir hat es alles gehalten."

„Wie mag das kommen?"

„Ich bin nicht so — so differenziert — so heißt wohl das Wort? Ich bin fast platt vertrauensselig geblieben... Ich glaube noch an Glücksmöglichkeiten, die direkt vom Himmel fallen..."

Der Mann seufzte.

Die Kinder waren indessen durch die offene Gartentüre hinaus auf den Lienpfad gegangen, der am Fluß entlang führte.

Am Ufer war dichtes Weidengebüsch. Fast jede Weidenrute war mit blühenden, bitterlich duftenden Winden umrankt. Große blaue Libellen surrten dazwischen hin, und goldig schillernde Fliegen hielten sich zitternd auf einem Punkt fest in der Luft.

Die Kinder betraten eine aus Steinen künstlich angelegte Landzunge, an deren Spitze ein Floß lag.

Kunzens Vater, der vom Gartenzaun aus den Kindern nachsah, wollte ihnen wehren.

„Warum denn?" fragte seine Freundin. „Laß sie doch, wir taten in unsrer Jugend das gleiche und trugen mit Gleichmut die Folgen. Wir glaubten noch daran, daß Sonne und Wind nasse Kleider trocknen können."

„Das war damals."

„Heute ist es noch genau so. Nur wissen wir,

Ernst Rosmer (Elsa Bernstein)

Digitized by Google

daß der Wind mancherlei andre Dinge verweht, und die Sonne die Rosenfarbe fahl und gelblich bleichen kann. Das heißt, mancher weiß auch, daß dies nicht das Ende der Dinge ist, sondern daß in jedem Sommer neue Rosen blühen."

Der Mann sah seine Freundin an und sagte: „Dir sind Wind und Sonne gut bekommen."

Die Kinder gingen auf die Landzunge, weil die Alten über ihr Gespräch vergessen hatten, sie zurückzurufen, oder auch vielleicht deshalb, weil Kunzens Vater sich den Aufsichten seiner Freundin fügte.

Flößer Eckstein war Lulus Freund. Er holte einen Flößerbock herbei und schenkte ihn Lulu. Er hatte aus diesem Stützpunkt seiner Lenkstange eins jener prachtvollen Ungetüme zurecht gebastelt, das seit alters her Kinder zu würdigen wissen, die an einem schiffbaren Fluß zu Hause sind. Den Kopf hatte er mit zwei aus blanken Messingnägeln bestehenden Augen verziert, der Schweif bestand aus gekrausten Papierstreifen.

Während Lulu selig war, wußte Kunz nicht, ob ihn die Besonderheit dieses Tieres, das er nicht klassifizieren konnte, freuen oder entrüsten sollte. Als die Kinder mit dem Bock in den Garten unter den Spillingsbaum zurückkehrten, waren die Alten auf einem Rundgang durch den Garten begriffen.

Lulu taufte den Bock „Peter".

Sie lobte ihn gegen Kunz, der immer noch gelangweilt das sonderbare Tier betrachtete.

„Zum Beispiel, wenn wir ihm Rollen an die Beine schrauben würden, so könnte er laufen."

„Ah, ha, eigentlich gleicht er mehr einer Bank als einem Bock."

„Nein, Kunz, das ist unmöglich! Man würde ihm nur einen kleinen Schubbs geben und er käme flink vom Fleck. Man könnte ihm auch ein blaues Band umbinden und ihn daran halten, damit er nicht durchginge. Böcke sind sehr wild."

„Am Ende," spottete Kunz, „singst du dazu: Ein Schäfermädchen weidete zwei Lämmlein an der Hand . . ."

Lulu war so eingenommen von ihrem Bock, daß sie den Spott nicht bemerkte. Sie ergriff den Vorschlag mit Begeisterung.

„Das heißt, Eckstein müßte mir noch einen dazu schenken, sonst hätte das Lied keinen Sinn!"

Sie flocht ihr blaues Band aus dem Haar und band es um den Hals des Ungetüms.

Sie sang dazu das Lied vom Schäfermädchen.

„Das Lied sangst du auch schon als Kind," sagte Kunzens Vater, der eben mit Lulus Mutter an dem Rasenplatz vorbeiging.

Mathilde nickte. Schweigend gingen sie weiter und dachten an ihre Jugend.

Kunz sagte gelangweilt: „Was wirst du alles noch mit diesem einfältigen Ding anfangen? Erst war es ein Bock, jetzt ist es ein Lämmchen. Du bist schrecklich dumm, Lulu!"

Kunz sah seine Gespielin verächtlich an.

Lulu sprang auf und nahm ihren Besuch beim Arm: „Stelle dich mal hier her und sieh so von unten herauf mit halb zugemachten Augen, dann wirst du merken, daß es ein Bock ist."

„Meinst du das denn im Ernst?"

„Aber es ist doch nun einmal so!"

„Du bist mehr als dumm!"

Lulu brach fast in Tränen aus.

Lulus Mutter kam herzu: „Bist du etwa rechthaberisch, Kind?"

„Ach, Mutter, mit dem Jungen ist gar nichts anzufangen — er kann nicht sehen, daß dies ein Bock ist."

„Vater," sagte Kunz trotzig, „meinst du nicht auch, eine Flößerbank ist eine Flößerbank?"

Kunzens Vater war etwas verlegen.

Lulus Mutter nahm ihm die Antwort ab. Sie legte ihre braungebrannte wohlgeformte Hand auf Kunzens Schädel, sah ihm in die zornigen Augen und meinte begütigend: „Lulu hat diesen Bock sehr lieb, Junge."

Dann ging sie weiter und Kunzens Vater folgte ihr. Als er wieder neben ihr auf der Bank in der Hainbuchenlaube saß, meinte er gedankenverloren: „Liebe macht blind."

„O nein," rief Postmeisters schöne Mathilde, „ganz im Gegenteil, sie umgibt alles mit einem wundervollen Glanz und sie glaubt alles — es gibt Glücksmöglichkeiten für sie, die den andern als Beschränktheit erscheinen."

„Schade," sagte Kunzens Vater und küßte seiner Jugendfreundin die Hand, „daß ich mir nicht rechtzeitig eine Lehrmeisterin wie dich fürs Leben sicherte . . ."

„Eine Lehrmeisterin? Ich? Du irrst — ich bin nur eine gelehrige Schülerin des Lebens gewesen."

•

Als die Ferien zu Ende waren, hatte Kunz gelernt, was für ein verwandlungsfähiges Tier bei richtiger Behandlung eine Flößerbank sei. Lulu vergoß keine Tränen mehr über seinen Unglauben.

Am Abend vor der Abreise sagte Kunzens Vater zu Lulus Mutter: „Nun kehre ich wieder heim in die laute Stadt. Wie ist der Junge aufgeblüht und aufgewacht hier draußen . . ."

„Ich sah es immer als ein Glück an, daß ich nach dem Tod meines Mannes mit dem Kind in mein Elternhaus zurückkehren konnte."

„Ich darf dich nicht bitten, komm mit mir, du warst ja meine erste Liebe und könntest wissen, daß diese Liebe ebenso von neuem aufblühte wie die Rosen in jedem Sommer. Du selbst brauchtest das Bild! Ich weiß nicht, ob deine Liebe für mich so stark ist, daß sie an Glücksmöglichkeiten glaubt . . ."

„Du könntest es wissen . . ."

Mehr wurde nicht gesagt. Aber Kunzens Vater küßte die schöne Mathilde auf den Mund und beider Leben war von nun an wie mit einem goldenen Schein umgeben.

Digitized by Google

Das Märchen

Nach einem Gemälde von Walther Firle

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Bridget

Eine Stunde aus einem Leben

Von

Adalbert Meinhardt

Bridget versuchte sich aufzurichten. Es fiel ihr noch schwer. Sie horchte. Aber sie hörte doch nur, wie in ihren eignen Schläfen ihr Blut hämmerte, wie es in ihren Ohren sauste. Und es flimmerte ihr vor den Augen, ein schwarzer Tanz. So schloß sie ihre schweren Lider und ließ den müden Kopf auf das Kissen zurückfallen. Da lag sie nun wieder — —

Sie? Ja, war sie es denn? Im Fieber hatte sie manchmal geglaubt, eine andre läge da und litte die Schmerzen. Denn es schien ihr ganz unfaßbar, daß sie das sein sollte, sie, Bridget die Starke, Bridget die Junge, die Kräftige, Lustige, Gesunde. So hatten der Vater, die Geschwister und alle Leute sie genannt. Und nun? — Unwillkürlich tastete sie unter der leichten Bettdecke an ihren Armen hin. Der Druck ihrer eignen schwachen Finger tat ihr weh. So mager waren die Arme geworden! Wie sie jetzt wohl mit diesen Armen, solchem Hals in dem weißen Spitzenkleid aussehen würde? Vater hatte immer verlangt, daß sie täglich zu Tisch sich wie zu einer Gesellschaft kleide. Es stand ihr gut. „Bridget, mein Stab," hatte er lächelnd gesprochen und den Arm um sie gelegt, als ob er sich auf seine Tochter stützen wolle. Er selbst sah so schön aus, so stolz mit seinem wehenden grauen Bart, den leuchtenden Augen, der aufrechten Haltung, ihr geliebter Vater. Und Mutter blickte dann beglückt auf sie beide. Und er, jener Maler ...

Nein. Dahin nicht. Das nicht, das nicht denken. Es ist vorbei. Nie wieder darf es, auch nicht als Erinnern, ihr das Herz schwer machen.

Wie sonderbar! Schon die Wochen im Fieber — jetzt war sie ja, wie der Doktor sagte, in der Genesung —, schon im Fieberwahn hatte ihr immer der Abend, ein ganz bestimmter Abend am Comersee, vor den Augen gestanden. Aus der Zeit, da sie noch jung war, nichts wußte, nichts dachte, da sie das Leben ein heiterer Garten und sie selbst sich wie eine Rose oder Lilie im Sonnenschein dünkte, die nichts zu tun braucht, nicht spinnt noch sät, und erntet doch Glück von allen Seiten, Freude und Lob ... Und das war doch noch kein Jahr her. Damals ...

Horch, war das ein Ton unten? Hatte der Vater sich bewegt, gestöhnt vielleicht? Sie verheimlichten ihr, wie es ihm ging. Auf jede Frage antwortete der Arzt: „Unverändert." Und Mutter, die heute morgen nur einmal, nur ganz flüchtig hereingesehen, hatte ihr die Stirn geküßt: „Bridget, werde du nur wieder gesund!" Dann war sie gegangen, rasch, um die Tränen zu verbergen. Es stand also noch schlechter mit ihm? Nein, viel schlechter konnte es nicht sein, viel Schlechteres gab's nicht. Wenn sie dachte, wie er an jenem schrecklichen Tag war, als sie ihn zuletzt sah! Und sie schauderte zusammen und drückte die Augen ein, das nicht zu sehen.

Vom Treppenhaus klang die keifende Stimme der Wirtin herauf. O, wenn Vater die hören mußte, wie würde es ihm weh tun, ihm, der immer so empfindlich gegen jeden leisesten Mißton gewesen war! Eine Geigennatur hatte damals 'er, der Maler, ihn genannt, als der Vater Bridgets Spiel scharf tadelte, weil sie die Chaconne von Bach leidenschaftlicher, rascher genommen, als er es gewollt. Und sie dachte an die Töne seines Spiels. Und sie dachte der Zeit, da alle, alle ihn bewundert hatten, vergöttert, geliebt, da jeder Künstler ihn, den Kaufherrn und Dilettanten, aufsuchte, um sein feinsinniges Urteil zu hören. Auch jener Maler hatte sich ja ihm zuerst genähert. Und mit ihr, an dem Maiabend zu Cadenabbia, wie sie langsam am See hingingen, sprach er so viel von ihrem Vater und davon, wie sie ihn zu begleiten verstand. Den schweren Duft des Caprifoliums und der Rosen von damals, glaubte sie jetzt noch aufatmend zu spüren. Es war so still am See, kaum daß um die Pfähle des Dampfersteges die linden Wellen leise gluckten. Der Mond stand hell sichtbar, der weite Himmel und die Berge waren aber noch nicht dunkel, nur von abendlichem Rosalila sanftduftig verklärt. Alle wanderten nach der Mahlzeit vor der Tür des Hotels auf und nieder. Und dann kam es so, daß die zwei, eben jener Maler und sie, weiter schritten als die andern, den Weg hin unter den dunkeln Platanen. Sie spielte mit der gelben Rose, die er ihr gepflückt hatte. Mit seiner Hand strich er im Gehen über die Steinbrüstung ihm zur Linken, als ob er die liebkosen müsse. Und dann sprach er von Musik, von Italien, von der Schönheit. Aber auch davon, daß er sich hier gleichsam in der Verbannung befinde, weil er nicht reich genug sei, um in England in einem Kreise wie der, in dem sie und ihr Vater sich bewegten und dem auch seine Familie entstammte, standesgemäß sein Leben zu führen.

Digitized by Google

Sie hatte ihm zugehört, ohne ganz genau zu begreifen, weshalb er ihr das anvertraute, hatte nur gewußt, daß ihr's wohltat, wie offen er sprach. Und als sie ihm die Hand zur guten Nacht gab, sagten sie beide gleichzeitig, wie aus einem Munde: „Auf morgen früh!“ Morgen, dachte sie, würde ein Tag sein, genau wie dieser, voll Sonnenwärme, Rosenduften, voll guten Vertrauens, und er würde noch weiter sprechen, ebenso, und vielleicht auch noch andres.

Vor der Tür des Hotels war das gewesen, bei der Rückkehr von ihrem Mondscheinspaziergang. Und da hatte ihr Vater gestanden. Der nahm sie beim Arm, mit beinahe hartem Griff, sie meinte manchmal in ihren Schmerzen es noch zu spüren. Er zog sie beiseite: „Bridget, das ist nichts, das will ich nicht, hörst du? Leicht würde ich dich keinem lassen. Wenn irgendein Krösus käme — dann freilich — dann müßte ich mich wohl entschließen, ja zu sagen, es wäre dein und wäre mein Glück. Aber so einem brotlosen Landschaftsmaler dich geben, nein, nie tu' ich das.“

Sie reisten ab am nächsten Morgen. Der Maler kam noch an das Dampfboot, ihr Rosen zu reichen: „Daß Sie so plötzlich fort müssen! ... Aber trotzdem, auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen?“ wiederholte er fragend.

Sie gab keine Antwort.

Wie sie's die ganze Nacht getan und den ganzen Morgen und nachher noch so lange, so hatte sie sich in jener Abschiedsminute damals am Dampfschiffsteg nur wundern können: Weshalb soll ich denn mit einem armen Bewerber nicht teilen, was wir an Ueberfluß besitzen? Weshalb wünscht mein Vater für sich wie für mich, daß ich einen Krösus zum Manne bekomme? Doch nicht am Ende, weil — weil er nicht reich ist, nicht Ueberfluß hat, sondern selber des Geldes bedarf?

Woher ihr damals dieser Gedanke gekommen war, das begriff sie heute noch nicht. Sie hatte ihn verjagt, so oft er sich in ihren Kopf hatte einschleichen wollen. Mehr als bisher noch gab sie sich Mühe, gleichsam um ihm diese Treulosigkeit abzubitten, ihren Vater zu erfreuen. Sie übte seine Lieblingsstücke, nähte ihm für seine Geige eine neue Decke aus alten Stoffen, erdachte sich selber frische Toiletten, leicht und duftig, wie es seinem Geschmack entsprach. Ihm Kummer bereiten, ihm, ihrem vielgeliebten Vater? Nein, nie und nimmer, kein Mensch, kein Mann sollte ihr je wichtiger sein als er. —

Nur eines tat sie, was ihn vielleicht verwundern konnte: sie sing an zu malen, ohne Lehrer, still für sich allein. Beim Arbeiten ließ sich so gut denken und träumen. Was? Was sie wollte. Der Vater sah sich ihre Skizzen an, kritisierte ein wenig, lobte ein wenig und hörte es gern, wenn Bekannte sagten, Bridget sei ihm auch darin so ähnlich, daß sie Talent zu allem habe, was sie ergriff. Das war noch kein Jahr her. Sie hatte sich ausgedacht, daß sie Malerin werden wolle, nur sich wie ihrem Vater zur Freude.

Und jetzt ... Er lag unten, in dem niedrigen Parterrehinterzimmer der laut keifenden Stubenvermieterin. Sie hatte darüber ihr Krankenlager. Wieder versuchte sie den Kopf in die Höhe zu heben. Nur seine Stimme zu vernehmen, nur einen Ton von seiner geliebten, tiefen, warmen, liebenden Stimme!

Die Tür ging auf, und die Wirtin kam. Sie brachte den Tee, setzte die Tablette mit hartem Aufprall auf den Stuhl am Bett und wollte gehen.

„Ich habe nicht Zeit, Ihnen jetzt zu trinken zu geben. Das weiß der Himmel, was das einem für Arbeit macht, mit zwei so Schwerkranken zugleich im Hause. Sie meinen wohl, für meine übrigen Mieter hätt' ich gar nichts zu tun? Und im Seebad währt die Saison so wie so nur die paar Wochen. Und eine Witwe wie ich und mit Kindern, die ist aufs Verdienen angewiesen. Wie leicht geht ihr ein Mieter durch! Ich bin viel zu gutmütig. Ob Sie mir weiter bezahlen können, das weiß ich ja auch noch nicht. Aber die Arbeit — immer zum Arzt, noch einmal zum Arzt, und dann ... am Ende ... Nein, das bezahlen Sie mir gewiß nicht.“

„Geht es schlechter?“ Bridget fragte es so atemlos, daß ihre Stimme ihr selber fremd klang.

„Ach, was weiß ich! Und was red' ich da viel!“ Die dicke Frau schlug sich auf den Mund. „Ich sagte ja, daß ich keine Zeit für Sie habe. Nein, wahrhaftig nicht! Adieu.“

Und wie sie hinauslief, warf sie die Tür zu, daß das ganze Haus davon dröhnte.

Der harte Klang machte Bridget zusammenfahren. Aber hatte sie nicht zugleich noch etwas gehört? Mit beiden Händen stützte sie sich auf die Ränder des Bettes, sich höher zu heben. Sie zitterte vor Anstrengung, biß die Zähne zusammen vor Schmerzen, horchte, horchte ... Was war es gewesen? Nur der Nachhall des Türzuschlagens? Oder ein Stöhnen? Und sie sank zurück in die Kissen. „Vater, Vater!“ schluchzte sie. Dabei warf sie schon wieder die Decken von sich, um auch nicht einen Ton zu verlieren. Daß er stöhnte — wer weiß, war es denn nicht möglicherweise ein kleines Zeichen wiederkehrenden Bewußtseins? O, wenn er nur einmal, nur für eine Sekunde seine Geisteskraft wieder erhielte, daß sie und die Mutter ihn nur noch einmal so sehen könnten, so, wie er früher ihnen erschienen, vor jenem Tag ...

Es war im Hochsommer gewesen, zur Zeit der Season in London, täglich Gesellschaften, Bälle, Konzerte, die sie mit ihm besuchte. Da war er eines Nachmittags früher als sonst aus seinem Geschäft nach Hause gekommen. Frau und Tochter rief er in das Musikzimmer zu sich, sie meinten, er wolle ihnen wahrscheinlich eine seiner neuen Kompositionen vorspielen. Er aber sagte kurz, er habe sein und zugleich ihr Vermögen verloren. Die Stimme ging ihm in Schluchzen über. Und dann fiel er in den Lehnstuhl, zitternd, seine Hände flogen, seine Augen starrten wie blicklos. Die Mutter kniete neben ihm, hielt ihn.

Und Bridget stand dabei und fühlte ihr eignes Herz schwer und schwerer werden wie Blei in der Brust. Sie wußte, dies war der Anfang vom Ende. Von welchem Ende? Das wußte sie nicht und wußte es doch. Denn es standen zwei Grauengestalten — die Armut, die Krankheit — plötzlich vor ihr und streckten ihr offene Arme entgegen. Und Bridget, die Starke, die Heitere, Gesunde, fühlte

Digitized by Google

mit Schandern, wie sie der Macht dieser beiden verfiel ...

In ihren Schmerzen, all diese Wochen, hatte sie sich, ach, so sehnlich, den Tod gewünscht, um jenen Schreckbildern zu entfliehen. Der Arzt versicherte ihr aber, noch vor zwei Tagen hatte er's wiederholt, alle Gefahr sei für sie vorüber, sie müsse leben. Und er, ihr Vater? Er für immer in Not, er krank, gelähmt und dazu bewußtlos! Nein, das konnte sie nicht ertragen, nein, das durfte nicht sein!

Horch, rief er nach ihr? War das doch seine Stimme gewesen? „Vater!“ schrie sie. Ihre Glieder waren ihr wie mit eiskalten Stricken an die Bettstelle festgeschnürt. Nicht zu ihm können, wenn er vielleicht zum Bewußtsein zurückkam und nach ihr begehrte! Nicht zu ihm können, wenn er sie brauchte! Denn er brauchte sie, würde sie mehr und mehr noch brauchen, je schwächer, abhängiger er wurde. „Bridget, Tochter Bridget!“ Seine volle Stimme hatte durch das teppichbelegte hübsche Treppenhaus ihres alten Heims früh und spät so nach ihr gerufen. Zum Musizieren, zum Diktieren, zum Vorlesen, zum Spazierengehen, er brauchte sie immer. Mutter hatte im Hause zu tun oder war müde, schonungsbedürftig. Sie, Bridget, hatte Zeit für ihn, war stets bereit. „Bridget, komm!“ Wie lustig der Ruf klang! Eine eigne Melodie hatte er auf die Worte gesetzt: „Bridget, komm, Tochter Bridget, komm schnell!“ — Darüber schrieb er Variationen und spielte sie auf der Violine, und Bridget mußte sie ihm begleiten.

‚Wenn er etwas weniger Violine spielte und etwas mehr auf seine Geschäfte achtgeben wollte, es wäre wohl gut;‘ — das hatte einer der Verwandten ihrer Mutter, ein grilliger, steinreicher Onkel aus Schottland, einmal gesagt. Bridget, die den Ausspruch hörte, hatte dem alten Herrn empört erwidert: Ihr Vater sei eben kein Kaufmannsgemüt. Er, der Onkel, finde seine Freude am Verdienen und Sparen. Vater habe das aber nicht nötig, er besitze so viele innere Schätze, um für sein Leben sich und die Seinen glücklich zu machen, hätte er auch weder ein großes Bankgut haben noch ein schönes Landhaus mit leeren Zimmern, in denen man vor Langeweile sterben möchte. — Der alte Onkel hatte damals über ihren Eifer gelächelt und sie auf die Backen geklopft.

Und nun ... Wie sie dalag in der Stille ihrer Kammer, ging alles wieder an ihr vorüber. Jede Stunde, ja jede Minute jener Schmerzen lebte sie durch. Wie die Leute gekommen waren, auch der Onkel aus Schottland, alle mit tadelnden, strengen Gesichtern, sich mit ihm eingeschlossen hatten, gesprochen, geschrieben, Zahlen —, Zahlen und Zahlenreihen. Und wie er, gleichgültig und müde, ein fremder Mensch, den das alles nichts mehr anging, daneben gesessen und zugehört hatte. Ihr ältester Bruder, der ihr der liebste von allen Geschwistern war, kehrte von Indien zurück. Der würde alles glätten und schlichten, dachte sie, es hieß ja, er sei ein Geschäftsgenie, er würde es sicher in Ordnung bringen. Aber nein, er machte dasselbe finstere Gesicht wie alle die andern und sprach auf Vater mit harten, heftigen Worten ein. Sie ertrug das nicht.

Johnnie aber hatte sie bei der Hand genommen und fast mit Tränen ihr gesagt, wie auch sein eignes Leben zerstört sei. Da drüben war ein armes Mädchen, mit dem hatte er sich halb schon verlobt, weil er doch geglaubt, reiche Eltern zu besitzen. Mußte er der schönen Braut nun entsagen? Sein bißchen Ersparte dem Vater geben? Da hatte Bridget ihn beruhigt: Was er erworben, das müsse sein bleiben. Hatte er dem Mädchen die Hoffnung erweckt, daß er sie heiraten werde, so solle er es tun. Sie hier, Vater, Mutter und sie selber, sie würden schon allein für sich sorgen.

Es war ihr gar nicht schwer gefallen, so zu entscheiden. Riet sie ihm doch nur, was sie selber einmal früher — wie lange her schien das ihr schon! — gern getan hätte. Als er aber dann so handelte, seine Verlobung proklamierte, da war er ihr plötzlich so fremd geworden wie alle andern. Sie stand — und steht noch — auf einer Insel, mit Vater und Mutter ganz allein. Rings umher fließt breites Wasser. Jenseits die Leute, auch ihre Schwestern und die Schwäger, reden, rühren sich und lachen — ja, die leben! Manchmal stellt sich einer ans Ufer und sieht herüber. Wenn er nicht ein böses Wort ruft, das ist schon viel. Eine verächtliche Gebärde, ein Achselzucken — es tut ihr so weh! Wie selten hebt jemand die Hand und winkt ihr! Hätte ein Freund von drüben gerufen: „Sei guten Muts, du bringst sie durch!“ — wie dankbar, wie dankbar fürs ganze Leben wär' sie ihm geblieben.

Aber so gute Worte sprach keiner. Konnte doch auch keiner zu ihr. Denn ihre Insel, oder das Fahrzeug, auf dem sie drei vereinsamt standen, das hatte sich vom Lande gelöst und trieb stromabwärts mit den Wassern den finsteren Strudeln des Abgrundes zu.

„Bridget, Kind Bridget!“ — Hatte er gerufen? Jetzt, oder damals? Damals klang sein Ruf durch den Hausflur. Mutter saß in der Ecke und weinte, konnte ihm nicht helfen vor Weinen. Er selbst, er wanderte zweck- und ziellos von einem hübschen Zimmer ins andre, stand vor der Bibliothek, griff die Bände, zog sie heraus: Wie sonderbar, die Lederrücken bröckeln so ab. Ja, der Lebenshauch streicht an keinem, ohne an ihm zu zehren, vorbei, er bricht ein Bröckelchen von der Rinde da ab, dort ab. Ein glatter Lebereinband verträgt's nicht. Und ein Mensch, der sollte es ertragen? — Er ging ins Musikzimmer, schlug den Flügel auf und griff Akkorde: „Bridget, Tochter Bridget, komm schnell!“ Und warf den Deckel zu, daß es krachte, daß das Schrillen aller Saiten durch das Haus kreischte. — „Nein, komm nicht, geh fort von mir. Ich bin das Unheil, bin das Verderben alles deren, die mich lieben. Am besten wär's, ihr würdet mich töten! Und sie und dich auch, und das Haus hier sollte man verbrennen, deinen Flügel, meine Geige, keinen Ton, kein Wort mehr von uns hören!“

Als sie es begriffen, wie ganz er das Steuer verloren hatte, da nahm sie es in ihre Hand. Kann man ein Schiff denn so haltlos vorwärts rasen lassen, gerade in die Brandung hinein, wo es aufrennt auf Klippen und Riffe und scheitern muß?

Sie hatte nicht Zeit, sich zu besinnen, ob sie es wollte oder konnte. Es mußte sein. Jener alte

Digitized by Google

Onkel aus Schottland kam zu ihr und bat sie, mit ihm auf sein Landhaus zu ziehen, er würde sie wie seine Tochter halten und sie zu seiner Erbin einsetzen. Sie wäre dann heraus aus dieser Misere. „Nein," hatte sie gesagt, „nein, niemals! — Ich werde Vater doch jetzt nicht verlassen." — Sie hätte vielleicht mit ihrem Bruder ihren Entschluß noch bereden sollen. Aber als er vor seiner Rückreise nach Indien zu ihr kam, war es nur, um über das Kleid, das er seiner Braut mitbringen wollte, ihren guten Rat einzuholen. Da schwieg sie von sich. Die Schwestern, die beide an zwei entgegengesetzten Enden des großen britischen Reiches verheiratet waren, schrieben nur davon, wie viel Sorgen ihnen selber des Vaters Vermögenszusammenbruch bringe. Was aus ihm nun werden sollte, fragten sie kaum.

Und er selber saß an seinem Schreibtisch und hörte nichts von dem, was sie fragte. Er starrte auf das Papier, das vor ihm lag. Auf dem standen Zahlen und Zahlen und Zahlen ...

Die Gläubiger wandten sich an Bridget. Da hatte sie denn wieder entscheiden, entscheiden müssen, daß ein längeres Hinziehen nichts fruchte, daß ein Ende jetzt besser wäre als warten, lavieren, verheimlichen, was doch nicht zu verheimlichen sei ...

Wenn sie anders entschieden hätte, wäre vielleicht alles anders gekommen. — Ihre Verantwortung, ihre, ihre und keines Menschen sonst. Wenn sie anders entschieden hätte! ...

Sie gab sich einen Ruck und richtete sich so weit auf, wie sie konnte. Sie krampfte die Hände in die Bettdecke ein. Es war nun so, es mußte so bleiben. War es Vater nicht selber gewesen, der ihr, als sie jung war — vielleicht vor drei Jahren noch, da war sie siebzehn —, den Spruch gesagt hatte: „Fais ce que dois, advienne que pourra!" Danach hatte sie gehandelt, hatte getan, was sie gemußt, und würde es auch tragen oder daran sterben. — Ja, sie! Für sich verspürte sie wahrlich keine Reue. Aber er ...

„Vater! Vater!" schluchzte sie.

Sie horchte. Wußte er es, wie sie hier lag und nach ihm bangte? Sehnte er sich ebenso nach ihr, seinem Kinde? ... Nein, es war Einbildung gewesen, daß sie gemeint, vorhin seine Stimme zu vernehmen.

Die letzte Zeit in London schon hatte er sie kaum mehr gerufen. Wenn sie kam, am Schreibtisch neben ihm stand und ihm berichtete, was sie getan, mit den Leuten verhandelt, besprochen hatte, dann hieß es: „Du störst mich, mach's, wie du willst, und laß mich in Ruhe! Ich habe zu rechnen."

„Aber, Vater, das ist doch berechnet, sieh hier die Zahlen und das Fazit. Es geht doch nicht anders. Oder weißt du, wie es besser zu ordnen wäre? Vater, hilf mir, laß mich nicht allein es entscheiden. Nimm du mir die Last ab oder teile sie doch mit mir!"

„Ich verstehe nicht, was du von mir willst. Ich gebe dir ja volle Freiheit. Mach es so, wie dir's bequem ist. Ich habe zu tun."

An dem Tage, an dem alles entschieden war, das Haus verkauft, Möbel und Bücher und Kunstsachen und Silber für die Auktion zusammengestellt und aufgeschrieben und geordnet, an dem Tag rief er sie doch. Sie flog die Treppe hinunter zu ihm — wenn er jetzt eine Meinung aussprechen, einen Rat für ihre und seine Zukunft, irgendeinen Plan machen würde! O, wie das alles anders wäre, wenn er entschied, was geschehen sollte, nicht sie für ihn.

„Ich habe eine Melodie im Kopfe," sagte er, als sie zu ihm kam, „die quält mich schon den ganzen Morgen, und nun kann ich meine Geige nicht finden, hol sie mir, daß ich mir das spiele."

„Aber, Vater, die Geige, du weißt doch ..." Sie konnte vor Schluchzen ihm kaum wiederholen, was sie ihm schon so oft vorgerechnet, daß sie die Amati habe verkaufen müssen um den hohen Preis, den ein Liebhaber ihr dafür geboten.

„So?" sagte er und strich sich über die Stirn und nickte. „Ja, richtig, ich glaube, du sagtest so etwas, ich hielt es nicht für ernst. So ist es wahr? Du gabst sie fort? Das hättest du nicht tun dürfen, Bridget. Die Geige gehört mir, hörst du, mir. Und ich bin dein Vater und habe hier im Hause zu sagen, was zu geschehen hat, was nicht. Ich natürlich, ich allein. Nicht du, so ein Kind!"

Sie stand vor ihm und rang ihre Hände. — „Das hättest du lieber nicht tun sollen, Bridget!" Wie er das sagte, wie die Wände das sagten, wie der Flügel und die Bücher und wie der Mutter Tränen es sagten! „Das hättest du lieber nicht tun sollen, Bridget, du, so ein Kind, noch nicht einmal mündig, wie hast du alles entscheiden können!" —

Sie lief zu dem Lord, der die Geige vor einer Woche hatte abholen lassen. Er war verreist. Sie wußte auch selbst kaum, was sie, wäre er dagewesen, von ihm hätte erbitten können. Ihm das Instrument fortnehmen, das er mit so viel tausend Guineen gekauft und bezahlt? Das ging doch nicht. Es war eben geschehen. Und was geschehen ist, läßt sich nicht ändern. Und was unerträglich ist, muß man doch tragen, dagegen aufbegehren hilft nichts, man muß hindurch, selbst wenn man meint, das Herz wolle brechen.

Am Morgen, an dem die Auktion begann, dachten sie nach Schottland zu reisen. Sie hatte dem alten Onkel geschrieben, ob er sie drei für ein paar Wochen aufnehmen könne? Nur für kurz, sie wollte dann schon weiter sorgen. Es war zwar keine Antwort gekommen, aber Mutter hatte einstweilen die Koffer gepackt, — sie war von der Aussicht, das Heim ihrer Jugend wiederzusehen, wie neubelebt. Bridget suchte im Bradshaw die richtigen Züge, notierte sich die Preise, berechnete, wie viel Geld sie noch habe. In einer Stunde wollten sie fort. Der Auktionator und seine Leute waren schon im Haus. Draußen warteten mehrere Käufer.

Da kam ein Telegramm von dem Onkel. Es war aus Paris datiert, nicht aus Schottland. Und es lautete:

„Brief hier erhalten. Kann euch leider nicht bei mir empfangen. Haus fürs ganze Jahr vermietet. Hier etabliert für diesen Winter, mit meiner jungen Frau, Ellen Lee."

Der Vater hatte die Depesche in Bridgets Hand gesehen und las sie und warf sie fort:

„Ellen Lee? Das ist doch die Tochter seiner Wirtschafterin? Eine schöne Heirat. Er ist fünfundsiebzig und sie zweiundzwanzig. Da hätte er

Digitized by Google

Auf der Themse

Nach einem Gemälde von Raoul du Gardier

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

lieber dich zur Frau nehmen sollen. Das hast du schlecht eingerichtet, Bridget."

Abermals schlecht eingerichtet! Wäre sie von ihren Eltern fortgegangen, wie der Onkel es gewollt, so hätte sie jetzt ihr Haus und den Landsitz, sie aufzunehmen.

Nun aber wohin? Die Stunde drängte. Die Arbeitsleute warteten. Der Auktionator wollte beginnen. Der Wagen mit dem Handgepäck stand vor der Tür. Sie holten gerade den Koffer herunter.

„Wohin?" fragte der Mann.

„Ja, wohin denn?" fragte die Mutter.

Sie hatte sich zusammennehmen müssen, um nur nicht vor all den gaffenden Leuten in heiße Tränen auszubrechen. Jetzt, ungesehen, allein, drückte sie bei der bloßen Erinnerung das Gesicht in die Kissen, daß ihr Schluchzen nicht hörbar werde.

Damals, in jener Minute ihres Zögerns, hatte der Vater plötzlich, wie aus einem Traum auffahrend, einen kurzen Befehl ausgesprochen:

„Nach Folkestone!"

„Wohin?"

„Nach Folkestone!" wiederholte er bestimmt.

So lange hatte er keine Meinung geäußert, in der ganzen Zeit seit dem Zusammenbruch seines Geschäftes tatenlos zugesehen, wie andre über ihn und sein Leben bestimmten, nur versunken in dumpfes Brüten immer an seinem Schreibtisch gesessen. Nun schien ihm plötzlich etwas von seiner alten Bestimmtheit zurückgekehrt. Woher der Entschluß ihm kommen mochte, fragten Frau und Tochter nicht. Sie waren nur froh, daß er etwas wollte, etwas anordnete. Bridget fühlte sich befreit und entlastet, nach seinem Willen handeln zu dürfen und nicht die ganze Verantwortung für und öfter noch gegen ihn auf ihren jungen Schultern zu tragen.

Sie bestiegen den Wagen, fuhren zur Bahn. Erst im Coupé — einem vollgepfropften Abteil dritter Klasse — kam ihr die Frage: Was ist denn dort? Zu wem sollen wir in der Stadt gehen? Wer nimmt uns auf?

Folkestone! Sie waren einmal, rückkehrend von einer Kontinentreise, von Boulogne aus dort gelandet: Ein altes Städtchen, gelbgraues Meer, das brandend an die Klippen anprallt, ein kleiner Hafen mit Fischersmacks, mit Seglern aller Farben und Formen. Und längs des Hafenkais Wirtshäuser, Schnapsbestillen und Pensionen für einfachere Sommergäste, die einen billigen Seebadeort suchen. Diese einzige Eigenschaft, die mutmaßliche Billigkeit, machte Bridget dem Ort geneigt. Aber sie waren ja vollständig fremd dort. Wie war der Vater nur darauf verfallen, gerade Folkestone als Aufenthaltsort vorzuschlagen? Sie versuchte, ihn danach zu fragen, als sie ihm in der Bahn gegenübersaß.

All die Wochen hatte sie sich nie Zeit genommen, ihn recht anzuschauen. Nun verspürte sie etwas Störendes in seinem Gesicht. Seine schönen, dunkeln Augen starrten blicklos. Sie sah die Nachbarn im Coupé an, ob die es bemerkten, wie er unverwandt mit halboffenem Munde nach der gleichen Richtung stierte. Sie bog sich vor zu ihrer Mutter. Ob sie die Veränderung nicht fühlte? Und die Mutter sah es auch, Bridget sah, daß sie es sah.

Wenn sie daran zurückdachte, jetzt, hier im Bett, alle Glieder gefesselt, und er ein Stockwerk darunter krank, vielleicht noch viel kränker — sie sagten ihr ja doch nicht die Wahrheit! — so dünkte es sie, es wäre alles nichts gewesen, was sie damals gelitten, und sie sehnte die Ungewißheit jener schrecklichen Eisenbahnfahrt, mit ihrem Ticktack voll bohrender Angst, beinahe zurück. Wie lang die Fahrt erschien! Und doch, wie rasch sie vorübergeflogen war! Dann standen sie am Bahnhof — der Zug ging weiter zum Schiff im Hafen, und der Träger, der sich mit ihren Handkoffern belud, hatte wieder gefragt: „Wohin?"

„Wohin?" sagte sie leise zu ihrem Vater. Er gab ihr keine Antwort. So erkundigte sie sich bei dem Mann nach freien Zimmern, billigen Zimmern wohlverstanden. Da es noch nicht Badesaison war, sahen sie Mietszettel an mehreren Fenstern. Aber es wollte beinahe dunkeln, bis sie hier, in dem bescheidenen Hause, endlich das Passende gefunden. Ihr Vater lehnte apathisch daneben, hörte oder hörte auch nichts von dem, was sie mit den Leuten verhandelte. In dem Augenblick aber, da sie ihn in sein Zimmer führen wollte, trat er zurück: „Nein. Wir sind ja doch in Folkestone? So armselig brauchen wir hier nicht zu wohnen. Komm!"

Und er nahm sie bei der Hand und zog sie zum Hause hinaus. Mutter hatte eben begonnen, sich in den Zimmern einzurichten. Sie konnte ihr nur zurufen, zu warten, Vater scheine eine bessere Unterkunft zu wissen. Sie mußte ihm folgen. Der Wind blies mit feuchtem Salzgeruch ihr entgegen, da sie um die Straßenecke bogen.

„Komm, Bridget, Tochter Bridget, komm rasch!" Das sagte er in dem singenden Tonfall der Melodie, die er zu den Worten erfunden hatte. Irgend etwas, ob eine Erinnerung an Früheres, ob eine Aussicht in die Zukunft, schien ihn zu beleben. Er wollte etwas, hatte ein Ziel. Sie aber war glücklich, so glücklich, daß er wieder er selbst ward! In ihrer Brust löste sich ein Eisenring, der ihr das Herz schmerzhaft zusammengepreßt hatte. Und die Hoffnung blühte auf.

Immer vorwärts, immer schneller, schneller ging er zur Stadt hinaus, die Landstraße weiter. Sie konnte kaum mit. Das Meer brauste ihnen zur Rechten, der Wind hob sich stärker, der feine Sprühregen schlug ihr ins Gesicht, daß die Tropfen wie mit scharfen Kristallspitzen sie stachen. Sie hatte keinen Schirm. Ihre Sommerjacke war bald durchnäßt. Und es dunkelte vollends.

„Wohin wollen wir? Kennst du den Weg denn? Sollen wir nicht lieber morgen bei Tag, bei hellem Lichte dorthin gehen, wohin du willst?"

Er gab keine Antwort. Sein großer grauer Reisemantel flatterte hinter ihm drein, sein Bart fegte ihm lang über die Schultern ... Sie mußte an Lear auf der Heide denken. Die Klippen von Dover waren so weit nicht. Aber nein, was für ein Gedanke! König Lear irrte im Wahnsinn umher, ihr Vater — — Nein! Nein! Nein! Und plötzlich schnitt ihr eine neue Angst ins Herz, eine viel, viel ärgere als alles vorher, war in ihr erwacht.

„Vater!" keuchte sie, „wohin gehen wir?"

Digitized by Google

Die Qual in ihrer Stimme mochte ihm durch die sinkenden Schleier seines Geistes ins Bewußtsein gedrungen sein. Er blieb stehen, sah sie im Regen bei dem ungewissen Schein des Mondes, der zwischen den ziehenden Wolken auf Sekunden nur hervorkam. Er bückte sich ein wenig zu ihr nieder:

„Armes Kind, arme, gute, kleine Bridget! Ich bin ja bei dir!“

Und dann hastete er weiter. Irgendwo glimmte ein fernes Licht auf. Ein Parktor zur Seite, eine gerade Allee von Ulmen, ein schloßartiges Haus am Ende. Er ging darauf zu.

„Wollen wir dahin?“ fragte Bridget, „kennst du dort jemand? Wer wohnt denn da?“

Aber der Vater hatte schon an das Fenster des dichtberankten Pförtnerhäuschens angeklopft:

„Bringen Sie Mister Clifford meine Karte.“ Er suchte in seiner Westentasche nach dem Kartenetui, das er nicht fand.

Bridget hatte laut aufgeschrien bei dem Namen. Clifford, Hugh Clifford war ein guter Freund gewesen, der starb, als sie ein halbes Kind war.

Die Pförtnersfrau erklärte stannend, ihre Herrschaft sei verreist und heiße ganz anders. Der Besitz hätte früher einmal, vor vielen Jahren, einem Herrn jenes Namens gehört ... der sei aber tot.

„Tot? Tot ist er?“ wiederholte der Vater. Er strich sich mit der Hand über die Augen, als ob er die Nebel, die sich vor sein Gedächtnis senkten, fortscheuchen wolle.

Bridget hatte sich fassen müssen. Sie fühlte nicht Angst mehr vor Unbekanntem. Was sie unklar befürchtet, war da. „Komm,“ sagte sie bittend und führte ihn den Weg zurück.

Er hatte des schönen Landsitzes gedacht, den, als er jung war, sein Freund besessen, und hatte gemeint, dort könnten er und die Seinen Unterkunft finden. Nun war das nichts. „Mister Hugh ist also nicht hier?“ murmelte er ungläubig noch ein paarmal. Und geduldig wie ein Kind ließ er sich von seiner Tochter zurückführen. Den Wind hatten sie jetzt im Rücken, er peitschte nicht mehr so arg. Der Regen wandelte sich in weichen Schnee um und fiel lautlos herab. Mit müden, strauchelnden Füßen schleppte der Vater sich mühselig eine Strecke noch weiter. Das Wollen, das ihm, so wie ein Fieber, für eine Stunde verlorene Kräfte gegeben hatte, war in ihm erstorben. Er ging und schwankte und taumelte ... Und dann lehnte er sich an die Hecke und ließ den Schnee auf seine Schultern niederfallen und wehrte sich nicht und konnte nicht mehr. —

Sie rief ihn an, sie schob ihn weiter, ließ ihn stehen; schrie um Hilfe, lief eine Strecke zurück und suchte das helle Pförtnerhaus von vorhin und fand es nicht. Ob sie schon weiter gegangen waren, als Bridget es wußte, ob das Licht in dem kleinen Hause ausgelöscht worden, der Schnee das Fenster zugeweht hatte, sie sah es nicht, nur die gerade dunkle Straße, die schwarzen Pappeln und das ungewisse graue, manchmal drohend aufschäumende Meer. Sie rannte zurück zu ihrem Vater und fand auch ihn nicht. Doch, sie fand ihn. Nur stand er nicht mehr da an der Hecke. Er war in sich zusammengesunken und dauerte halb am Boden im Schnee. Sie warf sich über ihn, riß ihn empor und zerrte ihn, schleppte ihn, trug ihn vorwärts. Manchmal machte er ein paar Schritte. Dann stand er wieder, lehnte schwer auf ihrem Arm, die Knie knickten ihm ein, sie meinte, er müsse hinschlagen, sie mit sich reißen. Sie keuchte vor Anstrengung. Ließ sie ihn eine Sekunde stehen, wo ein Baum, eine Gartenmauer Schutz gewährten, dann hörte sie zwischen seinen Lippen ein Murmeln, jene Melodie: „Bridget, Tochter Bridget, komm rasch!“

Rief er sie zur Hilfe gegen sein Schicksal? „Am besten wär's, ihr würdet mich töten,“ hatte er einmal gesagt. Wenn er hier stürbe in ihren Armen und sie könnte ihm nicht helfen! ... Es schanderte ihr bei ihren Gedanken. Und doch, wenn sie hier beide stürben, in dieser Nacht ... Eine süße, lähmende Schwäche kam über sie. Sie kauerte sich zu ihm in den Schnee hin, lehnte ihren schmerzenden Kopf an seine Brust. Sie fühlte das leise Fallen der Flocken, die Feuchte und Kühle taten ihr wohl. Sie hörte einlullend das Singen des Windes und sein leises, fast tonloses Singen: „Bridget ... Kind Bridget ... komm — o komm ...“

Eine plötzliche glühende Welle jagte ihr durchs Blut. Es prickelte sie in all ihren Gliedern bis in die Fingerspitzen hinein: sie tötete ihn ja, ihren Vater, wenn sie erlaubte, daß er hier im Schnee liegen bliebe. All ihre Kräfte zusammennehmend, zog sie ihn wieder mit sich in die Höhe: „Komm, du mußt aufstehen, gib dir Mühe. Mutter wartet, wir wollen zu ihr!“

Wie sie erreichte, ihn vorwärts zu bringen, wußte sie nicht. Wußte sie doch kaum, wie sie selber ihre von Frost und Fieberglut und von Schmerzen geschüttelten steifen Gelenke bewegen konnte.

War der Weg lang? War die Zeit, die sie brauchte, kurz? Rannte sie oder schlich sie vorwärts? Sie sah erst Schwärze und endlich Lichter. Die roten Ziegelhäuser von Folkestone kamen aus dem Schneetreiben näher. Ein Wagen irgendwo, Omnibusse, fremde Leute, die im Dunkel vorübereilten, ohne auf sie beide zu achten. Sie trug ihn und trug sich selber. Wer kraftloser war, wer schwerer vorwärts zu schleppen, das konnte sie nicht unterscheiden. Ein Betrunkener schob sich schwankend hin an den Häusern. Er streifte ihr Kleid. Sie ließ den Vater los vor Schrecken. Er fiel und riß sie mit sich im Fallen, daß sie hinschlug auf das Straßenpflaster ...

Dann Menschen, ein Polizeimann, Fragen. Sie raffte ihr Bewußtsein zusammen.

Etwas von Branntweinrausch hörte sie sagen. „Nein! O nein! Er ist nicht betrunken. Nur müde, so müde, bringt uns nach Hause.“

Wie sie ihre Wohnung sagen sollte, stockte sie. Die Gedanken drohten sich ihr zu verwirren, Straßennamen, Zahlen tanzten ihr vor den Sinnen. Gewaltsam ihre Stirn mit beiden Händen zusammenpressend, besann sie sich. Und sie mußte wohl das Rechte gefunden haben.

Denn da lag sie ja, lag schon so lange, in dem Zimmerchen des Boardinghouse, das sie selber sich an dem Nachmittag jenes Tages ausgesucht hatte.

Digitized by Google

Es ging auf den Hof hinaus, war halb dunkel und ſo ſchmal, daß außer dem Bett nur ein Tiſch, ein einziger Stuhl und ihr Koffer darin Platz hatten. Es war das billigſte Zimmer im Hauſe. Wie man ſie hierher oder wer ſie ins Bett gebracht hatte, daran fehlte ihr jede Erinnerung. „Vater!“ hatte ſie nur immer gerufen, „wo iſt Vater? Wie geht es Vater?“, während die Zähne ihr im Fieber zuſammenſchlugen. Der Arzt hatte über ihr geſtanden, die Pulsſchläge gezählt. „Gelenkrheumatismus, Ueberanſtrengung, Erkältung,“ ſo klang ſein Ausſpruch. „Und Vater?“ rief ſie.

„Vollkommene Ruhe, keine Aufregungen, ſtilliegen,“ befahl er. „Ihres Vaters Zuſtand iſt unverändert.“

Darauf war ſie allein geblieben. Wie lange nun? Wie viele Stunden? Nein, wie viele Wochen?

Bridget zählte an ihren Fingern die Tage nach, ſo gut ſie es konnte. Die Beſuche des Arztes und ihre Schmerzen waren ihre Zeitmeſſer geweſen. Jeden Morgen und Abend erſchien die Pflegerin, ſie zu betten. Und manchmal kam Mutter, kam viel zu ſelten. Sie konnte dann weinend ſich an die Weinende anklammern. Doch wenn ſie fragte: „Was tut Vater? Spricht er? Klagt er? Fragt er nach mir?“ — dann hieß es nur immer: „Nein, er iſt noch ſchwach.“ Weiter wollte auf ihre Fragen niemand ihr eine Antwort geben, täglich hieß es: „Nicht aufregen, nicht denken, ſtilliegen, ſonſt erholſt du dich nie.“ Und ſie mußte ſich ja erholen. Wenn ſie nicht geſund war, nicht für ihn und für Mutter ſorgte — wer tat es denn dann?

Nein, keiner hatte vor ihren Ohren es ausgeſprochen, keiner hatte es ihr geſchildert, wie es um ihn ſtand. Aber ſie wußte es nur allzu deutlich. Ha! Wie es ihr ſchauderte vor dem Gedanken, ihn jetzt wiederzuſehen, ſo, wie er war. Vor ihm graute ihr ſo wie vor ſich. ‚Wären wir damals im Schnee doch geſtorben, alle beide,‘ dachte ſie immer. ‚Was denn nun weiter? Wie ſollen wir leben?‘ Dieſe Gedanken hatten im Fieber einen Reigentanz rund im Kreiſe um ihren armen Kopf ausgeführt, keinem konnte ſie eine bündige Antwort geben, die ihn gehen hieß, ſie von ſeinem Bohren befreite. Nur die eine Löſung kam näher, immer näher. O, und die wollte ſie nicht wiſſen. Niemand hatte es ihr geſagt, daß es unten ſchlechter ſtünde. Nur daß der Arzt kürzer bei ihr blieb als bisher, das ließ ſie's erraten. Seinen Wagen hörte ſie am Hauſe vorfahren — deſſen Rollen kannte ſie ſo gut! — hörte ſeine Stimme im Flur. Und es vergingen halbe Stunden, bis er erſchien. Geſtern hatte ſie ihn auch am Abend unten gehört, doch war er zu ihr überhaupt nicht gekommen. Und die Wirtin war ſo übelgelaunt. Und die Wärterin ſo eilig ... Ihre Mutter hatte ſie nur geküßt, ihr Haar geſtreichelt und war gegangen, bevor noch Bridget ſie fragen gekonnt.

„Vater! Vater!“ Immer lag ſie und horchte. Und ſie ſah ihn, damals am Comerſee, am Abend mit der Nelke im Knopfloch, der ſchönſte, eleganteſte von allen Herren. Und ſie ſah ihn in jener Nacht vor Hugh Cliffords Haustür, der ſo lange ſchon tot war. Und nun lag er hier unten ... lag im Sterben. Und ſie war nicht bei ihm! Sie, Bridget, die ſein Stab geweſen, und der er das Höchſte und Liebſte auf Erden, konnte nicht zu ihm in ſeiner letzten ſchrecklichen Stunde und — das Schlimmſte — ſie grämte ſich nicht, daß es ſeine letzte ſei.

Sie lag da, zitternd, horchend, träumend. Ihr Bewußtſein, obwohl das Fieber ſie verlaſſen, ſchwankte ihr hin und her, hin und her zwiſchen Geſehenem und Niegeſchauem, zwiſchen Geweſenem und Zukünftigem. Damals, am Comerſee und ſpäter — wann, das wußte ſie nicht — eines Tages, jetzt lange noch nicht, aber einſt; vielleicht nie, und doch vielleicht einmal — viel, viel ſpäter ... ſie wieder in ſo einem weißen Kleide. Sich ſelber ſah ſie am See dort an der niedrigen Brüſtung, den Weg hinſchlendernd unter den breitäſtigen Platanen, während die Sonne hinter den Hügeln von Bellagio unterging und fernher von dem vorüberfahrenden Dampfer eine leiſe Muſik übers Waſſer hertönte. Sie plauderte mit ihrem Begleiter. Das ſah ſie, hörte ſie deutlich! Ja, ſie meinte zwiſchen den Fingern die weichen Blätter der duftenden gelben Roſen zu fühlen, die ſie im Gehen langſam zerpflückte. Es war alles genau ſo wie damals. Nur ſie — ſie war anders, war älter, klüger, ruhiger, war etwas geworden — Malerin. Und derſelbe Maler von damals, der mit ihr wieder den Weg dahinging — ſeine Stimme meinte ſie zu hören, die alte Stimme — der war nun ihr Lehrer, ihr guter Freund ... weiter nichts. Ihr Vater aber ... den ſah ſie nirgend. Er war nicht mehr bei ihr, er war ...

„Tot!“ ſchrie ſie.

Und dann ſaß ſie im Bette, ſie begriff ſelbſt nicht, wie ſie ſich aufzurichten vermocht. Sie wußte nur, er ſtarb da unten in dieſer Stunde. Und ſie konnte ihm nicht helfen, ſeinen letzten Blick nicht ſehen ...

„Vater,“ ſchluchzte ſie nur immer, „Vater!“

Im ganzen Haus war es ſo ſtill, auch unter ihr in ſeinem Zimmer; ſie glaubte ſein letztes Atmen zu hören. Sie fühlte es körperlich in ihrer Bruſt und wußte es — jetzt, jetzt ... Nun iſt's zu Ende ...

Durch das Schweigen klang etwas wie Weinen. Sie horchte nicht mehr. Sie weinte nur ſelber.

Und dann ein Schritt die Treppe herauf, und dann ihre Mutter: „Bridget, Bridget!“

„Ich weiß,“ flüſterte ſie.

Der alte Arzt, der mit der Mutter hereingekommen war, legte ihr die Hand auf den Kopf: „Miß Bridget, ein Leben, das Ihr alles war, iſt ausgelöſcht. Nehmen Sie nun Ihre Kräfte zuſammen, damit das Ihre, das noch lange währen mag, ein gutes, ein freudevolles Leben für andre werde.“

Digitized by Google

Das Hauptportal von Hagenbecks Tierpark

Aus Hagenbecks Tierpark

Von

C. Lund

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Theodor Reimers, Hamburg)

Die Bewohner des vor Hamburg belegenen Dorfes Stellingen hätten es sich vor einem Menschenalter schwerlich träumen lassen, daß auf ihren stillen Fluren dereinst das Gebrüll wilder Tiere und das Geschrei exotischer Vögel erschallen werde. Seit ein paar Jahren aber hat daselbst ein Mann sein Domizil aufgeschlagen, dessen Name weit über die Grenzen des Reiches, ja in allen Erdteilen wohlbekannt und geachtet ist. Das ist der Tierimporteur und -händler Karl Hagenbeck. Bis vor einem halben Dezennium befand sich die Hagenbeckſche Handelsmenagerie noch inmitten der Stadt, aber die stetig zunehmende Ausdehnung des eigenartigen Geschäftes erheischte gebieterisch ein größeres Terrain und eine zweckmäßigere Unterbringung des Tierbestandes, weshalb sich die Firma zur Erwerbung des gegenwärtig in Benutzung genommenen Areals und zur Anlage eines Tierparks großen Stiles entschloß und damit eine Schöpfung ins Leben rief, die, soweit die Unterbringung der Tiere in Frage kommt, ihresgleichen kaum haben dürfte. Zurzeit freilich ist der Park erst im Ausbau begriffen. Nach seiner in zwei Jahren vorgesehenen Vollendung aber wird er einen Flächenraum von 17 Hektaren bedecken und so auch zugleich Raum zur Vorführung fremder Völkertypen und ethnographischer Ausstellungen bieten.

Wenn vor einem Jahrzehnt jemand behauptet hätte, daß es möglich sei, in den Tropen und Subtropen heimische Warmblüter bei uns im Freien überwintern zu lassen, würde man denselben wahrscheinlich verlacht haben, weshalb es auch nicht wundernehmen kann, daß die Kunde, im Stellinger Tierpark werde man Löwen, Bengaltiger, Strauße, Gnus und so weiter jahraus, jahrein im Freien lassen, nicht nur in Laienkreisen Kopfschütteln erregte. Allein man vergaß, daß der Parkinhaber nicht nur Tierhändler, sondern auch Züchter und Forscher war und über eine seltene Kenntnis der Lebensbedingungen und -bedürfnisse der Tiere verfügte. So hatte er in aller Stille Akklimatisationsversuche mit verschiedenen Tierarten angestellt und damit Resultate erzielt, die ihn ermutigten, die gewonnenen Erfahrungen zu verwerten und auf dem betretenen Wege weiterzuschreiten. Allerdings machten es die Akklimatisationsbestrebungen zur Notwendigkeit, den Tieren Wohnungsverhältnisse zu bieten, die dem Charakter ihrer Heimat möglichst abgelauscht waren, ihnen größere Freiheit, zum mindesten aber eine ungehemmte Bewegungsmöglichkeit gewährten.

Zur Bestätigung des hier Gesagten sei auf die auch im Bilde wiedergegebene Raubtierschlucht verwiesen. Dieselbe breitet sich als eine Art Plattform mit eingestreuten Kuppen am Fuße eines halbkreisförmigen künstlichen Felsens aus, dessen steile, mit Nischen und Ueberhängen versehenen Wände den Tieren zwar trockene Lagerplätze bieten, sie aber nicht gegen die Kälte schützen. Die sich gegen den Park hin öffnende Seite der Plattform besitzt keinerlei Gitter, sondern als einzige Schranke einen acht Meter breiten und fünf Meter tiefen Graben mit zementierten Wänden, die den gewaltigen Katzen jede „Flucht in die Oeffentlichkeit“ unmöglich machen soll und nach den bisherigen Erfahrungen tatsächlich auch macht. Denn bisher

Digitized by Google

hat keines der klugen Tiere — es hausen etwa ein Dutzend Löwen und Tiger auf der Plattform — den Sprung versucht, obwohl die im Gesichtskreis weidenden Zweihufer genug der Anregung bieten dürften. In das Innere des Felsens treibt man die Tiere nur zum Zwecke der Fütterung. Dabei kann es vorkommen, daß störrische Burschen in den Graben hinabsetzen. Aber auch dieser Fall ist ohne ernstere Bedeutung, da ein sinnreich angebrachter Tunnel mit einem Falldeckel den Ausreißern die Rückkehr auf die Plattform gestattet. Man würde nun irren, wenn man glaubte, daß das Aussehen oder das Betragen der Tiere bei der tiefen Temperatur und dem reichlichen Schneefall, den uns der vergangene Winter beschert hat, auf irgendwelches Unbehagen schließen ließe. Im Gegenteil sind dieselben äußerst munter und lassen schon bei oberflächlicher Betrachtung erkennen, daß die Natur selbst Fürsorge für sie getroffen hat. Sie sind nicht nur feist nach Art unsrer Hauskatzen, sondern zeigen auch eine so dichte und lange Behaarung, daß ihr sonst so glattes Fell eine fast wollig-zottige Beschaffenheit angenommen hat.

Aehnlich liegen die Verhältnisse bei den Straußen. Bei unserm letzten Besuche fanden wir einige dreißig dieser teils den Saharaländern, teils der ostafrikanischen Steppe entstammenden Vögel bei einer Temperatur von minus 10 Grad Celsius im — Schnee, mit dem sie sich nicht nur vortrefflich abzufinden wußten, sondern der sie wie der Sand ihrer Heimat zu Scharr- und Einbuddelungsversuchen und zu fröhlichem Spiel anregte.

Landschaftsbild aus dem Park

Digitized by Google

Ein Wettrennen auf Schildkröten

Eine besondere Anziehungskraft wird im Hagenbeckschen Tierpark das sogenannte „Paradies“ entwickeln, das seinen Namen dem Umstande verdankt, daß es dem Beschauer gewissermaßen die vollständige Freiheit der Tiere vorzutäuschen vermag. Steht man nämlich vor dem großen, mit Schwimm- und Watvögel aller Art besetzten Teich, so dient das hinter demselben befindliche sanft ansteigende Gelände den verschiedensten Wiederkäuern als Tummel- und Weideplatz, dessen Schranken so angeordnet sind, daß sie nicht gesehen werden. Unmittelbar hinter diesen Wiederkäuern kommt die obenerwähnte Plattform der Raubtierschlucht mit den schleichenden und lungernden Löwen und Tigern zum Vorschein. Die Felsenkuppen über diesen sind mit großen Geiern und Adlern besetzt, deren leichte Fußfesseln aus einiger Entfernung nicht erkennbar sind, und der diese Kuppen überragende zirka 35 Meter hohe Hauptfelsen endlich wimmelt von Bergschafen, Steinböcken, Gemsen und sonstigen Grattieren, die daselbst die verwegensten Kletter- und Sprungübungen vollführen. Da die trennenden Gitter entweder fehlen oder versteckt angebracht sind, so ruft diese Anordnung allerdings den Eindruck hervor, als ob alle Tiere wie einst im Paradiese sich einer ungehinderten Freiheit und der ungetrübtesten Freundschaft erfreuten.

Gazellen im Schnee

Digitized by Google

Strauße, die auch im Winter im Freien bleiben

Raubtierschlucht im Winter

Digitized by Google

Farbige Plastik

Von

H. Ernst Kromer

Obwohl die Archäologen schon seit längerer Zeit den Beweis geliefert haben, daß die alten Griechen ihre plastischen Werke bunt bemalt haben, und zwar nicht etwa nur Stein-, Holz- und Terrakottaplastik, sondern auch Bronze- und Marmorskulpturen, so gibt es heute doch noch eine erkleckliche Zahl von Bildhauern, die nach dem Beispiel der Renaissancekünstler den Marmor als das edelste plastische Material erklären, dessen kostbare Reinheit und Weiße nicht durch Bemalung gefährdet oder beeinträchtigt werden dürfe. Wenn er für uns ein teures Material ist, so war er das den Griechen, die ihn reichlich nahe zur Hand hatten, nicht. Aus manchen Ursachen war ihnen vermutlich die Bronze kostspieliger, und doch haben sie mit der farbigen Behandlung auch vor ihr nicht Halt gemacht. Ihrem natürlichen Empfinden mußte, wenn schon die Natur nachgebildet wurde, Form und Farbe so unzertrennlich sein, wie sie sie am dargestellten Objekt beobachteten. Das Schlagwort von der „reinen Form", das heute noch mit Bezug auf die Plastik in vielen Künstlerköpfen als Dogma gilt, war der Antike unbekannt. Wir wissen heute ziemlich sicher, mit welchen Farben die Griechen in der archaischen, dann in der Blütezeit und in der allmählich eintretenden Epoche des Verfalls ihre Skulpturen bemalt haben. Meist handelte es sich um eine ziemlich oder völlig unvermittelte Nebeneinanderstellung starker Deckfarben, besonders in der altertümlichen Skulptur, die (von Holz oder Bronze abgesehen) meist aus dem weichen Kalkstein, dem sogenannten Poros, hergestellt war. Die ungebrochenen Komplementärfarben, besonders Rot und Grün, erscheinen nebeneinander; auch wohl ein leuchtendes Blau neben stumpferem Rot. An einem bärtigen Mannskopf zum Beispiel war die Fleischfarbe rot, die Hornhaut (das sogenannte Weiß des Auges) weißgelb, die Regenbogenhaut grün, der Stern schwarz, Haar und Bart seltsamerweise blau. Begreiflich, daß solch ein Bildnis eine ganz andre und lebendigere Wirkung tut als etwa der völlig unbemalte Stein, bei dem auch noch die plastische Andeutung der Regenbogenhaut fehlt, die in dieser Form erst in der römischen Kaiserzeit allmählich auftritt, und zwar als Ersatz der nicht mehr üblichen farbigen Behandlung des Auges. Vielleicht standen diese Porosplastiken damals mehr im Freien oder ihre Wirkung war auf eine größere Entfernung berechnet; so nämlich lassen sich die unvermittelte Farbenzusammenstellung, ihre grelle Buntheit und die Anwendung der dichten Deckfarbe, die vielleicht zugleich den Stein gegen Witterungseinflüsse zu schützen hatte, eher erklären. Bei etwas später entstandenen Marmorfiguren — aus der Zeit des Pisistratus — ist die Skala der Farben schon viel feiner und dezenter: über einem roten Untergewand zum Beispiel ein gelbweißes, mit grünen und roten Mustern geziertes Oberkleid. Während an diesen auf der athenischen Burg gefundenen Frauengestalten die Deckfarbe noch gut erkennbar ist, bietet die erste Blütezeit (fünftes Jahrhundert v. Chr.) keine Werke, an denen die Farben in ihrer Zusammenstellung und in ihrer Wirkung zu sehen wären; wahrscheinlich waren diese Skulpturen bereits mit jener Wachsfarbe bemalt, von der einmal Plinius spricht und deren Technik — Ganosis = Wächsen — uns nicht bekannt ist. Aus dem Verschwinden der Bemalung ist aber zu schließen, daß diese Farben den klimatischen Einflüssen nicht standzuhalten vermochten, und hieraus wieder, daß die Werke sicherlich an geschützten Orten, in gedeckten Säulengängen oder in Tempeln, aufgestellt waren, bis der Untergang dieser Gebäude ihre Vernichtung herbeiführte.

Bekannter als diese Technik der Polychromie ist die der Zusammenfügung von Gold und Elfenbein geworden, die sogenannte chryselefantine Technik, die Phidias bei seinem olympischen Zeus angewendet hat. Man weiß darüber indes nicht viel Sicheres; zum Beispiel bleibt es noch strittig, ob auch das Elfenbein, in dem die Körperteile hergestellt waren, bemalt wurde, ferner ob das Gold matt oder glänzend behandelt war. Da diese Materialien indes einer sehr farbigen Umgebung koloristisch das Gleichgewicht zu halten hatten, so ist anzunehmen, daß in ihnen eine möglichst starke Wirkung angestrebt wurde und das dem Gold an Effekt nachstehende Elfenbein vermutlich eine rote Tönung erhielt.

Am belehrendsten für die Art der griechischen Polychromierung dürfte der sogenannte Alexander-Sarkophag sein, der in der Königsnekropole von Sidon gefunden wurde und im Museum zu Konstantinopel aufgestellt ist. In den vier Figurenfriesen (eine Alexander-Schlacht gegen die Perser und eine Löwenjagd darstellend) findet sich eine harmonische, aber durchaus nicht einfache Farbenskala. Zu der Figur eines griechischen Kämpfers zum Beispiel ist das Purpurrot des Mantels neben das Mennigrot des Leibrocks gebracht; dazu kommt noch das Gelbrot des Haares; an orientalischen Kostümen finden wir einen grünen Mantel mit blauen Aermeln, die rot eingefaßt sind; die Hosen sind gelb; an sie stößt ein hellblauer, dunkelrot gestreifter Leibrock. Auch die Behandlung der Fleischtöne ist hier zu studieren, und wirklich ist in diesen Partien keine Deckfarbe wie bei den Gewändern verwendet, sondern eine Art durchtriebene Lasur, wahrscheinlich

Digitized by Google

in den Marmor eingeriebenes Wachs, das teils heller, teils dunkler gelb erscheint und auch etwas Rötlich zeigt. Einige Köpfe, bei denen auch die Bemalung des Auges erhalten ist, sind von gewaltig lebendiger Wirkung, und es ist kaum zu verstehen, wie wir uns immer noch mit dem erloschenen Blick antiker Statuen zufrieden geben, ja ihn zum Teil in unsern eignen Skulpturen noch nachahmen können.

Es ist eine sehr interessante Frage der Kunstgeschichte, welches die Ursache gewesen sein mag, daß allmählich die Einfarbigkeit in der Plastik aufkam. An ein plötzliches Aufgeben der Bemalung ist natürlich nicht zu denken, weil dies jeder Entwicklung zuwiderliefe. Die Wirkung einer so hochentwickelten Kultur wie der griechischen erstreckte sich auf allen Gebieten auf Jahrhunderte hinaus; die römische Kunst hat bis in die Kaiserzeit hinein von ihr gezehrt, und an Bildwerken der augusteischen Epoche sind noch Reste der Polychromierung nachweisbar. Es ist nun wohl kaum ein Zufall, daß zu einer Zeit, wo die antike Weltanschauung mit ihrer lebenbejahenden Sinnenfreude, die ohne eine blühende Farbigkeit nicht zu denken ist, abgelöst wurde durch die asketische nazarenische, die ersten Schritte zur Farblosigkeit getan wurden. In der späteren Kaiserzeit (zweites Jahrhundert n. Chr.) beginnen die Bildhauer an bestimmten Stellen ihrer Büsten einen Ersatz für die aufgegebene Bemalung zu suchen, vor allem werden die Augensterne durch halbrunde Vertiefungen angedeutet, später wirksamer durch halbmondförmige Löcher dargestellt. Auch das Haar erfährt eine plastischtechnische Behandlung, die an früheren Statuen nicht zu finden ist: tiefgebohrte Gänge bezeichnen die Locken, vermutlich zum Zweck, Schatten in die Massen zu bringen. Diese technischen Kunstgriffe wurden später von den Renaissance- und noch mehr von den Barockkünstlern völlig bis zur Höhe getrieben; sie sind auch heute noch das Ideal aller tonknetenden Akademiegenies.

Wenn nun der sinnenabgewandte Nazarenismus geeignet (und von seinem Standpunkt aus auch berechtigt) war, das größte Wirkungsmittel der bildenden Kunst, die Farbe, aus der Plastik hinauszuscheuchen, so befremdet uns der gleiche Schritt zur Zeit der Renaissance um so mehr, ja er wird hier eigentlich unbegreiflich. Konnte die kritiklose Anbetung der Antike so weit gehen, daß man die damals nach tausendjährigem Schlaf auferstandenen Marmorwerke, die natürlich die Farbe eingebüßt hatten, zum Vorbild für die eigne Plastik nahm und etwa daran noch entdeckte Reste von Bemalung als Zutaten der Barbaren erklärte? Hielt hiervon die Künstler das eigne strengere Nachdenken nicht ab, so mußte ihr Instinkt und ihre Weltanschauung sie des Gegenteils belehren und zur Farbe führen. Wie wenig Polychromes ist aber aus dieser so gewaltigen und kraftvollen Epoche vorhanden, wenn wir von der Majolika absehen, die wegen ihrer Technik hier eigentlich außer Frage bleibt? Einige Madonnenreliefs, zu denen ihre nahe Verwandtschaft mit Staffeleibildern vielleicht Anregung gegeben hat; — dann etwa noch der Niccolò da Uzzano des Donatello! Was besagt dies einzige farbige Stück gegenüber dem mächtigen Heer zuckerweißer Heroen, Christusse, Madonnen, Sklaven, Faune, Bambini, Putti? Ein einziges Werk aus dem untergeordneten Gebiet des Porträts und als solches natürlich, wie es das Sujet verlangt, naturalistisch behandelt; hingegen all diese zum Teil feierliche Großplastik, einfarbig und bar der ungewöhnlichen Wirkung, zu der sie unter Anwendung einer stilisierten Farbenskala hätte erhöht werden können! Wie sehr ist es zu bedauern, daß Donatello auf dem einmal betretenen Wege nicht weiterging und nicht Genossen und Nachfolger durch sein kräftiges und überzeugendes Beispiel anfrief! So hätten wir heute wieder eine Ueberlieferung für die polychrome Plastik, ähnlich der, die sich die Griechen durch jahrhundertelange Uebung geschaffen hatten. Statt dessen schufen wir auf dem Fundamente eines durch blinde Anbetung entstandenen Irrtums vierhundert Jahre fort, um heute endlich einzusehen, daß eine einzige große Gelegenheit versäumt wurde; versäumt von einer Künstlergeneration, von deren Kraft und Ueberkraft man die Lösung einer solchen Aufgabe erwarten konnte. Das Vorbild, das sie uns statt dessen hinterlassen haben, führte uns nicht nur zur Farblosigkeit der Plastik, wir kamen (unter Winckelmann) bis zum Antichromismus, zur Farbenfeindlichkeit: damit war der polare Gegensatz zur antiken Anschauung erreicht und auf lange Zeit zum Dogma erhoben . . .

Es darf hier rasch hinweggegangen werden über jene Spuren, die in der Plastik immer noch zur griechischen Anschauung zurückzuleiten scheinen oder einer im Volke, das von Theorien unberührt blieb, noch haftenden Tradition entsprangen: die Majolika, die von den älteren Gliedern der Familie della Robbia in wenigen Farben gehalten, von Giovanni della Robbia bis zum ausgesprochenen, wenn auch nicht eben erfreulichen Naturalismus geführt wurde; dann die farbige, ebenfalls naturalistisch gehaltene spanische Plastik aus dem siebzehnten Jahrhundert, die nach einem kühnen Anlauf rasch ermattete; nennenswert ist „St. Bruno“ (von Montañez), eine „Grablegung Christi“ (von Roldan); auch der berühmte Madonnenkopf (mit der durch einen Glastropfen dargestellten Träne), den das Berliner Museum besitzt; weiterhin die Kleinplastik, fast ausnahmslos von unbekannten Künstlern in Holz oder gebranntem Ton hergestellt und farbig behandelt; endlich die Porzellanplastik, soweit sie sich der Bemalung bediente. Diese Werke, insbesondere die der Kleinkunst, werden von Kennern und nicht zum wenigsten auch von Künstlern sehr geschätzt; aber diese Schätzung reichte nicht hin, die Plastiker auch zur Nachahmung dieser so naiven und naturgemäßen Polychromierung zu bewegen.

Aber heute kann der Künstler, der mitten im Strom der Kunstentwicklung steht, sich dem Einfluß des in der Malerei so hochentwickelten Farbenempfindens nimmer entziehen, und es ist auch kein Zweifel, daß auch beim Bildhauer das koloristische Gewissen geschärft ist. Dabei wurde in diesem merkwürdigerweise nicht der Drang zur Polychromie geweckt; der Plastiker kam unter dem Einfluß des Impressionismus vielmehr zu jener sogenannten „malerischen Plastik“: einer breiteren und weicheren Behandlung der Form unter Vernachlässigung des Details und der traditionellen strengen, besser gesagt:

Digitized by Google

„schönen Statik", an deren Stelle die Momentanität in der Bewegung und die Monumentalität der Silhouette gesetzt wurde. Doch fand er sich, unter Wahrung dieser ebenerwähnten Errungenschaft, rasch wieder zum spezifisch Plastischen zurück und gelangte zur Erkenntnis vom Wesen der Form und zu deren voller technischer Beherrschung, die bereits wieder die Möglichkeit eines Stils erkennen läßt. Wie aber diese Form von vornherein auf die Farbenwirkung hin gedacht ist, so will auch das koloristische Empfinden nicht mehr vor dem „heiligen Weiß" des Marmors Halt machen; schon werden, wie wir alljährlich auf den Ausstellungen sehen können, schüchterne Bemalungsversuche gemacht: Haare, Brauen, Augensterne (auch wohl der Mund) werden dunkler getönt als die übrigen Gesichtspartien; das geringste Zugeständnis an die Farbigkeit (im Gegensatz zum ehedem unverletzlichen Weiß) ist die Gesamttönung des ganzen Marmorwerkes, wie es zum Beispiel C. A. Bermann an seiner herrlichen Lenbach-Büste (in der Münchner Glyptothek) versucht hat. Wie mnten uns, daneben gehalten, die zuckerweißen Frauenbüsten Hermann Hahns oder Georg Wrbas an? Auch die häufigere Verwendung rotbrennender Terrakotta oder des gelben und des fleischfarbenen griechischen Marmors weisen nach der Richtung der Farbigkeit noch mehr die Zusammenfügung verschiedenartiger und verschiedenfarbiger Materialien, worin Max Klinger mit seinem Beethoven den bedeutendsten (und in Hinsicht auf die geistige Wirkung vollendetsten) Versuch gemacht hat. Leider hat sich der Künstler durch die Wahl seiner Materialien von vornherein die Hände gebunden; eine harmonische koloristische Lösung seines Problems, die durch Bemalung des Marmors möglich gewesen wäre, ist an dem durch das Material vorausbestimmten Akkord, in dem die Hauptnote (der Körper des Beethoven) nicht miteinklingen will, gescheitert. Auch leidet das Werk, abgesehen von dieser farbigen Disharmonie, noch an einem inneren geistigen Widerspruch: während alle unbelebten Teile (ausgenommen der Adler) in ihren natürlichen Farben dargestellt, somit zu ihrem vollen Rechte gekommen sind, ist der Lebende selber, der Mensch, ja das Genie in seiner höchsten Geistestätigkeit farblos, in die kalte Blässe des Todes gekleidet und dadurch in der Wertung unter das Unbelebte hinabgesetzt. Schüchterne Versuche der Polychromierung hat Artur Volkmann in Rom gemacht; sie sind aber zu süßlich und erscheinen mehr wie ein schwaches Zugeständnis denn als ein kühnes Bekenntnis, das man fordern muß. Genauer hat sich mit Wort und Tat Arnold Böcklin über die Polychromierung in der Plastik ausgesprochen: „Nicht schwächliche Kompromisse mit Abtönen oder mit Färbung einiger Nebensachen, sondern Behandlung des ganzen Skulpturwerkes als Gemälde; resolute Färbung sämtlicher Flächen mit einer nach dem jeweiligen Bedarf stilisierten Farbenskala!"

Es gilt nun, die Bildhauer vor allem wieder für die Bemalung des Marmors zu gewinnen. Wenn sie einwenden, dieser sei ein zu kostspieliges Material, als daß man damit gefährlich experimentieren dürfe, so ist darauf zu erwidern, daß die Lösung der farbentechnischen Frage meines Erachtens recht nahe bevorsteht; auch darf die Kunst vor Schwierigkeiten nicht Halt machen, vorausgesetzt, daß sie ein Höchstes in Absicht hat. Uebrigens würde zur Uebung die Verwendung rotbrennender Terrakotta zum ersten genügen, für deren Bemalung jede Tempera dienlich sein dürfte. Vor Oelfarbe ist zu warnen, weil es schwer ist (in der Plastik doppelt schwer), ihr das Materielle zu nehmen. Aber schon mit Kroiersiften lassen sich auf Terrakotta sehr schöne Wirkungen erzielen, wobei das darin enthaltene Wachs bei leichtem Bohnen jenen Mattglanz auf die Farbe bringt, der die Form belebt und besonders dem Inkarnat Naturwahrheit verleiht. Gips ist als Material aus den mannigfaltigsten Gründen zu verwerfen, nicht zum wenigsten aus farbentechnischen. Wenn zum Schluß noch die Polychromierung der Bronze angeregt wird, so sehe ich hier den größten Widerstand der Laien wie der Künstler vor mir. Aber was empfehlen sie mir dagegen? Die giftgrüne Patina, die ein Altertum vortäuscht? Oder stumpfes dunkles Oxyd, wie es viele Bronzedenkmäler zeigen? Oder den Glanz der Schwarzbronze, der die Schatten zerreißt, den Formeindruck fälscht oder umkehrt, die Lokalfarbe unruhig macht und eine befriedigende Beleuchtung unmöglich?

Bei den Porträten (Reliefs wie Büsten) dürfte nun eine naturalistische, besser gesagt: eine realistische Bemalung ausreichen, ohne daß natürlich bei besonderen koloristischen Absichten der Künstler darauf festgelegt sein soll. Die monumentale Plastik hingegen verlangt ihrem Wesen entsprechend eine ausgedehntere Skala und dürfte, besonders wo sie im Freien zu wirken hat, der höchsten dekorativen Wirkungen nicht entraten können. Natürlich muß der Künstler bedacht sein, die dem Werk eigne Silhouette auch im hellen Tageslicht nicht durch die Farben auseinander zu reißen, sondern eher zu binden und zu steigern. Auch muß die Umgebung des öffentlichen Denkmals zu ihm in Akkord gesetzt werden; hier wird sich dann erweisen, was der architektonische Hintergrund für einen großen Vorteil in Hinsicht auf Wirkung gegenüber dem gärtnerischen bietet. Man wird den Wert und den Sinn der Nische wieder zu würdigen wissen und einsehen lernen, daß selbst eine Rundplastik nicht um jeden Preis frei stehen und von allen Seiten muß betrachtet werden können. Schließlich ist vor allen Dingen jedes Bildnisdenkmal nicht für die freie Luft und die Tageshelle bestimmt, die seine wesentliche Wirkung zum allermindesten sehr beeinträchtigt; es gehört in geschlossene, im Licht wohl abgewogene Räume gestellt, wo es seiner Bedeutung sicher und vor klimatischen Einflüssen aufs beste geschützt ist. Denn es ist nicht einzusehen, warum ein plastisches Bildnis jeder Zerstörung ausgesetzt sein soll, während der gleiche Gegenstand als Gemälde in peinliche Museumshut kommt.

Digitized by Google

Der Skuruſund im „Schärengarten“ in der Umgebung von Stockholm

Digitized by Google

Schloß Kalmar

In den Schären von Stockholm

Von

Gregers Nissen-Altona

(Hierzu sieben Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Lindahl-Stockholm)

Eine „weiße Nacht" in den Schären

Von welcher Seite man sich auch der schwedischen Hauptstadt nähern mag, ob zu Wasser oder zu Lande, der erste Eindruck ist so überraschend, ja geradezu sensationell, daß man ihn fast mit dem Ausdruck amerikanisch belegen möchte. Aus einer wahren Wildnis von Wasser, Fels und Wald taucht plötzlich eine schimmernde Metropole auf mit breiten Avenuen, prächtigen Kais, aber überall tritt noch der nackte Granit zutage, und wo die Straßen aufhören, da breitet sich vor dem Auge wieder das Labyrinth von kleinen Felseneilanden, mit spärlichen Kiefern bestanden, scheinbar endlos nach allen Seiten. Wer die Lage von Stockholm nur nach der Karte kennt, der lebt gewöhnlich in gewaltigem Irrtum und unterschätzt meistens die Entfernung, welche die Stadt von der offenen Ostsee trennt. Die Entfernung von Stockholm bis zu den äußersten Inseln beträgt nicht weniger als 60 Kilometer, und auf der andern Seite dehnt sich der Mälarsee, dessen Fluten sich gerade vor dem königlichen Schlosse mit denen der Ostsee mischen, 130 Kilometer landeinwärts, und wer zu Schiff die alte schwedische Universitätsstadt Upsala besucht, der fährt viele Stunden lang durch den Irrgarten seiner Schären. Eine solche Schärenfahrt ist von ganz besonderem Reiz, nicht daß das Auge jeden Augenblick neue Bilder genießen könnte, dazu gleicht eine Insel der andern zu sehr, überall starren die

Digitized by Google

von den Fluten glattgeschliffenen Granitwände, mühsam haben die Kiefern in Ritzen und Rillen Wurzel geschlagen, hier und dort belebt ein mit bunten Farben gestrichenes hölzernes Sommerhaus die Landschaft. Trotzdem ist der Eindruck imposant, ja beinahe erdrückend, denn dem Fremdling erscheint es unmöglich, in diesem Wirrwar einen Weg zu finden, ihn überkommt ein Gefühl völliger Ratlosigkeit, wenn immer wieder neue Wasserstraßen sich auftun zwischen den Felsen und immer neue Inseln auftauchen. Eine Fahrt durch die Schären gehört daher zu den eigenartigsten Genüssen, und wer als Reisender die Zeit hat, sollte nicht versäumen, der schwedischen Hauptstadt auf dem Wasserwege zu nahen. Gegen Abend erreicht das Dampfboot, das von Lübeck abgeht, Kalmar mit seinem festen Schloß am Strande. Dann geht die Fahrt durch den schmalen Kalmarsund. Auf hohem Uferrande, umgeben von dunkeln Fichtenwäldern, sieht man zur Rechten auf der Insel Oeland die malerischen Ruinen des gewaltigen Schlosses Borgholm. Im Glanz der hellen Nacht grüßte man die mitten im Sunde vereinsamt liegende felsige „Jungfrau", den Blocksberg des nordischen Hexenglaubens, und früh am andern Morgen liegt der Dampfer unmittelbar vor den Schären Stockholms. Das kahle, felsige Eiland Landsort mit seinem hohen Leuchtturm verkündet deren Nähe. Bis zur Hauptstadt fährt der Schiffer aber noch gegen acht Stunden, und der fremde Schiffer nimmt in Landsort einen Lotsen an Bord.

Die ersten Schären nähern sich. Unruhig schäumt das Meer um die von Wogen blankgespülten nackten Klippen. Karg und hart ist die Natur; nur hier und dort erblickt das Auge vom Sturm zerzauste Fichten oder einen Rasenfleck zwischen Felsengeklüft. Allmählich verengert sich das Fahrwasser; ringsum, so weit das Auge reicht, ein einziges Labyrinth von Eilanden. Manchmal scheint es, als ob das Schiff nicht weiter könne; doch immer neue Krümmungen öffnen sich. Auf den Klippen sieht man überall an der Einfahrtsstraße kleine Holzhäuschen, nach schwedischer Art rot angestrichen; sie bergen die Leuchtfeuer, die in dunkler Nacht den Weg kennzeichnen. Wir nähern uns allmählich dem Seebade Dalarö mit seinen zahlreichen Villen, die sich vom Strand bis hoch hinauf in den Fichtenwald hinziehen. Am Eingang liegt ein kleines Eiland mit einem massiven, halbverfallenen Wachtturm aus mittelalterlicher Zeit, da die Schweden in langjährigen Seeraufereien ihre Küsten gegen die Dänen verteidigen mußten. Was unsern Seebädern so zum Vorteil gereicht, der weiße Strand, fehlt hier gänzlich; man erblickt nur den Granit, auf dem unten am Wasser die kleinen Badehäuschen aufgebaut sind, und aufwärts die schmucken Villen, alle aus Holz und mit vielen Veranden. Wir steuern hart am Ufer entlang, und da die Dampfer meistens pünktlich einlaufen, steht alles erwartungsvoll zum Austausch von Begrüßungen am Ufer. Könnten wir von hier aus die engen Fahrstraßen benutzen, die links abzweigen, so wären wir in kaum zwei

Seebad Dalarö

Digitized by Google

In den Schären

Stunden in Stockholm. Wir müssen zunächst aber noch über drei Stunden nordwärts, bevor wir zur Hauptstadt abbiegen können. Bis dahin ist wenig Abwechslung; nur Inseln mit Fichtenbestand. Man muß die Fichte ihrer Genügsamkeit wegen bewundern, denn es ist nur bitter wenig, was diese Granitfelsen ihr bieten, und doch zeigt sich überall auf den Eilanden ein kräftiger Waldbestand, dessen würziger Duft über die stillen Gewässer zieht. Endlich haben wir die längst erwartete Biegung erreicht; der Dampfer wendet scharf nach links und nimmt einen fast südlichen Kurs.

Jetzt beginnt der Teil der Einfahrt nach Stockholm, der seiner Schönheit wegen von allen Reisenden gepriesen wird. Alle, selbst die Schweden, sind jetzt auf dem Deck versammelt. Rotbemalte Bauernhäuser bringen einen etwas kräftigeren Ton in die Landschaft. In einer sehr engen Wasserstraße passieren wir die Festung Oskar-Fredriksborg. Hoch oben auf der Flaggenbatterie steht der Wachtposten und unten in den weißen Zelten herrscht reges militärisches Leben. Es ist ein Gibraltar des Nordens, denn die Festung ist ebenfalls in den Felsen hineingesprengt. Jetzt erscheinen die ersten Stockholmer Sommervillen, wenn auch noch vereinzelt. Hell glänzen die Fenster im Sonnenschein, von der Flaggenstange wehen die Landesfarben, und neben den obligaten Badehäuschen liegt bei der Brücke das Segelboot angekettet. Bald folgen andre Villen, und in Kürze sind alle Ufer, die jetzt beträchtlich höher werden, von ihnen bedeckt. Jede neue Wendung bietet neue Bilder! Jetzt passieren wir den zwischen riesigen Granitblöcken eingebetteten Badeort Vaxholm. Inmitten der Fahrstraße liegt die Festung gleichen Namens, und dräuend blicken uns die Kanonen entgegen, welche die Einfahrt zur Hauptstadt verteidigen. Auf dem Wasser wird es jetzt lebhafter, überall gleiten kleine Segelboote, flinke Dampfer huschen vorbei, die diesen weit ausgedehnten Villenkranz mit der Stadt verbinden. Von Brücke zu Brücke fahrend holen diese die Herren ab, welche aus Berufsgründen in die Stadt müssen, während die Familienmitglieder zurückbleiben und lebhaft mit Sonnenschirmen und Tüchern Abschiedsgrüße zuwinken. Fast jede Villa ist telephonisch mit der Stadt verbunden. So weit das Auge vom Dampfer aus die Partien zur rechten wie zur linken Seite überblicken kann, sind die zahllosen Inseln alle bewaldet, und von einzelnen Höhen grüßen stattliche Schlösser zu uns herüber. Jetzt zeigen sich schon die Türme der Stadt; unsrer aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Spannung. Dort am Ufer zieht sich Djurgarden entlang, elegante Restaurants tauchen auf und auf den schattigen Wegen herrscht ein lebhafter Equipagen- und Radverkehr. Endlich dreht der Dampfer um die letzte Landzunge. Wie ein einziges unermeßliches Rundbild, in Sonnenlicht gebadet, liegt Stockholm vor unsern Blicken. Als der Schreiber dieser Zeilen diese Fahrt zum letztenmal machte, war ein alter, sehr einfach, fast hinterwäldlerisch gekleideter Herr an Bord. Er war über dreißig Jahre von Schweden fort, hatte in Australien Schafzucht betrieben und jetzt sein Schäfchen im Trockenen. Als die Türme Stockholms sichtbar wurden, ging er unruhig auf Deck hin und her,

Digitized by Google

und als gleichsam der Vorhang von dem herrlichen Rundbilde ganz fortgezogen war, da ließ er sich laut aufschluchzend auf eine Bank nieder.

Wie der Dampfer bei Skepsbron anlegt, sind wir, ohne es recht zu wissen, bereits mitten im Zentrum der Residenz. Rund um uns mit Gebäuden bedeckte Inseln, überall grüne Parks und Promenaden. Auf dem klaren Wasser tummeln sich kleine Dampfschalnppen; bald tauchen sie unter den Brückengewölben empor, dann wieder entschwinden sie dem Auge hinter hohen Steinkais. Zahlreiche elegant ausgestattete Dampfer liegen mit ihren Schiffsenden an den Kais vertaut, und auf dem Strom wiegt sich in selbstherrlicher Beschaulichkeit die glänzend weiß gehaltene Jacht eines amerikanischen Millionärs. Wer einmal die Einfahrt nach Stockholm mitgemacht hat, darf weit und lange reisen, bis der Eindruck davon in seiner Erinnerung sich verliert.

Wer sich aber damit begnügt, den Skärgard (Schärengarten) vom Deck des Schnelldampfers aus zu betrachten, der kennt dessen Schönheiten nur zum geringen Teil. Man muß in den schneeweiß schimmernden Birkenwäldern, deren Boden ein wahrer Teppich von Maiglöckchen ist, in den Nadelwäldern, die noch von keiner Axt berührt erscheinen, gewandert sein, um den Skärgard ganz schätzen und lieben zu lernen. Ein reizendes Idyll in dieser nordischen Inselwelt ist das Seebad Saltsjöbaden. Der kleine Dampfer, der uns dorthin bringt, folgt anfänglich der Fahrstraße nach Vaxholm, biegt aber bald zur Rechten in den sehr schmalen Skurusund ein. Hier beginnt jene sommerliche Stille unter den bewaldeten felsigen Hängen am klaren Wasser, nach der sich der Stockholmer so sehr sehnt. Ein Sommerhäuschen reiht sich an das andre, alle aus Holz und zierlich in ihrer Banart. Nirgends fehlt der Landungssteg für das Ruder- oder Segelboot, fehlt das Badhäuschen, das von klein und groß eifrig benutzt wird. Die Gärten mit ihren sauberen Kieswegen und ihren Lauben am Wasser sind nur klein und nur mühsam dem Granitfelsen abgerungen. Für 300 bis 400 Kronen kann man schon draußen eine kleine bescheidene Sommerwohnung mieten, und wer nur irgend die Summe zusammenbringen kann, flieht aus der Stadt mit Kind und Kegel und dem ganzen Hausstand. Der schmale Skurusund erweitert sich wieder, an seinen Ufern zeigt sich schöner Laubwald, und hier und dort öffnen sich bezaubernde Blicke in romantische Taleinschnitte. Jetzt biegen wir in den schönen Baggens-Stäket ein; es ist der Glanzpunkt auf

Blick auf das Seebad Saltsjöbaden, den beliebtesten Ausflugsort der Stockholmer

dieser Fahrt. Das Wasser ist seicht und läßt den Grund scharf erkennen, die Fahrstraße so eng, daß man bequem vom kleinen Dampfer hinüber auf die Kieswege in den Parks springen könnte. Ueber unsern Köpfen begrüßen sich die Baumwipfel von hüben und drüben und werfen ihre Schatten auf das Verdeck. So geht es eine ganze Weile, dann aber öffnet sich der enge Sund, eine frische Brise weht uns entgegen, und wir steuern hinein in den weiten Baggensfärd.

Ein stiller Sommerabend in Saltsjöbaden gehört zu den schönsten Erlebnissen, die der europäische Norden zu bieten vermag. Der erfrischende Hauch des Salzwassers eint sich mit den würzigen Düften der Fichten, und eine köstliche Ruhe breitet sich über Wasser und Wald. Der Ort liegt verstreut auf mehreren Inseln von verschiedener Größe, und graziöse Brückenbogen, deren lebhaftes Rot mit dem Tannengrün kontrastiert, spannen sich von Stein zu Stein. Das große Badhotel ist ein imposanter Bau mit breiter Terrasse, von der Stufen zum Wasser hinabführen. Auf der stillen Fläche liegen die Jachten vor Anker und kleine Boote gleiten mit leichtem Ruderschlag darüber hinweg. Der Beschauer hat hier gleichermaßen den Eindruck der stillen abgeschlossenen Ruhe des Binnensees, und doch auch verspürt er einen Hauch von der Unendlichkeit des Meeres, denn so weit sein Auge auch reicht, überall blinken wieder neue Wasserläufe auf zwischen den grünen Fichtenkronen, und manchmal sieht er ein weißes Segel oder den Rauch eines Dampfers dort, wo er überhaupt keine Wasserstraße mehr vermutet. Auf einer andern Insel liegt Saltsjöbadens Restaurant, ein mit vielen Veranden geschmücktes Gebäude. Wer hier ganz eingeschlossen von den Fichtenzweigen, inmitten einer lustigen Gesellschaft die seltsam helle, schimmernde Nacht des Nordens erwartet, zu dem redet die herbe, verschlossene Natur des Nordens mit leiser, aber eindringlicher Sprache. Kaum daß man das allmähliche Dunklerwerden verspürt, noch um Mitternacht kann man ohne Mühe lesen, nur ein silberner Hauch fällt auf die Dinge, wie hinter dünnem Schleier liegt die Welt, und alles wandelt sich ins Phantastische, Unwirkliche. Es fällt schwer, sich von dem Zauber dieser Einsamkeit loszureißen, und wenn man dann mit dem Schiff oder der Bahn wieder in Stockholm anlangt, welch ein Gegensatz! Der Unterschied von Tag und Nacht ist verwischt, noch um Mitternacht herrscht auf den Straßen reges Leben und seltsam gelb blinken die Lichter von den Terrassen der Restaurants hinaus in die weiße Nacht. Ein unersättlicher Lebenshunger scheint die Stadt ergriffen zu haben; es gilt den kurzen Sommer bis zur Neige auszukosten, denn nur wenige Monate und der Herbst und in seinem Gefolge das Dunkel klopft wieder an die Türe.

Ruinen des Schlosses Borgholm

Digitized by Google

Der Löffler will einen Orden

Erzählung

von

Viktor Fleischer

Das iſt auch ſo eine Geſchichte, auf die ſich der Löffler nichts einzubilden braucht.

Am letzten Sonntag im Wirtshaus hat der Trubertfranz erzählt, daß ſein Bruder, der Joachim, der früher in Prag bei den Jägern war und jetzt Gendarm iſt, daß der Joachim das ſilberne Verdienſtkreuz bekommen hat.

„Wofür denn?“

„No — halt, weil er ſo tüchtig iſt.“

„Ja,“ ſagte der Vorſteher, „beim Militär und bei der Gendarmerie wird ſchon drauf geſchaut, daß das Verdienſt belohnt wird ... und der tüchtige Mann kriegt ſeine Anerkennung ... Der Valentin, des Vorſtehers Schwager, hat auch das Verdienſtkreuz bekommen als Feldwebel ... Im Zivil iſt das nicht ſo leicht.“

„Warum denn? — Der Bezirksobmann von Niederulmbach hat auch einen Orden, und der Pfarrer von Strohſitz hat eine Brillantnadel vom Kaiſer ‚für patriotiſches Wirken‘.“

Und dann erzählten ſie der Reihe nach von allen ihren Bekannten, die eine Auszeichnung beſaßen. Der Löffler ſaß dabei, und die Sache ſtieg ihm zu Kopf. ‚So ein Orden — ſix Laudon, noch einmal, das iſt ſchon eine ſchöne Sach‘; zum Beiſpiel an Kaiſers Geburtstag ſteckt man das Ding an und geht dann noch einmal ſo gewichtig einher ...“

An dieſem Sonntag ſaß der Löffler noch lange allein bei ſeinem Glas, als die andern ſchon längſt nach Hauſe gegangen waren; ſo eine Sach‘, die will überlegt ſein. ‚Der Trubert bläht ſich ja auf, als hätt‘ er den Orden bekommen und nicht ſein Bruder! ... Als ob er jetzt wer Beſonderer wär‘, weil der Wachtmeiſter dreißig Jahr gedient hat! ... Als ob niemand weiter einen Orden hätt‘ oder kriegen könnt‘ ... ſo ein Narr, ſo ein eingebildeter ... meint wohl, er kann jetzt auf alle von oben herunterſchauen ... Es kann auch noch anders kommen ... ‚leicht fällt dem Löffler noch was ein, dabei er ſich ſelbſt eine Auszeichnung holen kann ... dann möcht‘ dem Trubert der Hochmut ſchon vergehen ...‘

Und als der Löffler ſo einige Stunden herumſpekuliert hatte, iſt ihm auch richtig was eingefallen. Aber er ſagt es vorläufig niemand. Das wäre: ſo ein Kerl geht hin, macht ſich wichtig mit dem, was der Löffler ſich ausgedacht hat ... o nein, das gibt‘s nicht ... Der Seff wartet, bis er in der Stadt zu tun hat, und geht dann zum Bezirkshauptmann: Eine Idee hätt‘ er.

„Na alſo, iſt recht; was denn für eine?“

Ja, er meinet, es wär‘ ganz in der Ordnung, daß im Dorf draußen ein Andreas-Hofer-Denkmal errichtet wird; die Kinder ſollen eine Mahnung zur Vaterlandsliebe vor Augen haben.

„Das iſt ſchon richtig, der Same muß rechtzeitig gelegt werden,“ ſagte der Herr Bezirkshauptmann. „Aber — der Andreas Hofer — das iſt wohl nicht der Richtige für ein Dorf im Erzgebirge, das tät‘ ſchon beſſer für die Alpen paſſen.“

Darauf hat der Löffler zuerſt gar nichts zu ſagen gewußt; aber dann hat er ſich doch beſonnen: „Darauf kommt‘s gar nicht an, wo der Mann her war, das muß man ſagen, wenn er nicht geweſen wär‘, könnt‘ heut leicht auch das Erzgebirge türkiſch ſein ...“

Der Herr Bezirkshauptmann hat als kaiſerlicher Beamter die Pflicht, ernſt zu bleiben und ſich über den patriotiſchen Eifer zu freuen.

Im Prinzip hätte der Löffler ja recht, ſagte er, aber in der Gemeinde draußen wäre vielleicht ein Kriegerdenkmal beſſer am Platz, eine Erinnerung an die Söhne der Heimat, die auf dem Schlachtfeld gefallen ſind.

„Das ſchon, aber —“

Der Herr Bezirkshauptmann verſteht: Das iſt eine ebenſo gute patriotiſche Leiſtung und würde auch ſo angeſehen und anerkannt.

Darauf empfahl ſich der Löffler, und in der nächſten Gemeindeausſchußſitzung ſtellte er den Antrag: Es ſoll ein Kriegerdenkmal aufgericht‘t werden. Die Bauern ſind ganz verblüfft. Der Seff, der nie Soldat geweſen — wie fällt dem ſo was ein?

„Balds du es zahlſt,“ meinte der Vorſteher, ‚hab‘ ich nichts darwider. Die Gemeinde hat kein Geld auf ſolche Sachen, erſt müßt‘ m‘r eine ordentliche Feuerſpritz haben, das wär‘ wichtiger ...“

„Jawohl, da hat er recht,“ ſagte der Ulrich; und der Löffler dachte: ‚Natürlich, der iſt ja Feuerwehrkommandant! ...‘ Es fand ſich keiner, der den Antrag unterſtützen wollte. Man hat andre Sorgen.

Der Seff, der ſeinen Orden ſchon in eitel Dunſt verrinnen ſah, faßte ſich da ein Herz und ſagte: „Jawohl, wenn die Gemeinde den Platz hergibt und die Aufſtellungskoſten tragt — den Stein bezahlt der Löffler.“

Da war auf einmal einer da, der ſich auf des Löffler Seite ſtellte — der Trubertfranz. Er ſtand auf und erklärte: Als Obmann des Bezirksveteranenvereins müſſe er den Antrag mit Freude begrüßen, und es ſei eine patriotiſche Pflicht, den Vorſchlag des Löffler anzunehmen. Es muß ein Komitee gewählt werden; die Gemeinde braucht

Digitized by Google

nur den Platz herzugeben, die Aufstellungskosten bringt man durch eine Sammlung herein, und den Stein zahlt der Löffler. — Das leuchtete den andern schon eher ein, und sie waren alle dafür: So muß man's machen. Also der Gemeindeausschuß konstituiert sich als Komitee und wählt gleich den Löffler, weil er den Stein zahlt, zum Obmann und den Trubertfranz zum Stellvertreter; der Vorsteher wird Kassier. — Gut ist's.

Da man schon mal beisamm' ist, sagte der Trubert, könnt' man gleich anfangen mit den Beratungen. Der Wirt ist dagegen: so was macht man besser beim Bier ab am Abend.

Ist auch recht; also heut abend um halber neune im Wirtshaus.

Ja, sagte der Trubert, etwas wär' doch, was man gleich jetzt machen müßte. Er will dem Löffler nicht nahetreten, aber es ist eine Sach' von Wichtigkeit und muß gesagt werden. Bald man einmal angefangen hat, kann man nimmer zurück: Der Löffler soll sich schriftlich verpflichten, daß er den Stein zahlt — sonst —: er könnt' sich's überlegen, seine Frau könnt' dreinreden — dann sitzt man da und muß die Sach' gar noch selber zahlen.

Der Löffler zögerte auch gar nicht und war froh, daß die Sach' überhaupt gemacht wird. Er unterschrieb den Zettel, den der Vorsteher aufsetzte. —

Als sie am Abend beisammen waren, erbat sich gleich wieder der Trubertfranz das Wort.

„Jetzt also wär' die Sach' so weit, daß man den Stein bestellt."

„Richtig," sagte der Vorsteher.

Also, meinet der Trubert, der Enders-Steinmetz in Sandberg könnt' den Stein liefern, der hat wunderschöne schwarze Grabsteine gemacht für die Eltern des Ulrich; so einen ähnlichen könnt' man zu dem Denkmal nehmen. Der Trubertfranz hat erst unlängst so einen Stein bei ihm gesehen: ein Pfeiler, was oben schmäler wird, und unten steht ein Engel mit einem Kranz in der Hand; wenn man dann noch eine Kanonenkugel nachmachen läßt und dazu legt — ist das schönste Denkmal fertig: fehlt nur die Inschrift.

„Richtig," sagte der Vorsteher.

Aber dem Seff fällt ein, der Enders ist ein Schwager vom Trubert, drum will der ihm das Geschäft zuschanzen. „Da bin ich dagegen," sagte der Löffler. „Der Stein wird in der Stadt bestellt."

„Ja, warum denn," fragte der Ulrich, „sind 'leicht meine Grabstein' nicht schön?"

„Wem sie gefallen. — Ich bestell' den Stein, wo ich will!"

„Oho," sagte der Trubert, „da hat das Komitee auch noch ein Wörtel zu reden."

„Für mein Geld kann ich den Stein kaufen, wo's mir paßt."

Da fuhren sie alle in die Höhe. „Das ist nicht wahr — dreinzureden haben wir auch, wir sind das Komitee ... und ich bin dafür, daß der Stein beim Enders bestellt wird," sagte der Vorsteher.

„Nachher zahlts euch den Stein selber," schrie der Löffler und stand auf, als wolle er fortgehen.

„Halt, Freunderl," der Trubert faßte ihn am Aermel, „das gibt's nicht ... da ist ein Zettel."

„Das ist mir alles eins ... ich lass' mich nicht zwingen ..."

„Dann müss' m'r dich klagen ... Jetzt weiß schon das ganze Dorf, daß ein Kriegerdenkmal ang'richt't wird, jetzt lass' m'r dich nimmer aus ..."

Der Seff überlegte: Wenn sie ihn klagten, war's aus mit dem Orden — ein für allemal. Er setzte sich wieder; und mit allen gegen eine Stimme wurde beschlossen, den Stein beim Enders zu bestellen. —

Im Kreisblatt erschien ein großer Aufsatz über das Kriegerdenkmal. „Neben dem Obmann Josef Löffler macht sich im Komitee namentlich dessen Stellvertreter, der Kommandant des Bezirksveteranenvereins Franz Trubert, verdient; seiner eifrigen Tätigkeit ist es zu danken, daß die Kosten für die Aufstellung schon nahezu gedeckt scheinen und demnächst die Enthüllung des Denkmals erfolgen kann."

Der Löffler ballte das Blatt zusammen und warf's in den Kohlenkasten. „Der Trubert ist ein Gauner, das Blatt hat er bezahlt. Und überhaupt: er macht alles; der Löffler kommt gar nicht dazu, was zu sagen, weil der Trubert immer schon seine Anträge fertig hat und alle auf seiner Seite sind. Bagage miteinander ..."

„Es muß eine Red' gehalten werden bei der Enthüllung," sagt der Trubert in der nächsten Sitzung.

Dem Löffler wird's zu bunt. „Die halt' schon ich," schreit er gleich. „Gut, gut," sagt der Vorsteher, der schon Angst gehabt, er müßte sich selbst hinstellen.

„Wenn d' meinst," der Trubert zuckt mit den Achseln.

„So gut wie du treff' ich's schon auch noch ..."

„Da tu' ich gar nicht zweifeln." —

Ein paar Nächte hat der Löffler schlecht geschlafen. Das war doch eine dumme Sach', daß er die Red' halten sollte. Es fiel ihm gar nichts ein, was man so sagen könnte. Er suchte der Rosl ihre Lesebücher her und studierte ein paar Geschichten von Radetzky und einen Aufsatz über das Vaterland ... Schließlich ging er zum Schulmeister ... Er möcht' ihm die Red' aufsetzen, aber sagen darf er's niemand, der Löffler läßt sich's einen Zehner kosten ...

Nun fing das Auswendiglernen an — ist eine böse Sach', wenn man's nicht gewöhnt ist ... der Löffler hat in der Mitte den Anfang längst vergessen ... die Red' ist zu lang ... der Herr Lehrer soll sie kürzer machen.

„Das geht nicht nur so," sagte der Lehrer, „es ist jedes Wort wichtig, das sind keine Phrasen, da darf nichts fehlen und nichts weggelassen werden."

So soll er eine andre machen, was nicht so lang ist ... kommt dem Löffler nicht drauf an, noch einen Fünfer zu bezahlen ...

„No, wie steht's," fragte der Trubert acht Tage vor der Enthüllung, „hast deine Rede schon aufgesetzt?"

„Das brauch' ich nicht, ich red' vom Herz weg —"

Der Trubert schüttelte bedächtig den Kopf. „Weißt — ich tät' das nicht ... Es kommt der Bezirkshauptmann heraus ... da kannst dich leicht blamieren und ... wenn d' nicht weiter kannst ... red'st so draußlos ... gibst nicht acht ... wie leicht kannst da was Verkehrtes sagen ... und wirst wegen Majestätsbeleidigung angeklagt."

Digitized by Google

Das hat noch gefehlt. Der Löffler hat keinen ruhigen Augenblick mehr ... Hol' der Teufel das Ganze ... Die Red' versteht er selbst nicht, wenn er das Zeug durcheinander bringt, Himmelherrgott noch einmal ... Er träumte schon, daß ihm eine Kette umgehängt würde statt eines Ordens ... Dann kam eine Zuschrift, daß bei der Enthüllungsfeier der Statthaltereikonzipist Baron Wartenau den Bezirkshauptmann vertreten würde ... O, jeh, ein Baron ... da muß man sich gar in acht nehmen ... und wenn man sich verspricht, der sagt's dem Statthalter ...

Der Löffler durfte gar nicht mehr dran denken, gleich ward ihm schwindlig und der Schädel tat ihm weh ... Zwei Tage vor dem Fest verlor er ganz die Courage. „Leicht sollt'st doch du die Red' halten," sagte er zum Trubert, „ich hab' mir's überlegt, als Veteranenobmann bist eigentlich du der Richtige dafür ..."

„Jetzt ist's zu spät," antwortete der Franz, „jetzt kann ich mir nichts mehr aufsetzen, und so frei zu reden trau' ich mich nicht ..."

„Es wird schon gehen."

„Nein, ich mach's nicht."

Der Löffler verwünschte alle Orden und Auszeichnungen, aber er wollte doch nicht herausſagen, daß er Angst habe ... „Wenn d' willst, geb' ich dir meine Red' ..."

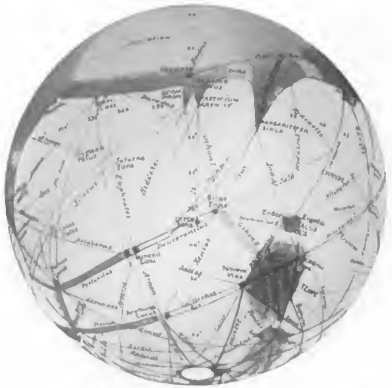
„Nein ... das wär' ein Schwindel ... aber du hast recht, ich werd' mir schon selber was ausdenken ..."

Also ist der Festtag angebrochen mit Sonnenschein und Blechmusik. Aus der ganzen Gegend kamen die Veteranen herbeimarschiert und Deputationen von allen andern Vereinen. In der Kirche hat der Pfarrer einen Festgottesdienst abgehalten. Dann sind die Honoratioren mit dem blutjungen Statthaltereikonzipienten voran zum Denkmal auf den Dorfplatz hinausgegangen, die Musik hat gespielt, und dann hat Trubert sich hingestellt und geredet ... Herrgott noch einmal, das muß der Löffler doch schon einmal gehört haben ... Es war die erste Rede, für die der Löffler dem Lehrer zehn Gulden gezahlt hat ...

No ja, und nach drei Wochen hat der Trubert das Verdienstkreuz bekommen ...

Studie von Hans Best

Digitized by Google



Ansicht des Planeten Mars in der Erdnähe 1903
Nach Beobachtungen und Zeichnungen auf dem Lowell-Observatorium in Flagstaff

Der Planet Mars in seiner nächsten Erdnähe

Von

Professor Dr. Hermann J. Klein

(Hierzu eine Abbildung)

In den Stunden nach Mitternacht des heurigen Frühlings konnte man tief am südöstlichen Horizont einen roten Stern von beträchtlicher Helligkeit wahrnehmen, der in den folgenden Monaten immer früher aufging und endlich anfangs Juli die ganze Nacht tief im Süden gesehen werden kann. Es ist der Planet Mars, der am 6. Juli der Sonne gerade gegenüber steht und eine Woche später seine diesmalige größte Annäherung an die Erde erreicht. Er ist alsdann 61,5 Millionen Kilometer von uns entfernt, während die größte Annäherung an die Erde, die dieser Planet überhaupt erreichen kann, 56 Millionen Kilometer beträgt. Bei der diesjährigen Erdnähe steht Mars für unsre Gegenden übrigens sehr tief am Horizont und kann also von den mitteleuropäischen Sternwarten nicht mit Vorteil beobachtet werden, vielmehr wird dies von solchen geschehen müssen, die südlicher liegen, für die also der Planet höher über den Horizont kommt.

Zu den Zeiten, wenn Mars der Erde am nächsten kommt, ist sein Südpol der Sonne zugewendet, und da die Erde zwischen dieser und dem Planeten sich befindet, ist dann auch uns die südliche Halbkugel des Mars zugekehrt, die nördliche aber abgewendet. Folglich kommen uns überhaupt die Details auf seiner Südhälfte am besten zu Gesicht, und gleichzeitig befindet sich diese südliche Marshemisphäre in ihrem Sommer, die nördliche in ihrem Winter.

Ueber den Mars und die Entdeckungen, die auf dessen Oberfläche während der letzten dreißig Jahre gemacht wurden, ist schon oft berichtet worden, so daß jeder Gebildete weiß, daß Mars der interessanteste aller Hauptplaneten ist, weil er uns tiefere Einblicke in die Verhältnisse seiner Oberfläche gestattet als irgendein andrer. Aber der Laie darf ja nicht glauben, daß diese Wahrnehmungen leicht seien. Bei uns in Deutschland, wo die Luft nur selten völlig klar und ruhig ist, würde man selbst mit dem größten Fernrohre nicht viel von der Wunderwelt des Mars zu Gesicht bekommen. Das Schlußresultat würde sein, daß der Besucher das Fernrohr mit der Ueberzeugung verläßt, die Schilderungen über die Oberfläche des Mars, die er gelesen, seien größtenteils erdichtet oder gründeten sich auf so vage Vermutungen, daß man sich eigentlich nicht weiter dabei aufhalten sollte. Diese Meinung wäre jedoch unrichtig, weil sie auf der Voraussetzung beruht, es sei zur Wahrnehmung der sogenannten „Wunder des Himmels“ lediglich ein möglichst großes Fernrohr nötig, sonst aber weiter nichts. In Wirklichkeit kommen noch zwei sehr wesentliche Erfordernisse hinzu, nämlich erstens Erfahrung im teleskopischen Sehen und

Digitized by Google

zweitens ruhige klare Luft. Die wenigsten Menschen wissen, daß Beobachten am Fernrohr eine Kunst ist, die gelernt werden muß und in der es auch unter den Astronomen sehr ungleiche Grade der Meisterschaft gibt. Daher wird der Laie, wenn er durch ein großes Fernrohr blickt, fast immer enttäuscht. Von größter Wichtigkeit für die astronomische Beobachtung ist zweitens der Zustand der Luft. Bis jetzt sind nur wenige Lokalitäten auf der Erde bekannt, an denen die größten Fernrohre ihre volle Kraft bewähren können, und diese Lokalitäten befinden sich in den wärmeren Klimaten und in beträchtlichen Höhen. Dort kann man mit Instrumenten von mäßiger Größe die feinsten astronomischen Beobachtungen anstellen, sogar solche, die an andern Orten selbst mit dem größten Fernrohre nicht möglich sind. Die klimatischen Verhältnisse in Deutschland sind beispielsweise für seine Beobachtungen am Planeten Mars durchaus nicht günstig, während Schiaparelli zu Mailand in den Stand gesetzt war, auf der Oberfläche jenes Planeten die wichtigsten Entdeckungen zu machen. Noch vorteilhafter gelegen ist das Hilfsobservatorium der Harvard-Sternwarte in Arequipa in Peru und die Sternwarte zu Flagstaff in Arizona, die Professor Lowell hauptsächlich zu dem Zweck errichtet hat, um fortlaufende Beobachtungen des Mars anzustellen. Dort sind denn auch wichtige und interessante Wahrnehmungen an diesem Planeten gemacht worden, und man darf hoffen, daß während der kommenden Erdnähe des Mars weitere Aufschlüsse erlangt werden.

Zu Flagstaff sowohl als zu Arequipa hat Professor William Pickering mit den dortigen großen Instrumenten den Mars eine Reihe von Jahren hindurch beobachtet, und man darf ihn neben Schiaparelli und Lowell gegenwärtig als den besten Kenner dieses Planeten bezeichnen. Er hat sich zudem unlängst über die Ergebnisse seiner Forschungen ausführlich verbreitet und auf Grund derselben eine Schilderung des Mars gegeben, die von hohem Interesse ist. Wir wollen das Hauptsächlichste mitteilen.

Der Durchmesser des Mars beträgt 6780 Kilometer (der Erddurchmesser 12756 Kilometer), seine Masse (Gewicht) $^1/_9$ der Erdmasse. Daraus folgt, daß die Schwere an seiner Oberfläche nur $^2/_5$ so groß ist als die Schwere auf der Erde. In dem nämlichen Verhältnisse könnte man auf dem Mars bei gleichem Kraftaufwand mehr Arbeit verrichten, zum Beispeil einen Stein $2^1/_2$mal so weit schleudern als auf der Erde. Mars wird von einer Atmosphäre umgeben, die Wasserdampf enthält. Letzteres ist unzweifelhaft, da an den Polen des Mars, wenn sie in ihrem Winter sind, weiße Flecke sichtbar sind, die im Frühling abnehmen und dann von einem dunkeln Saum umgeben werden, der offenbar aus Schmelzwasser besteht. In dem Maße, als die Eiskappe kleiner wird, verbreitet sich der dunkle Saum gegen den Pol hin, und daraus läßt sich schließen, daß das Schmelzwasser nicht ein tiefes Meer bildet, sondern ein Gebiet, das aus Sümpfen und Wasserarmen besteht. Die Gesamtmenge des Wassers kann deshalb auf dem Mars nicht groß sein, und Professor Pickering schätzt sie nur etwa gleich derjenigen der großen nordamerikanischen Seen. Wenn diese Schätzung vielleicht auch etwas niedrig ist, so bleibt jedenfalls kein Zweifel darüber, daß Mars keine Wassermengen besitzt, die etwa derjenigen des Mittelländischen Meeres gleichkommen, von unsern Ozeanen ganz zu schweigen. Mars nimmt also eine mittlere Stellung ein zwischen der Erde mit ihren reichen Wasserschätzen und dem Monde, auf dem freies Wasser überhaupt fehlt. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß auch unsre Erdoberfläche ihr tropfbar-flüssiges Wasser allmählich einbüßen wird, wahrscheinlich in dem Maße, als die innere Erdwärme abnimmt. Ob der Luftdruck an der Oberfläche des Mars ausreicht, um das Leben von menschenähnlichen Wesen dauernd zu erhalten, ist nicht ganz gewiß, aber die Möglichkeit läßt sich nicht leugnen. Infolge der geringen Dichte der Marsatmosphäre und des Fehlens zusammenhängender Ozeane müssen zur Sommerszeit die Polargegenden des Mars eine Temperatur aufweisen, die nur wenig geringer ist als die unsrer heißen Zone; aber im Winter muß die Kälte dort bis fast auf — 270 ° C fallen. In der Marsatmosphäre gibt es Wolken, von denen solche, die in 24 Kilometer Höhe schwebten, sich gemäß photographischer Aufnahme an mehreren Tagen mit Geschwindigkeiten von 20 bis 40 Kilometern in der Stunde fortbewegten. Berge, die Wolken um sich sammeln, gibt es auf dem Mars nicht, mit Ausnahme einer Bergkette nahe dem Südpol. Die dunkeln Flecke, die das Fernrohr auf der Marsoberfläche erkennen läßt, hielt man früher für ozeanische Wasserbecken und die hellen rötlichen Flächen für Gebiete, die mit (rötlicher) Vegetation bedeckt seien. Die genaueren Untersuchungen der neueren Zeit haben aber zu dem Schlusse geführt, daß die sogenannten Seen mit Vegetation bedeckte Gebiete sind, die rötlichen Flächen dagegen Wüste. Die früher als Seen bezeichneten dunklen Flächen erscheinen bisweilen von feinen dunkeln Linien, sogenannten Kanälen, durchzogen, sie können also kein Meer sein, auch zeigen sie sich im Frühling der betreffenden Marsgegend in schwachgrünlicher Färbung, werden später grau und schließlich zum Teil gelblich, so daß sie dann nur schwer von den wüstenartigen Flächen des Mars unterschieden werden können. Die sogenannten Kanäle des Mars zeigen sich durchweg als schnurgerade Linien, die einander unter verschiedenen Winkeln kreuzen, auch nicht selten von einem dunkeln Flecke nach allen Seiten hin ausstrahlen. Sie geben dadurch dem Planeten ein unnatürliches, wie künstlich hervorgerufenes Aussehen. Höchst befremdlich ist die zuerst 1882 von Schiaparelli in Mailand angekündigte Tatsache, daß gewisse Marskanäle zugeiten doppelt erscheinen, an dem einen Tage sieht man einen Kanal deutlich einfach, am nächsten oder selbst wenige Stunden später erblickt man dicht neben ihm und parallel damit einen zweiten, der später wieder verschwindet. An der Richtigkeit dieser Tatsache ist gegenwärtig wohl nicht mehr zu zweifeln; nach Professor Lowell ist die Verdopplung wahrscheinlich stets vorhanden, aber nicht wahrnehmbar, solange der eine Kanal viel feiner ist als der andre. Ob die Verdopplung systematisch vor sich geht oder nicht, läßt Professor Pickering vorläufig dahingestellt sein. Sicher ist, daß manche Kanäle und dunkle Flecke des Mars

Digitized by Google

in gleichen Zeiten verschiedener Marsjahre nicht immer das gleiche Aussehen zeigen. Einzelne sind jahrelang verschwunden gewesen, wurden dann aber für längere Zeit wieder sichtbar. Ein gewisser Kanal wurde von Schiaparelli gesehen, konnte aber später von Lowell nicht mehr gefunden werden, aber nahe an seinem Ort zeigte sich ein andrer; in den letzten Jahren ist dieser wieder verschwunden und dafür der Schiaparellische Kanal von neuem sichtbar geworden. Alle diese Tatsachen sind höchst merkwürdig und schwer zu deuten. Von manchen werden sie mit der Tätigkeit intelligenter Wesen in Verbindung gebracht, und diese Hypothese ist im letzten Jahrzehnt lebhaft erörtert worden. Professor William Pickering bemerkt, daß das einzige Argument von Wichtigkeit, das für die Existenz von Marsbewohnern spricht, das Vorhandensein der Kanäle ist, die infolge ihrer Länge und Schmalheit, ihres schnurgeraden Verlaufs und ihrer Gleichförmigkeit an einen künstlichen Ursprung denken lassen. Vor die Beantwortung der Frage gestellt, ob intelligente Marsbewohner anzunehmen sind oder nicht, zaudert Pickering, eine direkte Antwort zu geben. Er bemerkt, daß die Gründe sowohl für als gegen die Annahme solcher Marsbewohner während der letzten Jahre wesentlich verstärkt worden seien, aber es scheine ihm nicht, daß sie nach irgendeiner Seite entscheidend seien. Man müsse vielmehr noch weiteres Beobachtungsmaterial sammeln, um die Frage endgültig zu beantworten, und es sei zu hoffen, daß besonders die unermüdliche Beobachtungstätigkeit Professor Lowells auf dessen Observatorium zu Flagstaff mit der Zeit die Entscheidung herbeiführen werde.

Literatur

Volksausgaben und Lieferungswerke. Die wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Novellen, auf die wir schon mehrfach an dieser Stelle hingewiesen haben, soll zu einer Gesamtausgabe der Novellen des feinsinnigen Dichters erweitert werden. Den ersten 60 Lieferungen (Band I bis X) läßt der Verlag (J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger) gegenwärtig eine Fortsetzung folgen, die 78 Lieferungen (à 40 Pfennig) umfassen und auch in 13 Bänden (geheftet à 2,40 Mark) zu beziehen sein wird. Von dieser Fortsetzung liegen uns die Lieferungen 61 bis 72 vor, die „Geschichten aus Italien“ (Band XI) und „Meraner Novellen“ (Band XII) enthalten. — Zwei badische Dichter von bestem Namen und größter Volkstümlichkeit, Joseph Viktor von Scheffel und Heinrich Hansjakob, hat der Verlag von Adolf Bonz & Co. in Stuttgart durch Veranstaltung wohlfeiler Sammelausgaben in verdienstlicher Weise noch mehr zu popularisieren. Scheffels gesammelte Werke gelangen in sehr gediegen ausgestatteten Bänden (geheftet à 1,50 Mark) zur Ausgabe und sollen im Herbst dieses Jahres vollständig vorliegen. Der bis jetzt erschienene erste Band enthält eine eingehende und vortreffliche Würdigung des Dichters aus der Feder des Scheffelbiographen Johannes Proelß und die erste Hälfte des „Ekkehard“. Die Volksausgabe von Heinrich Hansjakobs ausgewählten Erzählungen erscheint in fünf Bänden und soll vor Weihnachten dieses Jahres komplett sein. Der uns vorliegende erste Band enthält unter dem Titel „Waldleute“ drei der besten Geschichten des prächtigen Schwarzwaldschilders, der so schlicht und kernig wie sein berühmter Landsmann Hebel das Volkstum seiner Heimat poetisch zu gestalten weiß. — Das populäre illustrierte Werk „Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben“ von A. von Schweiger-Lerchenfeld (Wien, A. Hartlebens Verlag), dessen ersten Band wir vor einigen Monaten ausführlich besprochen haben, liegt seit kurzem in zwei stattlichen Bänden mit über 1200 Textseiten und 614 Abbildungen vollständig vor. Der zweite Band behandelt in drei Büchern die antike römische Welt und die Anfänge des Christentums, das Mittelalter (Islam, Byzanz und die Welt der Slawen, die mittelalterlichen Staatengründungen in Europa und so weiter) und das Anbrechen der neueren Zeit (in den Kapiteln: Das Zeitalter der Entdeckungen, Die Kulturvölker Amerikas, Der Pazifische Kulturkreis und Das Werden der Universalkultur). Die Kulturgeschichte der neueren Zeit behält ist also in dem Werke nicht vertreten. Der Abschnitt über Ostasien ist mit besonderem Geschick abgefaßt, das Schlußkapitel enthält viele geistreiche Pointen. Das Illustrationsmaterial ist reichhaltig und wertvoll. — Von großem Interesse für alle Freunde der Länder- und Völkerkunde, speziell unsrer Kolonien, ist das bei Strecker & Schröder in Stuttgart in 28 Lieferungen (à 50 Pfennig) erscheinende Werk „Dreißig Jahre in der Südsee. Land und Leute, Sitten und Gebräuche im Bismarckarchipel und auf den deutschen Salomonsinseln“ von R. Parkinson, herausgegeben von Dr. B. Ankermann. In dem mit zahlreichen Bildern und Karten ausgestatteten Werk, von dem uns die erste Lieferung vorliegt, erhalten wir die erste allgemeine Beschreibung eines der interessantesten und vielversprechendsten Teile unsrer Schutzgebiete aus der Feder eines Mannes, der drei Jahrzehnte in der Südsee — zuerst in Samoa, dann auf der Gazellehalbinsel von Neupommern — ansässig ist. Ueber einzelne Teile des Bismarckarchipels, die bisher fast gar nicht oder nur ungenügend bekannt waren, wie der Westen von Neupommern, die Admiralitätsinseln, die St.-Matthias-Inseln und so weiter, wird viel neues Material beigebracht, ja von manchen Gegenden, wie zum Beispiel von Squally Island, erhalten wir hier überhaupt die ersten Nachrichten.

— **Als Band 36 der „Berühmten Kunststätten“ ist „Krakau“ von Leonard Lepszy erschienen (Leipzig, E. A. Seemann. 3 Mark). Die Residenz und Krönungsstadt des einstigen Königreichs Polen birgt auch heute noch eine große Zahl von Kunst- und Kulturdenkmälern in sich, trotzdem kriegerische und sonstige Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte schon mancherlei vernichtet haben. Sie ist eine durch prächtige Bauten, wertvolle Bildnerei und hochentwickeltes Kunstgewerbe berühmte Stätte der Kunstpflege, ihre Universität ist die zweitälteste von Europa. Als wichtiger Verkehrsmittelpunkt verdankte die Stadt im Mittelalter ihren Reichtum dem Transithandel, der es auch mit sich brachte, daß Kunstwerke aus allerlei Ländern sich in Krakau ansammelten und bedeutende auswärtige Künstler nach hier gezogen wurden. In Krakau wirkte Heinrich Parler, ein Verwandter des berühmten Baumeisters der Prager Domkirche, dort schuf der Nürnberger Veit Stoß eine Reihe bedeutsamer Werke. Das Charterossimuseum ist von der Jetztzeit zu sprechen, ein wichtiger Sammelpunkt wertvoller altmeisterlicher Gemälde, und wer eine Vorstellung von der modernen polnischen Kunst gewinnen will, wird, obwohl die Vereinigung „Sztuka“ auch schon hier und da außer Landes ausgestellt hat, gut tun, seine Kenntnisse darüber in Krakau zu sammeln. So darf denn auch dieser Band der empfehlenswerten Sammlung als von vornherein interessant erachtet werden. Die etwas knapp disponierte, in ihren Einzelheiten indes auf solider wissenschaftlicher Grundlage ruhende Darstellung des Autors ist, wie üblich, von einer reichen Fülle von Abbildungen (120 im ganzen) durchsetzt, die des öfteren allerdings schärfer sein könnten.**

— **Eine anziehende Studie über „Die deutsche Weidmannssprache“ hat Professor Dr. Theodor Imme in Essen (Verlag von J. Neumann in Neudamm) veröffentlicht. Der sprachgelehrte Verfasser, Vorsitzender des Essener Zweigvereins des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, will mit dieser kleinen Schrift den Laien für den Reichtum und die eigenartige Kraft und Schönheit unsrer Weidmannssprache, die sich, von vereinzelten Verirrungen abgesehen, in erfreulicher Weise ihr echt deutsches Gepräge bewahrt hat, die Augen öffnen und sie dahei zugleich in das Leben und Treiben des Weidmanns gewisse Einblicke tun lassen, sodann aber möchte er den Vertretern des edeln Weidwerks selbst zu einem besseren Verständnis der ihnen eigentümlichen Redeweise den Weg bahnen. Nach einigen allgemeinen Ausführungen über das Wesen der Weidmannssprache und ihre Stellung zur deutschen Gemeinsprache sowie über ihre Anfänge und weitere**

Digitized by Google

Entwicklung erklärt er in den Hauptkapiteln seiner Schrift („Das Weidwerk und die verschiedenen Jagdarten," „Das Wild," „Jäger und Hund" und so weiter) die einzelnen Ausdrücke und Redewendungen der Weidmannssprache in ebenso anschaulicher und belehrender wie unterhaltender Weise. Dem Sinne des Weidmanns für Scherz und Humor ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in dem eine Anzahl origineller, drastisch interessanter Weidmannsschnurren, Briefe und so weiter zusammengestellt ist.

— Zu den „Vergessenen" in der deutschen Kunst, die durch die Jahrhundertausstellung des Vorjahres wieder in das volle Licht des Tages gerückt sind, gehört auch der Hanauer Friedrich Karl Hausmann. Ihm hat der Berliner Kunsthistoriker Emil Schaefler eine mit Wärme und Sachkenntnis geschriebene Monographie gewidmet, die, mit 30 Autotypien nach Bildern und Zeichnungen des Künstlers geziert, im Verlage von Julius Bard, Berlin, erschienen ist (Preis gebunden 6 Mark). Das Hauptwerk Hausmanns, „Galilei vor dem Konsil", bewahrt die Hamburger Kunsthalle, interessant sind in dem Buche als künstlerische Selbstbekenntnisse u. a. auch die Urteile, die Hausmann, als das feinerzeit aus religiösen Gründen vielumstrittene Bild auf der ersten deutschen Kunstausstellung zu Köln im Jahre 1861 zu sehen war, über gleichzeitig ausgestellte Gemälde und namentlich über Historienbilder in knappen Notizen niedergelegt hat. Ängstigt in der Schrift ein mit Maßangaben und Besitznachweisen ausgestattetes, sehr dankenswertes Verzeichnis vom „Oeuvre" des Künstlers.

— Im Insel-Verlag zu Leipzig ist vor kurzem der erste Band einer neuen vollständigen Ausgabe der Erzählungen aus den Tausend und ein Nächten erschienen, die in ganzen zwölf Bände (geheftet à Mark 5.—) umfassen wird. Sie ist von dem bekannten Uebersetzer Felix Paul Greve besorgt und beruht auf dem Text der sechzehnbändigen englischen Ausgabe von Richard Burton, die alle in Handschriften vorhandenen Erzählungen enthält. Es ist für den ernsten Literaturfreund wohl der Mühe wert, das berühmte, aber fast nur in mehr oder weniger umgearbeiteter Form verbreitete Werk in der vorliegenden vollständigen Ausgabe — die sich natürlich, wie kaum betont zu werden braucht, nur an völlig reife Leser wendet — kennen zu lernen; es bedeutet in seiner originalen Gestalt weit mehr als eine unerschöpfliche Fülle lebendig erzählter Abenteuer und Begebenheiten, es ist eine große, einheitlich in sich geschlossene poetische Welt, die „durch und durch vom ungeheuersten Leben erfüllt" ist und die im Interessenkreise des Gebildeten einen Platz neben den Welten Homers und Dantes, der Edda und Shakespeares verdient. Die vielfältigen dichterischen Werte, die diese grandiose Schöpfung der überreichen Phantasie und tiefsinnigen Lebensweisheit des Orients enthält, analysiert Hugo von Hofmannsthal in einer geistvollen Einleitung, die mit Stendhals Worten schließt: „Es ist das Buch, das man immer wieder sollte vergessen können, um es mit erneuter Lust immer wieder zu lesen."

— Anknüpfend an den Aufsatz von Hans Rosenhagen machen wir unsre Leser auf das neueste Buch über Max Liebermann aufmerksam, das vor kurzem im Verlage von A. Piper & Co. in München erschienen ist. Sein Verfasser ist Karl Scheffler, unstreitig zurzeit der bedeutendste Kunstschriftsteller, den Deutschland besitzt. Diese prächtig ausgestattete Monographie unterscheidet sich wesentlich von andern Arbeiten dieser Art; auch von allen Würdigungen, die dem genialen Berliner Maler bisher zuteil wurden, welcht sie ab. Scheffler gibt keine Lebensbeschreibung, keine mehr oder minder subjektiv gefärbten Kunstkritile über sogenannte gute oder schlechte Malerei, er faßt Liebermann gleichsam als den Typus des modernen Malers auf, als den deutschen Künstler, der die ihm von der Zeit gewährten Kunstmöglichkeiten am reinsten und tiefsten zum Ausdruck gebracht, der sich vor allem dem „Müssen der Zeit" rückhaltlos und ganz hingegeben. So dient das Leben und Schaffen Liebermanns dem Autor gleichsam als Paradigma, von dem aufgehend und immer wieder zu ihm zurückkehrend er die verschiedenen Kunstströmungen unsrer an Verwirrung und Verirrung so reichen Zeit analysiert und sie auf ihre Berechtigung und Möglichkeit prüft. Stets reiht er nicht nur das einzelne Kunstwerk, sondern die Kunst überhaupt dem kulturellen Ganzen ein, und überall eröffnet er weite Perspektiven. Es ist kein ganz leicht zu lesendes Buch, denn Scheffler arbeitet mit schwerem ästhetischem und philosophischem Rüstzeug, dafür gewährt es dem Leser aber das angenehme Gefühl der ruhigen Sicherheit: er fühlt sich nicht nur einem Künstler gegenüber, der mit beiden Füßen fest auf dem Boden der Wirklichkeit steht, sondern auch einem Kritiker, der ihn nicht in den Urwald einer zügellosen Subjektivität verlockt, sondern der ihm, die Bildung der Vergangenheit und Gegenwart zusammenfassend, brauchbare Normen für Anschauung und Urteil gibt.

— Richard Schaukal: Die Mietwohnung, eine Kulturfrage (Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt). Der ungemein fruchtbare Autor gehört zu den wenigen Persönlichkeiten im deutschen Schrifttum, die nicht nur Talent — darin sind ihm ganz gewiß viele überlegen — sondern auch Stil besitzen. Seine ganze Schriftstellerei ist vielleicht nichts andres als potenziertes Kulturempfinden, nicht eigentlich schöpferisch, aber in hohem Grade anregend, nicht eigentlich stark, aber unbedingt geschmackvoll. Er ist auch als Poet, wenn ich mich so ausdrücken darf, Kunstgewerbler, allerdings im höheren Sinne des Wortes; beschäftigt er sich nun direkt mit dem Kunstgewerbe, so können wir gewiß sein, daß er uns mancherlei Anregungen in ansprechender Form geben wird. Mit unerbittlicher Schärfe der Logik geht er den ungeheuern Geschmacklosigkeiten zu Leibe, die heute die Einrichtungen unsrer Wohnungen darstellen, ganz einerlei, ob sie im Renaissance- oder im sogenannten Jugendstil paradieren. Auf das nachdrücklichste betont er immer wieder, daß auch in diesen internen Fragen der Häuslichkeit die Persönlichkeit den Ausschlag gibt und daß sich überall dort, wo man die Persönlichkeit am stärksten empfindet, auch die ästhetisches Wohlgefallen hervorruft. Er gibt nun allerhand Ratschläge, wie man am besten die Geschmacklosigkeiten der Mietswohnungen überwinden kann. Zunächst predigt er absolute Einfachheit — weiße Decken, einfarbige Tapeten und so weiter — das ist das Fundament, auf dem sich Persönliches aufbauen kann. Leider hat die kleine amüsante Schrift, deren einzelne Teile zuerst in der Koschen Kunstzeitschrift erschienen sind, den Nachteil, daß die Ratschläge etwas zu allgemeiner Natur sind — darin zeigt sich der Nichtfachmann — und daß schließlich die Wohnung, die Schaukal als das Ideal vorschwebt, wohl für die meisten Menschen, die dazu verdammt sind, ihr Leben in Mietswohnungen zu verbringen, eben unerschwinglich sein dürfte. Das Illustrationsmaterial ist leider, was bei der Verlagsanstalt von Alexander Koch besonders auffällt, reiner Notbehelf und steht in gar keiner organischen Verbindung mit dem Text.

— Im Jahre 1884 erschien eine kleine Schrift, in der der Verfasser den Nachweis zu führen versuchte, daß Böcklins „Gefilde der Seligen" in seiner Verkörperung der „von der Würde getragenen Anmut" eine Art Gegenstück zu der „Zeit des „Faust" anknüpfe und als deren bildliche Darstellung aufzufassen sei. Vom Autor bei Uebersendung des Büchleins gebeten, sich zu der Frage zu äußern, erklärte Meister Böcklin mit seiner Meinung doch nicht. An Goethes „Faust" habe er beim Malen des Bildes nicht gedacht. — Ein andres Geschehnis! Hans Thoma antwortete einstens, befragt, welche „Idee" ihn bewogen habe, drei malerische Schöpfungen zu einem Triptychon zusammenzustellen: eigentlich gar keine, wenn die Herren Kunstgelehrten darüberkommen, wenn sie schon irgendwelchen Zusammenhang herausfinden. — An diese beiden Geschichten wurde Referent erinnert bei der, durch den wundervollen Aufbau des Buches übrigens höchst genußreichen Lektüre der jüngsten Veröffentlichung Ernst Steinmanns, die dieser verdienstvolle Bearbeiter des monumentalen Werkes über die „Sixtinische Kapelle" unter dem Titel „Das Geheimnis der Medicigräber Michel Angelos" bei Karl W. Hiersemann in Leipzig (Preis gebd. 12 Mark) hat erscheinen lassen. Die Quintessenz des Buches ist kurz gesagt die, daß Michelangelo einen Karneovalsgesang zur Grundlage für die gedankenreichen Kompositionen der traglichen Grabkapelle gemacht haben soll. Nach diesem sind in den Allegorien der Medicisarkophage die vier Temperamente zu erkennen, die beiden Capitani als Idealtypen, in deren Bildung und Gestalt sich je zwei Temperamente vereinigen. Wollte man übereifrigen Freunden des Autors glauben, so müßte man annehmen, Steinmann sei es in seinen an und für sich von zwingendster Beweiskraft erfüllten Darlegungen, die in der Kette der Erkenntnis lückenlos Glied an Glied zu fügen scheinen, in der Tat gelungen, das jahrhundertealte Geheimnis der Bildwerke zu entschleiern und diese marmornen Rätsel zu deuten. Indeß: zu einem Karlenbaus kann die mit großem Scharfsinn entwickelte und geistvoll vorgetragene Hypothese durch den glücklichen Fund auch nur vielleicht einer Urkunde werden. Uns überlieferte persönliche Aeußerungen Michelangelos über sein Werk von vornherein so zu deuten, als seien sie zur Irreführung des Auftraggebers bestimmt gewesen, wird immer als ein gewagtes Spiel in der Beweisführung zu betrachten sein.

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VIII

Von Dr. E. Lasker in New York

Zehnen (7 Steine)

Weiß (6 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VII

W. 1. Ke3—e2
S. 1. Sg8—f6
W. 2. Se8—d6
S. 2. beliebig
W. 3. Sd6—f7, e4 matt.

A.

S. 1. g3—g4
W. 2. Df1×g2† und
W. 3. Dg2—g4 matt.

B.

S. 1. Sg8—e7
W. 2. Df1—f3† und
W. 3. Df3—g4 matt.

C.

S. 1. e5—e4
W. 2. Ke2—e3! und
W. 3. Df1—f4 matt.

Partie Nr. VIII

Kürzlich durch Korrespondenz gespielt

Zweispringerspiel im Nachzug

Weiß: S. Trcala (Brünn). — Schwarz: C. T. Blanshard (Bewdley, England)

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	16. Se4—16†	Ke8—f7
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	17. f2—f4!	d4—d3†[2]
3. Lf1—c4	**Sg8—f6**	18. Kg1—h1	Lb6—d4[3])
4. d2—d4	e5×d4	19. Sf6—e4	d3×c2
5. 0—0	Lf8—c5	20. Dd1×c2	b7—b5
6. e4—e5	d7—d5	21. h2—h4	h7—h6
7. e5×f6[1])	d5×c4	22. h4—h5	Dg6—h7
8. Tf1—e1†	Le8—e6	23. De2—g2	Ta8—g8
9. f6×g7	Th8—g8	24. Se4—f6	Ld4×f6
10. Sf3—g5	Dd8—d5[2])	25. Dg2×c6[2])	Tg7×g5
11. Sb1—c3	Dd5—f5	26. f4×g5	Tg8×g5
12. Se2—e4	Lc5—b6	27. De6×e6†	Kf7—g7
13. g2—g4	Df5—g6	28. Ta1—d1	Db7—g5
14. Sg5×e6	f7×e6	Weiß setzt in 6 Zügen matt.[4])	
15. Lc1—g5[3])	Tg8×g7		

[1]) Diese Wendung ist immer noch nicht ausreichend durchforscht. In der vorliegenden Partie, die einen wertvollen Beitrag zu der Bewertung des Zuges bildet, schlägt sie zugunsten von Weiß aus.

[2]) Notwendig. Dd8×f6 tollet bekanntlich wegen 11. Sd5×e6 f7×e6 12. Dd1—h5† den Le5.

[3]) Ein sehr energischer Zug. Die Entgegnung h7—h6 könnte 16. Dd1—f3 h6×g5 17. Se4—f6† Kg8—f7 18. Te1×e6 Kf7×e6 19. Te1—e1† Se6—c5 20. Df3—d3† Ke6×f6 21. Dd6×e5† Kf6—f7 22. De5—e7 matt zur Folge haben.

[4]) Oder d3×c2 19. Dd1—d7† Kf7—f8 20. Dd7×e6 Ta8—d8 (falls h7—h6, so 21. Sf6—d7† Tg7×d7 22. De6×g6, und falls 20. . . . Dg6—f7, so 21. Le5—h8) 22. Sf6×h7† De6×h7 23. Lg5×d8.

[5]) Weiß hat den Angriff sehr geschickt geführt. Das schwarze Spiel ist unrettbar.

[6]) 19. Td1—d7† Kg7—h8 (bei Lf8—e7 20. Td7×e7† Kg7—h8 21. De6—h6† erfolgt das Matt schon im vierten Zuge) 20. De6×f6† Dg8—g7 (oder Tg6—g7 21. Te1—e8 und 22. Df6×g7 matt) 21. Td7×g7 Tg6×g7 22. Te1—e7 und im nächsten Zuge matt.

Magisches Quadrat

Die Felder des Quadrats sind mit neun Buchstaben so auszufüllen, daß bezeichnen: die beiden Reihen 1 einen berühmten Japaner; die beiden Reihen 2 einen Fettstoff, rückwärts gelesen einen männlichen Namen; die beiden Reihen 2 zusammen eine bösartige Fliegenart, rückwärts gelesen einen bekannten italienischen Wein.

O. Sp.

Dechiffrieraufgabe

Welchen Text ergeben, nach Maßgabe der Figur richtig verbunden, die obigen Buchstaben?

H. B.

Rätsel

1.

In des Germanenvolkes frühste Zeiten
Tes ganzen Wortes Hälfte uns versetzt.
Wir sehn die Freien nach dem Thinge schreiten,
Wo man des Alters weise Rede schätzt.
Der Ruhe pflegend mit Behagen weiden
Sich am frugalen Mahle dann, zuletzt
Noch fröhlich Red' und Gegenrede tauschen,
So angeregt am Wort sich berauschen.

2.

Unendlich Großes zeigt der Hälften zweite
Vom ganzen Wort in kurzem Worte an.
Tes Menschen Denkkraft sich dabei bescheide,
Daß sie die Größe nicht erfassen kann.
Planeten, Sonnen in dem Feuerkleide,
Kometen auf der langgestreckten Bahn,
So Wasser, Luft, was starr ist, was hat Leben,
Das alles ist in meinem Wort gegeben.

1. 2.

Das Ganze ist uns dienstbar ohne Ende.
Es trägt Gedanken an den fernsten Ort.
Unschädlich macht es des Verbrechers Hände;
Doch reizt es den Verbrecher erst zum Mord.
Es trägt uns weite Strecken hin behende,
Und dem Bequemen dient dasselbe Wort,
Daß mühlos er die Bergeshöh' erklimme.
Auch hat es eines guten Sängers Stimme.

Dr. F. B.

Logogriph

Das neue weiße Kleid wird heut das Wort,
So warm, so sonnengoldig ist der Tag.
Doch kaum ist Klärchen aus dem Hause fort,
Da! graue Wolken, Blitz und Donnerschlag.
O Jammer! Weinend fast kommt sie daher.
Das Kleid, es ist das Wort, ein Laut nur mehr.

A. N.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 11:

Tes magischen Buchstabenquadrats:

E	G	O	N
G	A	D	E
O	D	E	R
N	E	R	O

Tes Anagramms: Heidelberg — Geld herbei.

Der zweisilbigen Scharade: Mannheim.

Tes Logogriphs: Saat, Salat.

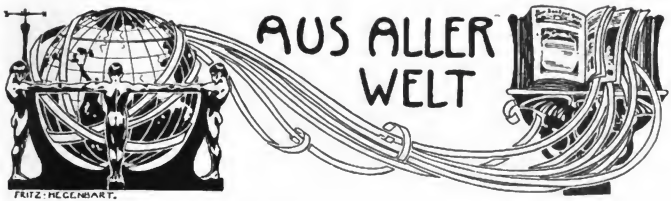
Tes Silbenrätsels: Hochheim.

Digitized by Google

Karlsplatz in München

Nach einem Gemälde von Carl Vetter

Digitized by Google



Geheimer Rat J. Frey

Der Senior der preußischen Gymnaſialdirektoren, Geheimer Regierungsrat Dr. Joſ. Frey in Münſter (Weſtfalen), beging am 15. Mai 1907 ſein fünfzigjähriges Dienſtjubiläum. Geboren zu Barmen im Kreiſe Jülich (Bezirk Aachen) am 27. Oktober 1834, begann Frey ſeine lehramtliche Tätigkeit im Mai 1857 am Gymnaſium in Bonn. Im ſelben Jahre noch wurde er nach Deutſch-Krone in Weſtpreußen berufen, 1860 kam er nach Culm, wo er 1864 Oberlehrer wurde, und ſchon zwei Jahre ſpäter erhielt er das Direktorat des Gymnaſiums zu Roeſſel in Oſtpreußen, das bis dahin Progymnaſium geweſen war und unter Freys Leitung einen derartigen Aufſchwung nahm, daß alsbald ein Neubau notwendig wurde. Am 1. April 1883 übernahm Frey die Leitung des Paulinifchen Gymna-

Geheimer Rat J. Frey

ſiums zu Münſter, und auch dieſe altangeſehene Anſtalt wußte der energiſche und umſichtige Direktor auf hoher Stufe zu erhalten. Seinen Bemühungen iſt in erſter Linie der Neubau des dortigen Gymnaſiums zu verdanken. Der Jubilar iſt wiederholt durch Ordens- und Titelverleihungen ausgezeichnet worden; in der literariſchen Welt hat ſein Name einen guten Klang, und in der Stadt Münſter genießt Geheimer Rat Frey allſeitige Achtung und Verehrung, die bei der Feier am 15. Mai zu ſchönem und herzlichem Ausdruck kam.

Der neue Regent von Braunſchweig

Die am 27. Mai erfolgte Wahl des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg zum Regenten von Braunſchweig hat einem unerfreulichen Interregnum ein Ende geſetzt und iſt innerhalb wie außerhalb des Herzogtums mit der größten Befriedigung aufgenommen worden. Herzog Johann Albrecht hat durch ſein kolonialpolitiſches Wirken und durch die vorbildliche Art und Weiſe, wie er vier Jahre lang für ſeinen minderjährigen Neffen die Regierungsgeſchäfte von Mecklenburg-Schwerin leitete, längſt vor aller Welt den Beweis dafür erbracht, daß er eine kraft- und charaktervolle Perſönlichkeit iſt und alle Fähigkeiten beſitzt, die das hohe, verantwortungsvolle Amt eines Regenten erfordert, zumal in einem Lande, das nicht ſeine engere Heimat iſt. Der Herzog wurde als dritter Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. am 8. Dezember 1857 zu Schwerin geboren. Seine Jugendjahre verbrachte er in Ludwigsluſt, Nizza und Freiburg. Nachdem er das Bitzthumſche Gymnaſium in Dresden beſucht und dort die Abiturientenprüfung beſtanden hatte, hörte er mehrere Semeſter in Bonn Vorleſungen über Staatsrecht und Geſchichte. Im Jahre 1880 trat er als Oberleutnant bei den Potsdamer Leibgardehuſaren in den aktiven Militärdienſt ein, wurde 1882 zum Rittmeiſter und zugleich zum Hauptmann im 14. Jägerbataillon befördert und ſodann à la suite der beiden Regimenter geſtellt. Nach einer zweijährigen Reiſe um die Erde, auf der er ſein Wiſſen und ſeinen Blick erweiterte, wurde er im Dezember 1884 wieder beiden Regimentern aggregiert und nahm wieder in Potsdam Wohnung, wo er 1886 als Schwadronschef in die Gardehuſaren eintangiert und ein Jahr ſpäter zum Kommandeur der Leibſchwadron ernannt wurde. 1891 wurde der Herzog, der inzwiſchen zum Major aufgerückt war, zum Stabe des Regiments verſetzt. Größere Aufgaben traten an ihn heran, als er 1895 an Stelle des zum Statthalter von Elſaß-Lothringen ernannten Fürſten von Hohenlohe-Langenburg das Präſidium der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft übernahm, das er ſeitdem geführt hat und auch als Regent von Braunſchweig beibehalten wird. In dieſem Amt trat er energiſch und mit Erfolg für eine praktiſche Kolonialpolitik ein. Nach dem Tode ſeines älteſten Bruders, des Großherzogs Friedrich Franz III. von Mecklenburg-Schwerin, führte er von 1897 bis 1901 die Regentſchaft für deſſen Sohn und Nachfolger, Friedrich Franz IV., und wußte ſich während dieſer Zeit in hohem Grade das Vertrauen und die Zuneigung der

Phot. Erwin Raupp, Berlin

Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, der neue Regent von Braunſchweig

Digitized by Google

Mecklenburger zu erwerben. Seit dem 6. November 1886 ist der Herzog mit der am 28. Februar 1854 geborenen Prinzessin Elisabeth von Sachsen-Weimar vermählt. Die Ehe ist kinderlos geblieben.

Vom Deutschen Flottenverein

Die diesjährige Hauptversammlung des Deutschen Flottenvereins, die am 12. Mai in Köln stattfand, war für den Verein von größter Bedeutung und gestaltete sich zu einer imposanten Kundgebung im nationalen Sinne. Die Differenzen, die in den letzten Monaten innerhalb des Vereins entstanden waren und sein erfolgreiches Weiterwirken nicht unbedenklich zu gefährden schienen, wurden dank dem festen Willen aller Beteiligten, es nicht zu einer Spaltung kommen zu lassen, glücklich beigelegt und dem verdienten geschäftsführenden Vorsitzenden, Generalmajor Keim, durch eine lebhafte Ovation das Vertrauen der Mitglieder zum Ausdruck gebracht, die sodann ihm wie die übrigen Präsidialmitglieder einstimmig wiedererwählten. Der Kölner Tagung wohnte im Auftrage des Kaisers Generalfeldmarschall von Hahnke an; er überbrachte dem Verein die Grüße des Monarchen und sprach ihm in unzweideutiger Weise dessen volles Einverständnis mit den Bestrebungen und der Tätigkeit des Flottenvereins aus. Die Versammlung richtete darauf ein Huldigungstelegramm an den Kaiser und gab ihm darin die feierliche Versicherung, daß die Bestrebungen des Vereins fortgesetzt darauf gerichtet seien, dem Vaterlande bald eine starke Flotte schaffen zu helfen, die in der Hand des Kaisers die sicherste Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens biete.

Der Laurinsbrunnen in Bozen

Die Figur des Zwergenkönigs Laurin, die dem Schöpfer des Laurinsbrunnens in Bozen das Motiv zu der das Werk krönenden, lebendig erfaßten Gruppe gegeben hat, steht in enger Beziehung zu dem sagenumwobenen Rosengarten, dem mächtigen Dolomitstock, der mit seinen vielgezackten Wänden wie eine gigantische Burg im Osten der Stadt emporragt. Die Sage von Laurin, wie sie in dem aus dem dreizehnten Jahrhundert stammenden „Kleinen Rosengarten“ und entgegengesetzt berichtet, daß König Laurin, der den Rosengarten hütete, Künhild, die Schwester Dietliebs von Steiermark, raubte und in den Rosengarten führte, wo sie über die Zwerge herrschen sollte; Dietrich von Bern aber zog mit seinen Genossen Hildebrand und Wittichis zum Rosengarten, besiegte den Entführer, der umsonst mit allen Tücken das Vorhaben des Helden zu vereiteln suchte, befreite Künhild und nahm dem Zwergenkönig seinen Zauberhütel und viele Schätze.

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Generalmajor von Keim (X) in Begleitung von Geheimrat Breuer auf dem Wege zur Generalversammlung des Deutschen Flottenvereins in Köln

Vom Gegenbesuch der englischen Journalisten

Deutschland hat die Herzlichkeit, mit der die Vertreter seiner Presse im vorigen Jahre in England aufgenommen worden sind, bei dem diesjährigen Gegenbesuche der englischen Journalisten mindestens in gleichem Maße erwidert, ja, in mancher Hinsicht sind die Aufmerksamkeiten, mit denen England die deutschen Redakteure überhäufte, noch überboten worden, vor allem durch die Ehre, die der Kaiser den Engländern erwies, indem er sie nicht nur gastlich empfing, sondern auch persönlich begrüßte, durch die Empfänge im Dresdner Königsschloß und in der Münchner Residenz und die Einladung ins Reichskanzlerpalais. Fürst Bülow und seine Gemahlin hatten der geselligen Veranstaltung, zu der sie die englischen Journalisten für den Nachmittag des 30. Mai gebeten hatten, dadurch einen glänzenden Rahmen gegeben, daß sie zugleich die führenden Männer der verschiedenen staatlichen Ressorts

Phot. Ed. Thaler, Bozen

Der Laurinsbrunnen auf der Wassermauerpromenade in Bozen

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Vom Gartenfest beim Reichskanzler aus Anlaß des Gegenbesuchs der englischen Journalisten: Fürst Bülow (X) im Gespräch mit dem Publizisten W. T. Stead (XX)

und viele namhafte Vertreter der Kunst und Wissenschaft geladen hatten. Die Damen einiger hervorragender Persönlichkeiten gaben dem Feste einen mehr gesellschaftlichen als rein formellen Charakter. Fürst von Bülow ließ sich die einzelnen englischen Journalisten vorstellen und unterhielt sich mit ihnen längere Zeit.

Von den Mannheimer Jubiläumsfestlichkeiten

Der erste Festtag der Mannheimer Jubiläumswoche, der 31. Mai, brachte nach einem großen Festakt im Nibelungensaal die Enthüllung der Standbilder des Großherzogs Karl Friedrich (1738 bis 1811) und des Kurfürsten Karl Ludwig (1632 bis 1680), die der Großherzog der Stadt zu ihrem Jubiläum geschenkt hat. Das Großherzogspaar, die erbgroßherzoglichen Herrschaften und Prinz Max von Baden nahmen in einem gegenüber dem Karl-Friedrich-Denkmal errichteten Festzelt Aufstellung, worauf die Feier mit einem Vorbeimarsch der Schuljugend begann. Nachdem die vereinigten Gesangvereine den Glückschen Chor „Leih aus deines Himmels Höhen" gesungen hatten, übergab der Großherzog die Denkmäler mit einer längeren Ansprache, in der er zunächst der Stadt Mannheim für die Einladung zum Feste dankte: „Sie glauben mir gerne," führte er u. a. aus, „wie lieb es uns gewesen ist, dieser Einladung zu folgen. Mannheim ist mir immer seit meiner frühesten Jugend ein wertes Heim gewesen, und auch mein Vater und meine Vorfahren haben immer gerne in dieser schönen Stadt geweilt." Der Großherzog ging dann auf die Verdienste der beiden Fürsten, welche die Denkmäler darstellen, um Mannheim ein. Karl Ludwig habe durch seine Privilegien den Grund zu der Größe Mannheims als Handelsstadt gelegt, Karl Friedrich habe es zur Handelsstadt emporgehoben. Karl Friedrich sei auch der erste gewesen, der in Deutschland nach Einigung gerufen habe, und er wie Karl Ludwig hätten Beispiele von Selbstlosigkeit aufgestellt, denen wir nachzutrachten hätten. Damit kam der Großherzog auf seine oft wiederholte Mahnung, zu erhalten, was uns die Jahre 1870/71 gebracht, und das Reich stark zu machen. Oberbürgermeister Beck übernahm alsdann namens der Stadtgemeinde die Denkmäler, von denen während der Rede des Großherzogs die Hüllen gefallen waren. Es folgte ein weiterer Männerchor. Nach der Besichtigung des Denkmals Karl Friedrichs begaben sich die Fürstlichkeiten zu dem auf dem nordwestlichen Schloßplatz errichteten Karl-Ludwig-Denkmal, wo die Schuljugend sich zu einer zweiten Huldigung versammelt hatte. Die beiden Denkmäler sind Schöpfungen des Bildhauers Hoffarth in Berlin, eines geborenen Mannheimers, dem auch die Neugestaltung und Ergänzung des Paradeplatzes in Mannheim zu danken ist. Hauptwert legte der Künstler auf eine deutliche Charakterisierung der beiden Persönlichkeiten: hier hartnäckiges Bestehen auf seinem Recht (Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz), dort Schlichtheit und edle Gesinnung (Großherzog Karl Friedrich).

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Denkmal Karl Friedrichs von Baden

Denkmal des Kurfürsten Karl Ludwig

Errichtet in Mannheim aus Anlaß des 300jährigen Stadtjubiläums

Digitized by Google

Fräulein von Petzold

Eine englische Predigerin in Berlin

Reverend Gertrud von Petzold, die erste Frau, die in England das Amt einer Predigerin bekleidet hat, hielt kürzlich in Berlin religiöse Vorträge. Die junge Predigerin, die einer norddeutschen Adels- und Offiziersfamilie entstammt, ging, nachdem sie in Deutschland das höhere Lehrerinnenexamen gemacht hatte, nach Schottland, wo sie zuerst am St. Andreas-College die Maturitätsprüfung machte, dann nach vierjährigem Studium an der Universität in Edinburgh den Grad eines Magister of Arts erwarb. Nachdem sie noch drei Jahre lang in Oxford Theologie studiert hatte, wurde ihr 1904 das Amt einer Pastorin an der zweiten unitarischen Kirche in Leicester übertragen, das sie zu voller Zufriedenheit ihrer stets wachsenden Gemeinde ausfüllt. Ihre Tätigkeit in Deutschland beschränkte sich bisher auf die Mitarbeit an mehreren theologischen Zeitschriften. Die Predigerin, eine überaus sympathische Persönlichkeit, sprach u. a. über „Das Prophetentum einst und jetzt".

Von der Gedächtnisfeier für Ferdinand von Steinbeis

Am 5. Mai dieses Jahres fand zur Hundertjahrfeier der Geburt des Geheimrats Dr. Ferdinand von Steinbeis, ehemaligen Präsidenten der Königlich Württembergischen Zentralstelle für Gewerbe und Handel, die Enthüllung einer Gedenktafel am Geburtshause des Verewigten zu Oelbronn, OA. Maulbronn in Württemberg, statt. Steinbeis hat sich um Industrie, Handel und gewerblichen Unterricht seines engeren Vaterlandes und weit darüber hinaus große Verdienste erworben und sich durch Besuche von Ausstellungen in der ganzen Welt, auf denen er als Kommissar und Preisrichter fungierte, einen allseits geachteten Namen gemacht. Nach seinem im Jahre 1880 erfolgten Rücktritt vom Amte brachte er seinen Lebensabend bei seinen Kindern und Enkeln in Leipzig zu und starb daselbst am 7. Februar 1893. Er ruht in Ulm a. D., dessen Ehrenbürger er war, an der Seite seiner ihm im Jahre 1876 vorangegangenen Gattin.

Professor Ludwig Traube †

Die Universität München ist einer ihrer edelsten Zierden beraubt worden durch den am ersten Pfingstfeiertag erfolgten

Professor Dr. Ludwig Traube †

Tod des Professors für Handschriftenkunde und lateinische Philologie des Mittelalters, Ludwig Traube. Traube war als Sohn des berühmten Klinikers des gleichen Namens am

Enthüllung der Gedenktafel für Dr. Ferd. von Steinbeis in Oelbronn: Präsident von Mosthaf-Stuttgart hält die Festrede

Digitized by Google

Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Der Haupteingang zur Armee-, Marine- und Kolonialausstellung in Berlin-Friedenau

19. Juni 1861 in Berlin geboren; seit Beginn der achtziger Jahre lebte er meist in der bayrischen Hauptstadt, deren Universität er von 1885 bis 1909 als Privatdozent, dann als ordentlicher Professor angehörte. An der Eigenart seines speziellen Studiengebietes wie seiner streng wissenschaftlichen, mit hingebender Sachlichkeit geübten Forschungsmethode lag es, daß seine Arbeit und seine Persönlichkeit sich der weiteren Oeffentlichkeit nicht bemerkbar machten. In der Gelehrtenwelt aber genoß er ein wahrhaft internationales Ansehen; Meister des Faches, wie Mommsen, hatten schon in frühen Jahren seine Bedeutung erkannt, und Forscher wie Studierende aus allen Kulturländern fanden in ihm einen unermüdlichen, nie versagenden Berater, einen vorbildlichen Lehrer. Die klassische Philologie und die Geschichtsforschung haben ihm gleich viel zu danken; der Paläographie, dieser wichtigen historischen Hilfswissenschaft, hat er ganz neue Grundlagen und Ziele gegeben. Der Organisation wissenschaftlicher Arbeit leistete er durch seine Tätigkeit in der Zentraldirektion der Monumenta Germaniae wie als Mitglied mehrerer wissenschaftlicher Akademien, besonders der Münchner, wichtige Dienste. Sein Leben und Schaffen mußte bei all dieser Fülle des Geleisteten und Erstrebten Fragment bleiben, da ein früher Tod nach schwerem Leiden ihn abrief, ehe er die letzten Ergebnisse seines Forschens ziehen konnte; aber als ein Ganzes, Vollendetes lebt für alle, die ihn kannten, seine Persönlichkeit fort. Denn Traube war ein Mensch voll feiner, vielseitiger und doch

Phot. H. Bill, Mannheim

Vorbereitungen zur Ballonwettfahrt in Mannheim

Digitized by Google

Phot. Rib. Hoffmann, Berlin

Ansprache des Kultusministers von Studt an den Kronprinzen bei Eröffnung des Schülerbootshauses in Wannsee

ganz individueller Bildung, regsamsten Geistes, empfänglich für jeden Eindruck von echter Kunst, ein Charakter von lautester Reinheit, von zartester Güte und selbstloser Hilfsbereitschaft, aber auch voll starker, leidenschaftlicher Energie im Dienste der Sachlichkeit und des Ideals.

Das Schülerbootshaus in Wannsee

In Gegenwart des deutschen Kronprinzen, der bekanntlich dem Wassersport ein sehr lebhaftes und aktives Interesse entgegenbringt, wurde am 17. Mai in Wannsee das neben dem Grabe Heinrich von Kleists am Kleinen Wannsee errichtete Schülerbootshaus eingeweiht, wobei der Kultusminister von Studt eine Ansprache an den fürstlichen Protektor des Unternehmens hielt und die Entwicklung des Schülerruderns in kurzen Zügen schilderte. Das Bootshaus ist im Charakter eines vornehmen Spreewaldbauernhauses erbaut. Die Korridore schmücken treffliche Seestücke. Das Schülergesellschaftszimmer zeigt drei große Bilder des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Heinrich. Außerdem ist eine Sammlung von antiken Olympioniken vorhanden. Das Vorstandszimmer ist von Maler More mit geschmackvollen Wandverzierungen ausgeschmückt. Viel Interesse erregt im Hause ein von Garteninspektor Lange gezeichneter Plan „Ein Olympia von West-Berlin". Er zeigt, wie durch Anschließung des Nachbargeländes ein Idealübungsplatz für die Jugend von West-Berlin geschaffen werden könnte. Alle Arten von Bewegungsspielen und volkstümlichen Übungen haben auf dem Gelände ein Unterkommen gefunden. Wenn der im Plane angeregte Gedanke verwirklicht werden sollte, so wäre für Land- und Wasserturnen eine geradezu mustergültige Stätte geschaffen.

Die Aussperrung der Bauarbeiter in Berlin

In Berlin haben Differenzen zwischen den Arbeitgebern und den zentralorganisierten Maurern zu einem Riesenkampf geführt, unter dem das Berliner Wirtschaftsleben schwer zu leiden hat. Die Arbeiter hatten den bisherigen Tarifvertrag gekündigt und Mehrforderungen aufgestellt, die, obwohl die Maurerlöhne in Berlin schon hoch genug waren, bei den Arbeitgebern das größte Entgegenkommen fanden; nur an der Forderung des Achtstundentages scheiterte die Einigung. Das alsdann von der Gewerkschaft angerufene Einigungsamt des Gewerbegerichts kam in seinem Schiedsspruch ebenfalls dahin, die Annahme der Lohnerhöhung, aber zugleich die Beibehaltung des Neunstundentages vorzuschlagen. Dieser Schiedsspruch wurde von den Arbeitgebern bedingungslos akzeptiert, von den Arbeitern dagegen, obwohl selbst der Sozialistenführer Bebel und der „Vorwärts" ihnen zum Nachgeben rieten, schroff zurückgewiesen. Daraufhin verhängte der Arbeitgeberverband die allgemeine Aussperrung, von der 30000 bis 40000 Arbeiter betroffen wurden.

Die Mannheimer Ballonwettfahrt

Ein großes Ballonwettfliegen wurde am Pfingstsonntag in Mannheim vom Oberrheinischen Verein für Luftschiffahrt veranstaltet. Neun Ballons nahmen daran teil und stiegen bei Südwestwind in kurzen Zwischenräumen nacheinander auf. Als Sieger ging aus dem Wettkampf der Ballon „Abercron" vom Niederrheinischen Verein für Luftschiffahrt hervor, den der als hervorragender Aeronaut bekannte Hauptmann von Abercron steuerte. Nach dreiundzwanzigstündiger Fahrt landete der Ballon südlich von Cize bei Lyon, nachdem er eine Distanz von 510 Kilometern zurückgelegt hatte. Den zweiten Preis errang der Ballon „Cognac" (Herr de Beauclair) mit einer Distanz von 360 Kilometern, den dritten „Coblenz" (Oberleutnant Benecke) mit einer nur um wenige Kilometer geringeren Entfernung. Sämtliche Fahrten und Landungen verliefen ohne Unfall, eine Tatsache, die von den Fortschritten des Ballonsports und von der Sachkenntnis und Geschicklichkeit der beteiligten Ballonführer beredtes Zeugnis ablegt.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Vom Kampf im Berliner Baugewerbe: Ausgesperrte Arbeiter

Digitized by Google

Das Ziemssen-Denkmal in München

Dem berühmten Kliniker Hugo von Ziemssen, der von 1874 bis zu seinem 1902 erfolgten Tode als Professor der Pathologie und Therapie und als Direktor des allgemeinen Krankenhauses in München wirkte, ist in den dortigen Krankenhausanlagen am Sendlingertorplatz von seinen Schülern und Freunden ein Denkmal gesetzt worden, dessen Enthüllung am 25. Mai stattfand. Der Feier wohnten außer den offiziellen Vertretern der Stadt, der staatlichen Institute, ärztlichen Korporationen und so weiter Dr. med. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und zahlreiche Professoren und Schüler des verewigten Gelehrten bei. Hofrat Dr. Adolf Schmid (Reichenhall) hielt die Festrede, in der er die großen Verdienste Ziemssens um die Wissenschaft und um die sanitären Einrichtungen Münchens feierte. Nach der darauffolgenden Enthüllung übernahm Bürgermeister von Brunner im Namen der Stadtgemeinde das neue Denkmal und legte einen Lorbeerkranz mit den Farben der Stadt an dem Denkmal ihres hochverdienten Ehrenbürgers nieder.

Die Armee-, Marine- und Kolonialausstellung

Am 15. Mai wurde in Friedenau die Deutsche Armee-, Marine- und Kolonialausstellung im Beisein des deutschen Kronprinzenpaares und andrer fürstlicher Personen eröffnet. Der Ehrenvorsitzende, General von Voigts-Rhetz, hielt die Eröffnungsansprache, die mit einem Hoch auf den Kaiser schloß. Die Kapelle des 1. Garderegiments zu Fuß intonierte die Nationalhymne. Dann erklärte der Kronprinz die Ausstellung für eröffnet. In demselben Augenblick wurden nach allen Richtungen des Reiches 2000 Brieftauben aufgelassen. Die Ausstellung bietet in prachtvollem Rahmen ein außerordentlich belehrendes Gesamtbild von den Leistungen unsrer Heeres-, Marine- und Kolonialverwaltung, und alle Gewerbe, die hierbei beteiligt sind, sind glanzvoll vertreten. Das Gelände, an der Wannseebahn gelegen, ist 330000 Quadratmeter groß. Die ganze Ausstellung ist in drei großen Hallen untergebracht. Vor der Marinehalle befindet sich ein künstlicher See von 10000 Quadratmetern Flächeninhalt und einem Meter Tiefe.

Kaiser Franz Joseph in Prag

Kaiser Franz Joseph, der bekanntlich vor kurzem einige Zeit in Prag verweilte, wohnte dort u. a. der Grundsteinlegung zu einem zweiten Gebäude der Kiarschen Blindenanstalt bei, die am 23. April stattfand. Die Anstalt ist im Jahre 1853 von Professor Dr. Alois Klar begründet worden und hat von Kaiser Franz Joseph schon viele Beweise seines lebhaften Interesses für ihr Gedeihen erhalten. Bei der Grundsteinlegung zu dem Erweiterungsbau wurde der Monarch von dem Ehrenpräsidenten der Anstalt, Fürst Max Egon zu Fürstenberg, feierlich begrüßt, und nachdem der Kaiser sich in das prächtig geschmückte Kaiserzelt begeben hatte, hielt der Fürst eine längere Ansprache, in der er einen Rückblick auf die Geschichte der Anstalt warf. Der Kaiser gab in seiner Antwort seiner Anerkennung für das segensreiche Wirken der Anstalt Ausdruck und vollzog dann

Das neue Ziemssen-Denkmal in München

Phot. G. Fiedler, München

Digitized by Google

Von der Grundſteinlegung des zweiten Gebäudes der Klarſchen Blindenanſtalt in Prag: Kaiſer Franz Joſeph beſichtigt die vom Bauleiter, Oberingenieur Dr. Biskač, erklärten Baupläne

die üblichen drei Schläge auf den Grundſtein. Mit dem Chor „Für unſern Kaiſer beten wir", den die Zöglinge der Anſtalt ergreifend vortrugen, ſchloß die Feier.

Joris-Karl Huysmans †

In dem am 12. Mai in Paris verſtorbenen Romanſchriftſteller Joris-Karl Huysmans hat das moderne franzöſiſche Schrifttum einen ſeiner begabteſten und eigenartigſten Vertreter verloren. Huysmans war am 5. Februar 1848 in Paris geboren, ſtammte aber von flämiſchen Eltern. Er begann ſeine dichteriſche Laufbahn als Naturaliſt und ſchloß ſich eng an den Meiſter des Naturalismus, Emile Zola, an. Für die „Soirées de Médan" ſchrieb Huysmans die Novelle „Sac au dos"; von ſeinen ſonſtigen Werken aus jener Zeit ſind noch die trefflichen, faſt allzu objektiven Sittenſtudien „Le drageoir aux épices", „Marthe", „Les sœurs Vatard" und „Monsieur Folantin" zu erwähnen. Um die Mitte der achtziger Jahre ſagte ſich Huysmans, ebenſo wie fünf andre Schüler Zolas, von dieſem und dem konſequenten Naturalismus los; er bekehrte ſich zum ſtrengſten katholiſchen Kirchenglauben, und ſein religiöſer Eifer war ſo groß, daß der Dichter ſeinen bürgerlichen Beruf — er war Beamter im franzöſiſchen Miniſterium des Innern — aufgab und ſich für längere Zeit in ein Kloſter zurückzog. Ein Mönchsgelübde legte er zwar nicht ab, hielt ſich aber ſeit jener Zeit oft in verſchiedenen Klöſtern auf, die ihn als Hausfreund ſtets willkommen hießen. In dem Roman „A rebours" rechnete er mit dem Naturalismus ab und legte darin ſein neues literariſches wie religiöſes Glaubensbekenntnis nieder. Die weiteren Etappen ſeiner inneren Entwicklung ſchilderte er in den Romanen „En Route", „La Cathédrale" und „L'Oblat". Sein letztes erzählendes Werk, „Les Foules de Lourdes", in dem er auf Grund eigner Anſchauung die Wunder von Lourdes behandelte, erregte, da der durch und durch ehrlich empfindende Dichter darin ſeinem Widerwillen gegen den kritikloſen Wunder-

Zum Tode des Romanſchriftſtellers Huysmans: Die Mitglieder der Académie Goncourt in Paris
Stehend: Elémir Bourges, J.-H. Roſny, Guſtave Geffroy, Lucien Descaves, Léon Daudet
Sitzend: J. Roſny, Joris-Karl Huysmans, Léon Hennique

Digitized by Google

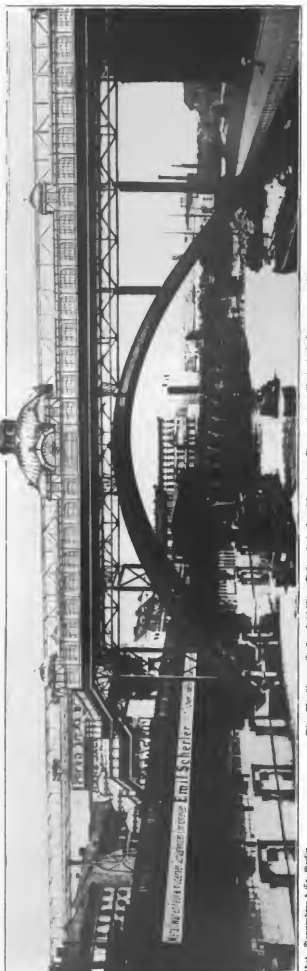
glauben und den skrupellosen Wunderhandel offenen Ausdruck gab, in orthodoxen Kreisen großes Aergernis. Seit 1903 gehörte Huysmans der von Edmond de Goncourt gestifteten Académie des Goncourt an, deren Mitglieder aus der Stiftung ein Jahresgehalt von je 6000 Franken beziehen und alljährlich über die Verleihung eines Preises von 10000 Franken an den ihnen am würdigsten erscheinenden Verfasser eines neuen Prosawerkes zu befinden haben. Im Januar dieses Jahres wurde Huysmans zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Die Kraft seines Glaubens bestand die harte Probe, die dem Dichter in seiner letzten Lebenszeit auferlegt wurde, in bewunderungswürdiger Weise; mit rührender Geduld und Milde ertrug er die furchtbaren Qualen des unheimlichen Leidens, das ihn befallen hatte, bis ihn endlich der Tod erlöste.

Zum Bau der Berliner Schwebebahn

Mit dem Bau einer Schwebebahn in Berlin soll es nun Ernst werden. Bisher hatte das Projekt seinem Namen alle Ehre gemacht. Es schwebte in der Luft, die Verhandlungen darüber „schwebten", aber festen Boden konnte der Plan in all den Jahren nicht gewinnen. Das soll jetzt geschehen. Nach dem Beschluß, den die Verkehrsdeputation vor kurzem gefaßt, wird die Versuchsstrecke gebaut werden, und man darf sie als Vorläufer für das ganze Unternehmen betrachten. Denn diesem Probestück galt der ganze so lang geführte Kampf. Es hatte eine besondere Aufgabe zu erfüllen. Sollte es doch nicht gebaut werden, um zu zeigen, daß ein derartiges Verkehrsmittel überhaupt möglich sei. Dieser Beweis war längst erbracht, und in Elberfeld-Barmen, wo bekanntlich schon seit mehreren Jahren eine 13,5 Kilometer lange Schwebebahn mit bestem Erfolge in Betrieb ist, waren die Mitglieder der Verkehrsdeputation selbst Passagiere einer solchen Bahn gewesen. Also technisch stand die Sache so unzweifelhaft fest wie die Stadt- und die Hoch- und Untergrundbahn. Aber die Probestrecke sollte etwas ganz andres beweisen. Nämlich, daß sie auch für Berlin möglich sei. Geraume Zeit sträubte sich die Firma, die den Bau plante, die Kontinentale Gesellschaft für elektrische Unternehmungen, wegen der Kosten und bei der Ungewißheit über das Schicksal des ganzen Projekts, die Strecke auszuführen. Im Herbst vorigen Jahres hatte sie dafür im Rathause eine Ausstellung von Modellen veranstaltet nebst Plänen und Zeichnungen, damit nicht nur die Väter der Stadt, sondern alle Welt sich überzeuge, daß auch für die Reichshauptstadt dieses Verkehrsmittel tauge. Die Ausstellung zeigte die verschiedenen Viaduktkonstruktionen im Verhältnis zum Straßenbild und führte in Aquarellen die Entwürfe von Künstlern für die künstlerische Ausgestaltung der Eisenkonstruktionen vor. Das wurde alles sehr schön und belehrend gefunden, aber das letzte Wort der Stadt lautete dennoch so, wie das erste gelautet hatte: Probestrecke! Nach vielem Zögern entschloß sich nun die Gesellschaft, dieser Forderung nachzukommen. Sie reichte dem Magistrat einen entsprechenden Antrag ein, und dieser ist von der Verkehrsdeputation genehmigt worden. In der Brunnenstraße zwischen der Invalidenstraße und dem Rosentaler Tor werden jetzt bald mitten auf dem Straßendamm eiserne Träger aufgerichtet werden — die Mittelstützen, welche die Konstruktion für den Bahnkörper tragen sollen. Was dort entstehen wird, ist eigentlich eine Modellausstellung in erneuter und erweiterter Auflage, dazu bestimmt, die Wirkung einer solchen Anlage auf den Verkehr zu prüfen.

Die Obstbauausstellung in Werder

In dem idyllischen Havelstädtchen Werder, das durch seinen Obstbau weit bekannt und zur Zeit der Baumblüte das beliebteste Ziel des Berliner Ausflugsverkehrs ist, fand kürzlich eine allgemeine Ausstellung für Obstbau und Obstverwertung statt, die am 25. April in Gegenwart des Oberpräsidenten von Brandenburg, von Trott zu Solz, eröffnet wurde. Die Ausstellung gab ein überaus anschauliches und imponierendes Bild von der hervorragenden Bedeutung des Werderschen Obstbaus. Die Bodenfläche der Obstanlagen von Werder und Umgegend beträgt etwa 5000 Hektar und stellt das größte zusammenhängende Obstgelände in der Welt dar. Die Obstzüchtergenossenschaft in Werder befördert auf dem Wasserwege jährlich 400000 bis 700000 Tienen mit 4 Kilogramm Inhalt und 15000 bis 25000 Himbeertienen und Kiepen mit 20 Kilogramm Inhalt, nach Gewicht zusammen 2 bis 3 Millionen Kilogramm. Eine Zunahme des Transports zu Wasser findet seit zwanzig Jahren nicht statt. Dagegen hat sich die



Ein Berliner Zukunftsbild: Schwebebahn über der Spree beim Bahnhof Jannowitz-Brücke

Phot. Dannenberg & Co., Berlin

Digitized by Google

Phot. G. A. Abel

Die Obstbauausstellung in Werder zur Zeit der Baumblüte

Menge des per Bahn transportierten Obstes seit dem Jahre 1888 von 2326675 Kilogramm auf über 6 Millionen Kilogramm gesteigert. Gleichwie die Obstzüchtergenossenschaft den Transport zu Wasser besorgt, hat sich eine zweite Gesellschaft in Werder gebildet, die das Obst der Mitglieder gemeinschaftlich nach der Zentralmarkthalle befördert. Auch in Glindow gibt es drei Vereinigungen, deren Aufgabe der gemeinsame Obsttransport nach Berlin ist. Nur der kleinere Teil der gewaltigen Obstmenge geht nach Berlin, der größere Teil wird nach dem nördlichen Deutschland und nach dem Auslande versandt. Die Hafenstädte sind am stärksten beteiligt; nach Hamburg verlassen täglich ganze Obstzüge den Bahnhof Werder, von dort gehen die Kirschen hauptsächlich weiter nach England. Stettin vermittelt den Verkehr nach Skandinavien und Dänemark, über Danzig und Eydtkuhnen geht viel Obst nach Rußland. In den Obstverwertungsbetrieben Werders werden jährlich 50000 Zentner Früchte verarbeitet. Obenan stehen die Himbeeren mit 15000 und Kirschen mit 10000 Zentnern. 20000 Zentner Zucker werden jährlich bei der Fabrikation verbraucht.

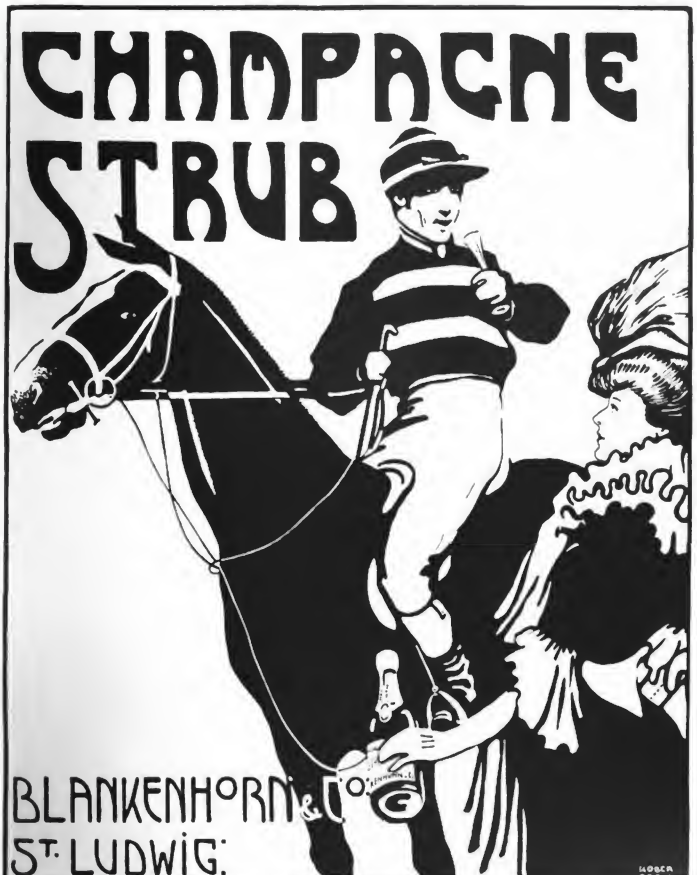
Antikes Fest in den Ruinen von Karthago

Vor kurzem erwachte die Stadt der Salambo für ein paar Tage aus ihrer wehmütigen Ruinenstimmung und reges Leben herrschte auf der Stätte, da einst die punische, römische, vandalische und byzantinische Metropole geblüht hatte. Noch ragt der schöngeformte Byrsahügel gen Himmel, und zwei Landseen — der eine von kreisrunder Gestalt —, einst die weltberühmten Häfen der seegewaltigen Stadt, erzählen melancholisch von vergangener Größe. Kunstfreude und Altertumsbegeisterung hatten eine große Menge Andächtiger in den Ruinen des römischen Theaters zusammengeführt, wo zwei Stücke, „Die Priesterin der Göttin Tanit" und „Der Untergang Karthagos", von hervorragenden französischen Künstlern aufgeführt wurden. Der Eindruck des Spiels in dieser weihevollen Umgebung war sehr groß.

Phot. Charles Trampus

Szenenbild von den Festaufführungen in den Ruinen von Karthago

Digitized by Google



Die Firma BLANKENHORN & Co. verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke **„Champagne Strub"** ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.

Digitized by Google

Briefmappe

Frib L. 24. Der längste Tunnel Europas ist der Simplontunnel (19 727 Meter). Ihm folgt der Gotthardbasistunnel mit 14 999 Metern Länge. Zu den größten Tunnels der Alpen gehören außer diesen beiden der 1871 dem Verkehr übergebene 12 220 Meter lange Mont-Cenis-Tunnel und der Arlbergtunnel mit 10 250 Metern Länge. Die übrigen Tunnels der Alpenwelt erreichen alle nicht 10 Kilometer. Zu den größeren Tunnels sind außerdem noch zu rechnen: der Haupttunnel der Bahn Novi-Genua (Giovigasierie), 9260 Meter lang, der Tunnel von Martanopoli auf Sizilien, 6480 Meter lang, der Tunnel bei Standridge (Eisenbahnstrecke London—Birmingham), der Nerebetunnel zwischen Marseille und Avignon, 4620 Meter, der Tunnel bei Belbo in Italien, 4340 Meter, und der Kaiser-Wilhelm-Tunnel bei Kochem an der Mosel, der mit seinen 4220 Metern zugleich der längste Tunnel Deutschlands ist. Alle übrigen europäischen Tunnels sind weniger als je 4000 Meter lang. Der längste Tunnel der Welt ist natürlich in Amerika zu finden: es ist der 1897 begonnene, 32 Kilometer lange Tunnel durch den Pikes Peak in Kolorado, der zunächst allerdings nur bergmännischen und erst später Eisenbahnzwecken dienen soll.

Otakpl. Die Hauptliteratur über das Otapi befindet sich in englischen Fachzeitschriften; aus der deutschen nennen wir Ihnen die Aufsätze von Landsberg in der Zeitschrift „Natur und Schule" (Leipzig, B. W. Teubner), Bd. I, Heft 1—2, und Sokolowsky in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift" (Jena, G. Fischer), Bd. XVII, Nr. 2. Auch in W. Marshalls populärwissenschaftlichem Werk „Die Tiere der Erde" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) ist das Okapi behandelt (Bd. II, S. 32—34) und in drei Abbildungen nach der Natur dargestellt.

C. A. L. in S. 1. Sie scheinen übersehen zu haben, daß der Artikel über „Das literarische München" bereits im 5. Heft der Oktavausgabe unserer Zeitschrift erschienen ist. — **2.** Der Maler Fritz August von Kaulbach lebt noch, ist aber schon seit 1891 nicht mehr Direktor der Münchner Kunstakademie. — **3.** Gerhart Hauptmann ist 1862 in Salzbrunn geboren, wo sein Vater ein Hotel besaß. Er besuchte die Realschule und trieb einige Zeit landwirtschaftliche Studien, trat aber dann in die Kunstschule in Breslau ein, um Bildhauer zu werden, siedelte hierauf in Jena und Berlin Naturwissenschaften und lebte während eines Aufenthalts in Italien noch einmal zur Bildhauerei zurück. Seit Ende der achtziger Jahre lebt er ganz dem dichterischen Schaffen. 1885 veröffentlichte er sein erstes Werk, die epische Dichtung „Promethidenlos". Näheres finden Sie in dem illustrierten Aufsatz von Georg Hirschfeld, der im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift (Großfolioausgabe Nr. 27, Oktavausgabe Heft 10) erschienen ist.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Für unterernährte magere Personen, auch Rekonvaleszente ist eine kräftige eiweißreiche gemischte Kost am zuträglichsten. Ta Fleisch, Eier oder Milch in großeren Mengen genommen den Magen überladen, den Appetit und die Verdauung leicht stören, empfiehlt es sich, bei der gewöhnlichen häuslichen Kost zu bleiben und nebenher als Beikost kräftige Semmeln zu verwenden. Dieselbe führt dem Organismus die Nährstoffe in konzentrierter Form zu, regt die Eßlust an, ohne den Verdauungsapparat in Anspruch zu nehmen, und erzeugt oft staunenswerte Gewichtszunahme.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart

In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

Hansi-Schokolade

Kataloge gratis! | **Echte Briefmarken billig.** Je 100 verschiedene Briefmarken: v. Afrika M. 4,50, v. Nordamerika M. 3,00, v. Mittelamerika M. 3,00, v. Asien M. 4,25, v. Austral. M. 4,75 | **Philipp Kosack**, Berlin C., Burgstr. 12.

Stotterer lind. dauernde Heilt., Unterr. i. fremd. Sprach. usw. Prosp. gratis. Schloss Bayenleis, Prattein, Schweiz.

Mein Enthaarungs-mittel ist das einzige, womit Sie schmerzlos ganz leicht alle unliebsamen Gesichts- und Körperhaare garantiert mit der Wurzel

in wenig Minuten selbst entfernen können, sodass keine Spur zurückbleibt. Keine Reizung der Haut. Weit besser als die langwierige und schmerzhafte elektrolytische Behandlung, bei der häßliche Narben entstehen und die Haare dauernd doch wiederkommen. — **Preis M. 5.50.** Frko., Nachn. od. Briefm. Versand diskr. Erfolg und Unschädlichkeit garantiert. Institut für Schönheitspflege:

Frau H. A. Schröder-Schenke, Konstanz i. B. — Prämiiert: London und Paris 1902. Gold. Med.

Hochzeits-kuchen backe man mit Dr. **Oetker's** Backpulver u. Vanillinzucker. Ueberall zu haben. Rezeptbücher gratis u. franco von Dr. **A. Oetker**, Bielefeld.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google

Digitized by Google

Unter dem Apfelbaum

Nach einem Gemälde von Hermann Seeger

Digitized by Google

Eine von zu vielen

Roman

von

Liesbet Dill

(Schluß)

VIII

Es regnete in Strömen, als ich gegen Abend in Kassel ankam.

Tante Milchen sieht kaum verändert aus seit den zwölf Jahren. Wie sie mir auf dem Bahnhof entgegenkam, genau so liebevoll und zärtlich empfing sie mich, wie sie damals zu mir gewesen war, als sie uns den Nachlaß ordnen half. Besorgt, ob ich den Gepäckschein auch noch hätte und ob ich nicht zu müde sei, zu gehen, sonst wollten wir die Straßenbahn nehmen. Onkel ist alt geworden und schweigsam. Er trägt einen seidenen Schal um den Hals und hat für Milchens Interessen ein Verständnis bekommen, das er früher nicht hatte. Sie führten mich durch die Straßen Kassels auf einem Umweg nach der Wohnung, die in der Hohenzollernstraße, einer großen Geschäftsstraße, die laut und nüchtern ist, in dem dritten Stock eines Eckhauses liegt.

Tante hat viele, viele Fragen — dazwischen ermahnt sie ihren Mann, eine Bekannte zu grüßen, oder sie macht mich auf die Sehenswürdigkeiten aufmerksam. Denkmäler eines verblichenen Kurfürsten, eines verstorbenen Musikmeisters. Das Auetor, der Friedrichsplatz, das alte Theater, die Hofkonditorei. Wie früher ist ihr aber die Umgebung weniger wichtig als die Menschen ihres Kreises.

„Du grüßt wieder nicht, Emil."

„Ach, ich hab' ja gegrüßt."

„Ja, aber nicht höflich! Du wartest immer so lange, dann schlenkerst du bloß den Hut ein bißchen —"

„Weil's mir sonst auf die Glatze zieht."

„Die alte Exzellenz Körner hat noch weniger Haare wie du und grüßt bis auf die Erde."

Onkel murrt etwas. Aber er schweigt.

„Gib acht, Anne, da kommt eine Rinne, tritt lieber auf das Brett! Aber, Emil, spritze nicht so! Also deine Tante will wieder nach Rom? Was sie nur immer da hat? Sie hat doch die schöne Wohnung in Potsdam. Weshalb bleibt sie denn nicht dort? Das Leben in den Pensionen ist doppelt so teuer. Gott — Emil — jetzt hat er wieder den Schirm hinfallen lassen!"

Wir stehen still. Onkel hebt den gefallenen Regenschirm von dem geweichten Boden auf. „Wie einem nur so was passieren kann!" Sie ist ganz ärgerlich.

„Na ja, zum Vergnügen habe ich ihn nicht fallen lassen!"

„Mir passiert es nie! Wir müssen da in den Hausgang, ihn abwischen, so kannst du nicht gehen. Wenn dich ein Mensch sähe!"

Es zeigt sich, daß Tante selbst hier vorgesorgt hat, denn für derartige Fälle hat sie ein altes Taschentuch im Beutel, mit dem sie Emils kleine Unglücke beseitigt.

Wir kommen noch gerade zurecht, um die Leute ins Theater strömen zu sehen. Tante findet das „immer sehr interessant". Sie veranlaßt uns auch jetzt, stehen zu bleiben, um einige Damen in grauen Radmänteln und wollenen Kopftüchern aus einem Landauer aussteigen und eine Menge Leute in Regenmänteln unter ihren Schirmen dem schützenden Dach des Theaters entgegeneilen zu sehen. Der einzige, der unbeweglich bleibt, ist der feine, liebenswürdige alte Spohr in der Mitte des Theaterplatzes auf seinem Sockel. Der Regen trieft ihm über den bloßen Kopf und über seine belehrend emporgehaltene Dirigentenhand. Im Theater wird „Hans Huckebein" gegeben, dem morgen „Cavalleria" und übermorgen „Der Wildschütz oder die Stimme der Natur" folgen sollen.

Auch das Residenzcafé am Friedrichsplatz muß ich sehen, in welchem manchmal „solche Damen" sitzen. Es liegt auf der Königstraße. Die kleinen runden Marmortische am Fenster sind besetzt von Menschen, die bei Bier oder Kaffee still hinter dem Glas sitzen und dem Regen zusehen.

Vier „femmes de quarante ans" haben dicht an dem großen Fenster Platz genommen, alle vier neugierig und maliziös. Sie tragen Gummischuhe, Radmäntel aus Lodenstoffen und haben die Füße nach der Straße zu ausgestreckt. Es sind Bekannte von Tante. Sie nicken und lächeln hinter dem Glas zu uns heraus.

Auf der roten Samtbank an der Wand sitzt richtig „so eine". Eine schwarzhaarige Dame mit unerhört großem Hut, mit einer sinnlos aufrecht-

Digitized by Google

stehenden alten Feder und einem Spazierstock, den die Mondainen abgelegt haben. Ihre Augen sind melancholisch, ihre Haut gelb. Sie sieht aus wie eine kleine, verdrießliche, gelangweilte schwarze Katze, und wie ich sie dasitzen sehe, im „Simplicissimus“ lesend, bemerke ich, daß ehrbare junge Mädchen einen weiten Bogen um sie beschreiben. Der Regen peitscht unsre Schirme. Man sieht nichts mehr als schief gehaltene Regenschirme, forttanzende Hüte, Gummischuhe, brave wollene Strümpfe, graue festonierte Jupons.

„Wenn ihr euch jetzt sattgesehen habt,“ sagt Onkel, „so wollen wir endlich heimgehen. Mein Bedürfnis nach frischer Luft ist gedeckt.“

So wandern wir heim.

Zu Hause will Tante, ich soll mich erst nach der Reise zurechtmachen, sie will mir aber auch ihre Wohnung zeigen und mit mir auf mein Zimmer gehen, das zwei Stockwerke höher liegt. Onkel ist für Kaffeetrinken. Er nimmt hinter dem gedeckten Tisch im Eßzimmer Platz.

„Ich habe Durst. Jetzt laß sie doch sich erst erfrischen, Milchen, und sei mal gemütlich.“

Und nach langer Beratschlagung nehme ich zwischen Onkel und Tante Platz.

„Ach, ich bin so froh, daß du gekommen bist, Anne! Ich sage dir, es war nicht mehr zum Aushalten mit den Mädchen. Die eine hatte ein Verhältnis, die andre stahl mir Wäsche, die dritte ließ mir jeden Tag die Suppe anbrennen — so ging es, seit ich hier bin. Nicht wahr, Emil — war es nicht entsetzlich?“

„Ja, schauderhafte Zustände.“

„Kochen konnte keine einzige und von Putzen verstand keine was, aber gesagt wollen sie alle nichts mehr haben! Ach, habe ich mich über diese Menschen geärgert. Nimmst du noch ein Stück Natronkuchen? Ich hatte nämlich am Freitag mein Teekränzchen, da hatte ich den Kuchen gebacken, er ist am praktischsten und hält sich eine ganze Woche. Wir können ja gleich —“

„Aber, Milchen, so laß doch Anne erst einmal verschnaufen. Muß denn das alles gleich sein?“

„Ja, gleich! Das ist am besten. Anne ist auch Offizierstochter, sie hat auch gerne Klarheit um sich, und was man heute sagt, braucht man nicht morgen zu sagen, nicht wahr, Anne, wir verstehen uns.“

Sie nickt mir zu, während Onkel schweigend seinen Kaffee trinkt, und teilt mir mit, welche Arbeit sie von mir verlangt.

*

Mein Zimmer liegt im Mansardenstock, wo acht Mägde schlafen. Es ist schmal und eng, das Licht fällt durch ein dreieckiges Fenster, an das ich nicht dicht herantreten kann. An der rechten Wand Bett und Schrank, an der linken Waschtisch, Kommode und Stuhl. Dazwischen kann ich gerade durchgehen. Tante sagte mir bei der Tageseinteilung gleich, daß ich mein Zimmer selbst fertig machen müsse. Den Vormittag habe ich unten Staub zu wischen und zu kochen. Nach Tisch kann ich lesen bis zum Kaffee, den ich selbst mache. Dann gehen wir zur Stadt. Das Abendessen besorge ich und nach Tisch bin ich frei.

Tante Milchen führt mit Onkel ein einfaches Leben, in welchem jede Stunde ihre Bestimmung hat, wie jeder Pfennig, der in diesem Haushalt verwandt wird. Sie führt eine spartanisch einfache Küche. In ihrer Wohnung ist alles peinlich sauber, wohl erhalten, und der Wandschmuck ist aus billigem Material hergestellt, wie es Frauenzeitungen zur Nachahmung empfehlen. Etageren aus bronzierten Garnrollen und lackierten steifen Pappdeckelbrettchen, gehäkelte Zeitungsmappen mit bronzierten Stäben, Bilderrahmen aus Plüsch genäht, Spiegel mit selbstgemachten und vergoldeten Rahmen. Schränke, Bordbretter und Etageren sind überfüllt mit porzellanenen Nippfiguren, die Tante auf der Messe kauft.

Ich glaube, ich habe den Maßstab für den geregelten knappen Haushalt im Lauf der Jahre verloren. Wenn ich jetzt mit Tante die Markteinkäufe bespreche und über die Preise bei den Spezereiwarenhändlern Bericht erstatte, kommt es mir — ich kann mir nicht helfen — alles so unnötig vor! Ach, Mama, mit welcher heiteren Selbstverständlichkeit wußtest du den knappen Haushalt bei uns zu führen. Wir haben es bitter nötig gehabt zu rechnen — aber Tante tut es aus Liebhaberei. Sie will es fertig bringen, mit der Pension auszukommen und jährlich noch eine Summe auf die Sparkasse zu legen. Für ihre Erben! Es ist ein Sport bei ihr geworden, billige Geschäfte auszukundschaften, alte Kleider zu „wenden“, sie „wie neu“ herzurichten, mit Präparaten und Aufbügeln, „Gelegenheiten“ wahrzunehmen, Ausverkäufe zu benutzen und den Verwandten mit möglichst wenig Kosten möglichst blendende Geschenke herzustellen. Sie schenkt gern. Es vergeht keine Woche, daß sie mir nicht etwas aus der Stadt mitbringt. Ich freue mich darüber wie über einen freundlichen Gruß — ohne daß ich je etwas mit ihren Väschen, Deckchen, Tintenwischern und Bröschchen anzufangen weiß.

Durch dieses regelrechte Leben haben sich die beiden auch so frisch erhalten. Man merkt ihnen nicht an, daß sie sich den Siebzig nähern. Aber durch das Aufmerken auf Kleinigkeiten, Aeußerliches, Praktisches ist ihrem Leben doch das Beste verloren gegangen. Musik, Malerei, Theater sind Dinge, mit denen sie nichts anzufangen wissen, Tante weiß bloß genau, wann die Konzerte beginnen und wie viel die Plätze im Theater kosten. In der Galerie ist sie nie gewesen. „Alte Gemälde“ interessieren sie nicht.

Digitized by Google

Auf ihrer Etagere steht der ganze Bücherschatz aufgereiht, mit dem sich die beiden das Leben durch behelfen haben:

„Die Ahnen."

„Der wilde Jäger."

„Stunden der Andacht."

„Edelweiß, Gedichtsammlung."

„Mondscheinprinzeßchen."

„Der Jungfrau Leben, Lieben und Leiden."

„Pharus am Meere des Lebens."

In der unteren Reihe stehen Militärschriften. Tante hält auch keine Mappe, sie ist in keiner Bibliothek abonniert. Aber sie legt mir mittags den Roman aus dem Tagblatt heraus, den sie sehr schön findet. Trotzdem — ich habe doch nun ein Heim, eine Stätte, wo ich kein Luxusmöbel bin, das man sich anschafft, ohne es nötig zu haben, sondern ich ersetze eine fehlende Person! Ich erfülle eine Aufgabe! Ich bin nicht entbehrlich. Ich habe einen Platz gefunden, ich, die dachte, in der ganzen weiten Welt gäbe es keinen mehr für mich.

Tante Milchen hat böse Erfahrungen gemacht mit ihrem rasch wechselnden Personal. Da sie sich in ihrem Leben nie entschließen konnte, mit den voranschreitenden Forderungen der Leute zu gehen, sondern eigensinnig bei ihren Ansichten geblieben ist, hat sie auch stets geglaubt, besonders sparsam im Geben von Löhnen sein zu müssen, immer in der Voraussetzung, daß die Löhne sich noch steigern könnten und sie dann am Ende fünfundzwanzig Mark geben müsse, wie ihre Kränzchenschwester, die Frau von Körner, es tut. Sie hat „Stützen" aus illustrierten Blättern herausgefunden „ohne gegenseitige Vergütung", Damen aus besseren Familien, denen es „mehr auf gute Behandlung als auf hohen Lohn ankam", Waisenkinder, denen das „christliche Heim" fehlte, und „unerfahrene Mädchen vom Lande", die nichts von den Gefahren der Großstadt wußten und unberührt von dem „Geist unsrer Zeit" geblieben waren, sie hatte sogar mit dem Verein für entlassene Sträflinge in Verbindung gestanden und auch einmal eine gebesserte Frau gehabt, die wegen Warenhausdiebstahls gesessen hatte. Aber die „Damen aus besseren Kreisen" wollten und konnten nicht arbeiten, die Waisenkinder logen und die „unerfahrenen Mädchen vom Lande" waren kaum eine Woche in der Stadt, als sie schon einen Soldaten hatten, mit dem sie abends Tantes Obhut entwichen. Die gebesserte Frau aus dem Zuchthaus hatte Tante silberne Löffel gestohlen. So war Tante denn auf mich zurückgekommen, und sie scheint zufrieden mit mir zu sein.

Nun kann Tante wenigstens in Ruhe ihre Handarbeiten machen und ohne Sorge in ihre Kränzchen gehen. Sie versichert mir, sie käme sich vor wie ein Soldat nach dem Kriege. Onkel sagte zu mir: „Und ich bin froh, daß die Mägdegespräche aufhören. Ich war schon beinah so geschwätzig geworden wie 'n altes Weib."

Tante ist gründlich. Was sie wissen will, will sie restlos wissen, sie hat eine Art, Dinge zu erforschen, zu wittern und ihnen nachzugehen, der nicht auszuweichen ist. Hat sie einen zu einem halben Geständnis gebracht, dann hält sie daran fest und geht bis auf den Grund.

So habe ich ihr nach und nach erzählt, weshalb ich von einer Stelle zur andern ging. Sie ist darin nicht wie Tante Klothilde, die nur von solchen Häusern hören wollte, in denen alles in Ordnung ist. Für diese hat Tante nicht so brennendes Interesse wie für Frau von Bruck und Frau Blinzler. Ich muß ihr zwar oft erzählen, wie sich Herr Berginspektor Guichard erschossen hat, aber das Schicksal der Kinder interessiert sie wenig. Auch von Frau Mühlhaus sagt sie bloß: „Ja, ja, wenn sich die Leute durchaus verheiraten müssen! Das kommt davon! Die war sicher nicht zur Ehe geschaffen. Solche zarten Bleichsüchtigen sind aber gerade am meisten aufs Heiraten versessen." Tante verhehlt nie ihre tiefe Verachtung für „solche".

Sie verzeiht es auch ihren Bekannten nicht, wenn sie mehr als drei Kinder haben. Damen, die sich mit acht Kindern photographieren lassen, findet sie „schamlos". Es ist ihr auch unbegreiflich, wie sich „alte Mädchen", die schon über die Dreißig sind, „nicht schämen", sich noch verheiraten zu wollen. Sie glaubt, die Wünsche sterben mit den Jahren, und unerfüllte Sehnsucht vergeht, sobald man nicht mehr „ballfähig" ist. Dagegen erfreut sie sich gerne an den Zärtlichkeiten junger Brautpaare aus guter Familie. Sie ist unaufhörlich damit beschäftigt, für arme Kinder Strümpfe zu stricken, Jäckchen zu häkeln, und ihre Körbchen für Wöchnerinnen, die sie mit selbstgenähtem Kinderzeug ausgestattet, sind der Stolz des Frauenvereins. Aber nie bekommt ein Kind ein Stück Brot an der Türe, und wenn sie hört, daß Frau Müller oder Frau Becker aus dem Armenverein wieder ein Kind bekommen haben, ist sie außer sich. „Solche Leute! Daß die sich aber auch gar nicht ein bißchen schämen!" Und sie beginnt Windeln zu nähen und Wickelschnüre zu häkeln mit zornigem Eifer.

Wie die Wohltätigkeit hier blüht! Die Leute, denen man begegnet, sehen alle nicht bedürftig aus, aber es sind so viele Damen hier, die sich gern „betätigen" wollen. Diese Woche kamen vier Kollekten. Für blinde Violinspieler, für zwei Kirchenneubauten in Schlesien, für äußere Mission. Zu jeder Kollekte steuert Tante fünfzig Pfennige bei. Dazwischen werden gemalte, gedruckte oder gestickte christliche Hausfegen, bunte Moschusseifen, blaue Schürzen, Ansichtspostkarten an den Türen angeboten, und von allem kauft Tante etwas, wobei sie den Leuten mit den listigen frommen Gesichtern stets

Digitized by Google

Ermahnungen über sittliche Lebensführung erteilt. Wir gebrauchen im Haushalt nur mehr bunte Seifen, die nach Haaröl und Moschus riechen, Schürzen, die nach der Wäsche faserig werden und die Wäsche blau färben, und grüne Ansichtspostkarten mit schiefen Straßen und Vergißmeinnichtranken in den Ecken.

*

Wir führen nun ein auf die Uhr geregeltes Leben, Onkel, Tante und ich. Die Mahlzeiten, das Aufstehen, der Spaziergang, alles pünktlich auf die Minute. Es regnet, seit ich hier bin, aber wir machen täglich den Nachmittagspaziergang durch die Aue, den stillen, alten, vornehm angelegten Park. Die langen, geraden Alleen, die am Kanal entlang vom „Bowling green" ab durch den Park führen, die Brücken und die geweichten Parkwege sind mit roten nassen Blättern bedeckt — alles leer, öde, naß und kalt. Die steinernen Bänke am Weg leer, die Göttinnen vermoost und regenfeucht, die Schafherde, die sonst auf der großen Wiese graft, ist verschwunden. Die Schwäne ziehen melancholisch durch das Wasser. Das Schloß, ein weißer Parterrebau mit breiter Terrasse nach der Parkwiese, steht leer. Auf der verregneten Terrasse stehen riesenhafte, hellgrün gestrichene Kübel mit Lorbeerbäumen in regelmäßigen Abständen.

Sehr ordentlich, die Kanäle symmetrisch, die Schwäne konventionell ... Ein Park, der keine „Geschichte" hat, es gibt kein versteckte Lusthäuschen, keine geheimnisvollen Buschwerke, kein altes Gartenhaus ... Es begegnen uns alternde Mädchen, alte Herren, die sich über Krematorien unterhalten, und Greisinnen, welche von traurig blickenden Gesellschafterinnen langsam geführt werden, ein paar Kinder, sehr artige, blonde, gutgekleidete, die Reifen spielen oder sich an den Händen von den Bonnen führen lassen.

Wenn man am Ende des Parks an dem offen stehenden breiten Tor angekommen ist, führt eine mit kleinen Bäumen besetzte Straße weiter durch flaches Land; als sei die Welt hier zu Ende.

Wir sind auch schon in einem Kirchenkonzert gewesen, in welchem der Berliner Domchor geistliche Lieder sang. Der Solist war ein Bassist. Die Damenschar, welche die Bänke füllte, war außer sich. „Wie innig! Wie erhebend! Dieses volle, mächtige Organ!" flüsterte es hinter uns. Ich glaube, die allzuvielen Damen bewunderten einzig und allein den Mann in ihm. „Aber das, was er sang, waren schon keine Töne mehr. Eine hohle Gießkanne hätte es nicht besser gekonnt," sagt Onkel, der schlechter Laune war. Es waren in der Kirche außer Onkel fast nur Damen. Junge Mädchen, Backfische, junge Frauen, ältere Damen und Greisinnen. Ich habe eine solche Ueberfülle von Damen noch nie zusammen gesehen!

Aber ich habe nicht ganz richtig gesehen. Es war noch ein „Mann" in der Kirche.

Auf der Rückfahrt stieß ein Oberleutnant zu uns, der uns voll Freude über sich selbst mitteilte, daß er auch im Konzert gewesen sei, mit der Frau seines Hauptmanns. Onkel fand, das ginge über seine Begriffe.

„Mir hätt' man früher zehn Mark schenken können," sagte er. „Aber nich in die Hand —"

„Was sind das wieder für Reden!" unterbrach ihn Tante Milchen. „Ich finde es lobenswerter, wenn ein junger Mensch noch so viel Moral in sich hat und lieber zur Kirche geht als zum Dämmerschoppen!"

Da dieses letzte Wort mit einer gewissen Nachdrücklichkeit betont wurde, begnügte sich Onkel damit, seine persönlichen Ansichten für sich zu behalten. Den „Dämmerschoppen" hat er sich mit Aufgebot all seiner ihm unter Tantes Herrschaft noch gebliebenen Manneswürde gerettet. Er hält eigensinnig daran fest, und nichts vermag ihn davon zurückzuhalten, täglich von Punkt fünf Uhr bis Punkt sieben Uhr zu seinen alten Kameraden in die „Wolfsschlucht" zu gehen.

*

Jeden Donnerstagnachmittag gehe ich mit Tante in das Teekränzchen. Zwei Oberstengattinnen, eine Geheimrätin und Exzellenz Körner nehmen mit ihren erwachsenen Töchtern daran teil. Es wird, nachdem man Tee getrunken hat, von den jungen Damen „musiziert", und Tante besteht darauf, daß ich mich beteilige. Fräulein von Rüdenheimb singt Alt, Fräulein von Körner singt Sopran, Fräulein von Schmidt geigt, Fräulein von Erbach spielt Klavier. Wir hören Mendelssohnsche Duette, die Rosenlieder von Eulenburg, Die Uhr, Wiegenlied von Ries, Wiegenlied von Spohr, Elegie von Walter von Körner, Walzer von Chopin und vierhändige Märsche von Schubert. Leider ist mir, da ich keine Noten mehr besitze, nichts weiter im Gedächtnis geblieben wie eine Phantasie aus „Troubadour" von Gustav Lange. Die spiele ich — Tante tut es nicht anders — auf den braunen Klavieren, die dumpf und abgespielt klingen, und auf deren Plüschdecken die Porzellanfiguren, die Albums und Photographierahmen zum Spiel hüpfen und rasseln. Die jungen Damen — alle Ende der Zwanzig, blond, schlank, wohlerzogen und resigniert — nehmen Musikstunden, Malunterricht, Zeichenkurse, italienische, französische, englische Stunden. Sie malen Stiefelknechte, Bordbretter, Wandteller, sie sprechen niemals ein englisches oder italienisches Wort und sie lesen Französisch — etwa wie ich. Ihre Mütter klagen über Mangel an Dienst-

Digitized by Google

boten, über teure Kleiderrechnungen, über den Herrenmangel in Gesellschaften. Mir ist es, als ob mir noch einmal mein eignes Leben vorgeführt werde, wenn ich diese Mädchen sehe. Die Töchter aus den besten Familien, die den guten Namen, die guten Formen und mühsam ihre verblaßte Hoffnung bewahren! Drei Dinge, die man im Leben brauchen kann! Es ist ärgerlich, auch nur eines davon zu verlieren, aber wer fragt danach, daß wir sie besitzen, wenn wir sonst nichts haben? Und wenn das Leben schroff an uns herantritt mit seiner Forderung: Leiste etwas!

Was dann?

Dann werden sie, was ich geworden bin. Eine von zu vielen.

Tante Milchen beschwört mich, nie etwas von meinen „emanzipierten" Gedanken laut werden zu lassen. Es könnte die jungen Damen beleidigen, daß man von ihnen annehmen könnte, sie seien einmal „darauf angewiesen", sich Arbeit zu suchen. Aber sie gesteht mir zu, daß einige der Familien nur von der Pension des Vaters leben und daß es bloß eine Frage der Zeit ist, wann diese aufhört.

Wie bei uns zu Hause!

Wie denke ich jetzt daran, wie oft mir die Mutter fast schüchtern — einer Mutter tut es immer weh, wenn sie die Tochter darauf aufmerksam machen muß, daß sie einmal hilflos dastehen könnte — gesagt hat: „Könntest du dich nicht entschließen, das Examen zu machen wie Marie?" Aber ich glaubte auch so durchzukommen.

*

Ach ja, die Frauenfrage! Sie wird in weiter Ferne behandelt! Kein Ton dringt hierher zu uns herüber! Weit dort draußen mögen sie sich in Scharen zusammentun und kämpfen, reden und schreiben! Hier ist alles still und ahnungslos. Man spricht zuweilen von „Frauenrechtlerinnen" wie von einer neuen Menschensorte, die man nicht kennt und nicht kennen lernen will! Die einen nichts angeht. Man steht den neuen Fragen: Frauenstudium, Frauenerwerb, neue Frauenarbeit skeptisch und kühl gegenüber. Studieren kostet Geld, und alle übrigen neuen Berufe sind unstandesgemäß. Die Töchter haben auch keine Lust dazu, es fehlt ihnen Talent oder die Initiative, auch fehlt ihnen Arbeitsfreudigkeit. Sie hoffen durch die Heirat das bequemere Los zu erlangen — und wenn sie nicht mehr hoffen, widmen sie ihr Leben der Wohltätigkeit.

*

Wenn die Sonne lacht, ist es so schön hier! Von Gebirgen und Wäldern umgeben, mit herrlichem Blick in das malerische Hessenland, breit und luftig gebaut, von herber, kräftiger Luft durchweht, atmet Kassel gesunde Schönheit!

Ich habe kaum eine herrlicher gelegene Stadt gesehen wie das schöne Kassel, aus deren Straßen einen alte Kultur, verfeinerter Geschmack und Kunstverständnis anwehen. Früher habe ich immer gehört, daß Kassel der Galerie zuliebe von den Fremden aufgesucht wird, wer nichts weiter von der Stadt wußte, erwähnte die Galerie als eine der wertvollsten der Welt. In merkwürdigem Gegensatz dazu stehen die Urteile meiner jetzigen Bekannten. Wenn ich hineingehe, treffe ich darin hessische Bauern, Maler, Engländer, Durchreisende. Hiesige nie! Tante ist noch nicht „dazu gekommen". Ein paar junge Frauen erklärten mir mit heiterer Selbstzufriedenheit, sie fänden die Galerie „entsetzlich". Rubens sei anstößig, Rembrandt zu altmodisch und alles übrige häßlich und langweilig. Zur Bekräftigung dieses Urteils fügten sie hinzu, ihre Männer seien derselben Ansicht. Die weniger mitteilsamen Damen halten klug ihr Urteil zurück, sie gestehen zögernd zu, daß die alten Bilder ja gewiß sehr wertvoll seien, aber sie gefallen ihnen nicht recht. Mich hat der erste Eindruck überwältigt. Das ist die Galerie, von der Tante meinte, „da könnte ich noch immer hineingehen"!! Ach, nie genug kann man in den Sälen sitzen vor den Schätzen, die Verschwendung und Kunstverständnis von Jahrhunderten aufgehäuft und gesammelt haben.

Ich habe meine besonderen Lieblinge, denen ich gegenübertrete wie alten Bekannten, mit denen man gerne redet! Es sind viele unter ihnen, die ich im Leben getroffen habe, es sind dieselben Menschen vor Jahrhunderten gewesen wie heute! Die Maler haben ihre Gesichter studiert und sie uns bewahrt: So waren die Menschen — so bleiben sie! Die rothaarige prachtliebende Saskia mit der rosigen, warmen Fleischtönung im roten Samthut, Rembrandts junge Frau, van Dycks spöttische, kühle Aristokratin mit dem feinen Lächeln, der zarten, kinderschönen Hand, der feiste „Mann mit der Pfauenfeder" von Rubens, der „Mann mit dem dicken Bauch", dieser pfiffige Gourmand — ich gehe nie an ihm vorüber, ohne daß er mich anblinzelt. Der beschränkten Lautenspielerin von Kaspar Netscher, der Dame, auf deren weingrünem Atlasgewand das matte Licht auf steifen Falten gleißt, sehe ich zu, wie sie mit halbgeöffnetem Mund das Lied zu begreifen versucht, das sicher nicht für sie geschrieben wurde, ich ruhe aus bei dem warmen, süßen Interieur, Rembrandts „heiliger Familie". Ich höre das Feuer knistern, das zusammengekrümmte Kätzchen schnurrt leise, und die junge Mutter singt ihr Kind in Schlaf, während draußen der Wind um das Haus geht ... Die zwei alten Leute — das Ehepaar von Dou — blicken mich aus ihren resignierten alten, müden Augen an — kleine Augen, die nur das gesehen haben, was um sie her vorging — sie haben auf den Höhen des Lebens gestanden, ihre Kleidung, der Schnitt ihrer Gesichter sagt es, nun sind sie alt — es wartet ihrer nur mehr der Tod. —

Digitized by Google

Die geizige Frau mit dem Seidenpinscher von A. Mor hat wohl niemand geliebt wie ihren verhätschelten kleinen Hund — von grausamer Meisterhand festgebannt, muß sie nun ewig dort stehen und uns verfolgen mit ihrem gemeinen, mitleidlosen Blick. Der frühreife arme kleine Prinz mit den dünnen Beinen, auch ein A. Mor, wird nicht lange leben — ein Kind degenerierter Eltern, die selber besser nicht geboren wären. Die Seelandschaften eines van de Velde, die wunderbar feinen Interieurs eines Coques, leichtsinnige, lachende, flotte Frans Hals — und köstliche Rubens! Während ich ausruhend vor ihnen verweile, zieht das Leben an mir vorüber. Auch sie haben geliebt und haben Leid getragen. Sie haben gelitten — es waren Menschen mit heißem Blut — mit Sinnen, mit Tugenden und mit Lastern! Es weht ein warmer Odem über mich, und so oft ich ihnen gegenübertrete, fällt mir ein Spruch ein, den ich bei einer Wanderung in einem kleinen uralten Städtchen auf grauem rissigem Grabmal an der Eingangspforte des Kirchhofs fand:

„Tretet leise auf ihren Staub.
So Ihr redlichen Herzens seid.
Waren sie auch mit Euch verwandt!"

*

Tante sorgt auch dafür, daß ich manchmal „Vergnügen" habe.

Bei Frau Hofmarschall a. D. von Kiebitz findet alle vierzehn Tage ein „Jour fixe" statt, der um sieben Uhr abends beginnt und Punkt zehn zu Ende ist.

Ich habe das Glück gehabt, eine „Dichterin", wie Tante mir zuraunte, auf diesem „Jour" kennen zu lernen.

Ein junges blasses Mädchen, das einen Band „Liebesgedichte" herausgegeben hat.

Ich kam neben sie und fragte sie nach ihren neuen Schöpfungen.

„Ich dichte nicht mehr," sagte sie mit herabgezogenen Mundwinkeln. „Ich bin verlobt."

„Verzeihen Sie," sagte ich. „Ich wußte nicht, daß diese Tatsache mit der Dichtkunst etwas zu tun hat."

Rechts neben mir saß eine Malerin, ein vierunddreißigjähriges Mädchen mit einem bekümmerten Gesicht. „Wir Künstlerinnen sind schlimm daran," gestand sie mir. „Wir malen jahraus, jahrein, aber niemand fragt nach unsern Bildern."

„Ja, was machen Sie denn da mit ihnen?"

„O, ich dekoriere die Wände meines Ateliers damit, ich stelle sie zuweilen in Buchhandlungen aus. Aber das Publikum geht an ihnen vorüber, ohne Notiz von ihnen zu nehmen." Sie schilderte mir den aufreibenden Kampf um das tägliche Brot, den sie — elternlos und mittellos — durchmachen muß — Tag für Tag, seit dreizehn Jahren! Sie hat sich ein kleines Stübchen in der Vorstadt gemietet und lebt von den Wohltaten eines alten Onkels, Exzellenz Soundso. Man kann bei den vielen Exzellenzen hier die Namen wirklich nicht behalten. — Natürlich ist auf Wohltaten nie sicher zu rechnen, und da sie ihre Bilder nur selten verkauft, so hungert sie sich durch — zitternd vor dem Ersten des Monats, wenn die Zimmermiete fällig wird.

„Ich kann nur eins nicht begreifen," sagte ich. „Daß Sie nicht Stunden geben oder kleine leichte Gebrauchsgegenstände für Geschäfte malen oder am Ende selbst den halben Tag eine Stelle annehmen. Wer kann denn von der ‚Kunst' leben?"

„Stunden geben ist mir unsympathisch," erwiderte die Malerin, und ich bemerkte, daß diese Vorschläge ihre Stimmung abgekühlt hatten. „Talentlose Kinder zu unterrichten ist mir unmöglich! Und zum Handwerktreiben erniedrige ich mich nicht. Tamburins und Körbchen zu bemalen überlasse ich denen, die sich zu nichts Besserem berufen fühlen, und was Sie von ‚Stellung annehmen' sagten, war wohl doch nur ein Scherz von Ihnen?"

Unsre Unterhaltung brach daraufhin ab. Die Malerin stand auf und verließ mich mit knappem Gruß. Der „Schmalz-Adonis", ein weißblonder Assessor mit zu kleiner Nase, setzte sich zu mir. Er hat von Tante gehört, daß ich „geistige Interessen" hätte.

„Schwärmen Sie auch so kolossal für die Kunst? In Gesellschaft zeigt man dies ja nicht, kann auch nicht, keine Zeit einfach! Auch oft keine Gelegenheit! Man findet so selten Damen mit geistigen Interessen, und die Herren sind meist kolossal stumpfsinnig. Haben gnädiges Fräulein mal ‚Götz Krafft' gelesen? Nein? Ach, das müssen Sie! Großartig. Die meisten kennen hier nicht einmal Jörn Uhl. Viele finden ihn sogar langweilig."

Er kommt auf die bildende Kunst zu sprechen.

„Ich habe mir gestern ein wunderbares Bild gekauft: ‚Bienêtre'. Kennen Sie, selbstverständlich, als Pendant zu ‚Erblüht', zwei reizende Bilder. Mein Lieblingsstück ist die ‚Kamelien-dame'."

Der Assessor geriet in Begeisterung, er fand die Kameliendame „aufregend". Nur eines hatte ihn in dem Genuß gestört: nämlich die „Person" (hier gehören die Künstler noch zum „fahrenden Volk") war von Anfang an total heiser. „Ich versichere Ihnen, meine Gnädigste — es war eine Zumutung."

Eine Gruppe herrenloser Damen läßt sich neben uns in dem Erker nieder, und der Assessor schiebt unsre Stühle zu ihnen heran. Es ist wieder soviel passiert seit den letzten Wochen! Auf dem Kasinofest, Fastnacht, hat sich ein Leutnant „ausgelassen" benommen, er hat das Treppengeländer zur Rutschbahn gemacht und ist von oben bis unten hinabgefahren, ein Major und

Digitized by Google

eine Assessorenfrau haben sich „geduzt", und es soll ein Regierungsreferendar gewesen sein, der Elli von Körner mit der Pfauenfeder gekitzelt hat.

Ich frage nach dem Verlaufe des Konzertes der Yvette Guilbert, das gestern hier stattgefunden hat.

„Die Yvette Guilbert tritt in ‚Konzerten' auf? Das soll doch eine Straßensängerin sein!" sagt eine ältere Rätin mißbilligend.

„Haben Sie auch schon ‚Die Ehre' gelesen?"

Ich wußte im Augenblick nicht mehr, was mit „Die Ehre" gemeint war. Ich spreche von J. P. Jacobsen, und eine der jungen Damen fällt mir ins Wort. „Das ist wohl ein moderner Lyriker?" Als ich erzählte, daß ich mir „Salammbô" in der Reklamausgabe gekauft habe, bemerkt eine Geheimrätin: „Von wem ist denn der Roman? Von Flaubert? Wohl ein Franzose?"

„Kenne ich nicht," sagt Exzellenz Körner. „Mir kommt kein französisches Buch ins Haus!"

Tante Milchen bekommt einen feuerroten Kopf und zwinkert mir zu, ich solle schweigen! Man verabredet sich dann, den Vortrag der „Suttner" zu besuchen oder sich die „Koschatsänger" anzuhören, worauf sich die jungen Damen aufrichtig freuen. „Das ist doch einmal wieder Gesang!"

Dann begeben sich Fräulein von Rüdenheimb und Fräulein von Körner an das Klavier und beginnen mit dem Duett: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich . . ." Und wir lehnen schweigend und aufmerksam lauschend in unsern Sesseln.

*

Ich habe dann am andern Tage Gelegenheit gehabt, eine Kopie nach Rembrandt in einem Schaufenster zu sehen, welche den Zettel trug: „Zu verkaufen. 200 Mark. Adelheid Wernicke." Es gibt ein einziges Bild von Rembrandt, dessen Kunstwert mir zweifelhaft ist, das mir unverständlich ist: Ein plumper, pausbäckiger Mann mit Glotzaugen und der aufgestemmten Fahne. Von diesem Porträt hängt eine mäßige Kopie in der Kasseler Galerie, und diese Kopie zu kopieren reizte Adelheid Wernicke. Jetzt finde ich andre Bilder von ihr, kalkig gemalte weißblonde glatte Kindergesichter und Stilleben, die mich endgültig beruhigen. „Nee, Adelheid," sagt Onkel. „Noch zehn Mark dazu! Aber aufhängen? Nicht für die Welt!"

*

Des Morgens besucht mich zuweilen Fred in der Küche, ein fünfjähriger Junge des Oberleutnants aus dem ersten Stock. Er sieht mir zu, wenn ich Rüben schabe oder Kartoffeln schäle.

„Für was hast du denn 'n Ring am Finger?" fragte er heute.

„Den habe ich von meiner Mama, Fred."

„Hm. Und für was bist du denn überhaupt so fein?"

„Ich bin doch nicht fein!"

„Doch, du bist feiner als unsre Marie und viel feiner wie das Katchen war!"

„Das sind auch Köchinnen, Fred."

„Ei, bist du denn keine Köchin?"

„Nein."

„Was bist du denn?"

Eine Pause.

„Es ist doch nicht jeder, der kocht, eine Köchin. Es kochen doch viele von den Mamas deiner Freunde."

„Hm." Er denkt nach. Etwas scheint ihm nicht zu stimmen.

„Bist du denn eine Mama?"

„Nein, Fred."

Er sieht mich groß an mit seinen klugen Kinderaugen. „Warum denn nicht?"

„Weil ich keinen kleinen Fred habe."

„Und weswegen haste denn keinen?"

„Kinder müssen nicht soviel fragen."

Er schweigt und weicht aber nicht von der Stelle.

„Wie kommst du denn darauf, daß ich eine Köchin bin?"

„Ja, weißte, weil meine Mama dem Papa erzählt hat, wie du angekommen bist: Jetzt kommt Frau Langes zwölfte Köchin für dieses Jahr."

Kinder und Narren!

Er hat recht, der kleine brave kluge Kerl. Ich bin Tantes Köchin.

Ich schlafe mit den Mägden auf dem Boden, ich tue die Arbeit, ich bekomme den Lohn — wie eine Köchin! Deshalb, einzig und allein deshalb bin ich hier nötig, denn die Luxusmöbel nehmen mehr und mehr überhand — aber die Zahl derer, die Köchinnen werden wollen, verringert sich. Daher greift man wieder auf uns zurück und zwingt uns, die zu ersetzen, die unentbehrlich sind. Weshalb sage ich mir das erst heute, was mir jetzt ein fünfjähriger Junge klipp und klar beweist? Das hat getroffen. Der Hieb sitzt.

*

„Anne wird leichtsinnig!" sagt Tante. „Was hat man denn von einem Konzert! Jeder Platz drei Mark, und nach zwei Stunden ist es aus."

Ja, ich wollte Musik hören, einen festlichen Abend genießen, mich hungerte nach etwas Glanz und Licht! Ich nahm zwei Karten zum ersten Konzert des Winters.

In einem großen, hohen, halbdunkeln Saal brannten trübe Bogenlampen, der Boden war staubig, eine Luft von abgestandenem Bier und aufgewirbeltem Staub benahm mir den Atem, in den Stuhlreihen eine ruhige Menge dunkel gekleideter Damen in Strohhüten und Regenmänteln, in weißen zerknitterten Sommerblusen, entsagungsvoll oder schüchtern geputzt nach vergangenen Moden. Auf der Bühne, die ein leeres Zimmer darstellte, deren Kulissen aus zerfetzten rosaroten

Digitized by Google

Tapetenwänden bestanden, stand ein grauverhangener Flügel.

Nach einer Weile erschien ein dicker Mann, welcher ein Notenpult brachte. Im Saal nebenan war eine Bierwirtschaft, welche besser besucht schien wie das Konzert, denn ein Gläserklirren und Deckelklappern vereinte sich mit lautem Gesumme, das herüberdrang.

Die Regenmäntel legt man hinter sich auf die Stuhllehne, den Hut behält man auf dem Schoß und die Gummischuhe stellt man neben sich in den Saal. Die Garderoben sind eng und unwirtlich, sie haben kleine Mägdespiegel und man verzichtet am besten darauf, sie zu benutzen.

Als es acht Uhr schlug, kam der dicke Mann noch einmal, um dem Flügel das graue Tuch abzunehmen, worauf ein kleiner magerer Herr mit weißem Haar und rötlichem Bart folgte, dann trat der Maestro ein — der Geigenspieler.

Als die Kreuzersonate eingesetzt hatte, kamen vier Damen herein, die kleine Feldstühlchen unter ihren Capes trugen. Aber ehe sie diese auseinanderklappen konnten, bekamen sie Befehl von einem Herrn, die Feldstühlchen zu entfernen. Es entstand ein Kampf an der Türe, denn die Damen hatten Stehplätze und es wäre so praktisch gewesen, dabei die Feldstühlchen zu benutzen.

Der Maestro war in schlechter Stimmung. Er spielte Beethoven unter dem Eindruck des schlechtbeleuchteten Saales, und gegen den Biergeruch suchte er sich zu schützen, indem er in den Pausen ein parfümiertes Taschentuch an die Nase hielt und zornig nach der Tür hinüberblickte, wo hinter weißem Glas das Wort „Notausgang“ flammte. Die Kreuzersonate litt unter dieser Indignation. Sie zog an dem Ohr vorüber, der Beifall war mäßig. Der Solist hatte sich Liszt und Brassin zu seinen Komponisten gewählt. Die blendenden Glanzstücke trug er brillant und korrekt vor. Der Maestro aber vergab dem Publikum den schwachen Beifall nicht. Er geigte ohne Stimmung. Nur seiner eignen Komposition verlieh er große Ausfeilung, einer „Elegie“, einem Gemisch von Mozart und Grieg.

Ohne Pause ging das Konzert vorüber. Um zehn Uhr saßen wir in der Bahn und fuhren heim.

Exzellenz Körner, eine große starke Dame mit Kneifer und Schnurrbart, grau wie eine Motte, in Umhang und hochgeschürztem Lodenrock, und ihre achtzehnjährige weißblonde Tochter fuhren mit uns. Beide waren entzückt von dem Spiel des Maestro. „Was diese Italiener ein Feuer haben. Ich habe ihn vor zwanzig Jahren schon einmal gehört, er ist sehr berühmt. Sehr schön war auch die Elegie. Sie erinnerte so an das Wiegenlied von — wie sagtest du noch, Elli?“

„Von Spohr,“ sagte Elli.

„Richtig. Das geigt mein Sohn immer. Und diese Technik!“

„Und das Temperament!“ sagte Elli.

Tante, die anfangs noch etwas unsicher in ihrem Urteil gewesen war, flüsterte mir zu: „Siehst du, Anne. Man soll nie vorschnell urteilen. Exzellenz Körner ist eine hochmusikalische Dame. Ihr Sohn komponiert!“

Wie es kam, weiß ich nicht, aber ich hörte plötzlich „seinen“ Namen aussprechen.

„Rittmeister von der Planitz,“ sagte eine junge Dame neben mir. „Natürlich haben Sie ihn gekannt. Er stand ja einmal hier bei den Husaren. Groß und blond. Ein sehr angenehmer Mensch. Sie gefällt mir weniger . . .“

„War sie nicht Johanniterin? Eine geborene von Oertzen? Ihr Vater stand in Potsdam.“

„Sie hat ihn drüben in Afrika gepflegt. Er hat, glaube ich, Typhus gehabt und im Lazarett in Windhuk gelegen.“

„Helene, deine Haltestelle. — Adieu, adieu!“

*

Ein grauer Tag. Ich habe keine Stunde geschlafen in dieser Nacht, nun sitze ich an meinem Fenster und sehe über Dächer, die von Regen glänzen. Auch draußen ist alles grau und tot. Seit acht Tagen regnet es. Morgens, wenn ich erwache, weckt mich ein rieselndes Plätschern, von den Dächern tropft es und rinnen lange Strahlen, die nicht enden wollen, die sich an dem Fensterglas herabgleiten lassen, über die nassen Mauern, um sich in dem Regentümpel im Hof zu sammeln. Im Hof schwimmt das geweichte nasse Gras des kleinen umzäunten Bleichplatzes, die graue Decke, welche jemand über den Zaun gehängt und dort vergessen hat, triefst. Von der Veranda haben wir Stühle und Tische hereingenommen. Es ist Herbst geworden.

Nun regnet es auf die verblühte rote Kresse, die in den grünen Kästen auf der Brüstung steht, die Blüten erschauern im kalten Regen und die runden Blätter werden gelb. Herbst und welke Blätter. Einmal hat es kommen müssen.

Ich hätte darauf vorbereitet sein können, daß mich einmal diese oder eine ähnliche Nachricht treffen würde. Ich war es nicht. — Eine Vermutung, die an einem nagt, ist keine Tatsache! Mich haben die Worte zu Boden gestreckt.

Es ist gekommen, wie ich geahnt. Er hat eine andre gefunden. Ich bin vergessen. Ich werde es tragen und schweigen. Wenn nur eins in Erfüllung geht, daß ich ihn noch einmal wiederfinde im Leben.

Dann will ich in seinen Augen lesen, ob er glücklich geworden ist — mit der andern.

*

Seit kurzem habe ich mich in die Behandlung eines Nervenarztes begeben. Zuerst wollte er mir eine Badekur und Ruhe verschreiben, ich sei erholungsbedürftig. Ich bat ihn aber, mir zu helfen, ohne daß ich meine Tätigkeit zu unterbrechen

Digitized by Google

Letzte Schicht

Nach einem Gemälde von Hans Koberstein

Digitized by Google

LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Digitized by Google

brauche, und so sind wir übereingekommen, daß ich mich mit stärkenden Mitteln und Pillen kräftige und mich mittags eine Stunde zu Bett lege.

„Ihnen fehlt die Spannkraft, die Elastizität!"

„Ich bin vierzig Jahre alt, Herr Doktor."

Er lacht. „Sehen Sie sich andre Frauen mit vierzig Jahren an!" sagt er.

Ja, andre Frauen! Ich sehe sie wohl! Ich bewundere ihre Kraft, ihre gesunden Farben. Aber ich bin alt geworden.

Auch mit Tante habe ich mich geeinigt, sie wird die Aufwartefrau ein paar Stunden länger behalten, und ich werde dafür nur mehr fünfundzwanzig Mark bekommen. Dafür nimmt sich Tante aber meiner Garderobe an. Sie zeigt mir, wie man verschossene Stoffe „wie neu färbt", wie man Kleiderröcke „wendet", daß es niemand sieht, und wie man sich mit Hilfe von billigen Modeblättern seine Garderobe mit wenig Geld herstellt.

Sie wacht ehrgeizig darüber, daß ich kein Geld auszugeben brauche, und triumphierend erzählt sie Onkel, wieviel ich mir jeden Monat zurücklegen kann. Sie hat mir ein Sparkassenbuch angeschafft, und es ist immer ein wichtiger Tag, wenn Onkel sich zum Gang nach der Sparkasse rüstet. Ich bewundere oft selbst, wie wenig Geld ich hier brauche, vielleicht hat mich die Bedürfnislosigkeit der andern angesteckt. Nichts hergeben, nichts dafür bekommen. Ich sehe nichts mehr, nichts höre ich mehr vom Leben, kein Buch kommt in meine Hände. Es ist still geworden um mich her. Totenstill.

Ich bin zu Ende mit meinem Leben wie ein pensionierter Soldat. Wenn ich mich in meinen neuen selbstgefertigten Anzügen im Spiegel betrachte, komme ich mir vor wie eine arme Frau.

Glückliche Menschen, die sich in zu engen Taillen, zu weiten Röcken, in gefärbten Stoffen, dickfohligen Schuhen und alten Hüten wohlfühlen!

Meine grüne Jacke — sie hat Tante Milchen Schreie des Entsetzens entlockt — haben wir schwarz gefärbt. Von dem grünen Hut habe ich den kecken Reiher abgeschnitten, ich habe die Form mit grauem Schleiertüll überzogen. Nun erinnert nichts mehr an den „grünen Kakadu".

Wäre ich eitel, so würde ich meinen Spiegel verhängen, aber ich bin nicht mehr eitel, seit mein Haar grau geworden ist und die herben Falten um meinen Mund mir sagen: Du bist alt geworden, Anne!

*

Tante ist auf den Gedanken gekommen, mir heimlich Marie zu Ostern einzuladen. Sie sagte es mir erst, als wir uns — wie ich glaubte — zum Nachmittagsspaziergang rüsteten und wir statt dessen zum Bahnhof gingen, um Marie abzuholen! Ich war so bestürzt darüber, daß ich mich zuerst nicht freuen konnte. Wie hat mir in den Jahren Marie gefehlt, wie habe ich mich nach ihrer ruhigen Güte und ihrer Nähe gesehnt! Tante hat mit Marie verabredet, daß sie im Christlichen Hospiz wohnen wird und am Tage bei uns sein soll.

„Mir scheint, du freust dich nicht einmal!" sagt Tante, mich von der Seite betrachtend.

Ach nein — es ist zu rasch gekommen für mich, die an keine Ueberraschungen mehr gewöhnt ist!

Marie war fast unverändert, etwas stärker geworden, aber sie sah frisch und jung aus neben mir, als seien die Jahre spurlos an ihr vorübergegangen. Als ich sie hatte, kam zaghaft und schwerfällig ein Schimmer von herzlicher Freude über mich. Wie gerne hätte ich sie einmal ganz für mich gehabt! Aber meine häuslichen Sorgen, der kleine Haushalt durften nicht darunter leiden, das Uhrwerk mußte streng im Gang gehalten werden, und die stete Gegenwart der Tante litt ein ungestörtes Zusammensein nicht. Tante saß bei Marie, wenn ich in den Salon kam, Tante und Onkel begleiteten uns zur Stadt, es waren Ausflüge geplant, aus denen nichts wurde, weil ein kalter Aprilregen die Stadt übergoß und die Umgegend überschwemmte, und schließlich kostet ein Aufenthalt selbst in dem Hospiz doch auch Geld. Marie hatte schon die weite teure Reise gemacht, und sie hat ja auch nur das, was sie zum Leben braucht. Sie mochte es auch empfinden — Marie ist feinfühlend —, daß das tägliche Zugastsein in einem engen, peinlich geordneten Haushalt doch gewisse Störungen verursacht und Unbequemlichkeiten auferlegt. Sie ist die Gastfreiheit des Ostens gewöhnt, welche der Westdeutsche weniger kennt. Sie litt, glaube ich, zuletzt unter der Vorstellung, lästig zu sein, und so reiste sie nach acht Tagen ab. Ohne daß wir uns ein einziges Mal alleine gesprochen hatten, als einmal eine halbe Stunde auf meinem Zimmer, und weil ich fürchtete, beim ersten Wort in Tränen auszubrechen, zeigte ich Marie ein ruhiges Gesicht und sprach flüchtig und zufrieden über mein Los. Aber ich fühlte, daß sie mein Gesicht mit einer angstvollen Besorgnis studierte.

„Im großen ganzen bist du hier gut aufgehoben," sagte sie dann, und ich versicherte ihr, es sei so.

Tante Milchen ist eine von denen, die gerne Gesellschaft um sich sehen, die aber auf diese ebenso gerne Verzicht leisten, wenn sie ihnen die geringste Rücksichtnahme auferlegt. Sie hatte es gut gemeint, indem sie mir Marie kommen ließ, aber sie ist es nicht gewöhnt, Gastfreundschaft zu gewähren, und empfand diese bald als unbequem. Maries überreiches Geschenk, ein gefüllter Korb mit Delikatessen, hatte diese zwar in ihrer Achtung gehoben, aber die täglichen Störungen — man mußte den Salon heizen, Maries wegen, die Teekränzchen absagen, die Bügelwäsche wartete

Digitized by Google

auf mich, der Hausputz — waren in ihren Augen so groß, daß sie erleichtert aufatmete, als Marie weg war.

„Nichts schwerer zu ertragen — wie eine Reihe von schönen Tagen," sagte sie, als wir Marie zum Bahnhof begleitet hatten. „Jetzt wollen wir aber desto fleißiger sein, liebes Kind."

*

Heute fand ich jemand wieder, den ich in Ratibor gekannt hatte: das Klapperfräulein von Frau von Bruck. Ich hatte nicht gedacht, eine aus dieser Zeit wiederzusehen. Fräulein Pfannschmidt ist stärker geworden. Sie war vor zehn Jahren ein mageres, verblühendes Mädchen, jetzt ist sie untersetzt, breitschultrig und glänzt vor Gesundheit. Sie trägt fußfreie Röcke und das Haar kurz geschoren. Wir erkannten uns auf der Straße.

„Wie kommen Sie nach Kassel?"

„Na, wie m'r halt so herumkommt," sagte sie, neben mir hergehend. „Ich bin von dem Juden in Ratibor zu einer christlichen Holzhandlung übergegangen. Weshalb? Nun, weil ich hier den Monat zehn Mark mehr krieg'. Was glauben Sie denn, daß man mit zehn Mark alles anfangen kann? Dafür leist' ich mir jetzt ein gutes Leben. Ich eß' im Monopol, abends geh' ich in ein Bierlokal."

„Und Sie wohnen?"

„Wo ich wohn'? Das kann man eigentlich schon nicht mehr sagen. Ich wohn' bald in Niederzwehren. Wissen Sie, ich hab' ja keine Zeit zum Spazierengehen. Morgens bin ich von neun bis eins auf dem Bureau, nachmittags von zwei bis sechs. — So komm' ich wenigstens jeden Tag zu meinem Spaziergang. Ich geh' bei jedem Wetter."

Sie war hochgeschürzt, in wasserdichtem Regenmantel und Gummischuhen.

„Sie tragen ja das Haar anders? Haben Sie es sich freiwillig abgeschnitten?"

„Na ja. Die Zöpferei jeden Morgen nimmt Zeit. Time is money. Wer fragt denn bei einem vierzigjährigen Frauenzimmer noch nach ihren Haaren! Oder fänden Sie mich schöner, wenn ich mir ein braunes Nest auf den Kopf setzte, das der Wind einmal davontragen kann!? Na, sehen Sie."

„Haben Sie Bekannte hier?"

„Nee. Woher denn?"

„So ganz allein in der fremden Stadt?"

„Aber ich bitt' Sie, ich bin doch kein Backfisch mehr. Ich hab' genug Unterhaltung, wenn ich meine Zeitung les' und Sonntags ins Theater geh'. Außerdem arbeit' ich jeden Abend. Ich nehm' nämlich nebenher noch Abschriftarbeit an. Sollten Sie nochmal bei einer Dame sein, die stellert, so verlaß' ich mich auf Ihre Vermittlung."

„Nein, Tante Milchen schriftstellert nicht."

„Das ist recht. Das heißt, ich muß es ja mit Freude begrüßen, daß es so viel Weiber gibt, die Zeit haben und auf das ‚Stellern' verfallen, denn wovon sollte ich sonst leben? Sie haben wohl wieder 'ne Stellung angenommen, wie?"

„Halb und halb. Ich führe einer guten Bekannten den Haushalt."

„Hm. Sind Sie auch nicht zu bekannt mit der Bekannten? Das ist nämlich der Haken solcher Stellungen. Und was mal 'n Haken hat — Sie wissen ja! Na, Sie werden in den zehn Jahren was erlebt haben. Besuchen Sie mich doch mal. Ich bin von sieben Uhr an jeden Tag daheim. Also Frankfurterstraße 287. Dritter Stock."

*

Tante Milchen interessiert sich für jeden Menschen, ob es eine Offiziersdame, ein Dienstmädchen, ein Briefträger ist. Auch für Fräulein Pfannschmidt.

„Wo ist sie denn her?"

„Ja, das weiß ich nicht."

„Na, und ihre Eltern, was ist denn ihr Vater? Das weißt du auch nicht? Und was ist denn das für ein Geschäft, worin sie jetzt ist? Das hat sie nicht gesagt? Und in welcher Familie sie wohnt, weißt du auch nicht? Aber, Kind, ehe du das weißt, kannst du nicht mit ihr verkehren! Du könntest einmal im Adreßbuch nachsehen, Emil, wer Frankfurterstraße 287 dritter Stock wohnt, und erkundige dich auf dem Dämmerschoppen gleich nach diesem Geschäft. Man kann nie wissen, liebes Kind — — ich bin eine alte Frau!"

Ich füge mich. Viel Verheißungsvolles ist beim Suchen denn auch — ich dachte es mir — nicht herausgekommen. In dem Hause 287 ist unten eine Vorstadtmetzgerei, im ersten Stock wohnt eine Damenschneiderin und im dritten eine Familie Bieber, ein Lokomotivführer und Fräulein Pfannschmidt.

Onkel hat von dem Geschäft gehört, daß es eine gutfundierte Holzhandlung ist und auf dem Bureau drei Herren und eine Dame beschäftigt werden. — Das alles gibt Tante zu denken.

„Familie Bieber? Wer mag denn das wohl sein? Mit dem Lokomotivführer wird sie doch nichts zu tun haben. Biebers — das ist sicher keine Familie! Am Ende sind es ihre Verwandten!"

„Aber sie hat gar keine Verwandten mehr, Tante!"

„Ach was. Jeder Mensch hat Verwandte! Es können ja weitläufige sein! Wenn sie keinen Staat mit ihnen machen kann, wird sie es dir natürlich nicht sagen."

„So ist Fräulein Pfannschmidt aber nicht."

„Ach, Kind, lehr du mich die Welt kennen! Woher willst du denn dieses Mädchen kennen? Hast sie einmal im Leben gesehen! Na ja! Und das Bureau mit den drei Herren! Das

Digitized by Google

ist auch nichts Rechtes! Da ist so ein alleinstehendes Mädchen allerlei Anfechtungen ausgesetzt. Ja, ja! Denke nur an den Doktor Semmel oder wie er hieß, und an den alten Orth, diesen Faun! Was du schon alles erlebt hast! Nein, mit Fräulein Pfannschmidt sei vorsichtig. Aber ich will dir einen Vorschlag machen. Lade sie, ehe du zu ihr gehst, zu uns ein, zum Tee, am Samstag abend. Da lerne ich sie kennen. Gefällt sie mir, so kannst du ruhig mit ihr zusammenkommen. Aber natürlich, ohne von dieser Bekanntschaft zu sprechen, denn ein Verkehr ist solch eine nicht für dich, und im Kränzchen darfst du nichts davon merken lassen."

Ich habe an Fräulein Pfannschmidt geschrieben. Lieber wäre es mir schon gewesen, ich hätte sie etwas auf Tante vorbereiten können. Ich fürchte, sie finden beide keinen Gefallen aneinander.

*

Der Samstagabend kam heran.

Fräulein Pfannschmidt saß neben Tante auf dem Sofa hinter dem Teetisch. Gott sei Dank, die etwas gezwungene Konversation, die wir vier im Salon gemacht hatten, bekam eine wärmere Färbung. Fräulein Pfannschmidt griff tüchtig zu. Ich glaube, Tante machte deshalb ein solch ängstliches Gesicht. Ihr kleines, dünn und zierlich belegtes Bratenplättchen leerte sich rasch, die in Röllchen abgestochene Butter verschwand. Von den Eiern nahm Fräulein Pfannschmidt gleich zwei. — Sie nahm auch mehrere Schnitten Brot auf einmal. Nicht unbescheiden, aber auch ohne Ziererei: Ihr habt mich eingeladen, jetzt beweist eure Gastlichkeit auch. Ich habe jedenfalls Hunger! — Es war schon so wie so ein Opfer für sie, den dünnen Tee zu trinken, denn solche Damen lieben ein schäumendes Glas Bier! Es mußte zweimal Brot und Butter nachgeholt werden. Als der Braten zu Ende war, bot Tante energischst die Käseplatte an. Es war sonst nichts mehr im Hause. Ich sah es Tante an, daß sie sich über den gesunden Hunger entsetzte! Ich dankte dem Himmel, daß ich Tante im letzten Moment noch die Eier abgerungen hatte.

„Nun, liebes Fräulein, wie gefällt es Ihnen denn in Kassel?" sagte Tante, als das erste Herumreichen, Anbieten und Eingießen vorüber war.

„Danke. Es geht. Ich habe eine gute Anstellung und Arbeit genug. Die Gegend gefällt mir ausgezeichnet."

„Nein, ich meine das Haus, worin Sie wohnen. Haben Sie eine nette Familie gefunden? Bei wem wohnen Sie denn?"

„Ich habe ein möbliertes Zimmer mit Alkoven bei einer Familie Bieber gemietet," sagte Fräulein Pfannschmidt und strich sich ein neues Käsebrot.

„Sind das — Bekannte von Ihnen?"

„Nein. Leute mit acht Kindern, die ihre gute Stube abgegeben haben. Eine Stube, wissen Sie, mit grünen Plüschmöbeln und gehäkelten Schutzdecken. Ich habe die Deckchen und Vasen und all den Kram in einen Waschkorb gepackt und ihn der Frau gegeben. Ich kann keine Schmücke-dein-Heim-Arbeiten an den Wänden sehen. Ich werde immer seekrank, wenn ich weibliche Handarbeiten oder gebrannte Stiefelknechte sehe."

Ueber Tantes faltiges Gesicht zog ein krampfhaftes Lächeln. „Sie scheinen sehr empfindlich zu sein, liebes Fräulein."

„Das nicht. Aber ich gestatte mir jeden Luxus, der nichts kostet. Es ist ein Luxus für unsereins, Geschmack zu haben. Ich kann mir ja nicht alles kaufen, was mir gefällt, aber das, was ich in meiner Umgebung habe, muß mir gefallen. Daß Frau Bieber grasgrüne Plüschmöbel hatte, konnte ich ja nicht ändern, aber was sonst als Wandschmuck herumhing, zu entfernen, kostete mich nichts."

„Dann werden Sie wohl ganz kahle Wände haben?"

„Sehr richtig. Aber lieber nichts als Geschmacklosigkeiten. — Danke, ich nehme noch ein Stück Brot."

Nun setzte sich aber Tante zur Wehr.

„Ueber Geschmack läßt sich wohl noch streiten," sagte sie und legte ihre Serviette glatt zusammen. „Ich finde kahle Wände ungemütlich."

Fräulein Pfannschmidt aß und schwieg. Sie hielt es jedenfalls nicht der Mühe wert, sich mit Tante weiter auseinanderzusetzen.

„Was machen die jungen Damen unsrer Bekannten für schöne Handarbeiten! Es ist doch etwas wert, wenn man die Kunst pflegt."

„Wenn man Zeit genug dazu hat," sagte Fräulein Pfannschmidt ruhig. „Zweck hat es aber keinen, sich die Augen zu verderben, um Einsätze zu häkeln, die man im Geschäft billig kaufen kann, und Sofakissen zu malen, die man nicht einmal abstauben kann."

„Es gibt aber auch Damen, die es für angemessen erachten, ihren Verwandten Geschenke selbst zu arbeiten. Was schenken Sie denn Ihren Verwandten?"

„Ich? Nichts, weil ich auch nichts kriege. Eltern hab' ich keine. Meine einzige Schwester hat einen Schullehrer geheiratet, die ist froh, wenn sie von mir die abgelegten Kleider bekommt für sich und ihre sechs Kinder."

„Das sind aber auch sehr viele Kinder!" sagte Tante, sich aufrichtend.

„Weiß Gott! Aber wie man sich bettet, so liegt man. Ich möchte nicht mit meiner Schwester tauschen, obwohl sie einen Mann hat."

Tante, die gerade dabei gewesen war, Fräulein Pfannschmidt einmal zuzustimmen, kam schon wieder aus der Ruhe heraus.

„Nun, die Ehe sollte doch wohl das höchste Ziel für jedes Mädchen sein. Und wenn's nur

Digitized by Google

ein Volksschulmeister ist!" sagte sie und schob ihre Tasse zurück. Sie lächelte jetzt ein wenig malitziös.

„Das möchte ich bestreiten," erwiderte Fräulein Pfannschmidt. „Ich habe es stets als das höchste Ziel angesehen, unabhängig zu sein. Mit oder ohne Ehe — jedenfalls hab' ich dafür gesorgt, daß ich mitschiebe — aber nicht geschoben werde!"

„Und wie haben Sie denn das angefangen?"

„Ich habe gearbeitet!"

„Ach ja, das hört sich ja alles ganz nett an, aber wenn heute irgendeiner käme," meinte Onkel, „der Ihnen ein Heim anböte, dann griffen Sie auch zu."

„Das käme noch sehr auf denjenigen an! Vor einem Jahr hätte ich mich noch verheiraten können. Der Mann war Witwer mit drei kleinen Kindern und hatte eine Seifensiederei in Breslau."

Nun legte Tante erregt beide Hände auf den Tisch. „Und da haben Sie sich noch besonnen? Aber — aber — ich —"

„Ja, gnädige Frau, der Mann war anfangs der Fünfziger und war mir nicht sympathisch. Und mit diesem alten Mann eine junge Ehe einzugehen, seine Kinder zu erziehen, mich in all diesen neuen Verhältnissen zurechtzufinden? Nein —! Lieber bin ich frei geblieben."

Tante und Onkel schüttelten die Köpfe.

„Und so leben Sie lieber auf dem Bureau, wo Sie doch als einzelne Dame sicher manchen Dreistigkeiten ausgesetzt sind —"

„Gott bewahre. Dort sind ja bloß junge Männer. Die betrachten unsereinen als Schreibmaschine! Von denen tut mir schon keiner was!"

„Aber sonst — Sie gehen doch ins Theater? Und dann allein nach Hause, und wie ich höre, essen Sie im Restaurant! Nun, das kann man ja jetzt — aber es gibt doch immer Herren, die sich an einzelne Damen heandrängen. Noch eine Tasse Tee gefällig?"

„Nun, mit dem Drängen —" meinte Fräulein Pfannschmidt, „— bitte, ich habe einen kolossalen Durst — ist das nicht so gefährlich. In Natibor war's vielleicht mal an Kaisers Geburtstag, wenn sie nicht mehr recht sahen, unangenehm —. Aber vor Betrunkenen weiß ich mich famos zu schützen."

„Wieso?" Nun wurde Onkel, der mißtrauisch dabeigesessen hatte, aufmerksam.

„Es ist mir einmal gesagt worden von einer alleinstehenden Berlinerin, wenn man sich einen Betrunkenen abwehren will, soll man ihm einfach, mit Erlaubnis zu sagen, einen Stoß vor den Magen geben. Dann tut er einem nichts mehr."

„Donnerwetter!" sagte der Onkel und saß sprachlos vor Fräulein Pfannschmidt. Tante war feuerrot geworden. Sie schob ihre Tasse, dann ihren Teller und dann ihr Häubchen zurecht.

„Und das — haben Sie — schon einmal — probiert?"

„Mehr als einmal! Und mit gutem Erfolg. Wir alleinstehenden Frauen haben uns zu einem Heer vereinigt, leider kann man ein Heer aus der Schar bilden, und haben Mittel gefunden, uns zu wehren. Im übrigen passiert nur denen was, die darauf ausgehen, etwas zu erleben! Es gibt immer Damen, die von jedem Erlebnis Wunder erhoffen. Und es ist doch immer dasselbe. Wir sind, wenn wir auf so was eingehen, doch immer im Hintertreffen. Langweilig ist es auch, da man das Ende schon im voraus weiß."

„Und unpassend jedenfalls einmal zuallererst! Ich glaube auch nicht, daß es den hiesigen jungen Mädchen passiert, daß Herren sich in unehrerbietiger Weise ihnen nähern." Tante setzte sich gerade im Stuhl auf.

„Nein, das, glaube ich, kommt in Kassel nicht vor, weil es hier zu wenig Männer gibt. Den jungen Mädchen, die auf das Heiraten warten, kann die Zeit schon lang werden. Ich beneide sie nicht."

„Ich glaube, daß das ‚Nichtbeneiden' mehr auf seiten dieser jungen Mädchen sein dürfte, die in unsern Kreisen Bälle und Gesellschaften mitmachen," meinte Tante, die Tafel aufhebend.

„Na, mir soll's recht sein. Ich wünsche ihnen nur, daß sie so zufrieden sind wie ich!" erwiderte Fräulein Pfannschmidt und erhob sich ebenfalls.

Da es an diesem Abend kein Bier mehr gab und Tante die Unterhaltung über Gesellschaften etwas ostentativ fortsetzte und Fräulein Pfannschmidts Erwiderungen immer knapper ausfielen, so war es vorauszusehen, daß dieser Abend ein baldiges Ende nehmen würde. Um halb zehn verabschiedete sich Fräulein Pfannschmidt.

Zu mir sagte sie im Weggehen im Hausflur: „Ich geh' jetzt noch in den ‚Herkules' und trink' ein Maß Bier! Verzeihen Sie, aber ich bin am Verdursten!" —

Tante wurde gar nicht mehr fertig von „dieser Person". — Sie war außer sich. „Drei Eier hat sie genommen! Und ihre Schwester hat einen Volksschullehrer mit sechs Kindern! Von so einer muß man sich Ungezogenheiten über seine schönen Möbel sagen lassen!" Bis um zwölf Uhr der ermüdete Onkel endlich sagte: „Aber Milchen, das kannst du ja alles morgen noch mit Anne besprechen, mir fallen die Augen zu. Wozu hast du sie denn eingeladen?"

„Ja, wozu?" rief Tante, im Zimmer hin und her gehend, die Kissen zudeckend, die Deckchen zusammenfaltend und die Stühle gerade schiebend. „Aus Gutmütigkeit! Aus Mitleid! Um Anne vor Unbesonnenheiten zu bewahren!" Sie stülpte dem Kanarienvogel die Decke über den Käfig. „Herzklopfen hab' ich gekriegt vor Aufregung. Und diese Dreistigkeit, diese Impertinenz, diese Ruhe, mit der sie einem das alles sagte! Das ist eine Sozialdemokratin oder eine Nihilistin!"

Digitized by Google

Ich bin trotzdem zu Fräulein Pfannschmidt gegangen, als sie mich einlud, bei ihr zu Abend zu essen. Zum erstenmal fühlte ich wieder, daß auch ich einen Willen habe und ihn behaupten kann. Wie lange ist es her, daß ich das konnte! Tante gab es auf, mir ihren Abscheu vor Fräulein Pfannschmidt zu begründen.

„Was hast du denn davon? Das ist doch keine feine Dame! Das ist ein Dienstmädchen!"

Bin ich denn mehr? — Sie ahnt nicht — und ich würde es ihr auch niemals klar machen können, wie mich „feine Damen", die nichts wie ihre „Feinheit" haben, melancholisch machen. Ich sah, wie Onkel ihr hinter meinem Rücken Zeichen gab: Laß sie doch! Und es war mir eine Genugtuung, wie sie die Köchinnen empfinden, die ihren Ausgang erfochten haben und merken, daß die Herrschaft sie braucht. —

Fräulein Pfannschmidt wohnt in einer Straße, die lang und nüchtern ist; ihr Zimmer liegt vor der Entreetür. Es ist weder behaglich noch bequem eingerichtet, und die kahlen Wände erinnern an ein Bureau. Der Alkoven schließt das Wohnzimmer mit grünwollenem Vorhang ab. Der Ofen brannte, der Tisch war gedeckt, die Hängelampe strahlte, und Fräulein Pfannschmidt war gerade damit beschäftigt, Schnitzel zu braten auf dem Petroleumkocher, als ich kam.

„Na, da sind Sie ja! Entschuldigen S' bloß meine Wirtschaft, aber ich hab' keine Bedienung und mach' mir alles selber, wenn's sein muß! Setzen Sie sich schon, ich brat' jetzt rasch die Kartoffeln. Es gibt keinen Tee bei der Pfannschmidt, 's is Ihne wohl recht, wenn wir Bier trinke?" Sie wies auf eine kleine Batterie Bierflaschen, die auf dem Fensterbrett aufgereiht stand.

Dann setzten wir uns zu dem Essen, das gut und überreichlich war, und bei den vier Riesenschnitzeln fiel mir mit Gewissensbissen Tantes Fleischplättchen ein.

„Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, in ein Geschäft zu gehen?"

„Wie man darauf kommt! Ich bin die Tochter von einem armen Rektor. Talente hatte ich keine, zum Heiraten hat's Geld nit gelangt, es hat mich auch damals keiner gefragt, denn schön bin ich nit gewesen, und das Dummlich-Sanfte, was die Männer so gern haben — hatt' ich nun mal nit —"

„Aber Sie konnten doch das Examen machen!"

„Ja, das wär' das einzige gewesen, aber dazu hätt' ich nit getaugt! Wissen Sie, Lehrerinnen, denen's keinen Spaß macht, Kinder zu unterrichten, haben wir mehr wie genug, und eine gute wär' ich halt nit geworden. Es muß jeder die Ader ausnutzen, die er mitkriegt hat. Ich hatt' die geschäftliche Ader. Telegraphistin oder Telephonistin werden war nicht aussichtsvoll genug. Da kriegt man sein kleines Gehalt und ist abends kaput; Nebenerwerb gibt's nicht. Na, und von den paar Kröten schlecht leben, dazu hatte ich auch den Mut nit. Ich hab' doch noch meinen Bruder, der Matrose ist, unterstützt; ich sucht' mir also 'ne Gelegenheit, Schreibmaschine zu lernen, und dann fand ich gleich eine Stelle."

„Gleich eine gute?"

„Nee. Erst 'ne schlechte. Von dem Tag an, als ich dort unterkam, tat ich mich sofort nach einer besseren um und fand sie und zog nach Berlin. Von dem ersten Ersparten kaufte ich mir 'ne gebrauchte Maschine und fing an, Abschriften im Nebenamt zu machen. Dann ging ich nach Ratibor. Jetzt bin ich hier und steh' mich so, daß ich mein Auskommen hab' und meine Freiheit dazu. Werd' ich heut aus dem Geschäft entlassen, so brauch' ich mir keine Sorgen zu machen. Da hinten" — sie wies auf ein Regal mit Stößen von beschriebenem Papier — „liegt Arbeit genug."

Sie nötigte mir die Schnitzel auf und versorgte mich mit Salat und Bier wie ein Kind, das einen dauert, weil es zu Hause nicht satt zu essen kriegt.

„Und jetzt erzählen Sie mir mal Ihre Lebensschicksale. Wo hat Sie denn der Wind hingeweht nach der letzten Stelle?"

Ich habe es nie fertig bringen können, von den zehn Jahren zu sprechen, die hinter mir lagen. Aber heute kam es über mich, als ob ich sprechen müßte. Ich erzählte ihr viel von den letzten Jahren bis zu der Ankunft hier. Sie saß vor mir und nickte nur, als ob sie das alles so erwartet habe. Sie wunderte sich nicht, sie fand es selbstverständlich.

„Es ist immer dasselbe Lied!" sagte sie, als ich zu Ende war. „Ich kenne es. Drei meiner Freundinnen haben auch gedacht, sie kämen auf diese Art am standesgemäßesten durchs Leben. Sie haben nichts gelernt und sind Gesellschafterinnen geworden oder Stützen der Hausfrau. Die hat das Leben genau so herumgestoßen wie Sie. Jeder hat von ihnen das genommen, was er brauchte, dann hat man sie weitergeschoben — bis sie abgenutzt und verbraucht waren.

„Es gibt für Frauen zwei Wege: Entweder wir heiraten oder wir arbeiten praktisch! Einen dritten Weg gibt's nur für Genies. Und wie viele Genies haben wir, wenn wir die Künstlerschar durchsieben, wie viele bleiben? Aber die, welche nicht arbeiten wollen, sich nicht verheiraten können und keine Genies sind, die gehören zu den viel zu vielen! Auf zehn Plätzen sollen sie zugleich stehen können, und sie versagen schon auf dem ersten. Sie werden herumgehetzt von den Launen verwöhnter Leute, man nimmt ihnen ihren Willen, ihre Eigenarten, sie verlieren das Selbstbewußtsein, sie geben ihren Stolz hin und man zertritt sie dafür. Sie werden Schablonen und Schatten, und wenn sie alt und mürbe geworden sind, wer dankt es ihnen?"

Digitized by Google

Ich saß vor ihr mit gesenktem Haupt. Auf meine Seele brannten diese Worte.

„Die törichten Jungfrauen, die das Oel in ihren Lampen verbrennen ließen!"

„Ja, wenn man Ihnen nur helfen könnt'!" sagte sie, nachdem sie lange schweigend vor mir gesessen hatte. „Sehen Sie, eine Gesellschafterin muß mindestens fremde Sprachen so sprechen können, daß sie auf Reisen Dolmetsch sein kann. Eine Gesellschafterin ist nichts wie ein Lückenbüßer. Ihr Examen haben Sie nicht gemacht — Sie können weder Klavierunterricht noch Malstunde geben. Der Erziehung größerer Kinder sind Sie nicht gewachsen. Zur Erziehung kleiner Kinder wird das Kindergärtnerinexamen verlangt. Haben Sie das gemacht?"

„Nein."

„Eine Telegraphistin braucht Nerven! Die Krankenpflegerin erst recht, und dazu wäre es jetzt zu spät."

„Dazu hatte ich als junges Mädchen keine Lust, und jetzt bin ich zu schwach dazu. Ich habe oft Anfälle von Migräne und Schwindel. Ich könnte das Nachtwachen nicht vertragen . . . Weshalb schütteln Sie immerzu den Kopf? Mein Gott, es mag nicht jeder Kranke pflegen —"

„Ja denken Sie denn, daß ich zum Vergnügen die unleserlichen Handschriften fremder Leute entziffere, mir die Augen verderbe und den Rücken krumm bücke, die Lunge einpresse und Tag für Tag auf einem staubigen Bureau sitze? Ich muß! Sie müssen! Er muß, sie muß, wir müssen!"

„Das ist etwas andres, Fräulein Pfannschmidt," sagte ich mit einer Anstrengung.

„Nein, ob eine arme Lehrerstochter sich allein durchs Leben schlagen muß oder eine vermögenslose Offizierstochter, ist ein und dasselbe. Auf den standesgemäßen Stellen werden standesgemäße Kenntnisse verlangt, und die haben Sie nicht. — Können Sie einer Gutsbesitzersfrau eine Stütze im landwirtschaftlichen Haushalt sein? Verstehen Sie etwas vom perfekten Kleidernähen? Nicht einmal Ihre eignen Sachen haben Sie sich selbst gemacht? Herrgott, und Sie wollen sich beklagen, daß Sie das Leben schlimm geführt hat?" Sie schlug die Hände zusammen. „Ja, Sie haben nicht einmal die Berechtigung, sich zu beklagen."

„Ich glaube, daß bloß der urteilen kann, der in meiner Lage gewesen ist," sagte ich. Mein Herz schlug laut. „Ich habe Unglück gehabt mit meinen Stellungen!"

„Nein — erlauben Sie — die Leute, die etwas Ganzes suchen und etwas Halbes dafür bekommen — die haben Unglück gehabt! Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie jemals zu Ihrer Tante gegangen wären, um der die Köchin zu ersetzen, wenn Sie in einer Ihrer vielen Stellungen den Ansprüchen gewachsen gewesen wären?"

Ich schwieg. Es tat so weh, keine Entgegnung zu finden.

„Suchen Sie sich heute eine andre Stelle, so werden Sie dasselbe erleben wie in diesen letzten Jahren."

„Das glaube ich nicht. Ich habe auch gelernt in den Jahren."

„Was denn gelernt? Einsehen gelernt, daß man überall mehr verlangt, wie Sie bieten können! Sie würden ja nicht einmal eine unstandesgemäße Stellung ausfüllen können! Nicht mal Verkäuferin —"

„Fräulein Pfannschmidt, ich würde keine Verkäuferinstelle annehmen!"

„Dazu wär' es nämlich auch zu spät! Man kann sich wohl von unten heraufarbeiten — aber nicht gut rückwärts! Sie sind oben angekommen, höher geht's nicht mehr. Ja, lächeln Sie nur! Seien Sie froh, daß Sie die Stelle gefunden haben. In Ihrer jetzigen Stelle werden von Ihnen die Kenntnisse einer Köchin verlangt — und dabei behandelt man Sie als Dame! Suchen Sie also zufrieden zu werden und Ihren Platz auszufüllen! Das ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann!"

Sie reichte mir ihre beiden Hände über den Tisch herüber.

„Und sind Sie zufrieden?" fragte ich.

„Es ist ja nicht viel, was ich hab'," sagte sie. „Aber ich hab' ein Zimmer, das mir gehört, und wenn ich heimkomme, bin ich bei mir zu Gast. Es fragt ja kein Mensch nach mir — aber ich brauch' auch vor niemand zu ducken. Die Hauptsach' ist, daß meine Arbeit was taugt. Ich bin in den Augen Ihrer Tante eine ‚Person'. — Ach lassen Sie — so was fühlt man. — Aber deshalb möchte ich doch nicht mit einem Menschen tauschen — ich hab' mir meine Freiheit erarbeitet. Und das ist das einzige, worauf ich stolz bin."

Es war spät geworden, als wir uns trennten. Beim Abschied sagte Fräulein Pfannschmidt an der Tür noch einmal: „Also seien Sie zufrieden! Sie haben alles gefunden, was Ihnen zukommt. Verlangen Sie nichts mehr vom Leben! Wenn Sie trotzdem einmal ungeduldig werden und Ihnen das Herz schwer ist, dann kommen Sie zu mir, ich bin immer für Sie da. Aber laden Sie mich nicht mehr ein. Ich geh' nur dorthin, wo ich als das bewertet werde, was ich bin. Es ist ja nichts Besonderes, aber es ist immerhin etwas!"

*

Nun ist mein letzter Wunsch in Erfüllung gegangen: Ich habe Guido wiedergesehen!

Es war ein Vortrag im Kasino angezeigt, den ein Offizier über den südwestafrikanischen Krieg halten würde.

Die Namen sind mir gleichgültig geworden. Ich fragte nicht danach, und Tante sieht solche Vorträge als Gelegenheit an, sich im Kasino mit

Digitized by Google

ihren Bekannten zu treffen. Es wird weder vorher noch nachher von diesen Vorträgen gesprochen, aber wenn Onkel vom Dämmerschoppen nach Hause kommt mit der Ankündigung eines Vortrages, so ist es selbstverständlich, hinzugehen.

Ich hatte schon mehrere im Kasino gehört, über Böcklin mit Lichtbildern, über Mozart, über Schiller — allgemeinverständlich zurechtgemacht, nicht zu heiß, nicht zu kalt, so gerade mundgerecht. Die Herren sprechen mit schönen, klangvollen Organen und liebenswürdiger Breite über Dinge, die man gelesen hat und kennt, und die Damen lauschen aufmerksam. Wie in der Kirche sitzen wir rechts (die Herren links), alle festlicher gekleidet als im Theater, Tante selbst hält immer streng darauf, daß ich ein „Helles“ anziehe zu solchen Abenden. Körners und Schmids machen auch Toilette.

In diesen Vortrag war ich mit der Seelenruhe gegangen, wie man etwa in den „Waffenschmied“ geht.

Wir kamen in die erste Reihe, neben Frau von Kiebitz, mit welcher Tante sofort ein halblautes Gespräch über den vielen Regen begann. Es trat Stille ein, eine Tür klappte — hinter mir sagte jemand: „Da ist er,“ und vor mir auf dem Podium — fünf Schritte weit von mir entfernt, stand — Guido!

Einen Augenblick packte ich irgendwo hin, fest zu — mich haltend — nach einer Stütze — nach irgend etwas, das mir Halt gab. Ich griff die harte Kante meines Stuhles, und über meinen Rücken rann es eiskalt. Ich hörte seine Stimme wieder!

Er leitete die Erzählung von den letzten Kämpfen mit knappem Vorwort ein, dann nahm er die große, von ihm gezeichnete Karte, die an der Wand hing, vor und begann zu schildern: Die Transportschwierigkeiten, die Kämpfe, die Gefahren und den Verlauf des Krieges, den er mitgemacht hatte. Guido ist kein „Redner“. Er hat ein etwas hartes Organ. Er sprach fast zu einfach, zu klar und zu prägnant. Er machte keine Phrase, er sprach von den Gefahren wie der Soldat von einer Schlacht, die hinter ihm liegt, mit einer Selbstverständlichkeit, mit der ein Soldat vom Tod spricht. Es waren Freunde von ihm gefallen, Vorgesetzte, Untergebene, rechts und links sanken sie hin — und doch bedauerte er, die eine Schlacht nicht mitgemacht zu haben, „aber damals lag ich am Typhus im Lazarett in Windhuk“.

Bei diesen Worten sah er zum erstenmal ins Publikum, und sein Blick traf — mich. Es entstand eine kleine Pause. Er nahm die Karte vor und schien etwas zu suchen — nicht zu finden — ich sah seine Hand das weiße Papier streifen — mir schien es, sie zitterte ... Nicht fähig mich zu rühren, saß ich, umklammerte die harte Kante des Stuhles, und mein Herz pochte wild.

Er hatte mich erkannt.

Es war totenstill im Saal. Man wartete ...

Dann richtete er sich auf und fuhr in seiner Rede wieder da fort, wo er aufgehört hatte.

Von diesem Augenblick an habe ich seine Worte nicht mehr gehört. Ein reißender Schmerz durchzitterte mich. Guido! Ich hätte aufschreien mögen! Guido! — Sind wir einmal an jenen kalten Winterabenden an der Oder, auf dem schmalen, dunkeln Pfad, mit vom Wind verwirrtem Haar und heißen Wangen gegangen? — Die Erinnerung an Frankfurt erwacht in mir! Guido! Wie ist es möglich, daß wir uns nicht mehr kennen? Dein Haar ist an den Schläfen ergraut, aber deine Augen sind dieselben geblieben, ernst und klar — dein Gang ist sicher und deine Stimme ruhig. Ich aber bin alt geworden. Mir ist es, als müßte ich mich schämen deshalb und verbergen, verstecken — in einen Winkel, und dabei sitze ich vor dir, fünf Schritte entfernt — — gelähmt — gebannt und stumm, verurteilt, auszuharren.

Unwillkürlich war sein Blick nach der Seite geglitten. Dort saß, fünf Stühle von mir entfernt, eine magere hellblonde, hochmütige blasse Frau, die Geborene von Oertzen. Sie lehnte zurück in ihrem Stuhl, eine Falte zwischen den hellgrauen Augen. Das sommersprossenübersäte Gesicht blutleer. Zähe, mutig, ehrgeizig, trainiert und nüchtern. Ein Typ, den man in der norddeutschen Aristokratie öfters findet.

Guido! Guido, du mit deinem Schönheitssinn, dem weichen Herzen! Du liebtest Kinder so sehr ... Du konntest so fröhlich lachen ... Wir haben oft zusammen gelacht — bloß weil wir glücklich waren, zusammenzusein, wer wird nun mit dir lachen? — Diese Frau ist klug, beherrscht und von glühendem Ehrgeiz für dich und sich beseelt, sie wird nicht rasten, bis du zu allen Ehren gekommen bist, die einem Manne von deinem Beruf werden können. Aber warm werden wird dir in ihrem Haus nicht. Und die Tränen sind mir plötzlich gekommen und haben mich schwach gefunden ...

Guido — ich konnte es nicht sein. Ich durfte dir dein Haus nicht wohnlich und warm machen, ich durfte dir keine Kinder schenken ... Guido — ich habe dich sehr geliebt.

Weshalb mußte es diese sein? Die Frau mit den grauen, nüchternen, kalten Augen ...

Und während ich unter den hellgekleideten, aufmerksam lauschenden Damen sitzend von Krieg und Entbehrungen, von Todesqualen und Soldatentod sprechen höre, steigt vor mir ein lichterfüllter Riesenpalast auf. Auf verregnetem Platz hält der Wagen, und mein Fuß zögert auf dem Trittbrett. Zwei grüngekleidete Grooms, ein Portier, der die Mütze in der Hand hält. „Komm, Anne — Liebling — komm.“ Die Halle ist festlich beleuchtet. Gläserne Türen, seidene Vorhänge,

Digitized by Google

weiche Teppiche — und mein Atem stockt — mein Herz klopft unruhig . . .

„Sei ruhig, Anne —"

Am runden Tisch der alte, welke Engländer, die Pfeife im Mund, in den „Standard" vertieft — so oft ich den „Standard" sehe, fällt mir alles wieder ein — und die Engländerin, die den Schleier über den Hut zurückgeschlagen hat — wie sie sich halb zurückwendend nach mir umsieht, wie ihr Blick mir folgt, während wir die teppichbelegte Treppe hinaufsteigen . . . Der Kellnerblick, als Guido unsre Namen schrieb: „Rentner Müller und Schwester". Wir haben nachher so darüber gelacht. Guido sah so wenig nach Rentner aus, und sein Taschentuch mit der Krone hat er bei der Abreise auf dem Tisch im Zimmer liegen lassen . . . Vor mir taucht der verregnete Bahnhofplatz auf. Aus der Halle tritt eilend eine große Frau im fliegenden schwarzen Radmantel. Wie sie über den Platz mit großen Schritten geht, flattern die Flügel des Mantels, wie das Unglück schreitet sie daher . . . Was mochte sie mit dem Schutzmann gewollt haben, der so rasch und willigst ihr folgte . . . ich habe später noch so oft daran gerätselt . . . Und was geht sie einen an, eine Fremde, die ein Leid — ein Unglück betroffen hat? — Was gehe ich fremde Leute an? Jeder trägt das Seine . . . es gibt viel Leid in der Welt, von dem wir nichts wissen.

Ich bin ein bescheidenes, zufriedenes altes Mädchen und höre mit Interesse den Vortrag vom südwestafrikanischen Krieg. Ich bin nie in Frankfurt gewesen, ich habe nie gewußt, was ein Weib erleben und erleiden kann.

*

Der Vortrag war zu Ende. Ein Stuhlrücken schreckte mich auf. „Steh auf, Anne," sagte Tante Milchen neben mir. Ich erhob mich — ich taumelte. Da sah ich Guido stehen, umdrängt von den älteren Herren. Und während Tante sich von Frau Hofmarschall a. D. verabschiedete und mit Frau Geheimrat a. D. von Felden eine Begrüßung begann — behielt ich ihn im Auge, wie er sprach, wie er lächelnd das Lob abwehrte und rot wurde wie ein Junge, als sie ihm die Hände schüttelten. Nun gingen die andern einer nach dem andern von ihm weg. Am Ausgang des Saales nahm „seine Frau" die anerkennenden Worte einiger Vorstandsmitglieder entgegen.

„Wirklich ein ausgezeichneter Vortrag. So frisch und klar!" Noch zwei standen bei ihm — jetzt einer noch. Dann ging auch der, und — mit raschen Schritten kam Guido auf mich zu.

Meine Hand hielt die seine fest, seine Augen sahen mich an und: „Wie komm — kommen Sie hierher? Das habe ich ja nicht geahnt! Leben Sie jetzt in Kassel?" sagte er erregt, und sein Blick fragte und forschte — er war sehr erschrocken. Vielleicht habe ich mich so verändert. Ich faßte mich rasch. Das „Sie" hatte mir die Haltung zurückgegeben.

Ich erklärte ihm kurz, wo ich sei.

„Und geht es Ihnen gut?" fragte er. Eine glühende Röte stieg ihm dabei in die Stirn.

„Mir geht es wie Ihnen — Guido," antwortete ich und sah ihn an. „Ich wünsche mir nur eines, nachdem ich Sie wiedergesehen habe, alles — alles — und dich zu vergessen. Leb wohl, Guido."

„Anne —"

„Aber Anne, willst du uns nicht auch deinem Bekannten vorstellen?" mischte sich Tante ein, und Onkel am Arm greifend, der wieder zurückweichen wollte, trat sie zwischen mich und Guido.

Ich stellte ihn vor.

Nun kam das Uebliche.

„Nein, was haben Sie uns einen schönen Vortrag gehalten!" sagte Tante. „Wir wußten ja gar nicht, daß Anne Sie kennt! Bleiben Sie jetzt in Deutschland? Ja? Ach, da ist es doch besser wie drüben in Afrika! Das müssen ja schreckliche Zustände sein, und die Gefahr mit den Wilden, und der Wassermangel. — Nicht wahr, Sie sind junger Ehemann? Darf man gratulieren?"

„Danke — gnädigste Frau."

„Und drüben kennen gelernt? Nein, wie interessant! Jetzt gehen Sie wohl nicht mehr hinüber?"

„Jawohl, meine gnädigste Frau. Mein Urlaub reicht nur bis Ende des Monats."

„Und Ihre junge Frau?"

„Die geht mit hinüber. Sie kennt die Verhältnisse dort!"

„Nein, wie entsetzlich!" rief Tante. „Wenn Sie aber dann drüben fallen?"

Guido zuckte die Achseln. „Ihr Herr Gemahl ist ja auch siebzig mitgewesen."

Onkel nickt. Das Gespräch ist ihm peinlich.

„Ja, da war er aber auch nicht verlobt. Bei einem Landkrieg müssen ja alle mit. Aber so was, was doch nicht nötig ist. Lassen Sie doch andre nach Afrika gehen!"

„Wenn wir alle so dächten, liebes Milchen!" meinte Onkel, er machte ihr „Augen", sie solle die Unterhaltung beenden, der Saal ist beinahe leer, der Mann will das Gas ausdrehen.

Aber Tante ist ganz aufgeregt, daß der Mann des Tages ein Bekannter von mir ist. Sie entschließt sich sogar zu einer Einladung. „Wenn Sie morgen noch hier sind, trinken Sie doch mit Ihrer Frau Gemahlin ein Täßchen Kaffee bei uns. Das wäre doch reizend. Sie könnten uns dann noch recht viel von Afrika erzählen."

Aber Guido bedauert. Er muß heute nacht schon mit dem Zwölf-Uhr-Zug nach Berlin.

Es tut ihm in der Tat sehr leid. Er versichert es Tante und küßt ihr die Hand. Ich

Digitized by Google

Photogravüren-Verlag von Raphael Tuck & Sons, Ltd., London

Die Vertrauten
Nach einem Gemälde von A. C. Cooke

Digitized by Google

bin zur Seite getreten. Eine Quälerei für uns beide.

Dann sieht er mich noch einmal an — ein zitternder Händedruck — ein Blick. Ein stummer, hilfloser Blick, der mich bittet: verzeih —

An der Tür habe ich noch einmal die Frau gesehen. Ihr Blick streifte mich, unsre Augen tauchten ineinander . . . sie wartete auf ihn — vor allen Menschen seine Frau! . . . Ich ging rasch hinaus.

Wie ein solcher Abend an allen Erinnerungen rüttelt! In meiner Mansarde liege ich — noch in den Kleidern — den Kopf in die kalten Kissen gedrückt — der Regen rauscht auf das Dach — die Tropfen rinnen an dem Glas herab — —

Guido! — Guido! Ich hatte dich lieb. Mein Herz ist zerrissen, meine Gedanken wund.

Ich weine mein Herz zur Ruhe. Es muß einmal zu Ende sein, Begehren, Sehnen und Leid. — Aber die Erinnerung kann uns das Leben nicht nehmen. An der halte ich fest. Und wenn es still um mich her ist des Abends und ich bin alleine mit meinem Herzen im einsamen Zimmer, dann lasse ich die Sonnentage vor mich treten, die Tage, an denen ich reich war. An die Kinder denke ich, die ich geliebt habe, an vergangene Regentage in einer sommerstillen, verschlafenen Stadt, an einen Tag, der mein glücklichster war.

*

Ich habe Tante das Versprechen gegeben, bei ihr und Onkel zu bleiben bis an ihr Ende. Wenn sie nicht mehr sind, ist mir ein kleines Vermächtnis sicher, von welchem ich ein bescheidenes, stilles Dasein führen kann.

So will ich denn das, was ich Menschen noch sein kann, gern und ganz sein.

Viel ist es nicht, aber es ist doch immerhin etwas. — Einmal werden auch die Wünsche still werden. Vielleicht ist es das, was Ruhe bringt: du bist geliebt worden —!

Es gibt Menschen, die noch ärmer sind als ich. Was nun noch kommt, wird des Erzählens nicht mehr wert sein. Mein Leben ist beschlossen. Es ist zu Ende wie dieses Buch.

Engadin

Von

Martin Lang

Kletterfrohe Wanderlaune,
Heute lob' ich deinen Flug,
Der mich in die knospenbraune
Alpenrosenwildnis trug.
Ueber goldbesonnte Hänge
Schaukelt purpurnes Gedränge.

Pflückend tauchen meine Hände
In das lockende Gewühl,
Rosen, Rosen! und kein Ende,
Denn der Blüten sind zu viel —
Laßt mich jede süße Tugend
Kränzen, jede blonde Jugend!

Meine Sehnsucht, kein Genügen
Fandst du je und keinen Bann,
Die mit königlichen Flügen
Ihren Jugendtag begann.
Nimmer dein Gelüsten zügle!
In die kühnsten Fernen flügle!

Riesenberge seh' ich blauen
Fremd und rein in klarer Luft,
Wolkenhoch herniederschauen
Aus der Höhe heil'gem Duft.
Berge, Märchenwunderberge,
Hütet meiner Träume Särge!

Schlummernd ruht ihr, duftumkleidet,
Wo der schwindellose Tod
Seine Lieblingsgemsen weidet
Hirteumild im Abendrot,
Meine Träume . . . Ruht in Frieden
Höhenselig, hauchgemieden.

Jugendliebe, zart erglühte,
Heimlich zittert meine Brust —
Deine Tänze, Frühverblühte,
Trug die götterleichte Lust.
Zärtlich aus der Morgenröte
Grüßt mich deine Zauberflöte.

Da — in wonniger Verträumnis
Schlägt der See sein Auge auf,
Wie ein feuriges Geheimnis
Funkelt es zu mir herauf.
In der goldnen Mittaghelle
Wiege dich, lebend'ge Welle!

Aber mächtig durch die Arven
Sause, heller Bergwind du!
Sonnetrunken rauscht dein Harfen —
Träumend schwankt die Wimper zu,
Wie ein Falter sein Gefieder
Spielen läßt im Auf und Nieder.

Digitized by Google

Eisenlohr & Weigle — Landhaus in Degerloch bei Stuttgart

Das Landhaus

Von

Karl Scheffler (Friedenau)

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Es war in den letzten Jahren oft von der Erscheinung die Rede, daß unsre Zeit bis jetzt eine charaktervolle Profanbaukunst und speziell eine eigenartige moderne Landhausarchitektur nicht hervorzubringen vermocht hat. Auch von den Gründen dafür, daß einfache Maurer- und Zimmermeister unsern Großeltern bessere Eigenhäuser gebaut haben, als es nun akademisch gebildete Künstler mit stolzen Titeln können, ist gesprochen worden, und es ist dabei nicht vergessen worden, daß vereinzelte Künstler, die aus der Malerei und dem Kunstgewerbe kommen, neuerdings wieder Fühlung mit dem lebendigen Bedürfnis suchen und bereits schöne Erfolge aufzuweisen haben. Aber gar zu selten ist bei alledem von dem Anteil des Bewohners die Rede, um dessen eigenste Angelegenheit es sich doch handelt. Immer wird die Frage als Kunstproblem behandelt, wo sie doch in Wahrheit mit ästhetischer Formulierung nur ganz mittelbar zu tun hat. Eine Betrachtung der wesentlichen Faktoren, die beim Bau eines Eigenhauses zu berücksichtigen sind, wird zeigen, wie weit man auch in diesen Aufgaben, deren Wirkung auf das Ganze der Kultur letzten Endes freilich nicht leicht überschätzt werden kann, mit gesunder Vernunft, nüchternem Fachsinn und ehrlichem Geschmack kommt; wie sehr das rein Künstlerische, hier wie überall, der Mitarbeit, ja der Vorarbeit des Laien bedarf.

•

Bevor irgend etwas getan werden kann, muß das Grundstück erworben sein. Der Plan des Hauses kann nicht detailliert werden, bevor der Bauplatz bekannt ist. Denn es kann sich beim modernen Landhaus niemals um ein modernes Schema handeln, im Gegensatz zu dem heute noch geltenden konventionellen Villenschema, sondern immer nur um die Aufgabe, von den gegebenen Wirklichkeiten ohne Vorurteil auszugehen. Zuerst wird zu entscheiden sein, ob das Haus in der Horizontalen breit gelagert oder ob es in der Senkrechten gegliedert werden soll. Die Höhenentwicklung wird in den selteneren Fällen nötig sein, wo der Bauplatz tief liegt und eine schöne Aussicht trotzdem genossen werden soll. Wo es irgend angeht, wird aber die viel behaglichere Horizontalentwicklung gewählt werden können. Das viele Treppauf und Treppab macht jedes Haus ungemütlich. Heute ist das Höhenprinzip ja trotzdem ganz allgemein, ohne daß zwingende Gründe vorlägen; schuld daran ist die gedankenlose Uebertragung der Mietshausbedingungen auf das Landhaus, der wir überall in der „Villa“ begegnen. Die Horizontalentwicklung ist freilich etwas kostspieliger, aber sie bietet so viele Vorteile indirekter Art, daß sie, alles in allem, doch als ökonomischer bezeichnet werden darf. In der idealen Weise freilich, wie die Engländer es tun, ist dieses Prinzip bei uns vorläufig noch nicht durchzuführen, weil die Baupolizei mit sehr törichten, geradezu gesundheitsschädlichen Bestimmungen hemmend eingreift.

Zum zweiten ist die Lage des Hauses innerhalb des Grundstücks zu bestimmen. Dabei muß die Zwangsvorstellung aufgegeben werden, als wäre es auf jeden Fall nötig, die Front des Hauses mit

Digitized by Google

W. A. Harvey, Birmingham Haus in Bourneville
(Aus Muthesius, Landhaus und Garten. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München)

der Straße parallel laufen zu lassen. Dieses Bauen für den Passanten, für die Repräsentation ist unwürdig. Im allgemeinen wird die nordwestliche Ecke des Grundstückes die beste Lage verbürgen, weil dort die Besonnungsverhältnisse für die Haupträume am günstigsten sind. Schlafzimmer und Kinderzimmer sollten stets Südlage haben; für Wohnzimmer und auch Arbeitszimmer — dieses kann, des stetigen Lichtes wegen, ein Fenster nach Norden haben — ist die Ostlage zu empfehlen. Küche, Wirtschaftsräume, Korridore, Treppenhaus, Vorräume, Badezimmer und auch das wenig benutzte Eßzimmer liegen am günstigsten gegen Norden. Diese Disposition bringt es in den meisten Fällen schon mit sich, daß von der Frontlage gegen die Straße abgesehen werden muß. Der ästhetische Eindruck leidet keineswegs darunter. Die Engländer disponieren mit Vorliebe so, daß die Wirtschaftsräume, Stallungen und die wenig benutzten Zimmer an der Straße liegen und daß sich die Hauptwohnräume weit gegen den Garten öffnen; eben durch diese Betonung eines Willens, durch diese Tendenz zur Isolierung geben sie ihren Landhäusern den vorbildlichen Charakter. Es ist besser, die Zugänge zum Haus schwierig zu gestalten, als daß man wichtige Zimmer, wie es bei uns, einer törichten Repräsentation zuliebe, so oft geschieht, nach Norden legt und sie damit ungesund macht. Unter allen Umständen läßt sich das Prinzip freilich nicht durchführen. Denn eine schöne Aussicht nach Norden wird man sich ungern aus hygienischen Rücksichten verbauen. In solchen Fällen ist aber fast immer ein Kompromiß möglich. Man kann ein besonderes Fenster nach Norden anlegen oder durch Erkerbildungen zwei Himmelsrichtungen zugleich dem Auge öffnen.

Ueber die Zimmerzahl, ihre Art, Lage und Größe muß man sich durchaus klar sein. In dieser Hinsicht erlebt der Bauherr meistens die unangenehmsten Ueberraschungen, weil er sich vorher von den Grundrißzeichnungen kein klares Bild machen kann. Wenn der Architekt mit den säuberlichen Rissen zu ihm kommt, findet er alles wunderschön, wenn er aber das fertige Haus betritt, kann er seine Enttäuschung kaum verbergen. Vor allem ist es die krankhafte Sucht zu repräsentieren, die zu den ärgsten Verirrungen Anlaß wird. Für eine kleine Bausumme will der Besitzer meistens alles mögliche haben: Salon, Damen-, Herren-, Wohn- und Eßzimmer und so weiter. Die meisten Räume werden dann nur wenige Stunden im Monat benutzt, und die Gebrauchsräume sind dadurch beengt. Da die Bausumme respektiert werden soll, erhält der Anspruchsvolle enge Löcher statt vernünftiger Zimmer. Ein wohnlicher Raum muß eine gewisse Größe haben. Fünf und sechs Meter sollte das kleinste Maß sein. Die Schwierigkeiten sind in den meisten Fällen zu lösen, wenn der Besitzer sich sagt, daß er ein bequemes Landhaus für sich und seine Familie und nicht für den sonntäglichen Besuch haben will, wenn er aus zwei oder drei Repräsentationsräumchen ein großes Wohnzimmer macht, worin dem Körper Bewegung möglich und dem Blick Spielraum gewährt ist. Ferner ist die aus den städtischen Mietswohnungen übernommene Gewohnheit höchst verwerflich, die Wirtschaftsräume aus Rücksicht auf die Repräsentationszimmer aufs äußerste zu beschränken. Darin liegt geradezu etwas Unreinliches, ja Unsittliches. Die Gewohnheit, die Stadthausanlage ins Landhaus zu übertragen, hat auch dazu geführt, den Keller beizubehalten und darin Küche, Mädchenzimmer und dergleichen unterzubringen, wo doch Platz genug in der Horizontalen ist. Der Erfolg ist, daß das

Digitized by Google

Treppenhaus fast immer von den Keller- und Küchendünsten erfüllt ist und daß es ein ewiges Rennen über die Treppen gibt. Zur Behaglichkeit des Landhauses gehört die große, helle und saubere Küche — am besten mit dem Fenster gegen Norden, da Süd- oder Westlage leicht eine zu starke Erhitzung herbeiführt —, das gesunde, geräumige Mädchenzimmer, die wohlangelegte Speisekammer und genügend Nebenräume zum Reinigen, Putzen, Aufbewahren von Geräten und so weiter. Das alles ist am besten in einem dem Hauptgebäude angegliederten niedrigen Nebenbau unterzubringen.

Die Hauptwohnräume werden in einer Kolonie, einem Vorort oder überall, wo eine freie Rundsicht nicht möglich ist, am günstigsten zu ebener Erde anzuordnen und intim mit dem Garten in Verbindung zu bringen sein. Die bei uns beliebte, ein paar Meter hohe Freitreppe ist dagegen nur geeignet, Haus und Garten unbehaglich zu trennen. Wie viel besser haben es unsre Großeltern noch verstanden, beides zu einer geschlossenen Einheit zu machen; ja wie gut versteht es der Bauer in manchen Gegenden noch heute. Das jetzt herrschende Prinzip des Vor- und Hintergartens — wieder eine Reminiszenz vom Stadthaus! — ist für das Landhaus ganz unsinnig. Das Gegebene ist eine Angliederung des Blumengartens unmittelbar ans Haus und eine Gestaltung dieses Gartens nach denselben vernünftigen Prinzipien, wie sie im Hause herrschen sollen. Die Hauptöffnung des Hauses wird also die Tür gegen den Garten sein. Wenn es daneben noch eine Haustür gibt, so ist allen verständigen Bedürfnissen genuggetan. Eine Notwendigkeit für die drei bis vier zum Teil unbenutzbaren Eingänge, wie wir sie an unsern „Villen" finden, ist nicht ersichtlich.

Alle diese Forderungen sind gewiß rein praktischer Natur. Sucht der Architekt sie nun aber phrasenlos einzukleiden, so entsteht schon von selbst eine deutliche Gliederung, und der Effekt ist ein ästhetischer. Es ergeben sich aus der bewußten Gesamtdisposition, aus der Anlage nach Himmelsrichtung und Zimmercharakter, aus der sichtbaren Anordnung der Wirtschaftsräume und dem Verhältnis von Haus und Garten Gruppierungen, die zu architektonischen Motiven werden, um so mehr, je konsequenter der Architekt im Verein mit dem Bauherrn die Aufgabe weiter verfolgt. Voraussetzung bei dieser Art der Zusammenarbeit ist freilich stets, daß es sich um ein Eigenhaus handelt, das heißt: um einen Landsitz, den eine Familie für ihre besonderen Bedürfnisse beansprucht. Soll ein Haus so angelegt werden, daß es leicht wieder verkauft werden kann, ist es also mehr oder weniger Spekulationsobjekt, oder wird es gar von einer Unternehmergesellschaft auf Vorrat gebaut, so ist alles Gesagte hinfällig. Unter solchen Bedingungen kann von der Entwicklung einer spezifischen Landhausarchitektur überhaupt nicht gesprochen werden. Zu ästhetischen Ergebnissen wird der Architekt nur kommen, wenn er konsequent von innen nach außen baut; und um das zu ermöglichen, muß der Grundriß zuerst ein Organismus sein, etwas aus Zwecken und lebendigen Bedürfnissen logisch Gewordenes.

W. E. und F. S. Stone — Gartenseite eines Landhauses in Princeton

(Aus Muthesius, Landhaus und Garten. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München)

Digitized by Google

C. F. A. Voysey, London — Landhaus Moor Crag, Windermere

(Aus Haenel und Tscharmann, Das Einzelwohnhaus der Neuzeit. J. J. Weber, Leipzig)

Digitized by Google

Wilson Eyre, Philadelphia
Wohnzimmer des Landhauses Wyeth in Rosemont
(Aus Muthesius, Landhaus und Garten. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München)

Im weiteren wird die üble moderne Gewohnheit zu vermeiden sein, das Material des Hauses auf den repräsentativen Zweck hin zu wählen. Das Nächstliegende ist immer das Beste. Es besteht ein seltsam enger Zusammenhang zwischen den Stimmungen der Landschaft und der Farbigkeit des Hauses, das mit dem Material gebaut ist, wie man es in derselben Gegend findet. In Gebirgsgegenden scheint zum Beispiel das Haustein das allem Gegebene, im Spreewald mag man nur Holzhäuser sehen, der märkischen Landschaft scheint der Ziegelstein, der Putzbau natürlich. Nichts führt zu ärgeren Geschmacklosigkeiten, als der Wunsch des Bauherrn, sein Heim müsse sich von dem des Nachbarn recht auffällig unterscheiden. Es sollte sich nur in der Güte, in der intimen Durchführung davon unterscheiden, nicht aber in Aeußerlichkeiten. Gerade die Uniformität, die Benutzung derselben, der natürlich gegebenen Mittel durch eine Gesamtheit schafft das, was spätere Zeiten dann Stil nennen. Mit den einfachsten Mitteln: Putzwänden, Fachwerk und Ziegeldach, sind die feinsten Wirkungen zu erzielen, wenn diese Mittel ihrer Art gemäß feinsinnig angewandt werden. Es handelt sich ja niemals in Profanbauten dieser Art um hohe Kunst. Die Sachlichkeit, wirkungsvoll unterstützt durch geschulten Geschmack, schafft der ästhetischen Reize genug. Wird die Farbe noch geschickt angewandt, so ergibt sich nun durch die natürliche Gruppierung der Massen, durch die belebenden Motive der Balkone, Erker und so weiter, durch die rein praktischen Mittel ein Gesamtbild, das durch Ornamente oder Kunstformen nicht verbessert werden kann. Die Vornehmheit des Einfachen sollte endlich begriffen werden, das Beschämende einer Aesthetik, die den Dekorationsmaler, den Stukkateur braucht, die mit Türmchen, Balustraden, Ornamenten, Säulen und allen möglichen historischen Kunstpetrefakten operiert, um ihr Recht nur beweisen zu können.

Eines der natürlich gegebenen Bauglieder, das zum Schmuckträger wird, ist das Fenster. Doch darf es nicht von vornherein als Dekorationsmotiv betrachtet werden, wie es heute, wo symmetrisch angeordnete Palastfenster das Primäre sind, wonach der Grundriß sich zu richten hat, so oft geschieht. Gerade wenn das Fenster sich aus inneren Bedürfnissen ergibt, wird es die stärkste Wirkung in der Fassade tun, weil es in diesem Fall Zeugnis von einer lebendigen Notwendigkeit des Wohnens ablegt. Die kräftigsten Ausdrücke des Unwillens sind angebracht, wenn man das Thema vom Fenster, wie es heute verstanden wird, behandelt. Zimmer mit gutem Licht kennen wir kaum noch. Zwei, drei große Fenster, womöglich in verschiedenen Wänden und dort, wo gerade Platz ist, angebracht (sehr oft sogar unter einem gedeckten, das Zimmer verdunkelnden Balkon!), sind das Uebliche. Diese Fenster reichen tief auf den Fußboden und werden obendrein in der Höhe von schweren Stoffgardinen verhüllt, so daß das Licht eigentlich nirgend direkt hinfällt als auf ein Stück Fußboden, von wo es kalt reflektiert. In der Regel ist ein großes, so hoch wie möglich angebrachtes Fenster das Günstigste für die Beleuchtung des Zimmers. Die Fensterbank sollte nie tiefer als 1,20 bis 1,50 Meter gelegt werden. Man wird erstaunen, welchen Reichtum von wohlbeleuchteten Bildern eine hoch angebrachte,

Digitized by Google

von Gardinen nicht verhüllte Lichtquelle im Raume schafft. Diese Anlage hat obendrein den Vorteil, genügend Wandflächen freizulassen. Der ewige Jammer in unsern Landhäusern wie in den Mietswohnungen ist der Mangel an Wandflächen; es fehlt an Platz für die notwendigsten Möbel, weil alle Wände von Fenstern und Türen durchbrochen sind. Das Prinzip, einen Raum mit jedem andern zu verbinden, führt dahin, daß jedes Zimmer im Durchschnitt drei Türen hat. Rechnet man die Fenster und den Ofen hinzu, so bleibt nirgend eine ungebrochene Wand. Die behaglichen Möbelarrangements in den Ecken, von wo man den ganzen Raum

Albert Eitel — Haus Gerok in Ludwigsburg

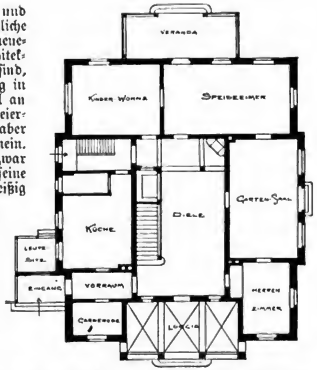
übersehen kann, sind längst unmöglich geworden. Jedes Zimmer wird zum Korridor. Im Landhause ist die beste Gelegenheit, mit diesem übeln Brauch aufzuräumen. An Stelle des Ofens wird neuerdings meistens die wenig Raum beanspruchende Zentralheizung gesetzt. Vermindert man die Türen auf höchstens zwei, legt sie möglichst weit vom Fenster fort und gibt ihnen vernünftige Maße — denn wozu sind die doppelflügeligen, gesimsbekrönten Repräsentationstüren nötig! —, so sind schon bedeutende Wandflächen gewonnen. Eine Platzersparnis ist ferner möglich, wenn gewisse Schränke und Gelasse von vornherein vorgesehen und in die Wände eingebaut werden. Ueberhaupt sollte das Möbelarrangement schon beim Entwurf des Grundrisses berücksichtigt und festgelegt werden. Denn jedes Zimmer soll ein Organismus sein, etwas Lebendiges, das nicht anders gedacht werden kann, als es ist; ein jedes hat seinen Knotenpunkt von wo das Leben ausstrahlt.

Alles einzelne ist demselben vernünftigen Sachsinn unterworfen, der das Ganze bildet. Das Uebermaß von Dekoration, das die „Villa“ charakterisiert, ist ein parvenühafter Unsinn. Im Landhaus sind die hohen Zimmer der Etagenwohnungen nicht angebracht, weil die Luft hier viel leichter erneuert werden kann, und darum sind auch die Deckenmalereien — eine Usurpation des Palaststils — wirkungslos. Ebenso können die Stuckverzierungen und Gesimse, alle die plastischen Formen, die aus der hohen Monumentalkunst stammen und urteilslos übernommen worden sind, fehlen. Wenn man mit glatt gedeckten und gewölbten Decken abwechselt, so ist für das Kontrastbedürfnis und für die Charakterisierung der Räume genügend gesorgt. Immer ist zu bedenken, daß der Schmuck nicht willkürlich in das bürgerliche Landhaus hineingetragen werden darf, sondern daß er sich organisch ergeben muß. In der Regel werden die natürlichen Gliederungen der Räume, die Formen verständiger Möbel und endlich die Farbe, wofür Tapete und Teppich die gegebenen Träger sind, Schmucks genug sein.

Bei jeder Einzelheit wie beim Ganzen ist zu beachten, daß es sich nie um einen vorgefaßten Stilgedanken handeln kann, heiße er wie er wolle. Nachdem einige Nutzkünstler im letzten Jahrzehnt die Fühlung mit dem Publikum gesucht und zum

Digitized by Google

Teil gefunden haben, und nachdem schon erfreuliche Anläufe zu einer Erneuerung der Landhausarchitektur gemacht worden sind, schwenkt diese Bewegung in letzter Zeit, aus Mangel an Kritik, in einen biedermeierlichen, artistisch feinen, aber gezierten Interieurstil hinein. Dieser Stil ist ein zwar künstlerischerer als alle seine Vorgänger der letzten dreißig Jahre, aber er ist nicht hoffnungsvoller, wenn es ihm nicht gelingt, zur gefunden Sachlichkeitsidee zurückzukehren. Worauf es vorerst ankommt, ist, daß der moderne Mensch sich ein Heim schaffe, wie es seiner Natur, seinem Charakter, seinen Bedürfnissen und seinen Lebensformen gemäß ist. Der „Stil" wird sich erst spät aus vielen Versuchen ergeben, und er wird um so natürlicher und stärker sein, je weniger davon gesprochen wird. Die nächste Aufgabe ist die Negation des jetzt noch breit herrschenden Unsinns. Diese Verneinung kann gründlich aber nur gelingen, wenn der Geist der Sachlichkeit, der Wille zum Eignen sie leitet. Nicht Kunst soll gemacht werden — das überlassen wir unsern Künstlern —, sondern eine Grundlage geschaffen werden, worauf der Laie dem Künstler überhaupt erst begegnen kann. Wenn der verständige Landhausbewohner von der Fassade allen indischen Schmuck, alle Sprüchlein und Allegorien entfernt, wenn er die Gebüsche, aus zementierten Teiche, tönernen Hirsche und Wichtelmännchen, Eremitagen an der Straße, Felsenabhänge und Koniferenanpflanzungen, die Neunummierbeete und Stuckgöttinnen aus dem Garten verbannt, so gehört dazu kein Kunstsinn, sondern nur Anstandsgefühl und Selbstbewußtsein. Und wenn der Laie ferner Grundsätze wie die hier skizzierten walten läßt,



Grundriß des unten abgebildeten Landhauses

Fritz Schumacher — Landhaus Iken bei Bremen

(Aus Heyck, Moderne Kultur Bd. I: Die Häuslichkeit. Teutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart)

Digitized by Google

selbst seinen Grundriß zeichnen hilft und sich bemüht, Garten und Haus zu einer Einheit, das Ganze aber zu einem Ausdruck seines modernen bürgerlichen Wesens zu machen, indem er aufnimmt, was ihm gemäß ist, und ablehnt, was ihm als Phrase gelten muß, so ist das wiederum kein Eingriff ins Gebiet des Künstlers, sondern nur Betätigung eines selbstbewußten männlichen Triebes, die Handlung eines der Reinlichkeit bedürftigen Charakters.

Alfred Messel Landhaus Maxim. Harden im Grunewald
(Aus Heyck. Moderne Kultur Bd. I. Teutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart)

Eine solche Kultur des Wohnens ist für den Künstler, den Architekten erst Voraussetzung erfolgreichen Schaffens. Die Engländer haben eine Landhausarchitektur, die auf uns wie feine Kunst wirkt, weil es drüben gefestete nationale Lebensformen, einen allgemeinen, allem Phrasenhaften abholden, sich selbst beschränkenden Willen gibt. Jeder Wille prägt sich Formen, und immer übt solche geprägte Form ästhetischen Reiz aus. Das Schöne entsteht nur aus lebendigen Notwendigkeiten. Ein Architekt mag sich an der Hand von hundert Reproduktionen nach alten Meisterwerken quälen, einem schlechten Gebäude ein schönes Dach aufzusetzen; es wird ihm immer mißglücken, wird immer ein Aufstülpen bleiben. Wo aber ein lebendig gegliederter Grundriß vorhanden ist, wird sich eine Dachlösung, die wie von der Kunst berechnet erscheint, von selbst ergeben. Und der Künstler mag genau die Maße eines schönen Renaissancefensters verwenden und auf das meisterhafteste genau kopieren; seine Arbeit wird tot wirken gegenüber der einfachsten, ganz unkünstlerischen Fensteröffnung, die in den richtigen Verhältnissen am rechten, das heißt am notwendigen Platz sitzt.

Alles in allem: der Bau eines Landhauses geht ebensoviel den Bewohner an als den Architekten. Wer sich ein Heim fix und fertig beim Unternehmer bestellt, als handle es sich um einen Posten Unterwäsche, der darf sich nicht wundern, wenn er unbehaglich wohnt und eine Allerweltsphrase an Stelle des Persönlichen erhält. Bevor der Bauherr nur zum Architekten geht, muß er sich über die wichtigsten Punkte schon vollständig klar sein und einen festen Plan haben. Um das zu können, ist es freilich Vorbedingung, daß er mit sich selbst im reinen ist, daß er Wert und Unwert des Totkonventionellen zu erkennen vermag und Selbstbewußtsein genug besitzt, um die Zumutung abzulehnen, er solle in einer italienischen Villa, einem Schweizerhaus oder in einem Gebäude im „Jugendstil" wohnen. Es muß ihm natürlich sein, daß er selbst und die seiner Art genau so viel Recht haben wie die Menschen der Vergangenheit, deren Wohnstätten so lebendig noch heute zu uns sprechen. Eine Kultur können wir nur haben und selbst Geschichte machen, wenn wir tun, was alle starken Zeiten, jedes tüchtige Geschlecht getan haben: wenn wir die eigne Art rücksichtslos, aber charaktervoll betonen.*)

*) Die beigegebenen Illustrationen sollen das Gesagte in den Hauptpunkten exemplifizieren. Einzelne Mängel oder Sonderlichkeiten dieser ersten tüchtigen Versuche zu einer Verbesserung sollen damit nicht gutgeheißen werden. Zu einer Kritik der Beispiele war für dieses Mal nicht Raum.

Digitized by Google

Bernhard Pankok — Haus Lange in Tübingen

Bernhard Pankok — Speisezimmer in dem Haus Lange in Tübingen

Digitized by Google

Die Rechte der Frau im Haushalt und in der Familie

Von

Dr. jur. **Ernst Grüttefien**

Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder, und herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und reget ohn' Ende die fleißigen Hände, und mehret den Gewinn mit ordnendem Sinn." Dieses Bild der Hausfrau, das unser großer Nationaldichter in dem unsterblichen „Lied von der Glocke" geschaffen, hat auch den Schöpfern unsers deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches vorgeschwebt, als sie der Ehefrau das Recht der Schlüsselgewalt verliehen. Es ist dies eines der schönsten und wichtigsten Rechte der Frau und bekundet ein großes Vertrauen, das der Gesetzgeber der deutschen Frau entgegengebracht hat. Das Schicksal der Familie und des häuslichen Herdes ist damit in ihre Hand gelegt. Eine schwere Verantwortung ruht auf ihr. Sie kann, wie der Dichter sagt, „den Gewinn mit ordnendem Sinn mehren, wenn sie die fleißigen Hände reget ohn' Ende". Aber sie kann auch, wenn sie ihre Pflichten vernachlässigt, den Wohlstand des Hauses untergraben und das Familienglück vernichten.

Doch was versteht man nun unter der Schlüsselgewalt der Ehefrau? Sie beschränkt sich nicht auf das Recht der Frau, den Haushalt zu führen und zu diesem Zweck das ihr vom Manne gegebene Haushaltungsgeld zu verbrauchen. Die Frau hat vielmehr darüber hinaus auch das Recht, auf den Namen des Mannes Kredit in Anspruch zu nehmen, mit andern Worten Schulden zu machen. Wohlverstanden nur innerhalb des Rahmens der Schlüsselgewalt, aber dieser Rahmen ist sehr weit und dehnbar. Der § 1357 des Bürgerlichen Gesetzbuches besagt:

> „Die Frau ist berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, wenn nicht aus den Umständen sich ein andres ergibt."

Die Rechtsgeschäfte, die hier hauptsächlich in Betracht kommen, sind Einkäufe von Hausbedürfnissen, Aufträge an Schneider und Schuster, Vergebung der Wäsche zur Waschanstalt, Annahme von Dienstboten und so weiter. Eigentlich sind das alles Geschäfte des Mannes, aber die Frau kann sie für ihn besorgen, und zwar nicht nur, wenn der Mann ihr dazu einen ausdrücklichen Auftrag gibt, sondern kraft eignen Rechts, das heißt kraft Gesetzes. Sie ist in diesen Dingen gewissermaßen der gesetzliche „Vertreter" des Mannes, wie zum Beispiel der Vormund der gesetzliche Vertreter des Mündels ist. Ebensowenig, wie der Vormund den Mündel um Erlaubnis zu fragen hat, ob er dieses oder jenes Rechtsgeschäft für ihn abschließen soll, ebensowenig braucht die Ehefrau den Mann um Erlaubnis zu fragen, ob sie innerhalb ihrer Schlüsselgewalt für ihn Rechtsgeschäfte abschließen soll. Tut sie es, so gelten diese Geschäfte ohne weiteres als im Namen des Mannes abgeschlossen, das heißt der Mann muß sie nicht nur anerkennen, sondern auch bezahlen. Die Frau haftet für die Bezahlung überhaupt nicht. Solche Schulden sind lediglich Schulden des Mannes. Die einzige Voraussetzung ist, daß die Rechtsgeschäfte in den häuslichen Wirkungskreis der Frau, also in den Rahmen ihrer Schlüsselgewalt fielen.

Wie weit reicht nun aber diese Schlüsselgewalt? Darüber gibt das Gesetz keine genauen Bestimmungen. Die Entscheidung ist im Streitfalle ganz dem auslegenden Ermessen des Richters überlassen. Professor Heinrich Dernburg schreibt darüber in seinem „Deutschen Familienrecht": „Hinsichtlich des Umfanges der Schlüsselgewalt der Frau ist maßgebend, wie weit nach den allgemeinen, im Publikum bestehenden Vorstellungen der häusliche Wirkungskreis der Frau ging. Der Stand des Ehemannes, die Vermögensverhältnisse desselben, wie sie durch das Auftreten der Ehegatten im Leben erscheinen, sind entscheidend, wenn sie auch dem wirklichen Zustand nicht entsprechen." — Ganz in demselben Sinne hat das Reichsgericht in einer wichtigen Entscheidung vom 31. Mai 1905 (Band 61 Seite 78 ff.) ausgeführt: „Nur der tatsächliche Zuschnitt des Hauswesens und die damit zusammenhängende äußere Lebensführung der Ehegatten, nicht aber eine Lebenshaltung, wie sie in Rücksicht auf das Einkommen des Mannes beschaffen sein müßte, kennzeichnen nach Inhalt und Umfang den häuslichen Wirkungskreis der Frau und damit gleichzeitig die Grenzen ihrer Vertretungsmacht. Selbst dann, wenn der Mann gar kein Einkommen hätte, würde die Schlüsselgewalt der Frau nicht aufhören. Ebensowenig würde sie sich bei schwankenden Einnahmen des Mannes bald vermindern, bald vermehren. Immer vorausgesetzt, daß der äußere Zuschnitt des Haushaltes derselbe bleibt." Im vorliegenden Falle hatte die Ehefrau von einer Firma im Laufe einiger Jahre für 19083 Mark Kleidungsstücke, Stoffe

Digitized by Google

und Putzwaren bezogen, aber nur 10300 Mark bezahlt. Die Firma verklagte den Ehemann auf den Rest von 8733 Mark. Dieser — die Ehe wurde später geschieden — bestritt, daß derartige Anschaffungen seiner Frau noch in den Rahmen der Schlüsselgewalt fielen, und verweigerte die Zahlung, zumal seine Ehefrau noch von mehreren andern Geschäften Kleider bezogen und er anderweitig große Summen bezahlt habe. Das Kammergericht jedoch wie das Reichsgericht haben den Mann schlankweg verurteilt. In einem andern Falle hielt das Reichsgericht bei einem Kammerherrn, der eine Standesherrschaft von fünf Gütern hatte und neben seinem Haushalt auf dem Schlosse S. in Pommern einen zweiten besonderen Haushalt in Berlin unterhielt, den Aufwand seiner Frau für Kleidungsstücke und Putzsachen in Höhe von 4000 Mark jährlich für angemessen und verurteilte den Kammerherrn zur Zahlung.

Durch derartige Urteile wird der Geschäftswelt, die Ehefrauen kreditiert, ein weitgehender Schutz zuteil. Immerhin bleibt auch der Geschäftswelt im eignen Interesse eine Prüfungspflicht nicht erspart. Der Geschäftsmann, der einer Ehefrau Kredit gewähren will, muß sich gewissenhaft prüfen, ob nach den äußeren Lebensverhältnissen der Ehegatten die gemachten Anschaffungen angemessen sind. Vor allem aber muß der Geschäftsmann sich vergewissern, ob nicht auf Antrag des Ehegatten in das Güterrechtsregister, das beim Amtsgericht geführt wird, eine Bestimmung eingetragen ist, wodurch die Schlüsselgewalt der Frau beschränkt oder ganz ausgeschlossen wird. Denn eine solche Eintragung muß jeder Geschäftsmann selbst dann gegen sich gelten lassen, wenn er sie nicht gekannt hat. Ist dagegen die Beschränkung oder Ausschließung der Schlüsselgewalt nicht in das Güterrechtsregister eingetragen, so braucht ein Geschäftsmann wie jeder andre sie nur dann gegen sich gelten zu lassen, wenn sie ihm bekannt war, was der Ehemann beweisen muß.

Das Recht der Beschränkung oder Entziehung der Schlüsselgewalt ist die wichtigste Schutzwehr des Mannes gegen leichtsinnige Ehefrauen. Inserate in Zeitungen, wie sie früher üblich waren, zum Beispiel des Inhalts: „Ich warne jedermann, meiner Frau etwas zu borgen, da ich für nichts aufkomme“ haben heute nur einen problematischen Wert. Der Mann müßte in jedem Falle erst beweisen, daß diese Warnung auch dem Gläubiger vor der Kreditierung zu Ohren gekommen war.

Natürlich darf der Mann nicht willkürlich und grundlos der Frau die Schlüsselgewalt schmälern oder entziehen, sonst kann die Frau an die Entscheidung des Vormundschaftsgerichts appellieren.

Ist die Schlüsselgewalt das wichtigste Recht der Frau im Haushalt, so ist ihre elterliche Gewalt den Kindern gegenüber ihr bedeutsamstes Recht in der Familie. Es ist das eine wichtige Neuerung. Allerdings, solange der Vater lebt, hat die Mutter nur eine beschränkte elterliche Gewalt über die Kinder. Sie hat nur, ebenso wie der Vater, das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen. Das Kind hat ihr zu gehorchen, und sie hat auch ein Züchtigungsrecht gegenüber dem Kinde. Bei einer Meinungsverschiedenheit zwischen den Eltern bezüglich der Kinder geht jedoch die Meinung des Vaters vor. Das ist aber eine innere Angelegenheit der Eltern. Kein Kind unter 21 Jahren darf der Mutter den Gehorsam verweigern mit der Behauptung, nur der Vater habe ihm zu befehlen. Die Sorge für die Person des Kindes umfaßt außer den vielen Bedürfnissen des täglichen Lebens, wie Kleidung, Beköstigung und so weiter, namentlich auch die Erziehung, insbesondere die religiöse Erziehung, und die Bestimmung des Berufes. In allen diesen Fragen geht also die Meinung des Vaters vor. Aber die Mutter kann doch auch ihre Meinung äußern. Gar nicht mitzusprechen hat sie dagegen, soweit die gerichtliche und außergerichtliche Vertretung des Kindes und seine Vermögensverwaltung in Betracht kommt. Nur der Vater hat das Recht, im Namen des Kindes Prozesse anzustrengen oder einen Strafantrag zu stellen, er kann auch die Herausgabe des Kindes von jedem verlangen, der es ihm widerrechtlich vorenthält, also unter Umständen selbst von der Mutter. Nur der Vater schließt im Namen des Kindes Verträge ab, zum Beispiel einen Lehrvertrag. Und nur der Vater hat an dem Vermögen des Kindes ein Nutzungsrecht.

In dieser Verteilung der Rechte und Pflichten zwischen Vater und Mutter tritt eine Aenderung ein, wenn die Ehe zwischen ihnen geschieden wird. Der Grund der Scheidung ist gleichgültig, nur bei einer Scheidung wegen unheilbarer Geisteskrankheit des Vaters gelten besondere Bestimmungen. Durch die Scheidung wird auch nur die Sorge für die Person des Kindes berührt. Die Vertretung des Kindes, die Verwaltung und Nutznießung seines Vermögens verbleiben in allen Fällen dem Vater, der auch für den Unterhalt des Kindes weiter zu sorgen hat. Die Sorge für die Person des Kindes aber steht, wenn ein Ehegatte für den allein schuldigen Teil erklärt ist, dem andern Ehegatten zu. Sind beide Ehegatten für schuldig erklärt, so steht die Sorge für einen Sohn unter sechs Jahren oder für eine Tochter (ohne Rücksicht auf das Alter) der Mutter, für einen Sohn, der über sechs Jahre alt ist, dem Vater zu. Das Vormundschaftsgericht kann jedoch eine abweichende Anordnung treffen, wenn es aus besonderen Gründen im Interesse des Kindes geboten ist. Wer hiernach von den Eltern die Fürsorge für die Person des Kindes hat, bestimmt auch den Aufenthaltsort desselben, aber der andre Ehegatte behält die Befugnis, mit dem Kinde persönlich zu verkehren.

Noch einschneidender wirkt es auf die elterliche Gewalt, wenn die elterliche Gewalt des Vaters ruht oder verwirkt ist. Die elterliche Gewalt des Vaters ruht, wenn er geschäftsunfähig wird, das heißt wenn er wegen Geisteskrankheit entmündigt oder wenn er in der Geschäftsfähigkeit beschränkt, das heißt wegen Geistesschwäche, Verschwendung oder Trunksucht entmündigt oder unter vorläufige Vormundschaft gestellt wird, oder wenn er wegen geistiger und körperlicher Gebrechen einen Pfleger für seine Person und sein Vermögen erhalten hat. Die elterliche Gewalt des Vaters ruht ferner, wenn von dem Vormundschaftsgericht festgestellt wird, daß der Vater auf längere Zeit an der Ausübung der elterlichen Gewalt tatsächlich verhindert ist, zum Beispiel durch Krankheit, Abwesenheit oder Verbüßung einer Freiheitsstrafe. Verwirkt wird die

Digitized by Google

elterliche Gewalt des Vaters, wenn er wegen eines an dem Kinde verübten Verbrechens, zum Beispiel eines Sittlichkeitsverbrechens, oder eines vorsätzlich verübten Vergehens, zum Beispiel einer vorsätzlichen schweren Körperverletzung, zu Zuchthausstrafe oder zu einer Gefängnisstrafe von mindestens sechs Monaten verurteilt wird. Die Verwirkung der elterlichen Gewalt des Vaters tritt in diesem Falle ohne weiteres mit der Rechtskraft des Strafurteils ein und bildet eine wichtige Ergänzung der strafrechtlichen Folgen der Tat. Die Verwirkung der väterlichen Gewalt tritt aber nur bezüglich desjenigen Kindes ein, gegen das er sich vergangen hat, nicht auch bezüglich der andern Kinder, doch kann bezüglich dieser infolge der Einkerkerung des Vaters die elterliche Gewalt desselben ruhen. Doch muß dies erst durch das Vormundschaftsgericht festgestellt werden. Wenn nun die elterliche Gewalt des Vaters ruht, so kehrt sich während der Dauer der Ehe und für die Zeit des Ruhens der väterlichen Gewalt das Verhältnis zwischen Vater und Mutter um. Die Mutter ist nunmehr in erster Reihe die Trägerin der elterlichen Gewalt. Sie übt ausschließlich die Vermögensverwaltung und die Vertretung des Kindes aus und bezüglich der Fürsorge für die Person des Kindes geht ihre Meinung der des Vaters vor. Nur das Recht der Nutznießung am Kindesvermögen verbleibt dem Vater.

Ist die elterliche Gewalt des Vaters im Ruhezustand und gleichzeitig die Ehe aufgelöst, so hat das Vormundschaftsgericht der Mutter auf ihren Antrag die Ausübung der vollen elterlichen Gewalt zu übertragen, wenn keine Aussicht besteht, daß der Grund, der für das Ruhen der elterlichen Gewalt des Vaters bestimmend war, wegfallen werde, mit andern Worten, wenn ein volles Wiederaufleben der Gewalt des Vaters nicht zu gewärtigen ist. Der Hauptfall dürfte wohl sein, wenn der Vater in unheilbare Geisteskrankheit verfallen und deswegen die Ehe geschieden ist. In diesem Falle erlangt die Mutter auch die Nutznießung an dem Vermögen des Kindes.

Ist die elterliche Gewalt des Vaters verwirkt, so muß man ebenfalls unterscheiden, ob die Ehe noch fortbesteht oder aufgelöst ist. Verwirkt der Vater bei Fortdauer der Ehe die elterliche Gewalt, so geht letztere nicht auf die Mutter als Mitinhaberin der elterlichen Gewalt über, sondern es wird dem Kinde vom Vormundschaftsgericht ein Vormund bestellt, wozu auch die Mutter ernannt werden kann. Wir müssen bekennen, daß die Einführung einer Vormundschaft hier nicht gerade ein glücklicher Gedanke des Gesetzgebers war. Wenn aber der Vater die elterliche Gewalt verwirkt und die Ehe aufgelöst ist, dann steht der Mutter die elterliche Gewalt in vollem Maße und ausschließlich zu, genau so, als wenn der Vater gestorben oder für tot erklärt ist. Wenn ein für tot erklärter Vater noch lebt, so erlangt er die elterliche Gewalt dadurch wieder, daß er dem Vormundschaftsgericht gegenüber seinen hierauf gerichteten Willen erklärt.

Ueberall, wo ein Stück der elterlichen Gewalt des Vaters auf die Mutter übergeht, unterliegt sie auch denselben Vorschriften wie der Vater. Die Nutznießung dauert bis zur Volljährigkeit des Kindes, wenn eine minderjährige Tochter aber heiratet, nur bis zur Heirat, es sei denn, daß die Tochter ohne die erforderliche Einwilligung der Mutter heiratet.

Das wichtigste Recht der Mutter ist es nun, sich vom Vormundschaftsgericht einen Beistand bestellen zu lassen. Das Vormundschaftsgericht kann dies auch aus eigner Initiative tun, wenn es dies aus besonderen Gründen, insbesondere wegen des Umfangs oder der Schwierigkeit der Vermögensverwaltung im Interesse des Kindes für nötig erachtet. Ferner kann auch der Vater testamentarisch die Bestellung eines Beistandes anordnen. Der Beistand kann für alle oder nur für bestimmte Angelegenheiten beigeordnet werden. Er hat die Mutter bei Ausübung der elterlichen Gewalt zu unterstützen und zu überwachen sowie dem Vormundschaftsgericht Anzeige zu machen, wenn ein Einschreiten desselben erforderlich ist. Im übrigen hat der Beistand etwa die Stellung eines Gegenvormundes und er muß zur Anlage von Geldern und zur Verfügung über Wertpapiere und Forderungen seine Genehmigung erteilen.

Auch die elterliche Gewalt der Mutter kann ruhen oder verwirkt werden aus denselben Gründen wie die des Vaters. In diesen Fällen wird dem Kinde ein Vormund bestellt. Auch wenn die Mutter selbst noch minderjährig ist, ruht ihre elterliche Gewalt, und es wird ein Vormund bestellt, natürlich wenn keine väterliche Gewalt in Wirksamkeit ist. Die Mutter hat aber auch dann das Recht und die Pflicht, für die Person des Kindes zu sorgen.

Zum Schluß noch die Bemerkung, daß die Mutter die elterliche Gewalt verliert, wenn sie eine neue Ehe eingeht. Für die Person des Kindes hat sie aber auch dann noch zu sorgen.

Sprüche

Von

A. H. Plinke

Was brauchen mich Aemter und Würden zu scheren?
Mein bestes Amt ist meine Pflicht —
Und Ehren, die meine Ehre mehren,
Die gibt es nicht!

•

Hell wie der echte Edelstein
Gleißt der falsche Simili. — Nun?
Sind beide gleich? — Nein — vornehm zu sein
Gilt es — nicht vornehm zu tun.

Ihr Leisen — preist mir nur begeistert
Den bequemen Vorteil der Diplomatie —;
Ich weiß, meine Schlauheit ward oft gemeistert,
Meine Geradheit und Grobheit fast nie!

•

Freundlichkeiten und Höflichkeiten
Pflegen nicht allzuviel zu beweisen:
Es gibt Leute, die wir zum Bahnhof begleiten,
Nur um sicher zu sein, daß sie wirklich reisen!

Digitized by Google

Der Geigenſpieler

Bildwerk von Joſef Limburg, ausgeſtellt auf der diesjährigen Großen Berliner Kunſtausſtellung

O laß das alte Lied doch nie verklingen,
Das uns ein Gott einſt in die Seele trug;
Laß unter deinem weichen Bogenzug
Die hellen Saiten zitternd weiterſchwingen.

Laß mich dem Tag entrückt die Augen ſchließen!
Ich will nicht wieder in die Welt zurück.
Aus deinen Tönen klingt ein Sphärenglück,
Das will ich ewig lauſchend ausgenießen.

Setz nicht den Bogen ab! Das leiſe Beben
Der Saiten hat an jene Kraft geregt,
Die mich durchs Traumland nun zur Sonne trägt,
Und wunſchlos leb' ich ein verklärtes Leben.

E. Kohlhepp

Digitized by Google

Die Parlamente der Großmächte

II

Die französische Deputiertenkammer

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu elf Abbildungen, davon zehn nach Spezialzeichnungen für „Ueber Land und Meer" von Mich)

Von der Place de la Concorde, einem der schönsten Städteplätze in der Welt, erblickt man jenseits der gleichnamigen Brücke die römische Tempelfassade, die man vor hundert Jahren dem Palais Bourbon vorgeklebt hat. Hinter dieser Fassade tagt die Gesellschaft, die der Pariser Spötter das Guignol national, das nationale Kasperltheater, nennt. Wenn man am Nachmittag zwischen ein und drei Uhr da vorüberkommt, fällt uns die Menschenkette auf, die wie vor den Theatern ihre Queue bildet. Denn die Beratungen sind öffentlich, das heißt, es sind da einige fünfzig Plätze für das Publikum vorhanden, und wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Besser aber, als sich auf diese Oeffentlichkeit zu verlassen, ist es, wenn man sich an einen Deputierten wendet und eine Karte verlangt, also daß man auch ohne Warten in der Queue Einlaß findet. Zuerst gelangt man in eine Art Halle, und wenn man da bis zwei Uhr wartet, kann man dem feierlichen Einzuge des Präsidenten beiwohnen. Der Präsident wohnt in dem durch einen gedeckten Gang mit dem Palais Bourbon verbundenen Palaste. Verläßt er seine Wohnung, um sich in den Sitzungs-

Der Sitzungssaal der französischen Deputiertenkammer

Digitized by Google

Clemenceau und Briand

saal zu begeben, so marschieren einige Soldaten vor ihm her, die ihn unter Trommelwirbel geleiten, und Herr Brisson, der hinter ihnen herschreitet, nimmt sich in diesem Zuge wie ein armer Sünder aus, der zur Richtstätte geführt wird. Das kommt von seiner ewig düsteren Miene, die ihm den Vergleich mit einem Leichenbitter eingetragen hat. Mit der nämlichen Trauermiene präsidiert er den Verhandlungen, und seine Stimme dröhnt dumpf wie aus einem Leichengewölbe, wenn er seine Ordnungsrufe austeilt.

Der Präsidentenstuhl ist hoch über den Bänken der Abgeordneten auf einer Art Bühne angebracht. Gleich vor dem Präsidenten steht auf einer ebenfalls erhöhten, aber beträchtlich tieferen Tribüne der Redner, der dem Präsidenten den Rücken dreht und wie dieser dem Halbrund der Deputiertenbänke zugewandt ist. Die vordersten und mittleren Bänke sind den Ministern eingeräumt. Rechts von ihnen, also links von dem Präsidenten und dem Redner, ist die „Linke", auf der andern Seite die „Rechte", aber im Verlauf der Zeiten hat die Rechte dermaßen ab-, die Linke dermaßen zugenommen, daß auf der äußersten Rechten, dicht neben den reaktionären Monarchisten, einige zwanzig Sozialdemokraten den Platz gefunden haben, den es auf der äußersten Linken nicht für sie gibt.

In der Mitte sitzen die konservativen Republikaner um ihre Führer Ribot, Aynard, Deschanel geschart. An sie stoßen die gemäßigten Radikalen vom Schlage Delcassés, Mauzans und so weiter, die in der gegenwärtigen Regierung den Ausschlag geben, weiter links erblickt man grimmigere Leute wie den verflossenen Marineminister Pelletan, und den Beschluß machen auf der Linken die Sozialdemokraten mit Jaurès, Pressensé, Sembat und so weiter. Rechts sind die gemäßigten Republikaner den Nationalisten und Klerikalen benachbart, die mit den Monarchisten die Verbindung herstellen.

Hinter den wie im Theater ansteigenden Bänken der Deputierten erheben sich in mehreren Stockwerken die an Theaterlogen erinnernden Tribünen der einheimischen und ausländischen Würdenträger, des Publikums und der Journalisten, die also von den Deputierten nur die Hinterköpfe sehen und denen nur der Präsident und der Redner das Gesicht zeigen.

Henri Brisson, der nun schon seit einem Menschenalter eine bedeutende Rolle in der französischen Politik spielt, der mehrere Male Minister und Premierminister gewesen ist, der verschiedene Male von den vereinigten Parteien der Linken zum erfolglosen Kandidaten bei den Wahlen zum Präsidenten der Republik ernannt wurde und der auch in der Kammer schon mehrere Male Präsident war, ist ein recht guter Präsident. Einmal hat er die langjährige parlamentarische Praxis, dann die ihn nie verlassende Kaltblütigkeit, die bis zur Parteilichkeit für den politischen Gegner gehende Unparteilichkeit für sich, und all das zusammen befähigt ihn ausgezeichnet zur Leitung dieser Verhandlungen, die zwar niemals ganz so toll werden wie mitunter in Wien, die aber auch weit entfernt sind von der würdevollen Ruhe, die den deutschen Reichstag oder das englische Unterhaus auszeichnet.

Die Franzosen oder wenigstens die Südfranzosen sind durch die Bank geborene Redner und Schauspieler, und es hat seit der Existenz der französischen Volksvertretung niemals an guten, ja vorzüglichen Rednern in den gesetzgebenden Versammlungen gefehlt. Seit Gambetta tot ist, hat sich der Sozialist Jean Jaurès zum ersten Kämpen des parlamentarischen Wortes aufgeschwungen. Wie Gambetta ist er Südfranzose, gehört aber eher der Gascogne als der Provence an und hat äußerlich nicht die mindeste Aehnlichkeit mit dem einstigen Führer der

Der Sozialistenführer Jean Jaurès

Digitized by Google

Paul Doumer

Wortschlacht. Gambetta sah ganz italienisch, um nicht zu sagen orientalisch aus, und es ist kein Wunder, daß seine Gegner ihn für den Abkömmling jener schlauen Levantiner hielten, die keine genaue Grenze zwischen dem Kaufmann und dem Spitzbuben ziehen. Jaurès aber könnte seinem Aeußeren nach eher aus dem Teutoburger Walde als vom Apennin stammen. Er ist blond, breitschultrig, breitköpfig und ungeschlacht wie ein alter Germane, und wer ihm irgendwo auf einer deutschen Straße begegnete, würde ihn nimmermehr für einen Ausländer, am wenigsten für einen Südfranzosen halten.

Was aber seine Rednergabe anlangt, so ist er der echte Landsmann Gambettas, obschon ihm immerhin etwas mehr Gründlichkeit und Tiefe zugebilligt werden muß als dem Advokaten aus Nizza, dessen Reden man zwar mit Begeisterung anhörte, nachmals aber überhaupt nicht lesen konnte, so leer und arm an Gedanken waren die glänzenden Phrasen dieses großen Redners.

Allein der Vortrag macht des Redners Glück, und zum guten Vortrag gehört vor allen Dingen eine gute Stimme. Jaurès hat eine Posaune zu seiner Verfügung, bei deren donnerndem Schalle die Mauern von Jericho sehr wohl zusammenstürzen könnten, fiele es dem Redner jemals ein, die Gewalt seiner Lungen im Heiligen Lande zu erproben. Und er kann nicht nur donnern und dröhnen, sondern er versteht es, die Stimme zu lyrischen Gesängen, zu schneidenden Satiren und zu hohnlächelnder Ironie zu brauchen. Aber am besten ist er doch, wenn er donnert, wenn er als sittlich entrüsteter Germane — so sieht er aus — das Geschmeiß der Gegner zerschmettert, so daß nur noch feingehacktes Wurstfleisch übrigbleibt. Dann denkt man an den hammerschwingenden Kriegsgott Thor und selbst die zerschmetterten Feinde schreien laut auf vor Entzücken und Bewunderung.

Henri Brisson

Das ist der Hauptunterschied zwischen den Franzosen und den Deutschen oder Engländern. In allen Parlamenten ist das viele Reden ja eigentlich zwecklos. Die Abgeordneten wissen ganz gut, wie sie stimmen wollen, und sie denken nicht daran, sich von irgendeinem Redner überzeugen zu lassen. Das ist auch in Frankreich so, aber hier kann es doch passieren, daß ein Redner allein durch die Gewalt seines Wortes plötzlich und unversehens die Reihen seiner Feinde ins Schwanken bringt, daß er sie bis zum Umfallen und zum Stimmen gegen ihre eigne Partei begeistert. Gambetta war ein Mann, der das mitunter fertigbrachte, und auch Jaurès könnte es, wenn er sich nicht allzu schroff und entschieden auf den sozialistischen, antikapitalistischen Standpunkt stellte.

Ribot, der Führer der konservativen Republikaner

Nach dem Wort, der Stimme, ist die Geste die

Digitized by Google

Hauptsache, und auch hier ist Jaurès Meister. Ich habe ihn und alle großen französischen Redner im begründeten Verdacht, daß sie ihre Bewegungen und Stellungen daheim vor dem großen Wandspiegel einüben, aber was schadet das? Die Franzosen nennen die Deputiertenkammer nicht umsonst ein Guignol. Hier wird agiert wie auf der Bühne, und wer am besten agiert, ist Meister.

Jaurès gibt die Heldenrollen an diesem Theater, den Wilhelm Tell etwa und den Brutus oder auch

de Baudry d'Asson

den Cassius oder gar den Antonius. Dann haben wir da eine ganze Reihe von Heldenvätern, deren bedeutendster Herr Ribot ist, der Führer der konservativen Republikaner, der schon ein dutzendmal Minister war und vor einem Jahre als unsterbliches Mitglied in die Akademie gewählt wurde. Herr Ribot ist ein Heldenvater von großem Talente. Er hat einen sehr schönen weißen Bart und noch schöneres weißes Haar und sieht aus wie der repräsentative Ehren- und Biedermann. Wie Sarah Bernhardt versteht er es, mit Tränen in der Stimme zu reden, und wenn er die umstürzlerischen Reden der Sozialdemokraten und die Verderbtheit der Zeiten beklagt, trocknen sich die Damen auf den Tribünen die Augen.

Der Markgraf von Castellane, dessen bedeutendste Tat die Heimführung einer amerikanischen Milliardenbraut war, könnte einen ganz ausgezeichneten Christoph von Bleichenwang in „Was ihr wollt" machen. Er ist sehr elegant, aber die ganze Eleganz wird ihm vom Schneider geliefert, und er hält Reden, aber andre Leute machen sie für ihn. Früher lieferte Ehren-Syveton, der allzu früh dahingerafste Führer der Patrie française, die dem Markgrafen nötige Eloquenz, wer es seither tut, weiß man nicht so bestimmt, sicher ist nur, daß männiglich Reißaus nimmt, sobald Graf Boni die Bühne erklettert.

Coutant d'Ivry

Der jugendliche Liebhaber par excellence sitzt auf der Rechten. Es ist der Bonapartist Lasies, ehemaliger Kavallerieoffizier, bei weitem der beste und sympathischste Vertreter der Nationalisten in der Kammer. Lasies sieht genau so aus, wie man sich den typischen Franzosen vorstellt: schwarzes Schnurr- und Kinnbärtchen mit kühnen Spitzen, wie ein schwarzer Hahnenkamm winkendes Haupthaar, feurige schwarze Augen, dazu eine Stimme, die zwar nicht wie eine Posaune dröhnt, wohl aber wie eine Trompete schmettert. Er ist weniger Redner

Marquis de Tiou

Digitized by Google

als Zwischenrufer, wozu ihn sein schneller Witz und sein durchdringendes, helltönendes Organ trefflich befähigen. Auf der Rechten sitzt eigentlich überhaupt kein Redner. Was da eine parlamentarische Rolle spielt, begnügt sich mit Zwischenrufen, und einige der Herren leisten darin Erkleckliches.

Da ist der Markgraf von Dion, ein gewaltiger Kriegsmann mit schweren Fäusten und lauter Stimme. Er liegt mehr, als er sitzt, und nimmt den Platz von drei Abgeordneten ein. Auf der Rechten hat das nichts zu sagen, denn da ist Platz in Hülle und Fülle, während an der äußersten Linken die armen Sozialisten zusammengedrängt sitzen wie Sardinen in der Oelbüchse. Dion hat sich nicht durch eine amerikanische Milliardenehe berühmt gemacht wie sein Standes- und Gesinnungsgenosse Castellane, sondern sein Ruhm liegt auf einem andern Gebiet: er ist der Mann, der das Automobil zum aristo- und plutokratischen Spielzeug erhoben hat. Er besitzt selber eine Automobilfabrik und hat die männermordende Maschine in den vornehmsten Kreisen eingeführt, wonach natürlich die andern, die auch gerne vornehm wären, folgen und ebenfalls 100 Kilometer in der Stunde fahren mußten. In der Kammer beschränkt sich Dion darauf, die sozialistischen und entschieden radikalen Redner zu unterbrechen. Viel Witz und Geist zeigt er dabei nicht, aber er hat eine laute Stimme, und das ist im Tumult mehr wert als der subtilste Verstand.

Abbé Lemire

Neben dem Markgrafen sitzt der schrecklichste der Schrecken, der Royalist Baudry d'Asson. Wenn kein Mensch in der Kammer an Schlimmes denkt, wenn alles behaglich vor sich hindöselt, wenn der Redner wie ein alter Fiakergaul im langweiligen Trab seinen Weg verfolgt, erschallt urplötzlich ein fürchterliches Brüllen, alles fährt erschreckt auf, schaut nach dem Entstehungsorte des dem Donnergetöse eines feuerspeienden Kraters vergleichbaren Lärmens und setzt sich dann beruhigt wieder zurecht, nachdem man als den Uebeltäter den Herrn von Baudry d'Asson erkannt hat. Was er eigentlich brüllt, bleibt fast immer unverständlich, doch sind es gewöhnlich Rufe wie: „Vive le roi!“ oder „A bas la république!“ Einen Zusammenhang mit diesen Rufen und den von dem jeweiligen Redner vorgetragenen Ansichten darf man nicht suchen, er existiert nicht. Baudry sitzt in einen Halbschlummer versunken auf seiner Bank und gibt kein Lebenszeichen von sich, dann springt er plötzlich wie ein Butzemann aus seiner Schachtel auf, ein ungeheurer Schlund öffnet sich und sein Getöse erfüllt eine halbe oder ganze Minute lang die Kammer. Wer ihn zum ersten Male hört, erschrickt, die andern lächeln kaum noch, so sehr sind sie an das gewöhnt, was sie die „Anfälle der Vendée“ nennen. — Beinahe so schlimm wie Baudry d'Asson auf der Rechten ist der Sozialdemokrat Coutant auf der Linken. Das ist ein langer Mensch, der mit seinen lockigen schwarzen Haaren, seiner fliegenden Krawatte, seinem herabhängenden Schnurrbart und seinen halb zugekniffenen lustigen Aeuglein etwa wie ein versoffener und genialer Malergesell aussieht. Seine Stimme ist etwas heiser, aber doch laut genug, um vernommen zu werden, und so oft die Vendée drüben ihr Vive le roi! hören läßt, antwortet Coutant hüben mit seinem Vive la commune! Sein Programm ist aber doch nicht ganz so eintönig wie das Baudrys. Er besitzt wirklich erstaunlichen Mutterwitz und verfügt über das sehr malerische Argot des Gamin de Paris, was ihm zu Einfällen verhilft, die auf allen Seiten der Kammer ungemischte Heiterkeit hervorrufen.

Camille Pelletan

Digitized by Google

Früher gab es einen Abgeordneten in der Kammer, der einen blauen Bauernkittel trug, später saß hier ein Mohammedaner im arabischen Kaftan. Gegenwärtig unterscheiden sich nur zwei geistliche Herren durch ihre Tracht von ihren Kollegen. Beide sitzen auf der Rechten, aber beide sind ihren Banknachbarn etwas verdächtig. Sowohl der Abbé Lemire als auch sein Amtsbruder Gayraud besitzen das Vertrauen der Monarchisten nur in sehr beschränktem Maße, und bei den letzten Wahlen hatten die Monarchisten, die in Wahrheit die festeste Stütze des französischen Ultramontanismus sind, den Vatikan vermocht, den Geistlichen jede Kandidatur zu verbieten. Dieses Verbot war direkt gegen die Herren Gayraud und Lemire gerichtet, die sich aber beide tand stellten und auch richtig gewählt wurden. Lemire nennt sich einen christlichen Demokraten und hat auch gewisse sozialistische Anwandlungen, also daß es vorkommt, daß seine Reden von der Linken bejubelt, von der Rechten unterbrochen und bekämpft werden. Gayraud ist vorsichtiger und weniger unabhängig, scheint aber im allgemeinen die Ansichten Lemires zu teilen.

Herr Donmer, von dem eine Weile so viel die Rede war, ist seit seinem Durchfall bei der Präsidentenwahl recht still geworden. Man sieht ihn in den Wandelgängen herumschleichen und schlau und freundlich lächeln, aber auf der Tribüne läßt er sich nicht mehr sehen. Wozu auch? Als Vizekönig in Indochina hat er viele Millionen erworben und somit sein Hauptziel erreicht. Das andre Ziel, das Elysée, ist ihm aller Voraussicht nach auf Jahre versperrt. Es wäre also unnötige Mühe, wollte er sich jetzt schon abarbeiten, um erst in sechs Jahren die Frucht seiner Tätigkeit einzuheimsen.

Auch Herr Pelletan tritt nur selten in den Vordergrund, seit er nicht mehr Marineminister ist. Herr Clemenceau hat ihn sehr geschickt zum untätigen Schweigen gezwungen, indem er sich so stellte, als ob er einen Verrat Pelletans fürchte. Seither wagt Pelletan, der im Grunde seines Herzens ganz entschieden gegen so ziemlich alle Maßnahmen des gegenwärtigen Ministeriums ist, sich nicht mehr heraus aus Angst, für einen heimtückischen Verräter gehalten zu werden.

Auf der Ministerbank dürfen dreizehn oder vierzehn Minister Platz nehmen, aber im Grunde sitzt da nur ein einziger: Clemenceau. Hinter der japanischen Maske seines Gesichtes steckt ein furchtbarer Ironist, ein Satiriker ersten Ranges, ein mit Recht gefürchteter Witzbold, der imstande ist, über sich selbst und über seine besten Freunde und Kameraden grausame Witze zu machen. Nichts soll der Gesundheit schädlicher sein als ein bei sich behaltener Witz. Also sollte Herr Briand es seinem Herrn und Meister nicht übelnehmen, wenn dieser ihn coram publico auslacht. Aber Herr Briand ist kein Witzbold, sondern ein allen Ernstes von seiner hohen Staatskunst überzeugter Minister. Früher erschrecklicher Sozialdemokrat, der nach Revolution, Generalstreik und Barrikaden schrie wie der Hirsch nach Wasser, ist er nach berühmten Mustern zur eifrigsten Stütze der Gesellschaft geworden, sobald er an der reichbesetzten Herrentafel Platz genommen hatte und satte, zufriedene Gefühle in sein edles Herz eingezogen waren. In Viviani hat er einen Kollegen, der ziemlich denselben Weg zurückgelegt hat, aber noch nicht ganz im Hafen angekommen zu sein scheint. Von den andern Ministern wären vielleicht noch Picquart und Thomson zu nennen, der eine wegen seiner im Dreyfusrummel erworbenen Berühmtheit, der andre, weil er mit dem früheren Kriegsminister Etienne der Hanptmacher der Marokkospekulation sein soll. Als Minister aber oder gar als Staatsmänner haben alle diese Leute nicht den geringsten Anspruch, genannt zu werden. Clemenceau ist der Mann, der im gegenwärtigen Ministerium alles macht, und da er mehr zur Kritik als zum Schaffen neigt, ist seit seinem Regierungsantritt auf keinem Gebiete irgend etwas gemacht worden. Nur beißende und witzige Worte hat man von der Ministerbank gehört, getan hat man nichts, abgesehen von dem Weitergang des marokkanischen Abenteuers, das gewissen einflußreichen politischen Spekulanten Millionen einbringen soll.

Markgraf Boni de Castellane

Digitized by Google

Heinis Geheimnis

Eine Episode aus der Kinderstube

von

Jassy Torrund

Das Jahr ging seinen alten Gang weiter, rund um den großen Eßtisch herum. So hatten sie sich's ausgetiftelt und waren sich auch alle vier merkwürdig einig darüber: Unten links beim Ofen, wo's warm war und dunkel, war Weihnachten; daneben, grad in der Mitte des Tischrandes, Neujahr — und dann ging es munter und hoffnungsvoll aufwärts, dem Fenster und dem Frühling entgegen. Oben, wo es am hellsten war und die Sonne schien, war Sommer, und zuletzt trottete das alt gewordene Jahr wieder langsam und verdrießlich dem Herbst und den grauen Nebeltagen zu. Bloß Bubi, der Jüngste, wollte es einmal durchsetzen, daß Weihnachten obenan sei. Aber die andern ließen es nicht gelten. „Du Schaf," sagten sie, „weißte denn nich, daß Weihnachten da sein muß, wo's dunkel ist? Der Tannbaum brennt ja hell genug!" Und verhalfen ihrer Meinung mit ein paar derben Püffen zu besserem Verständnis.

Weihnachten war vorbei und das neue Jahr ging mit hellem Gesicht langsam aufwärts und brachte Schnee und Kälte. Die zwei Großen „peekten" die Vorstadtstraße hinauf und hinunter, und Bubi, der seinen Kunst noch nicht mächtig, lag den halben Tag bäuchlings auf seinem Schlitten und präsentierte abends ein Paar Höschen, die weder Boden noch Knie mehr besaßen. Da sie ohnehin lächerlich kurz waren, bestanden sie eigentlich nur noch aus einer Handvoll grauer Tuchfetzlein, und seine Stiefel, die den ganzen Nachmittag den Schlitten vorwärts gerudert, sperrten zwei hungrige Schnauzen auf. Da griff Mutter in die Fensterecke und holte „die Katz", ein Endchen dreimal geknotetes Schiffstau, und Bubi bekam „die Katz" zu schmecken trotz Tante Lies' Bitten, denn Mutter war streng und fackelte nicht lang. „Pappelapapp," sagte sie, „glaubst du vielleicht, daß dein Vater Buckskinfabrikant ist, oder daß es Knöpfstiefel vom Himmel regnet?" und hante feste zu. Tante Lies ging still hinaus, denn der Kleinste war ihr Liebling, obgleich eine dunkle Sage ging, daß er sie vor Jahren einmal gräßlich blamiert, als der Kaufmann den dreijährigen Knirps gefragt: „Bist du nicht der kleinste Pilger-Sohn?" — „Nee, ich bin Taulies' Sohn, aber sie is nich meine Mutter." Aus dieser komplizierten Antwort konnte er sich entnehmen, was er mochte. Bubis kleine zarte Mama mußte bald nach seiner Geburt schwerkrank nach dem Süden gehen, da hatte Tante Lies das Kind in Sorgen und Aengsten großgezogen, und jetzt war's ein strammer Bengel von acht Jahren, der die Zähne zusammenbiß, um nicht zu heulen, als er zerrissener Hosen und Stiefel wegen ins Kinderzimmer verbannt wurde. Zum Glück legte Emma dort Wäsche, und mit ihr gab's immer einen vergnüglichen Schwatz. Sie war verlobt, und alle Kinder interessierten sich brennend für diese Tatsache. Wohl zehnmal des Tages kam Bubi in die Küche gerannt, eigens um zu fragen: „Sag bloß mal, Emma, wie hast du es eigentlich gemacht? Hast du 'ne Annonce in die Zeitung gesetzt, daß du einen Schatz heiraten willst, oder wie sonst? O zeig mal deinen Ring, Emma! Sag mal, heiratst du nu bald und kriegst du nachher auch kleine Kinder?" Und wenn Emma bei diesen zarten Gewissensfragen rot und verlegen wurde, beeilte Bubi sich, ihr tröstend zu versichern: „Natürlich kriegst du welche, alle Mütter kriegen welche," und nie unterließ er, mit freundlicher Herablassung hinzuzufügen: „Ich will sie auch gern mal im Schlitten fahren, und 'n Groschen für was Süßes kriegen sie auch allemal von mir."

„Du hast wohl viel Geld?" meinte Emma lachend.

Bubi nickte wichtig. „'n ganzen Haufen! Fünf Mark und fünfundsechzig Pfennig."

„Oha doch, was 'n Berg!" staunte Emma gutmütig.

„Die andern haben noch viel mehr!" prahlte Bubi. „Hans hat über fufzehn und Heini und Frauli haben auch 'ne ganze Masse."

„Das verwahrt Vater wohl alles?"

„Oha, nee du! Da kümmert Vater sich nich um. Alle vier Sparbüchsen stehen im Fertiko in der Wohnstube. Ganz oben links, hinter Mutters Taschentüchern."

Das Schlittenfahren hatte lange aufgehört und das Jahr war schon ganz hübsch um den runden Eßtisch in die Höhe spaziert. Die Kinder saßen allein bei ihren Schularbeiten. Frischer Erdgeruch stieg vom Garten herauf, die Sonne schien warm

Digitized by Google

und golden durch die offene Balkontür herein und die herbreine Luft trug das dumpfe Dröhnen ferner Kanonenschüsse vom Hafen herüber.

„Fremde Kriegsschiffe!“ sagte der Große und blickte mit glänzenden Augen von seiner Uebersetzung auf. „Au, fein! Ich geh' auch mal zur See und werd' Torpeder, das is gewiß; da kann man den ganzen Tag knallen und schießen.“

Der zweite, den sie seiner Zerstreutheit wegen „den Professor“ nannten, kante an seiner Feder und meinte bedächtig: „Du, Hans, wir haben doch auch noch 'ne Kanone oben auf dem Boden, die Vater mal als Jung schenkt gekriegt hat?“

„Junge, ja, das haben wir,“ nickte eifrig der Große, und wurde nun seinerseits auch nachdenklich.

„Ich weiß, wo sie steht!“ schrie Bubi.

„Schrei doch nicht so, Mensch!“ wurde er verdonnert, obgleich außer Emma niemand zu Hause war. „Emma gibt den Schlüssel doch nicht heraus,“ meinten sie niedergeschlagen.

„Och, ich hol' ihn!“ und Bubi schob in die Küche. „Du, Emma, hat dein Schatz heut geschrieben?“

„Ach, laß mich in Ruh, Jung!“

„Zeig doch mal sein Bild, Emma!“

„Ich hab kein Zeit, mach, daß du rauskommst, ich muß scheuern.“

„Ach, bitte, zeig doch mal! Ich mag ihn so furchtbar gern sehen mit seiner feinen Uneform.“

Und während Emma geschmeichelt und willfährig die Tischschublade herauszieht und in dem lieblichen Gewirr von Wollknäueln, Kalenderzetteln, Gesang- und Traumbuch nach der Photographie sucht, hat Bubi richtig den Bodenschlüssel vom Schlüsselbrett stibitzt, steht mit unschuldiger Miene neben ihr, reckt sein Näschen und sagt genau in Emmas Stil und Tonfall: „Oha, was 'n wunderhübschen Menschen! Emma, du kriegst aber 'n richtigen Staatskerl.“

„Jeja, das is er nu auch die längste Zeit gewesen, er kommt nach Hause und übernimmt sein Väterliches,“ sagt Emma nachdenklich und seufzt. Dies Weitere interessiert Bubi nicht mehr, triumphierend bringt er den Schlüssel und mit heißem, heimlichem Eifer wird die Kanone vom Boden geholt. Franli, das Schwesterchen, hat sogar den Pulverbeutel auf dem Wandbrett aufgestöbert und beteiligt sich mit flinken Händen an dem grausigen Männerwerk. Reinigen, Aufstellen, Laden ist das Werk einer Viertelstunde — dann kommandiert der Große: „Alle Mann klar zum Gefecht!“

Die Kanone steht auf dem Kinderstubenbalkon, bis in die Mitte der Stube reicht die Zündschnur mit der Lunte — der Kleinste muß sie anzünden, die andern harren atemlos —

Bumm! — Ein Krachen, Dröhnen, Schüttern, daß die Fensterscheiben klirren und das ganze Haus erzittert. Rings in der Nachbarschaft fahren die Köpfe heraus: „Was is los? — Gotts 'n Donner, dar hett sik woll wen zu bode schaten? — Nee, kiek, dar steiht de Kanon. Dat sünd den Doktor sien, natürlich! Na töwt, ji Nackertüg!“

Das Nackerzeug steht in unschuldigster Harmlosigkeit auf dem zweiten Balkon, Hände in den Hosentaschen, tut, als ginge die ganze Schießerei es nichts an, und lacht sich halbtot über die erboste Nachbarschaft.

Kaum hat sich alles beruhigt und die Fenster sind wieder geschlossen, dröhnt Salve Numero zwei.

„Jungs, entsamtige, ik hal de Pullezei!“

Und das alte reiche Fräulein Hegewisch im zweiten Stock schickt herunter, ihre französische Pendule wär' stehn geblieben und eine teure Japanvase in tausend Stücke zerbrochen. Und auf Johanni würd' sie kündigen, denn Kanonenschießen sünd' nicht in ihrem Kontrakt und ihre Nerven hielten das nicht aus.

Nun bekam die Sache auf einmal ein ernstes Gesicht und die eingeschüchterte Mannschaft holte schleunigst die Kanone herein und schleppte sie mit Aechzen und Stöhnen wieder auf den Boden.

Von dem Strafgericht, das mit Hilfe von Mutters „Kak“ über die vier hereinbrach, wollen wir lieber schweigen. Leider half es nicht auf lange, — die „Mannschaft“, Franli inbegriffen, war zu lebendig und sann Tag und Nacht auf neue Unternehmungen.

Als das Jahr noch ein Endchen weiter um den Tisch spaziert und so ungefähr oben rechts bei Pfingsten angelangt war, wünschten die zwei Großen sich glühend irgendwelches lebende Getier, am liebsten Kaninchen oder weiße Tanzmäuse, und die Kleinen, die nicht nachstehen wollten, erklärten, mit einer zahmen Ratte zufrieden zu sein. Aber alles Bitten und Betteln traf taube Ohren; Vater machte die Sache von Mutters Erlaubnis abhängig; und diese wollte absolut nichts davon wissen.

Aber Kaninchen, Tanzmäuse und zahme Ratte wurden vergessen über dem gewaltigen Feuer, das um diese Zeit in der großen Baltischen Mühle ausbrach und wie ein Zündstoff in die aufgeregten Gemüter fiel, die allzu lebhafte Kinderphantasie mit neuen Ideen befruchtete. Viele Menschen waren an Stricken und Notleitern gerettet worden, und die zwei Großen hätten ihre ewige Seligkeit darum gegeben, ein einziges Mal auszuprobieren, wie sich das machte. Und einmal — wie selten geschah es leider! — waren sie wirklich allein zu Hause, da wurde in Szene gesetzt, was schon lange in ihren Köpfen spukte. Heini sollte anfangs nicht mittun, sie sagten, er könne nicht dicht halten; erst als er sich hoch und heilig verschwor, keinen Ton zu verraten, gerufen sie gnädigst, ihn mitverbrennen zu lassen.

In Tante Lies' Stube im zweiten Stock „kam das Feuer aus“. Die Treppe stand schon „über und über in Flammen“ und für die unglücklichen vier gab's keinen andern Ausweg, als über den Balkon „gerettet“ zu werden. Der Große schlang die Wäscheleine ums eiserne Gitter und schürzte sie mit dem Schifferknoten. „So — der hält. Wer will zuerst?“

„Ich!“ sagte Bubi beherzt, der sich vor Tod und Teufel nicht fürchtete.

„Nein, ich!“ schrie Franli dagegen und drängte sich vor, im einen Arm ihre Puppen, im andern das Vogelbauer.

„Frauen werden immer zuerst gerettet,“ entschied der Große. „Du das Bauer und die Puppen weg, was sollen die?“

„Die müssen mit, das sind ja meine Kinder!“ schrie Franli in Mutterangst.

„Leg sie weg, sag' ich!“

Digitized by Google

„Du kannst dich ja sonst nicht festhalten, Mensch!“ suchte Heini sie zu beruhigen. „Wir schmeißen sie dir nachher herunter!“

Frauli breitete die Arme schützend über ihre Lieblinge. „Nein, nicht schmeißen!“ Sie sah sich wild um. „Ihr könnt sie in Tanlies' Nähkorb herunterlassen.“

„Meinswegen — aber nu man endlich los, es brennt ja schon lichterloh!“

Auf Franlis inständiges Bitten banden sie das Bauer mit dem verängstigten Kanarienvogel auf ihrem Rücken fest, halfen ihr übers Geländer — und dann war das tapfere Frauli die erste, die aus der schwindelnden Höhe des zweiten Stocks an der Wäscheleine herunterrutschte. Und Gott sei gelobt — die Leine hielt und der Schifferknoten auch. Der Große, als umsichtiger Branddirektor, hatte dem Schwesterchen vorsorglich seine alten Pelzhandschuhe angezogen; die wurden nun wieder heraufgeangelt und taten Bubi dieselben Dienste. Es folgten die Puppen in Tante Lies' Nähkorb, wobei ein Dutzend Garnrollen, Seidenknäulchen, Schere und Fingerhut in der Eile mit über Bord gingen, und zuletzt kamen die tapferen „Männer“ an die Reihe. Natürlich vollzog sich dies alles nicht lautlos, sondern unter entsprechenden Kommandos von oben und abwechselndem Zeter- und Jubelgeschrei von unten — und Vater, der gerade nach Hause kam, hörte im Flur das gellende Indianergeheul, als eben der letzte Mann, ein vergessenes Puppenkind im Arm, vom „brennenden“ Balkon heruntersauste, fing seinen Aeltesten mit starken Vaterarmen auf und verfohlte ihm die Hosen, daß der vom Lebensretten für lange Zeit genug hatte. Und Mutter weinte und Tante Lies kriegte einen Anfall. Es war ein aufregender Tag, und spät abends, als endlich Ruhe im Hause war, kam Vater zu dem nachdenklichen Resultat: „Weißt du was, Mutti — da laß sie doch schon lieber die heiß ersehnten Kaninchen haben, wenigstens verfallen sie nicht auf solch halsbrecherischen Blödsinn.“ So geschah das Unerhörte, Wunderbare: „Zur Belohnung für ihre lebensgefährliche Rettung aus Feuersnot,“ wie Hans sagte, kriegten die vier Kaninchen, drei graue und ein schneeweißes, die einstweilen in einer großen vergitterten Kiste im Hofe ein beschauliches Dasein zwischen Möhren und Kohlblättern führten.

„Später kriegen wir auch noch mal 'n ordentlichen Kaninchenstall,“ meinten die Kinder hoffnungsvoll.

„Warum nicht gar ein Hühnerhaus und einen Schweinekoben?“ gab Mutter trockenen Bescheid.

„Aber zum Winter doch, Mutti?“

„Nein, Kinder — Vater muß so viel Schuh und Kleider kaufen, daß er kein Geld für solch unnütze Dinge übrig hat. Wenn's kalt wird, kommen die Kaninchen zum Milchmann in Pension, und damit basta.“

Bis zum Winter war noch lange Zeit. Das Jahr war jetzt am oberen Tischrande angelangt, hockte dort breit und behäbig im heißen Sommersonnenschein und dachte noch nicht ans Abwärtswandern.

Ihrer drei ergaben sich in das Unabwendbare. Einer hatte andre Gedanken, aber die behielt er für sich. Nicht umsonst hieß er der Professor, und seine Spezialität war das Grübeln. Zuweilen las er die Zeitung — nicht wo andre Leute sie lesen, in der Sofacke oder in Mutters Lehnstuhl am Fenster — sondern an einem stillen, beschaulichen Ort, wo es gerade keinen andern Zeitvertreib gibt. Und dort hatte er gelesen und studiert, was sein Herz vor Tatendurst klopfen machte, seine Phantasie mit neuen, unerhört herrlichen Plänen erfüllte, die Annonce mit dem immer wiederkehrenden Motto: „Jedermann sein eigner Baumeister!“ Die Fabrik bot das Baumaterial zu einem Spottpreise an, die Sache selbst war kinderleicht, der Erfolg großartig, — des Professors Denkerstirn brannte, seine Lippen zitterten — der große Entschluß ward geboren. Aber bloß nichts merken lassen! — Er steckte die Annonce ein, holte heimlich von Vaters Schreibtisch eine Postkarte und schrieb mit seiner großen, feierlichen Schulschrift eine Bestellung. Von nun an lauerte er früh und spät auf den Briefträger und richtig, als Mutter ihn eines Tages um die Papierschere schickte, lag auf Vaters Schreibtisch die eingegangene Post — obenauf eine an Herrn Heinrich Pilger adressierte Karte und eine großmächtige Drucksache. Was für ein Glück, daß Vater denselben Vornamen trug! Heinis Herz klopfte vor Schreck und Freude, und wie ward ihm erst, als er las: „Wir bestätigen dankend den Empfang Ihres Geehrten und senden Ihnen beifolgend gewünschten Katalog. Ihren geschätzten Aufträgen sehen wir mit Vergnügen entgegen.“

„Geschätzte Aufträge“ — seine Brust schwellte sich vor Stolz. Er, Heinrich Pilger, den seine Geschwister immer den „Dussel“ nannten, über den sie lachten und sich mokierten, er sollte bestellen, und die Fabrik — wo lag sie gleich? —, die große rheinische Fabrik sah „seinen geschätzten Aufträgen mit Vergnügen entgegen“. Hoho, nun sollte ihm einer nochmal kommen! Er stopfte mit einiger Mühe Karte und Broschüre in seine Hosentasche und wollte sich eben an den beliebten stillen Ort zurückziehen, um beides gründlich zu studieren, als seine Mutter ihn im Entree abfing:

„Na, wo bleibt die Schere? Die hast du wohl erst schleifen müssen?“

Der geschätzte Auftraggeber einer ersten rheinischen Fabrik stand blutübergossen, bekam ein sanftes, mütterliches Kopfstück und die erneute Versicherung, daß er ein Dussel wäre, aus dem nie im Leben etwas Ordentliches werden würde.

„Na, das sollen sie mal sehen!“ dachte er gekränkt, lief in den Hof und stand lange in tiefen Gedanken an dem Platz, wo sich sein zukünftiger Kaninchenstall erheben würde. Er ging hin und her, maß mit den Schritten ab und spreizte die Finger, als fügten sie jetzt schon Stein auf Stein, bis Hans, der ihm ein paar Minuten in stummer Verwunderung zugesehen, ihn anrief:

„Mensch, was fällt dir ein? Du suchst wohl den gestrigen Tag?“

„Spar deine dummen Witze für Bubi auf, ich hab' andres zu denken,“ gab Heini zurück und stelzte hoheitsvoll ab.

Die Dinge gingen ihren Lauf. Heini hatte sich richtig aus dem Katalog einen Kaninchenstall ausgesucht und nach langem Schwanken und Wählen für die Mittelsorte: Nr. 5, einfach, solid, praktisch,

Digitized by Google

Beim Frühstück

Nach einem Gemälde von Julius Rehder

Digitized by Google

Digitized by Google

schwedischer Blockhausstil, Preis zirka dreißig Mark und darüber, entschieden. Um das Geld war ihm nicht bange, er und Hans hatten ja ziemlich viel in der Sparkasse, zur Not mußten auch Eva und Bubi herhalten.

Zur Vorsorge wollte er doch gleich mal nachzählen: er benutzte einen unbeobachteten Augenblick, um den Inhalt der kleinen Sparbüchsen auf den Tisch zu schütten, jedes Häufslein für sich, und begann zu zählen und zu rechnen, daß er schwitzte. O Gott, es langte! Er zog die Schultern und das linke Bein hoch, ein beliebter Ausdruck innerlichen Wohlbehagens, und verlor sich nach seiner Art in trödliches Träumen! Die sollten Augen machen! Tag für Tag wollte er um vier Uhr aufstehen und bauen, bis sein Kaninchenhaus eines Tages in stolzer Herrlichkeit vor ihren staunenden Augen stünde. Wie stand er dann da! Bis jetzt hatten sie ihn immer über die Achsel angesehen und nicht für voll genommen, ihn, den Professor, den Träumer, den Dussel — nun auf einmal sollte er der große Mann in der Familie werden. Heinrich Pilger, der in Großpapa Baumeisters Fußstapfen trat, — au, fein! Bloß ums Himmels willen nix verraten! Er wollte ihnen schon zeigen, daß er dicht halten könnte. Wenn's auch schwer fiel! — Er stand am Tisch, die vier Geldhäufslein vor sich, und hatte nicht acht, daß draußen ein leichter, schneller Schritt ging. Im nächsten Augenblick wurde die Tür geöffnet und Mutter stand auf der Schwelle, Mutter, die er schlafend glaubte.

Er fuhr zusammen und erschrak und sah aus wie das böse Gewissen selber, und im ersten Schreck stellte er sich breit vor den Tisch, daß Mutter die Geldhäufslein nicht sehen sollte.

„Was machst du denn hier, Heini? Weshalb bist du nicht mit den andern im Garten?“ fragte Mutter.

„Ich ... ich ... ich ...“ stotterte Heini und verhädderte sich, „ich wollt' bloß mal eben ...“

Mutter stand schon neben dem Tisch. „Was soll das, Heini?“ fragte sie ärgerlich.

„Ich ... ich wollt' bloß mal sehen, wieviel Geld in meiner Sparbüchse ist.“

„Sind das deine Sparbüchsen?“

Der Junge wurde dunkelrot unter dem forschenden Mutterblick. „Ich wollt' bloß mal sehen, ob die andern mehr hätten,“ stammelte er scheu.

„Sofort packt du das Geld wieder ein und unterstehst dich nicht noch einmal! Deiner Geschwister Sparbüchsen gehen dich nichts an. Und nun marsch, daß du zu den andern in den Garten kommst!“

Heini trollte sich, froh, daß es diesmal noch so gut abgelaufen war. Nach etlichen nachdenklichen Geheimsitzungen — weil er sich über die technischen Ausdrücke und verzwickten Bemerkungen des Katalogs durchaus nicht klar wurde — kam die Bestellkarte glücklich zustande und wurde abgeschickt. Fabrik und Post würden die Sache jetzt schon „deixeln“ — im Notfall mußte Emma ins Vertrauen gezogen und mit ihrem Beistand das „Kistchen“ (wie groß dies sein würde, davon machte Heini sich keinen rechten Begriff) in den Hof geschmuggelt werden. Kommt Zeit, kommt Rat. Und was den Bau selber anbelangte, so stand ja ausdrücklich im Katalog, daß die Sache „kinderleicht“ sei. Mit seinem Ankerbaukasten hatte Heini schon tausendmal schwierigere Sachen ausgeführt, Kirchen, befestigte Burgen, Türme — da würde er mit solch dummem, kleinem Kaninchenstall doch fertig werden!

Emma gegenüber äußerte Heini probeweise, „ein großer, geräumiger Kaninchenstall in schwedischem Blockhausstil, einfach, solide, praktisch, sei nachgerade eine dringende Notwendigkeit, und an ihm solle es nicht liegen, den armen Tieren zu ihrem guten Recht zu verhelfen“. Aber Emma verstand die Anspielung leider gar nicht einmal; sie war überhaupt so merkwürdig wortfchen und verdrossen, daß Heini es vorläufig aufgab, sie als Bundesgenossin zu werben. Es war klar, Emma hatte auch ihre Sorgen, und oft standen sie alle beide heimlich auf der Treppe und lauerten dem Briefträger auf. Heini in Kaninchenstallangelegenheiten, Emma aus unbekannten Gründen, aber wahrscheinlich wohl ihres Schatzes wegen, wie Heini mitfühlend glaubte.

Aber kein Kistchen kam. Statt dessen brachte der Briefträger eines Tages einen Brief, mit dem Emma sogleich in ihrer Küche verschwand, und gleichzeitig ein großes, geschäftlich und wichtig aussehendes Kuvert mit dem Firmenaufdruck der rheinischen Fabrik an Herrn Heinrich Pilger, mit dem Adressat sich in sein Geheimkabinett zurückzog und dort in bestürztem, ratlosem Grübeln so lange verharrte, bis seine Brüder Einlaß heischend gegen die Tür donnerten.

Man denke: die erste rheinische Fabrik hatte aus Herrn Heinrich Pilgers geschätzter Bestellung nicht recht klug werden können, wie es schien. Vielleicht hatte sie auch kein rechtes Vertrauen zu seiner Zahlungsfähigkeit; genug, da noch allerlei geschäftliches Drum und Dran zu erledigen war — der arme kleine Professor verstand sich nicht recht auf diese abscheulich kniffligen Ausdrücke von A-conptant-Bezahlung, Postnachnahme, Frachtkolli, Spesen und so weiter —, so wollte die Fabrik im Laufe der nächsten Woche ihren Geschäftsvertreter nach Seestadt schicken, um persönlich Rücksprache mit Herrn Heinrich Pilger zu nehmen.

Geschäftsvertreter, persönliche Rücksprache — Heinis Herz erbebte. Das mochte ungefähr so sein wie zum Direktor zitiert werden und unter vier Augen ein fürchterliches Strafgericht über sich ergehen lassen. Und dies war noch längst nicht das Schlimmste — aber wie entsetzlich viel Geld würde der Besuch eines so hervorragenden Mannes kosten! Und was würde Vater dazu sagen — Vater, der ohnehin schon so viel Ausgaben hatte und jetzt nicht nur den Kaninchenstall nach schwedischem Muster, sondern auch noch den Besuch dieses Herrn Geschäftsvertreters einer ersten rheinischen Fabrik bezahlen sollte! Erst neulich hatte jemand erzählt, daß ein bekannter Professor für eine kleine Reise in die Provinz fünfhundert Mark gefordert hätte, und nun solch weite Reise vom Rhein bis hierher, extra eines Kaninchenstalles wegen — die würde ja wohl tausend Mark und mehr kosten! Lieber Gott! Heini saß wie versteinert, seine Haare sträubten sich zu Berge, als er dies alles überdachte. Blaß, mit schlotternden Gliedern verließ er das von seinen Brüdern belagerte Lokal, so daß ihn der älteste anrief:

Digitized by Google

„Mensch, was siehst du aus! Geh bloß hin und laß dir Kamillentee kochen!“

Als wäre Bauchweh in Permanenz bei ihm erklärt, so schlich Heini die nächsten Tage umher. Essen und Trinken schmeckte ihm nicht, an den Spielen der Geschwister fand er keine Freude. Sein Vater, der durch Vertretung eines Kollegen noch mehr als sonst zu tun hatte, nahm ihn trotzdem nach Tisch mit hinüber zu seiner „Armenpraxis“, besah Hals und Zunge, fühlte seinen Puls, tat ein paar ärztliche Gewissensfragen — und Heini wagte kaum, ihn anzusehen, und verging vor Angst und Kummer in dem Gedanken, wie unmenschlich viel Geld dieser schreckliche Mensch seinem armen lieben Vater wohl abverlangen würde.

Und zwischen Wäscheaufhängen und Vesperschneiden fand Mutter noch Zeit, ihren Jungen ins Gebet zu nehmen, ob in der Schule etwas passiert sei? Aber da Heini in diesem Punkt ein gutes Gewissen hatte und auch seine Brüder nichts Nachteiliges über ihn zu melden wußten, ließ sie ihn seufzend laufen. Er ist und bleibt mal unser Professor und zerbricht sich den Kopf über ungelegte Eier. Aber es ging doch mit ihr schlafen: ‚Was hat das Kind? Wär's der Große, würd' ich denken, er hat wieder irgendeine Tollheit ausgeheckt; aber Heini, unser Dussel, tut bloß immer mit, allein verübt der keine Dummjungensstreiche.‘

Noch ein zweites Menschenkind im Pilgerschen Hause ging in bedrücktem Sorgen umher und trug eine Last, fast zu schwer für die Schultern einer lebfrischen, schmucken jungen Dirn. Das war Emma, die Braten und Suppe anbrennen ließ, weil sie vor tiefsinnigem Grübeln das Umrühren vergaß; die ungezählte Henkel abschlug und Tassen zerbrach, weil sie vor lauter Tränen nichts sah. Aber auch sie trug ihr Leid in verschwiegener Stille, und auf eine teilnehmende Frage der Hausfrau murmelte sie etwas von Zahnschmerzen und Zwiebelschneiden. Von den zentnerschweren Seufzern, die nachts ihre Kammer erfüllten, hörte ja zum Glück keiner was.

Die Woche ging ihrem Ende entgegen, und der Geschäftsvertreter hatte sich noch nicht blicken lassen. Das Damoklesschwert hing noch immer über Heinis Haupt. Wenn er mittags aus der Schule kam, traute er sich kaum ins Haus und zitterte vor dem ersten Wort, das Vater oder Mutter an ihn richten würden. Nachts wälzte er sich schlaflos in heißen Aengsten oder in wirren Träumen auf seinem Lager. Lasten von Steinen und schwerem Sande wurden auf ihn gehäuft, immer mehr und mehr, ganze Karren voll kamen angefahren und wurden auf ihn geschüttet, als sollten sie ihn ersticken, bis er schweißgebadet erwachte.

‚Was hat das Kind?‘ dachte die Mutter und wagte nicht, ihren mit Arbeit überbürdeten Mann noch mit den eignen sorgenvollen Gedanken zu quälen. Ihr Sorgenkind, das zärtlichste und zutraulichste von allen — und nun so scheu und bedrückt, als trüge es eine Riesenlast auf seinem Gewissen. Das war nicht nur sein gewohntes zerstreutes Grübeln und Simulieren, das war mehr und Schlimmeres: ein böses Gewissen. Doch all ihrem Fragen und Forschen begegnete der Junge mit Ausreden oder bedrücktem Schweigen — und sie sah doch, daß eine heimliche Not ihm das Herz abdrückte.

Ach, wenn er hätte reden dürfen, all seine Angst und Not dem treuen Mutterherzen anvertrauen! Aber er konnte nicht! Hatte er anfangs in ehrgeizigem Stolz sein Geheimnis gehütet, um ihnen zu beweisen, daß er schweigen könne wie ein Mann, so schloß ihm jetzt die blasse Furcht die Lippen.

‚Was hat das Kind getan?‘ dachte die Mutter in heißer Angst, während sie Stöße schneeweißer Wäsche in Leinenschrank und Kinderkommode einräumte. Zuletzt die Taschentücher, die ihren Platz im Vertiko des Wohnzimmers hatten; dabei stieß ihre Hand unversehens an eine der Kindersparbüchsen, daß sie zu Boden fiel. Sie hob sie auf und merkte, daß sie leer war. Sie griff nach den andern — leer! Nur in einer einzigen steckte noch etwas Kleingeld, und das war Heinis. Ihre Knie und Hände zitterten — ein jäher, furchtbarer Gedanke schoß ihr durch den Kopf, ein marterndes Erinnern: Gott im Himmel — hatte sie nicht selber ihren Jungen neulich dabei ertappt, wie er die Sparbüchsen nachzählte? Sollte er — ihr lieber, ehrlicher Junge, ihr gutes, heißgeliebtes Kind . . .? Ihr Herz bäumte sich auf und schrie wild dagegen: ‚Es ist ja nicht möglich, ich hab' mich geirrt, es muß jemand anders . . .‘ Aber die quälende Erinnerung schlich spürend weiter und stieß eine andre Tür auf, daß es hell wurde in ihrem Gedächtnis — und sie sah den Jungen zwei-, dreimal durchs Entree schleichen, auf der Treppe lauern, heimlich, als hätte er Böses getan. Und sah die scheuen Blicke, sein gedrücktes Wesen — und die angstvollen Mutteraugen suchten umsonst die unsichtbare Last auf seinem Kinderherzen zu erforschen.

Draußen klingelte es, die Mutter schob die leeren Sparbüchsen samt den Taschentüchern hastig ins Fach und schloß den Schrank ab — denn schon steckte Emma den Kopf herein und meldete:

„Ein Herr möcht' Frau Doktor gern sprechen.“

„Bitte!“

„Gnädige Frau verzeihen, mein Name ist Hauswald, Vertreter der Fabrik von Faber & Co. in Gunthershausen —“ er machte eine kleine Kunstpause und blickte Frau Doktor Pilger erwartungsvoll an.

„Und Sie wünschen?“ fragte diese erstaunt.

„Ich komme in Sachen des bestellten Kaninchenhauses — hier, bitte“ — er schlug den Katalog auf —, „Nr. 5, preiswert, einfach, solide schwedische Blockhausform. Ihr Herr Gemahl . . .“

„Mein Mann hat doch kein Kaninchenhaus bestellt?“ sagte unsicher die Frau.

„Aber gewiß, meine Gnädigste.“ Er griff in die Tasche und brachte zwischen allerhand Papieren eine Postkarte zum Vorschein. „Hier, bitte!“

Heinis Schrift — o Gott! — und nun fielen ihr jäh die Schleier von den Augen, nun wurde ihr alles furchtbar klar. Sie sank auf einen Stuhl, sie preßte ihre Lippen zusammen, um nicht laut zu schreien. Also doch! Das unselige Kind hatte die Sparkassen seiner Geschwister geplündert, um hinter ihrem Rücken, heimlich — — —

Aber nur hier dem fremden Menschen gegenüber keine Blöße!

Digitized by Google

„Bitte, wollen Sie sich nicht setzen," sagte sie schwach. „Die Karte hat mein Sohn geschrieben, doch weiß ich hierüber nicht genau Bescheid. Sie kommen das Geld holen?"

„Durchaus nicht, gnädige Frau," widersprach der Höfliche. „Die Bestellung war etwas ungenau, weshalb die Firma mich beauftragte, persönlich Rücksprache mit dem Auftraggeber zu nehmen."

In geschäftlichen Dingen besaß Frau Doktor Pilger keinerlei Erfahrung, am wenigsten war sie in diesem Augenblick imstande, dem fremden Manne Rede und Antwort zu stehen. Sie bat ihn also, nachmittags zwischen drei und vier Uhr, wenn ihr Mann zu Hause sei, sich noch einmal herzubemühen, und atmete auf, als die Tür hinter dem Fremden zufiel. Aber dann, in nächster Sekunde, stand ihr all das Fürchterliche wieder vor der Seele: Ihr Heini, ihr guter, ehrlicher Junge — ein Dieb?

Sie sah nach der Uhr. Jede Minute mußte er kommen. Da polterte es schon die Treppe herauf — nein, das waren die andern. Sie öffnete die Tür: „Wo ist Heini?"

Der Große schwieg. „Sitzt nach, hat nich aufgepaßt," meldete der Kleine lakonisch.

So — das war die nächste Folge, der Fluch der bösen Tat, das schlechte Gewissen, das ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, ihn unfähig machte zum Arbeiten, ein ordentlicher, tüchtiger, guter Mensch zu werden. Sie blickte in die Zukunft und sah ihr Herzenskind in Elend, Schuld und Verzweiflung untergehen.

Und dann kam er. Die Mutter, die ihn vom Erker aus beobachtete, sah ihn schon von weitem an den Häusern entlang schleichen, scheu — den Sünder, den doppelten Sünder — und der Anblick schnitt ihr ins Herz. Leise kam er die Treppe herauf, wollte sich heimlich an der Tür vorbei ins Kinderzimmer schleichen.

„Heinrich!"

Sie fuhren alle zusammen, als sie's hörten, diesen ungewohnten, strengen, wehvollen Ruf aus Muttermund, die Brüder, der arme kleine Sünder selbst und Emma in ihrer Küche.

„Komm hierher in Vaters Stube!"

Ihr Herz hämmerte wie wahnsinnig, äußerlich war sie ruhig, die Ruhe eines Verurteilten, der keine Hoffnung mehr hat. Der Junge kam — wie sah das Kind aus! Blaß bis in die Lippen, mit tiefen, dunkeln Schatten unter den Augen. Wie mußte es gelitten haben, daß man einem Kinde die Seelenqual von den zerstörten Zügen ablas!

„Komm hierher, Heinrich!" Die Mutter saß in Vaters Lehnstuhl am Schreibtisch, selbst totenblaß mit fieberhaft brennenden Augen. Sie faßte des Jungen schlaff herabhängende Hand. „Weshalb hast du nachsitzen müssen?"

„Weil — weil ich nicht aufgepaßt hab'," sagte der Junge mit niedergeschlagenen Augen. Trotzig und weh zuckte es um den weichen Kindermund.

„Wo warst du mit deinen Gedanken?"

Keine Antwort.

„Ich will es dir sagen, mein Sohn. Bei dem, was du heimlich mit dir herumschleppst, was dich nicht schlafen und essen läßt, was dir in all diesen Tagen beinah das Herz abgedrückt hat. Weißt du, was das ist?"

Ein trockenes Aufschluchzen wie aus tiefsten Tiefen eines gequälten, schuldbeladenen Herzens.

„Das ist das böse Gewissen, mein Kind!"

Er stand still und stumm, die schmalen Schultern wie erdrückt unter einer unsichtbaren Last.

„Warum hast du das Geld genommen, Heinrich?"

Ein Aufblick in Mutters Augen, ein einziger, zu Tod erschreckter — Furcht, Staunen, Empörung — dies alles in rasend schnellem Wechsel in den großen Kinderaugen.

„Ich hab' doch kein Geld genommen, Mutti!"

„Heinrich, ich selbst hab' dich neulich bei den Sparbüchsen deiner Geschwister ertappt. Und mehr als einmal sah ich dich aus dem Wohnzimmer schleichen, wenn niemand drin war. Und heut ist das Geld fort."

Da fuhr er in heftigem Schreck zusammen. „Ich hab's nicht genommen, Mutti. Ganz gewiß nicht!"

„So — ? Und wer hat hinter Vaters und meinem Rücken das Kaninchenhaus bei der Fabrik bestellt?" fragte die Mutter langsam.

Ein wildes Stöhnen, fast ein Schrei — und jetzt lag das Kind zu der Mutter Füßen, sein Trotz war gebrochen, seine Schuld entdeckt, die fürchterliche Last der Angst und des Schweigens von der jungen Seele genommen.

Und nun die Beichte, verworren, stockend, unter schüttelndem Schluchzen, und die Last, die das Kind in Heimlichkeit getragen, stieg wie ein Berg vor der Mutter Augen auf.

Von dem Gelde kein Wort.

„Heinrich, ich bitte dich, sag die Wahrheit, Kind! Gesteh mir's ein! Ich begreife ja jetzt alles. Und ich will verzeihen — nur sag mir die Wahrheit! Wer sollte es denn sonst genommen haben?"

„Mutter, ich hab' es nicht getan. Glaub mir doch, Mutter! Nicht einen Pfennig! Ich . . . ich . . . ich wollt' es ja — leihen wollt' ich's, aber genommen hab' ich's nicht, Mutter!"

Sie wollte ihm ja so gern glauben, Jahre ihres Lebens hätte sie dafür hingegeben. Aber wie konnte, wie durfte sie? Sprach nicht alles — seine Not, ihre eigne Erfahrung, jede einfache natürliche Logik gegen ihn?

„Heinrich, muß ich erst schlagen, um die Wahrheit zu hören?" Ihre Wangen brannten vor Kummer, Scham und Zorn.

Da sprang die Tür auf — blutübergossen, mit verweinten Augen stand Emma auf der Schwelle — stotterte: „Kann ich Ihnen mich 'n Augenblick allein sprechen, Frau Dokter?"

„Jetzt nicht, Emma, Sie sehen doch, ich hab' mit meinem Sohn zu reden," sprach die Frau heftig.

„Ach Gott, Frau Dokter — ach lieber Gott, dann helpt dat nich — denn so schlagen Sie man lieber mir statts das Kind!"

„Emma — Sie?!" — wie eine Erlöste atmete die Frau auf, ihre gespannten, scharfgewordenen Züge lösten sich, sekundenlang schloß sie die Augen, als vergingen ihr die Sinne. Sie stand auf und zog das Mädchen in eine Ecke. „Waren Sie 's, Emma? Haben Sie sich an dem Gelde vergriffen?"

Ein heftiges Nicken, das verweinte Gesicht tauchte hinter die Schürze. „Ach Gott, ach Gott, Frau Dokter, nu schicken Sie mir man gleich weg! Er — was meiner is — war so in Not, er hat

Digitized by Google

ja doch sein Väterliches übernommen und da waren noch Schulden. Und er schrieb mich so 'n jämmerlichen Brief, ich könnt's mich mehr mitansehn. Fuzig Mark wollt' er haben, und ich hatt' bloß zehn, aber Bubi hat mal zu mich gesagt, da wär'n über dreißig Mark in die Kinder ihr Sparbüchsen. Ich wollt's ja bloß leihn, ganz gewiß, Frau Dokter, zum Ersten, wenn ich meinen Lohn krieg', wollt' ich's wiedergeben — ganz gewiß! O Gott — und nu hör' ich, daß Sie hier mit das Kind zukehr sind — da mußt' ich doch . . . da könnt' ich nich . . ."

Am liebsten hätte die Frau die bitterlich Weinende wie ein Kind in ihre Arme genommen und getröstet, sie mußte sich mit Gewalt festigen, um der Gerechtigkeit willen. „Warum haben Sie mir nie ein Wort davon gesagt, Emma?"

„Ich konnt' nich'! Sie haben mir doch schon mal gewarnt, Frau Dokter. Aber er is nich leichtsinnig, er hat bloß Unglück gehabt. Und nu dies noch — o Gott, schicken Sie doch man bloß nich nach die Polizei, Frau Dokter! Ich will ja gehn, gleich auf der Stelle —"

Aber das dankbare, das erlöste Mutterherz dachte gar nicht an die Polizei. Die kleine feine Frau ergriff die schwielige Hand ihrer treuen Arbeitsgehilfin: „Wir wollen es gut sein lassen, Emma! Sie haben sich das Geld geborgt und zahlen es am Ersten zurück. Es soll vergeben und vergessen sein. Aber Emma — versprechen Sie mir: Nie wieder, nie im Leben! Wenn Sie in Not sind, dann kommen Sie zu mir, und ich helfe Ihnen."

Die derbe holsteinsche Bauerudirn, die noch nie einem Menschen die Hand geküßt, ihrer eignen Mutter nicht, bückte sich und küßte in heißem, dankbarem Impuls die Hand der Frau: „Gott lohn' es Ihnen Madam! Das vergeß ich Ihnen nich, solang ich lebe."

Als die Tür hinter ihr zufiel, wandte die Mutter sich zu ihrem Sohn. Sie zog ihn dicht zu sich heran und redete leise zu ihm — innige, heiße, fromme Worte, wie nur eine Mutter sie findet — die sich tief in das junge Herz graben. Und zuletzt: „So — und nun geh und wasch dein Gesicht, mein lieber Junge, daß die Geschwister nicht sehen, wie verheult du bist. Dies geht uns beide ganz allein an — und die Sache mit dem Geschäftsreisenden wird Vater schon in Ordnung bringen."

Als Herr Hauswald nachmittags das Doktorhaus verließ, ging er erhobenen Hauptes. Zwar sein Geschäft mit Herrn Heinrich Pilger junior war nicht zustande gekommen, aber eine halbe Stunde lang hatte er sich als Mensch unter Menschen gefühlt, und das passierte ihm nicht alle Tage . . .

Und jetzt könnte meine Geschichte eigentlich zu Ende sein — doch will ich noch eins verraten.

Als das Jahr sich alt geworden, grau, müde, verdrossen, um den Tisch herum gegen den Ofen gearbeitet hatte — Weihnachten stand vor der Tür —, begann im Hof ein heimliches Arbeiten, wenn die Kinder in der Schule waren.

Am heiligen Abend in grauer Frühe hielt der Milchwagen länger als sonst vor der Tür; eine Kiste wurde herausgeschoben, drin hockten eng beisammen drei graue Kaninchen samt dem weißen, und wurden vom Milchmann und der lichernden Emma im funkelnagelneuen Kaninchenstall — „schwedische Blockhausform Nr. 5, einfach, solide, praktisch" —, mollig mit Stroh ausgepolstert und mit wohlversorgter Futterkrippe, untergebracht.

Nach dem Essen — sie saßen alle noch um den großen runden Tisch, an dessen unterem Rande das alte Jahr schläfrig blinzelte, während hinter ihren Stühlen, ungesehen, mit hellem Gesicht und wunderbar strahlenden Sternenaugen das Christkindchen stand — klingelte Vater und sagte gemütlich: „Na, Emma, dann bringen Sie mal das Futter!"

„Welches Futter? Vater, was meinst du damit?" schrien und fragten sie, vor Neugier zappelnd.

Emma kam und brachte den wohlbekannten alten Marktkorb, aus dem die Kaninchen sommersüber tagtäglich ihr Mittagsmahl bekommen hatten. Und der Korb war voll von Kohlblättern und Möhren bis zum Rande.

„O Vater, was soll das? Dürfen wir unsre Karnickel besuchen, Vater?" Und nun war kein Halten mehr, alle vier waren aufgesprungen, drängten sich, zitternd vor Erwartung, an Vaters Knie, hingen an seinen Armen, seinem Halse: „O Vater, dürfen wir heut nachmittag 'raus nach Eichkoppel zu unsern Karnickeln? Sag bloß, Vater?"

„Das könnt' ihr bequemer haben. Hier" — Vater griff nach Mutters Haud — „bedankt euch bei euer guten Mutter und dann lauft in den Hof und seht zu, wie's euern Karnickeln in ihrem neuen Stall gefällt."

„O Mutter, Mutti —" sie schrien und zappelten alle vier am Halse der kleinen zarten Frau, und dann liefen sie, daß sie sich überpurzelten. Drei liefen und einer blieb zurück und hing an Mutters Halse, lag in ihren Armen, sein kleines frisches Jungengesicht naß von Tränen: „O Mutti — wirklich mein Stall von damals? O Mutti . . ."

Sie küßte ihren großen Jungen, dann stand sie auf und nahm ihn bei der Hand: „So — nun wollen wir dein Kaninchenhaus besehen — aber nicht wahr, mein Sohn, das war das erste und letzte Geheimnis, das du vor deiner Mutter hattest?"

Er sagte nichts, das Herz schwoll ihm bis zum Halse herauf. Er drückte nur seiner Mutter Hand, so schmerzhaft stark, daß sie fast geschrien hätte. Lächelnd verbiß sie den Schmerz, blickte ihm in die Augen und fühlte es zutiefst im treuen Mutterherzen: das war der feste ehrliche Händedruck des jungen werdenden Menschen, dem durfte sie vertrauen — auch ohne Worte.

Digitized by Google

Großer Oberlichtsaal in der Kunsthalle

Die Mannheimer Jubiläumsausstellung

Von

Marie Netter

(Hierzu elf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die Stadt Mannheim feiert in diesem Jahr das bedeutsame Fest ihres dreihundertjährigen Bestehens, ein Ereignis, das in der ganzen Bürgerschaft den lebhaftesten Widerhall findet. Mannheim steht unter den deutschen Städten gewissermaßen als Selfmademan da. Von fürstlicher Gnadensonne nur vorübergehend beschienen, aber kaum erwärmt, dagegen von der Kriegsfurie verschiedene Male durchtobt und weggefegt, in einem sumpfigen fieberdurchfeuchten Flußdelta gelegen, mußte es alle zähen Kräfte des Selbsterhaltungstriebes zusammenraffen, um zu seiner jetzigen hohen Blüte zu gelangen. Die Sümpfe sind längst trockengelegt, die Flüsse eingedämmt und mit tüchtigen Kaimauern versehen, und an ihren Ufern erheben sich alle die großen Werke der Industrie, die gewaltigen Handelshäuser, die Lagerhäuser. Und unzählige Kranen schwingen ihre langen Arme und besorgen die Verladung vom Schiff zur Bahn oder umgekehrt. Handel und Industrie ist die Grundfeste der Stadt Mannheim und Bürgerfleiß ist ihr Schutzwall.

Man hätte nun annehmen sollen, daß in einer Stadt, in der Wälder von Fabrikschloten zum Himmel emporstarren und eine gewaltige Handelsflotte den größten Binnenhafen Deutschlands belebt, eine Industrieausstellung dem Allgemeininteresse am nächsten gelegen wäre. Aber es erging wohl der fleißigen Stadt, wie es sehr häufig auch vielbeschäftigten Menschen ergeht: wenn der Feierabend einmal eingeläutet ist, will man nichts mehr vom Geschäft hören; da will man sich an etwas recht Schönem, weitab von der gewohnten Berufstätigkeit Liegendem erfreuen. Die Stadt Mannheim hat also vor Jahresfrist ihre findigen Köpfe zusammenberufen und unter der tüchtigen Führung ihrer Bürgermeister zur Feier des Stadtjubiläums eine internationale Kunst- und große Gartenbauausstellung geplant, ein kolossales Doppelunternehmen, das nunmehr fertig dasteht und Hunderttausende von Menschen anlockt, erfreut und befriedigt. Dabei sei sofort eine Merkwürdigkeit dieser „Première“ erwähnt: die Ausstellung ist nur nach allermodernsten Kunstanschauungen geschaffen worden. So eine frisch drauflos arbeitende Handelsstadt ist eine Stätte des Fortschritts, und wenn sie etwas unternimmt, so muß sie es vom Besten, Neuesten haben.

Digitized by Google

Hauptfassade der neuerbauten Kunsthalle in Mannheim. Architekt: Professor Hermann Billing, Karlsruhe

Digitized by Google

Vestibül der Kunsthalle, obere Galerie

Dafür garantierten in erster Reihe die führenden Geister, welche die Stadt an die Spitze des Unternehmens stellte: die Professoren Billing, Dill und Länger aus der Karlsruher gesundfortschrittlichen Künstlerkolonie. Mannheim braucht jetzt für sein kaufkräftiges Publikum einen Kunstmarkt. Also wurde Professor Billing mit dem Bau einer Kunsthalle betraut, die ihm überaus schön gelungen ist. Nach außen zeichnen sie einfache, vornehme Formen, nach innen vorzüglich belichtete Säle aus. Nur das Sockelgeschoß hat hohe breite Fenster erhalten, während die kaum gegliederten Mauern des Obergeschosses auch nach außen hin die Oberlichtsäle markieren. Der geringe Ornamentalschmuck bringt das schöne Material, einen warmgetönten roten Sandstein, zu bester Wirkung.

Beim Eintritt wirkt die Kuppelhalle, das sogenannte Vestibül, mit der breiten Doppeltreppe sowie den Wandverkleidungen aus grau geädertem Marmor, ganz überraschend. Oben herum läuft eine Galerie, deren schwere Marmorbalustr mit blinkendem Messinggestänge abwechseln. Dahinter erscheint noch eine Säulenstellung kleiner, etwas gedrungener Doppelsäulen aus farbigem Marmor. Das Vestibül mit dem anstoßenden, nur durch Pfeiler getrennten großen Oberlichtsaal hat geradezu etwas von sakraler Feierlichkeit. Die durch beide Stockwerke laufende lange Flucht großer und kleiner Kabinette hat, so sehr auch die Zahl der Ausstellungswerke beschränkt wurde, für diese erste Schau nicht ausgereicht, weshalb provisorisch nach rückwärts noch zwei Flügel angebaut wurden. Professor Dill, Karlsruhe, der verantwortliche Leiter der Kunstausstellung, hat ihr ein durchaus modernes Gepräge gegeben. Auf Einzelheiten an dieser Stelle einzugehen, würde zu weit führen. So sei nur mit besonderer Genugtuung konstatiert, daß sich zu dieser ersten Schau in Mannheim die bedeutendsten Künstler des In- und Auslandes eingefunden haben und daß sie gerade in ihrer einheitlichen Stilrichtung einen äußerst vornehmen Eindruck macht.

Nach rückwärts ist durch eine Ueberbrückung der tiefgelegenen Rasenfläche eine Verbindung zwischen Kunstausstellung und Gartenbauausstellung hergestellt; aber wer einen vollen Eindruck gewinnen will, tut doch gut daran, die Kunsthalle wieder durch das Hauptportal zu verlassen und von der Heidelberger Straße aus den Friedrichsplatz zu betreten. Der schöne Friedrichsplatz mit seinen prächtigen Wasserkünsten, der weitgespannten Pergola, umgeben von den Arkadenhäusern mit ihren modern barocken Steinfassaden, nach links begrenzt von der städtischen Festhalle, ist das einheitliche Werk von Bruno Schmitz. Von hier aus nimmt das eigentliche neue Mannheim, alle die großen Straßenzüge mit den stattlichen Miethäusern seinen Aufang, an die sich späterhin die Villenkolonie anschließt mit ihren hübschen Gärten. So ist die Ausstellung mitten in die Stadt gerückt, was ihren Besuch für Einheimische und Fremde unendlich erleichtert. Und außerdem hat sie einen nicht zu verfehlenden Wegweiser erhalten: den Wasserturm. Von zwei hochgeschossen Pylonen flankiert, markiert er den Ein- und Ausgang der Ausstellung und leitet die Flut der Besucher ganz praktisch um seine Wohlbeleibtheit herum. Außerdem hat er in seine unteren Kühlräume Küche und Keller des Hauptrestaurants aufgenommen und dient der Riesenterrasse als unerschütterlicher

Digitized by Google

Pergola in der japanischen Abteilung der Mannheimer Gartenbauausstellung

Die große Palmenhalle

Digitized by Google

Gesamtansicht des Friedrichsplatzes gegen den Wasserturm

Digitized by Google

Stützpfeiler. Von hier lohnt es, einen Blick über den weiten Platz gleiten zu lassen, ob nun die Sonne ihr blendendes Licht über die wundervollen Anlagen, über die farbenprächtigen Tulpenbeete, über die Tausende geputzter Menschen ausgießt oder ob sich die zahllosen Glühlichter der Konturenbeleuchtung des Wasserturmes, die Fackeln der Pergola und das Farbenspiel der Leuchtfontäne in den Wassern spiegeln. Hier in diesem Empfangssaal finden die Promenadekonzerte statt, und erst wo über dem Eingang zur Augustaanlage der Bruno Schmitzsche Palastbogen seine drei Tore öffnet, betritt man die eigentliche Gartenbauausstellung.

Rechts nimmt den Wißbegierigen sofort die von Professor Länger erstellte Halle auf, ein Werk von Riesendimensionen an Höhe und Längenmaßen, an das auch noch eine breite Terrasse, auf der man getrost spazieren gehen kann, angeschnitzt ist.

In dieser Halle hat sich zunächst die Industrie eingenistet, denn ganz ohne Schwungräder und stampfende Hämmer geht es doch bei uns nicht ab. Dann kommen die tausend Gerätschaften, Frucht- und Saftpressen, Konservengläser, Rebenscheren und endlich die gefälligen Blumentische und -ständer, an die sich dann noch die Blumenvasen aus Glas sowie die künstlerischen Erzeugnisse der modernen Keramik angliedern.

Nun erst kommen die großen Obst- und Blumenhallen, die den ausstellenden Züchtern und Gärtnern das glänzendste Zeugnis ausstellen. Ganze Berge von mattlila Springen oder großblütigen weißen Azalien. Die schönsten Exemplare von Hortensien wölben ihre Blütenkugeln, wieder überstrahlt vom Farbenfeuer der Pelargonien und Feuerlilien. Um dieses Blütenmeer legt sich den Wänden entlang immer der dunkle Kranz seltener Gräser, Farnen und Fächerpalmen. In der nächsten Halle lockt der Duft der im Treibhaus gezogenen Früchte, hauptsächlich Pfirsiche in seltener Entwicklung. Leider müssen sie hier an ihrer Schönheit sterben, und die kleinen Mädchen und Bübchen, die so verlangend darauf hinsehen, dürfen nicht hineinbeißen, was doch eine viel vergnüglichere Vergänglichkeit wäre. Die Hausfrauen aber interessieren sich noch viel mehr für die Fülle zarter Gemüse, wie man sie doch in dieser Jahreszeit nur in der Markthalle von Algier sieht. Aber alle diese feinen Bohnen, Erbsen, Kohlarten hat die Darmstädter Hofgärtnerei gezüchtet; wieviel Mühe und Sorgfalt mag sie darauf verwendet haben!

Aus dem Palmenhause

Die Palmenhalle, die wir jetzt betreten, ist kein eigentliches konkurrierendes Ausstellungsobjekt, sondern sie ist ein jüngst erst erworbener städtischer Besitzstand, der auch künftighin erhalten bleiben soll. Nun folgt noch die Halle für Blumenbinderei, Tafel- und Zimmerschmuck, die ihres ephemeren Charakters wegen beständig wechseln muß, und dann kommt die wissenschaftliche Abteilung: im Erdgeschoß die Obst- und Forstkulturen der Karlsruher Technischen Hochschule und über eine Treppe die großartigen Sammlungen zu botanischen Studienzwecken der hamburgischen Staatsinstitute.

Die Hallen haben hier ein Ende, und was jetzt noch an Kulturen da ist, befindet sich in den einzeln zerstreuten Warm- und Kalthäusern. Selbstverständlich ist ein gut bestelltes Viktoria-Regia-Haus dabei, ein Glashaus, in dem der Lotos zur Blüte gebracht wird, ein auch in seiner äußeren Form sehr gefälliges

Digitized by Google

Halle für die wissenschaftliche Abteilung, davor der Erdabrunnen

Glashaus mit wunderbaren Pelargonien, eine großen Orchideenausstellung, die drei Tage lang den Champignonzucht und ein Orchideenhaus. Das ganzen Nibelungensaal des Rosengartens füllte und kann allerdings nicht verglichen werden mit der viele Tausende Menschen mit Bewunderung erfüllte.

Das neue und das alte Schwarzwaldhaus

Digitized by Google

Konturenbeleuchtung des Wasserturms

Und nun zu der eigentlichen Kunst im Gartenbau, der es weniger auf die Anpflanzungen als auf eigenartige Anlage in Verbindung mit irgendeinem gedachten oder in Modell hingestellten Bauwerk ankommt. Die führenden Meister sind da die Professoren Schultze-Naumburg, Läuger, Peter Behrens. Mögen sich diese Anlagen auch in vielen Dingen unterscheiden, so haben sie doch den barocken Charakter gemeinsam. Barock ist schon das geradlinige Schema der Beeteabteilung, die Vorliebe für kurzgeschorene hohe lebende Wände, die lauschigen Winkel und geheimnisvollen Nischen dieser Wände, von denen sich plötzlich eine nackte Marmorstatue oder eine Fauns herme abhebt. Läuger hat ein Sommer- und ein Winterbad in seinen Garten eingebaut. Das Sommerbad, das auch einer hingelagerten Göttin nicht entbehrt, duckt sich als kleines länglich viereckiges Bassin hinter seine dichten grünen Wände. Das Winterbad mit kleinen üppigen Ankleide- und Schlafkabinetten ist eine in ein einfach bedachtes Haus eingebaute kassettierte Kuppel, die in der Mitte eine Lichtöffnung hat. Das säulengetragene Häuschen mit dem hübschen Fayenceauspuß sieht sich auch von außen sehr gut an. Das Gartenhaus von Professor Behrens wirkt durch den strengen Rhythmus seiner Gliederung und die in die Wand eingelassenen Bilder von Hofer und Haller.

Recht interessant ist der japanische Garten der Firma Henkel-Darmstadt mit der blütenübersäten Pergola, den jahrhundertealten Zwergtannen und den zierlichen Brückchen und Gartenhäusern.

Rechts hinüber tut sich der Schwarzwald auf mit seinen Bergen und Tälern, Tannen und Wasserfällen, Heuschuppen und Kapellchen, mit seinem alten und neuen Schwarzwaldhaus. Das alte mit dem strohbedeckten Haubendach, den kleinen Fenstern und der ausgetretenen moosbedeckten Treppe ist der Jugend lieber; das neue mit der badischen Weinkosthalle und den reschen Schwarzwaldmaide wird mehr von der gereiften Männlichkeit aufgesucht.

Und nun noch rasch in den Vergnügungspark, vorüber an dem „Jungfrauenbrunnen", wo sich sechs nackte Jungfrauen in einer Muschelgrotte die Hände waschen und die siebente, am wenigsten hübsch geratene als Siegerin oben drauf steht; auch vorüber an dem andern Brunnen, der eigentlich nur ein kolossales Basaltbecken ist, in das sich große Wassermassen ergießen, die immer wieder von einem Saugapparat aufgefangen und aufs neue hineingegossen werden.

Und da stehen wir nun im Vergnügungspark und wissen nicht recht, sollen wir uns bei Kaffee, Bier, Wein, Sekt oder gar bei Schwarzwälder Kirschwasser von den voraufgegangenen Genüssen erholen. Und dann wird uns wieder die Wahl des Vergnügens schwer, die zwischen Panorama, Kinematograph, Schiffskarussell, Wasserrutschbahn, Abessinierlager und Fesselballon umhertaumelt.

Es ist ja eine bedauerliche Tatsache, daß eine Ausstellung, und wenn sie auch noch so ernsthaft gemeint ist, einen Vergnügungspark schon wegen der Rentabilität nicht entbehren kann. Aber es wurde hier wenigstens sorgfältig darauf Bedacht genommen, daß die Bauten gefällig und eigenartig wären. Es sind alle jahrmarktartigen Segeltuchzelte vollständig vermieden worden, und so kann sich das Vergnügen wenigstens in einem geschmackvollen Rahmen tummeln.

Erfrischungshalle

Bis jetzt hat die Mannheimer Jubiläumsausstellung einen über alle Erwartungen großen pekuniären Erfolg gehabt. Wollen wir hoffen, daß der starke Opfermut, den dieses Unternehmen unter der Bürgerschaft ausgelöst hat, nicht in seinem ganzen Umfang herangezogen werden muß. Der Anfang verspricht das.

Digitized by Google

Die ewige Braut

Erzählung

von

R. Trinius

Bei alt und jung hieß sie im ganzen Städtchen nur die „ewige Braut“. Wie ihr dieser Name angeflogen, wer ihn zuerst ausgesprochen, daß er nun für immer an ihr hängen blieb, niemand konnte es sagen. Ihr Bild und Wesen waren aber innig mit ihm verknüpft. Sie hauste im Sonderhofe, dem altertümlichen Hospital des Städchens, das mit seinen dicken, grau angestrichenen Mauern, den kleinen Spitzbogenfenstern, dem hübschen Renaissanceportal mit seinen zwei steinernen Eckfitzen wie ein fremder, ferner Gruß aus längst versunkenen Jahrhunderten in die Neuzeit ernst blickte. Sein hohes Satteldach hatte auf so manche wilde Kriegshorde angstvoll niedergeschaut, die raubend und sengend durch das nachbarliche Stadttor eingedrungen war, um dann auf der andern Seite beutebeladen wieder in die blaue, weite Welt hinauszustürmen.

In diesem ehrwürdigen Bau wohnte nun Esmeralda Küster wohl an die zwanzig Jahre. Ihre Mutter war einst Schneiderin gewesen. Wenn Nadel und Schere ruhten, dann wurde zu einem Buche gegriffen, dann dehnten sich vor den Augen der kleinen, fleißigen Arbeiterin die Stadtmauern, fremde, ferne Welten stiegen herauf und das Schicksal nie gekannter Menschen entlockte ihr bitterste Tränen. Und als sie dann einen wackeren Handwerker heiratete und das Kind kam, das einzige, was ihnen geschenkt ward, da ruhte die junge Frau nicht eher, als bis der Mann es zugab, daß sie das rosige Wesen mit dem Namen taufen lassen durfte, den die Heldin eines Romanes auch getragen und deren Schicksale ihre Seele bis in alle Tiefen einst aufgerüttelt hatte.

Esmeralda wuchs heran und zählte wohl gegen zwölf Jahre, da das große Unglück über das Haus hereinbrach. Eines Nachts entstand Feuer; das Häuschen, das der Vater draußen am Waldrande besaß, ging in den Flammen auf, und ehe man das Kind retten konnte, war ihm bereits ein kohlender Balken auf den Kopf gefallen. Esmeralda ward zwar am Leben erhalten, doch ihr Verstand hatte gelitten. Sie selbst wußte nichts darum. Sie war glücklich. Sie konnte stundenlang auf der Steintreppe vor dem Hause sitzen und still vor sich hinlächeln. Sie war schon ein großes Mädchen geworden, da sah man sie oft mit einer Puppe herumtollen, und da diese endlich auch zerbrach und zerfiel, so genügte ihr ein Stück Holz, das sie mit einem bunten Lappen umwickelte, herzte und küßte und mit hundert lieben Schmeichelworten überhäufte, im unbewußten heißen Drange eines Mädchenherzens, das von dem Ueberschwange seines Empfindens ein andres glücklich machen will. Ihre Eltern starben rasch nacheinander. Von dem kleinen Erlös des Häuschens kaufte die Vormundschaft die Waise in den Sonderhof auf Lebenszeit ein. Und so war Esmeralda in das altertümliche Haus draußen am Stadttor gekommen.

War das Wetter gut, so ging sie allein in der Stadt und deren Umgebung spazieren. Ein graues Wollkleid, die leicht ergrauten Haare glatt zurückgekämmt und hinten in einen kleinen Knoten zusammengerollt, so ging sie einher. Ihr Kopf war in steter Bewegung. Bald schob er sich wie eine Kompaßnadel hin und her, dann wieder nickte er, als sei er auf eine Zitternadel aufgespießt, und jeder leise Lufthauch setzte ihn in Bewegung.

Zuweilen blieb sie stehen; das stille Lächeln, das fast immer auf ihrem Gesicht gebreitet lag, wandelte sich in Verzückung. Sie preßte dann beide hageren Hände gegen die eingefallene Brust und ihre mattblauen Augen schienen sich in den Himmel einbohren zu wollen, als sähe sie ihn dort oben offen stehen, den lieben Herrgott auf dem Throne und ringsum die Schar singender Engelein. Da geschah es denn auch zuweilen, daß sie plötzlich mit einem leisen Jubelschrei weit die Arme öffnete, als käme etwas Liebes, Längsterspähtes ihr entgegengeschwebt, ein paar Sekunden verharrte sie so, unbekümmert um das Erstaunen der Vorübergehenden, das Gelächter der halb spottenden Kinder. Dann ließ sie mit einem Ruck die Arme schlaff niederfallen, ein düsterer Zug huschte blitzschnell über das welke Gesicht, dann aber lächelte sie wieder und stürmte wie eine Verfolgte ein Stück vorwärts, um endlich den gewohnten Schritt wieder einzuhalten.

Auf einfache Rede gab sie richtige Antwort, und gleich den übrigen Insassen des Sonderhofes war ihr etwas Hausarbeit zuerteilt. Ungefähr zehn Männer und die doppelte Zahl Weibsen bewohnten den Sonderhof. Ein Hausmeister mit seiner Frau hielten das Haus und dessen Bewirtschaftung in Ordnung. Es waren zumeist alte Leute, die in diesem grauen Bau letzten Unterschlupf fanden. Heimatlose, vereinsamte, menschliche Lebewesen, die Zeit ihres Daseins von der besser gedeckten Tafel des Lebens immer fern gehalten worden waren. Jeder dieser Insassen besaß eine kleine Wohnzelle, dürftig eingerichtet. Ein gemeinsamer Raum mit tiefen Fensternischen diente als Versammlungsort für die Mahlzeiten und des Abends, wenn man sich vor dem Zubettgehen noch zur

Digitized by Google

Unterhaltung enger zusammenfand. Dann strickten die Weibsen, dieser und jener der Alten qualmte sein Pfeifchen, der Hausmeister oder sein Weib lasen wohl auch zuweilen vor. Geschah dies, so konnte man ein sonderbares Wesen an der „ewigen Braut" bemerken. Wie weit ihr Verständnis für das Gehörte reichte, wußte ja niemand. Doch man sah sie mit weit geöffneten Augen dann dasitzen, zuweilen wischte sie sich an den Augen herum, dann wieder stieß sie heimliche Freudentöne aus. Ein Stück Erbteil ihrer Mutter schien auch auf sie übergegangen zu sein.

Der Wortführer unter den alten Männern war bisher der ehemalige Schneidergeselle Johannsen gewesen, ein langer Urian und ein Zugereifter. Er war vor vielen Jahren hierher auf der Wanderschaft gekommen und war dann auch hängen geblieben. Zwei Augen sollten es ihm damals angetan haben. Doch die Liebe ging an ihm gedankenlos vorüber, und als er ein alter Herr geworden war und die zittrigen Hände nicht recht mehr die Nadel führen konnten, da kaufte er sich in den Souderhof von seinem Ersparten ein. Das war nun auch schon über ein Jahrzehnt her. Der hatte nun gestern beim Mittagessen den aufhorchenden Alten etwas ganz Seltsames erzählt. Er habe es von dem Hausmeister, sagte er, und darum wüßte er es ganz genau. Schon in nächster Zeit würde oben in dem Eckstübchen, das einen weiten Ausblick bis zu den grünen Waldbergen gewährte und das seit Jahren leer stand, ein fremder, feiner Herr einziehen. Der sei noch viel weiter als er in der Welt herumgekommen, habe lange Jahre in Amerika gewohnt, viele Kriege dort mitgemacht und wolle sich nun in Ruhe hier niederlassen. Nun käme noch ein ganz andres Leben in den Sonderhof. Jetzt würde es erst fidel, wenn der erzählen würde. Na! Er freue sich jetzt schon darauf.

Da waren die vertrockneten Weibsen noch enger zusammengerückt und hatten gewispert, die Männer aber hoben ihre Wassergläser wie in Verabredung in die Höhe und nahmen jeder einen großen Schluck, als wollten sie durch diese Handlung symbolisch bereits jetzt dem zu erwartenden höheren Genossen den Willkommen trinken. Esmeralda Küster aber hatte nur so wie halb hingehört. Als aber der lange Johannsen geendet hatte, da wackelte sie ein paarmal mit dem Kopfe, fuhr dann plötzlich von ihrem Stuhle auf, hob die Arme hoch empor und rief: „Ich wußt' es!! ich wußt's, daß er kommen würde! Ich habe so lange auf ihn gewartet!"

Und dann ließ sie sich wieder nieder und brach in Tränen aus. Und da das leise Anflachen der andern sie traf, schluchzte sie noch ein paarmal und senkte darauf den Löffel wieder in den Kartoffelbrei.

Von Stund an aber ging die „ewige Braut" wie eine Wartende einher.

Der lange Schneider hatte recht gesprochen. Vor einigen Wochen war aus Merika ein vor mehr denn dreißig Jahren nach Amerika verschlagener Thüringer heimgekehrt. Er hatte seinen Arm und seine Tapferkeit bald diesem, bald jenem Staate geliehen, um endlich mit geheilten Wunden von der Sehnsucht nach der engeren Heimat erfaßt zu werden. Eine schmale Pension, welche die Vereinigten Staaten ihm zugestanden hatten sollte nun seinen Lebensabend verschönen. Doch er fand die alten Freunde nicht mehr an, die eignen Angehörigen hatten längst die letzte Wanderung angetreten, so daß er sich kurzerhand entschloß, unter einigen Ausnahmebedingungen sich in den Sonderhof einzukaufen. Auch so wollte er sich das Leben als ein freier Mann, der mit Stolz auf eine ruhmreiche Vergangenheit zurückblicken durfte, gestalten. Vor allem aber gedachte er seine Muße mit dem Niederschreiben seiner buntbewegten Vergangenheit auszufüllen. So hielt denn Herr Ferdinand Petermann seinen Einzug in den Sonderhof.

In der Dämmerung war ein Handwagen vorgefahren, der einige große Kisten, Decken, Waffen und sonstiges brachte. Dann war er in der Dunkelheit selbst erschienen und wurde von dem wartenden Hausmeister in sein Eckstübchen hinaufgeleitet. Das war ein Huschen von Zelle zu Zelle gewesen! Die alten Weibsen schienen geradezu eine Art Verabredung getroffen zu haben. Eine jede von ihnen trug heute abend ihr bestes Wollfähnchen, diese und jene hatte sogar einen Kopfschmuck in Gestalt eines vergilbten Seidentüchleins sich geleistet. Alles war Spannung. Ein jedes erschien heute abend eine Viertelstunde vor der auberaumten Zeit. Der lange Schneider konnte sich in seinem Ruhme, zuerst auf dieses große Ereignis hingewiesen zu haben. Dann schielten alle wieder hinüber zu dem Tisch des Hausmeisters, wo zwischen dem Gedeck für sich und seine Frau heute zum ersten Male noch ein drittes eingeschoben worden war.

Die „ewige Braut" saß während dieser erregten Zeit still sinnend da. Sie hielt den Kopf steif gegen die Decke gerichtet und die Hände lagen, wie dies ihre Art war, gekreuzt über der armen, eingefallenen Brust. Auf einmal zuckte sie deutlich zusammen. Von dem Korridor her vernahm man Stimmenwechsel. Der neue Gast!

Da ward es totenstill an den beiden Langtafeln, an denen die Armen zur Abendmahlzeit Platz genommen hatten. Gleich darauf öffnete sich die Tür. An der Seite des Hausmeisters erschien Herr Ferdinand Petermann. Seine markige Gestalt, an Wallenstein erinnernd, trug einen langen schwarzen Rock, der peinlich sauber abgebürstet war und in dem einen Knopfloch ein rotes Ordensbändchen zeigte. Das etwas gelbe Gesicht zeigte einen starken weißen Schnauz- und Knebelbart. Das volle Kopfhaar war kurz geschnitten. Die Augen blitzten in fast jugendlicher Frische. Eine echte Haudegenerscheinung!

In der Mitte des Saales blieb Herr Petermann stehen und ließ erst einmal die funkelnden Blicke über die arme Tischgesellschaft gleiten. Ein eiger Zug flog dabei über sein Gesicht, während die Weibsen verschämt niederblickten, die Männer ihre Blicke auf dem Gast haften ließen. Nur der lange Schneider Johannsen war aufgesprungen, dienerte sehr tief und setzte sich dann wieder, als wollte er damit sagen: Siehst du, ich bin auch ein Weitgereifter und wir gehören eigentlich zusammen!

Nachdem Herr Petermann die zwei Kompagnien an den Tafeln gemustert hatte, sah er den Hausmeister an. Da sagte dieser, sich an die Insassen seines Hauses wendend:

„Na, Kinder! Heute bringe ich euch einen neuen und berühmten Gast, Herrn Petermann aus Amerika,

Digitized by Google

der in vielen Kriegen gefochten hat, damit die da drüben ihre Ordnung kriegen. Er wird nun bei euch mit wohnen, und ich hoffe, ihr werdet mit ihm immer hübsch Freundschaft halten. Gelle?"

Ein Murmeln ging nach diesen Worten von Tisch zu Tisch. Wieder sprang der Schneidergesell empor, dienerte zu Herrn Petermann, legte zur heiligen Betenerung sogar die Rechte auf das Herz und erwiderte: „Was an mir liegt, soll geschehen! Und ich denke, die andern werden's auch so machen! Herr Petermann! Im Namen von diesen da hier heiße ich Sie herzlich willkommen! Wir freuen uns wirklich, daß Sie endlich da sind!" Das war eine lange Rede, und darum blickte denn auch der Schneidergeselle die Tafeln auf und nieder, ob alle Gesichter Beifall bezeugten. Und da er vermeinte, diesen wohltuenden Ausdruck auf den Gesichtern gelesen zu haben, so winkte er noch einmal mit der Hand zu dem Gast hinüber und setzte sich dann wieder nieder.

Herr Petermann war sichtlich von diesem Empfange sehr angenehm berührt. Er lachte laut auf, strich sich darauf den martialischen Schnurrbart und sagte mit einem leicht fremdländischen Anklange:

„Das freut mich, daß Sie mir einen so freundlichen Empfang bereiten. Was an mir liegt, soll geschehen, daß unsre Freundschaft kein Loch erhält. Wir werden uns hübsch vertragen und, ich denke, auch manches hübsche Stündchen hier an langen Abenden uns unterhalten. Es scheint hier ja ganz gemütlich zu sein!"

Nachdem er dies gesprochen, schritt er beide Tafeln ab und schüttelte Weibsen und Männern derb und fest die Hand. Und so manches alte Mütterchen hätte bei diesem Händedruck lieber laut aufgeschrien, doch es bezwang sich und rieb nur heimlich unter dem Tische die Hand am Kleide hin und her.

Als die Reihe an den langen Schneidergesellen gekommen war, da wollte dieser beweisen, daß er nicht vergeblich in der Welt gewesen sei und daß er wisse, wie man so einen alten Kriegsmann zu begrüßen habe. Er legte also die Rechte in Erinnerung seiner Soldatenzeit an die Schläfe und reichte dem fremden Krieger die Linke strahlend hin.

„Kommt vom Herzen, Herr Petermann! Immer!"

Herr Petermann klopfte dem alten Schneider auf die Schulter und sprach:

„Freut mich! Wir werden Freunde werden! Auch Schlachten mitgemacht? Nein? Na, wenn ich die Kopfhäute all der von mir niedergeschossenen Feinde hätte, ich könnte ein ganzes Haus damit tapezieren!" Es war ein wenig derb aufgeschnitten, doch die Wirkung war darum auch um so stärker. Der Schneidergeselle fuhr erschreckt zurück und schien nicht übel Lust zu verspüren, sich von dem Blute der Hand zu reinigen, die er eben noch begeistert geschüttelt hatte. In die Weibsen aber war es wie eine Bombe gefahren. Sie drückten sich ordentlich aneinander, als suchten sie gegenseitig Schutz. Nur die „ewige Braut" blieb bei dieser Enthüllung vom Schrecken unberührt. Ein ganz eigner Glanz brach wie aus geheimer Tiefe aus ihren Augen. All ihre Umgebung schien vergessen. Sie wandte sich halb auf dem Stuhle um und schaute mit weit aufgerissenen Augen den fremdländischen Helden an, der sich jetzt sehr vergnügt den Schnauzbart strich und in ein halblautes Lachen ausgebrochen war. Und da er just mit dem Männertisch fertig war, so wandte er sich um zu dem der Frauen, und so kam es, daß er hier zuerst der „ewigen Braut" seine kräftige Hand fröhlich entgegenstreckte. Sie war aufgestanden und sah ihn leuchtenden Blickes an.

„Hahaha! Die hat keine Furcht vor dem schlimmen Mann, der seinen Feinden die Köpfe abšäbelte wie Mohnköpfe!" wandte er sich halb an den Hausmeister lachend, und dann sah er wieder das arme Weibsen vor sich an, die demütig und stolz zugleich vor ihm stand, immer noch ihre schmale Hand in der seinen belassend. „Na, wie heißen Sie denn?" Er mußte erst seine Frage wiederholen, ehe ihm Antwort ward. Halblaut nur, aber wie im inneren Jubel: „Esmeralda!"

„Was? Esmeralda?"

Sie nickte nur, während eine Blutwelle ihr über das alte Gesicht wogte.

„Donner und Doria!" Er klopfte sie leicht auf die eine Backe und sagte dann, bereits sich zu der Nachbarin wendend, „so hießen da drüben im Süden auch viele Mädchen! Ganz spanisch! Schade! Esmeralda! Hahaha! Hätte ich hier, wahrhaftiger Gott nicht vermutet!"

An diesem Abend ging es ziemlich still beim Essen zu. Der neue, fremde Gast nahm alles Interesse für sich gefangen, so daß man still schwieg, um möglichst recht viel von dem zu erschnappen, was an dem kleinen Tisch zwischen ihm und den Hausmeisters gesprochen wurde. Erst als Herr Petermann bald nach Beendigung des Mahles in sein Stübchen ging, dort mit dem Auspacken der Sachen zu beginnen, da löste sich der Bann. Die Lippen wurden beredt, hüben und drüben wogte halblaute Rede und das große Wort über beide Tische fort führte der lange Johannsen von der Waterkant. War der Fremde ein Held, so wußte er von sich, daß auch sein Ansehen von heute an noch mehr unter diesen guten, schlichten Leuten um ein Stück sich erhöht hatte. Und dieses Bewußtsein tat ihm sehr wohl.

Esmeralda saß aber diesen Abend wie im Traume. Sie hatte sich in eine Ecke unweit eines alten Pfeilers niedergeduckt. Dort blieb sie fast unbeachtet sitzen. Ihre Lippen schienen zuweilen etwas zu murmeln, und wer genau hingehorcht hätte, der würde vernommen haben, wie sie ihren eignen Vornamen immer wieder wiederholte, dann die Augen beseligt zur Decke warf, um dann mit dem Kopfe vor sich hin zu nicken. Als sie diesen Abend ihre kleine Zelle aufsuchte, deren Fenster nach dem Hofe ging, da sah sie drüben in dem Eckstübchen, dessen Hinterfenster ebenfalls dem Hofe sich zuwandte, hinter dem erleuchteten hellen Vorhang dann und wann den Schatten einer starken Mannesgestalt vorübergleiten. Das war ihr Held! Derselbe Mann, der heute abend ihren Namen so schön gefunden hatte, der ihr die Backe gestreichelt und sie mit seinen blanken, dunkeln Augen so groß angeschaut hatte.

Das Licht in dem Eckstübchen war längst erloschen, als „die ewige Braut" endlich ihr Lager aufsuchte. In ihr Leben war etwas getreten, das ihr das arme Gehirn mit wundersamen Vorstellungen angefüllt hatte. Lange saß sie noch in

Digitized by Google

ihrem Bette, ehe der Schlaf ihr sanft über die Augen wischte. In dieser Nacht träumte sie nur von wilden Schlachten, wogendem Streite. Pferde, Menschen, blitzende Waffen mischten sich da zu wilden Knäueln, und wo das Kämpfen am heißesten Opfer forderte, da sah sie hoch über den andern eine herrliche Gestalt sieghaft ragen. Die schlug die Feinde wie Mohnköpfe von den sich aufbäumenden Pferden, und dieser Held trug einen weißen Schnauzbart. Wenn er lachte, so schütterte das Kampffeld, und wohin sein Auge fiel, da wichen die Gegner erschreckt zurück. Als er sie aber plötzlich erblickte, da tritt er heran, schwenkte das bluttriefende Schwert und rief, daß es alle hören mußten: „Esmeralda!"

Herr Ferdinand Petermann hatte in der Tat neues, frisches Blut in den Sonderhof gebracht. Wenn abends der Regen in den Blechrinnen gurgelte, gegen die Scheiben klatschender Wind durch die Schlote sauste, da saß man jetzt gemütlich in dem Eßraum; der Hausmeister, der lange Schneidergeselle hatten sich mit noch ein paar alten Hausgenossen lange Pfeifen angezündet, Herr Petermann aber rauchte als ein feiner Herr nur Zigarren. Er saß dann neben dem Hausmeister, und seine laute Rede ging von so vielen Dingen aus weiter Fremde und von fernen Tagen, daß selbst die Weibsen fast ärgerlich aufseufzten, wenn der Hausmeister nach der Uhr sah, mit den Augen zwinkerte und dann nach einer kurzen Anstandspause endlich das deutliche Zeichen gab, daß die Hausordnung es verlange, nun die Ruhe aufzusuchen. War man doch wie in einer andern Welt gewesen! Als rauschte das große Meer herein! Wogten Palmen über ihnen! Vernahmen sie deutlich das Gebrüll all der wilden Tiere, von denen Herr Petermann so viel Abenteuerliches zu berichten wußte! Und nun gar, wenn es auf den Kriegspfad ging, durch mannshohes Gras, Urwald, über reißende Ströme, aus deren gelblichen Fluten Krokodile ihre fürchterlichen Rachen heraushoben! Atemlos hing ein jeder an den Lippen des Herrn Petermann, und der lange Schneider nickte dann wohl zuweilen im Kreise ganz ernst herum, erstens, daß man ihn über den Ruhm des andern nicht vergessen solle, fürs andre, daß er damit sagen wolle, so ist es draußen. Ich weiß es, denn ich bin auch weit herum gewesen, obwohl sein weitestes Ziel nur Augsburg gewesen war.

Seit dem Eintritt des Herrn Petermann in den Sonderhof war es mit einer seltsamen Veränderung über die „ewige Braut" gekommen. Sie hatte ihre regelmäßigen Spaziergänge fast ganz eingestellt. Stundenlang saß sie dafür jetzt an ihrem Fenster und blickte unverwandt hinüber nach dem Stübchen ihres Helden aus dem fernen Lande, der so schön abends zu erzählen wußte, der ihr damals zuerst die Hand so freundlich gedrückt hatte. Wenn dann Herr Petermann zufällig mal an sein Fenster trat, sie bemerkte und in seiner Art sie lebhaft begrüßte, da bog sie sich zurück in ihren Stuhl, kreuzte, wie dies ihr eigen war, beide Arme über der Brust und lachte ganz leise vor sich hin. Zuweilen auch fand Herr Petermann irgendeinen Zweig oder ein paar schlichte Blumen neben seinem Teller. Und wenn er dann den Hausmeister oder dessen Frau fragend anblickte, so zuckten diese die Achseln. Wie konnten sie auch wissen, daß Esmeralda zuweilen in der Dämmerung noch an den Gartenzaun des Sonderhofes schlich, um hastig für ihren Helden etwas zu pflücken, das sie dann unter der Schürze barg, um es unbeachtet am nächsten Tage ihm still darzubringen?

Eines Tages war die „ewige Braut" den Korridor entlang geschritten, an den auch das Zimmer des Herrn Petermann grenzte. Die Tür stand weit offen. Das Zimmer zeigte sich leer. Ein paar Augenblicke stand Esmeralda bebend an der Tür, dann aber faßte sie sich ein Herz und trat zögernd ein. Welch eine Pracht! So etwas hatten ihre Augen noch nie gesehen. Alles Erinnerungen an seine langen Kriegsjahre und Streifzüge im fernen Westen! Waffen, Felle, Geweihe, sonderbare Kleidungsstücke, selbst eine in grellen Farben sie greulich anglotzende Riesenmaske irgendeines wilden Volksstammes. Und dort am andern Fenster, das nach der Straße ging, da stand der Tisch, auf dem Herr Petermann sein Werk schrieb. Die „ewige Braut" hielt noch immer in der Mitte des Zimmers und ließ ihre Blicke wandern. Sie hörte nicht, daß sich jetzt Schritte näherten. Und dann stand plötzlich Herr Petermann dicht vor ihr.

Sie stieß einen leisen Schrei aus und versuchte zu entfliehen. Er aber hielt sie lachend fest und sagte: „Warum denn ausknoifen? Ich beiße doch nicht?! Na, gefällt Ihnen der Unsinn an den Wänden?"

Sie starrte ihn immer nur an, vermochte aber kein Wort zu erwidern.

„Fürchten Sie sich etwa vor den Pistolen? Hahaha! Die sind nicht geladen! Haben Sie schon einmal so eine Muschel gesehen? Was? Passen Sie mal auf! So!" Er hielt ihr die Muschel dicht ans Ohr. „Hören Sie etwas? Immer noch nicht? Ja? Na, sehen Sie, so braust das Meer, über das ich so manchmal im Sturme gefahren bin!"

Sie schlug ihre Hände im Kreuz über die Brust und schaute ihn groß an. Mit einem Blicke, wie man zu Heiligen emporschaut. Er schien dies aber alles gar nicht zu bemerken. Denn in seiner jovialen, derben Weise klopfte er sie auf die Schulter und sagte: „Wollen Sie die Muschel haben? Da! Nehmen Sie das Ding mit! Ich habe noch mehr von der Sorte!"

Sie stotterte etwas, das wie eine Danksagung klang, dann aber huschte ihr Blick über sein lachendes volles Gesicht, worauf sie plötzlich fluchtartig das Zimmer verließ.

Herr Petermann schloß hinter ihr die Tür, zündete sich eine Zigarre an und murmelte vor sich hin: „Ein verrücktes Frauenzimmer! Sie kann einen dauern!" Dann ließ er sich am Schreibtisch nieder.

Nun hatte die „ewige Braut" eine Tätigkeit gefunden. Mechanisch wiederholte sie so oft die freundlichen Worte, die Herr Petermann zu ihr gesprochen, soweit sie ihr im Gedächtnis haften geblieben waren und sie diese verstanden. Dann nahm sie tagsüber wiederholt die Muschel, streichelte diese zärtlich und legte sie darauf fest ans Ohr. Bald auf dieses, dann wieder auf jenes. Und wenn sie das heimliche, ihr unerklärliche Brausen und Sausen vernahm, so stieg wie aus geheimen Tiefen ein seliges Lächeln auf ihrem welken Gesicht herauf.

Kam Herr Petermann mal eines Abends nicht zum Erzählen, ging er mit dem Hausmeister aus oder verblieb auf seinem Zimmer, so saß die „ewige Braut" stumm bei der Mahlzeit, ihre Augen gingen

Digitized by Google

Am Strand von Ostende

Nach einem Gemälde von Raimund Germela

Digitized by Google

immer wieder zu dem Platze, den er sonst einzunehmen pflegte, bis sie endlich aufsprang und in ihre Zelle flüchtete. Da riß sie die Muschel an ihr Ohr, murmelte unverständliche Koseworte, streichelte sie, preßte sie an ihren Mund und ließ darauf wieder unter leisem Singen das wundersame Brausen in ihr Ohr klingen.

Monate waren so hingegangen. Es herbstelte bereits in den Bäumen und Zugvögel strichen hoch in den Lüften über das Gebirge hin. Da ging es eines Tages wie eine furchtbare Schreckensmär durch den Sonderhof, daß in der letzten Nacht Herr Petermann schwer erkrankt sei. Durch einen Hustenanfall sei eine alte, schlecht verheilte Wunde wieder aufgebrochen. Noch in der Nacht habe man zum Arzt geschickt, der zwar den Blutverlust gestillt, aber ernst den Kopf geschüttelt habe.

Als beim Mittagessen diese trübe Kunde auch die „ewige Braut" erfuhr, die den Vormittag im Walde gewesen war, um dann, ehe die andern eintraten, auf den Platz des Herrn Petermann ein Büschel Heidekraut heimlich niederzulegen, da schrie sie laut auf und fiel um. Erst den Bemühungen der andern gelang es, sie wieder zum Bewußtsein zu bringen.

Sie rührte das Essen nicht an, saß steif da, und nur der Kopf wackelte heftiger denn sonst. Drei Tage mied sie fast Speise und Trank. Als sie dann Ende der Woche vernahm, daß am Vormittag Herr Petermann das Zeitliche gesegnet habe, da schrie sie nicht mehr. Eine Weile starrte sie nur vor sich hin, dann lachte sie hell auf.

„Tot? Tot?" rief sie laut. „Er ist nicht tot, ich weiß, er lebt und will mich als seine Braut holen!" Dann eilte sie in den kleinen Garten des Sonderhofes, pflückte allerlei Blumen, die sie als eine Art Kranz in das graue Haar flocht. Seit Wochen hatte man sie nicht so vergnügt gesehen. Die jähe Nachricht hatte ihr das Fünkchen Verstand vollends wohltätig ausgelöscht.

Während in der darauffolgenden Nacht Herr Petermann inmitten seiner fremdländischen Erinnerungen und Trophäen mit geschlossenen Augen im Bett lag und die weiße Nase steif gegen die Stubendecke hob, da saß die „ewige Braut" im Mondenscheine in ihrem Bette, hatte die Knie hoch gezogen, betrachtete sich abwechselnd in einem kleinen Handspiegel, zog dann seltsame Zeichen durch die Luft, um darauf wieder die Muschel unter heimlichem, feinem Lachen an ihr Ohr zu drücken.

Dann blinzelte sie wieder zu dem Fenster des Herrn Petermann hinüber und ihre Lippen sangen ein halbvergessen ihr im Erinnern gebliebenes Liebeslied, das sie einst als Kind hatte größeren Mädchen nachgesungen.

Als man Herrn Petermann zu Grabe trug, da folgten sämtliche Insassen des Sonderhofes, ihm die letzte Ehre zu erweisen, der wie ein Komet in ihre Stille und Einsamkeit gekommen war, um nun so jählings wieder zu verschwinden. Der lange Schneidergeselle heulte auf dem ganzen Wege zum Erbarmen. Er hatte Herrn Petermann wahrhaftig in sein Herz geschlossen gehabt. Und nun war alles für immer aus.

Auch die „ewige Braut" war mitgefolgt. Ein paar alte Frauen führten sie. Sie hielt in den leicht zitternden Händen einen schlichten Fichtenkranz, und als der billige gelbe Holzfarg in der Tiefe verschwand, da riß sie sich plötzlich von ihren Begleiterinnen los und trat dicht an die Grube, in die sie den Kranz niederwarf.

Keine Träne stand in ihren Augen. Sie winkte ein paarmal dem Sarge zu, dann wandte sie sich zurück und sprach zu den beiden Frauen:

„Habt ihr's gehört, wie er so freundlich mit mir sprach? Wir hatten uns ja verlobt, und nun kann uns niemand mehr auseinander trennen! Er ist nicht tot! Er hat mir gesagt, ich soll ihn oft besuchen. Wenn mein Brautkleid fertig ist, dann feiern wir Hochzeit!"

Wochen gingen ins Land. Der erste Schnee wirbelte vom grau verhangenen Himmel nieder, alles in eine weiche, stille, weiße Masse hüllend. Die „ewige Braut" war seit dem Begräbnis von stiller Heiterkeit, als warte sie nur der Stunde, wo der Held sie zur Hochzeit holen würde. Sie aß wieder und lachte mit den andern, wenn auch ihr armer Sinn für die Welt gestorben war.

Droben an der Hügellehne, von wo sich der Gottesacker sanft niedersenkt, da erhebt sich ein uralter Wartturm, ein letzter Ueberrest aus jenen Tagen, da das Städtchen noch befestet war. In diesem Turme hat sich der Totengräber festgenistet. Ein romantisches Stückchen Erde. Der Blick fällt auf der einen Seite über die Gräberreihen, auf der andern weit hinaus in das offene Land.

Eines Abends — draußen rieselt es lautlos in stiebenden Flocken herunieder —, da horcht der Totengräber auf. Dann spricht er zu seiner Frau:

„Hörst du nichts? Als ob jemand sänge! Da, schon wieder!" Er blickt zum Fenster hinaus; nichts ist zu entdecken. Weiße wehende Schleier und die hereinbrechende Nacht hemmen jede weitere Aussicht.

„Vielleicht ist's die Harfe auf dem Dache des Schreiners Amsteg," erwidert endlich die Frau. „Der Wind dreht sie, da brummt das Ding immer!"

Der Totengräber schließt die Fenster wieder.

Auf dem Grabe des Herrn Petermann aber sitzt die „ewige Braut". Ihre Hände sind auf der Brust gekreuzt, ihre Augen lächeln in seliger Verklärung. Sie singt still vor sich hin. Dann unterbricht sie ihr Lied wieder und beugt sich tiefer zu dem Grabe.

„Siehst du, ich habe Wort gehalten! Wenn mein Brautkleid fertig ist, dann soll Hochzeit sein! Hu! Das wird schön!"

Sie schauert leicht zusammen, dann setzt sie ihren Gesang fort. Schon hat sie die Augen geschlossen, doch der Gesang währt leise fort. Und der Himmel webt sacht und geräuschlos an ihrem Brautkleide weiter. Schon wallt es ihr um die Füße, dehnt und breitet sich, hüllt dichter und dichter Schulter und Schoß ein. Das Singen ist bereits verstummt. Auch das arme Haupt nickt und wackelt nicht mehr. Die Hände sind wieder über der Brust gekreuzt, auf den eingefallenen Zügen liegt ein steif gewordenes, seliges Lächeln. So findet man die „ewige Braut" am nächsten Morgen. Sie hatte Wort gehalten. Nun ein wallendes weißes Brautkleid sie umfing, da hatte ihre arme, verstörte Seele sich zu ihrem Helden in die Ewigkeit aufgeschwungen.

Digitized by Google

Badl Gfrill am Gampenpaß

Tiroler Bauernbäder

Von

Otto Ewald

(Hierzu neun Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfaſſers)

Der Beſuch der Tiroler Alpen iſt bereits zu einem förmlichen Sport geworden. Kein Tal iſt ſo verſteckt, kein Gipfel, kein Gletſcher ſo hoch, daß nicht während der Reiſezeit die Sommerfriſchler und Bergkraxler alles überfluten würden. Man ſollte meinen, es ſei ſchon kein Winkelchen mehr übrig, wohin ſich der Strom der erholungsbedürftigen Städter nicht ergöſſe. Und doch iſt dies der Fall! Das Mittelgebirge des Puſtertals und zur Seite der Brennerbahn birgt noch ſo manche ſtille Plätzchen, die von den Reiſebüchern gar nicht oder nur ganz flüchtig erwähnt werden und wohin der landläufige Gebirgsbummler demnach nicht zu wallfahrten für nötig erachtet. Beſtenfalls geht er an den beſcheidenen Oertlichkeiten achtlos vorüber, trotzdem ſie manchmal eine ganz reizende Lage haben, ein wenig hoch zwar und oft nur auf ſteinigen Saumpfaden zu erreichen; leider fehlen auch elegante Hotels, modiſcher Komfort und lukulliſche Atzung vollſtändig. Dagegen bieten ſie reine unverfälſchte Natur, denn es handelt ſich um die ſogenannten „Bauernbadeln“, eine ganz originelle ländliche Kulturerſcheinung, die ſich aus der ruhigeren Vergangenheit in unſre nervös haſtende Zeit herübergerettet hat.

Verſteckt in den Bergen entquellen zahlreiche heilkräftige Wäſſerlein dem harten Geſtein, die zum Teil bereits ſeit Jahrhunderten bekannt ſind. Einzelne wurden ſogar ſchon von den alten Römern benutzt, nachdem dieſe unter Kaiſer Auguſtus die rätiſchen Alpen in Beſitz genommen hatten.

Später von allen Ständen der Tiroler Bevölkerung in Anſpruch genommen, machten ſich's in den ſchwerer zu erreichenden nach und nach immer mehr die Bauern bequem. Der Wandertrieb ſteckt ja dem Tiroler Landmann im Geblüt, und ſo zieht er nach Erledigung der Sommerarbeit gern in irgendein entfernteres „Badl“, manchmal allein, manchmal mit Weib und Kind, mit Knecht und Stalldirn. Da möcht' er ſeine Ferien halten, ausſchnaufen, ſeine wirklichen oder vermeintlichen Gebreſten kurieren und, wenn auch dieſes nicht, ſich wenigſtens einige gute Tage antun. Der Erſparnis wegen werden dann wohl Betten, Koch-

Digitized by Google

geschirre, ja sogar Mundvorräte von den „minderen Leuten“ gleich mitgeschleppt, was die Wirtsleute nicht weiter geniert. Sie kriegen's auf andre Weise schon wieder herein, nämlich für das massenhaft vertilgte Getränk, für Lieferung des zum Kochen benötigten Holzes und von den sich stets außerdem einfindenden „bessern“ Leuten.

Ludwig Steub und Heinrich Noë haben vor Jahren den Humor einzelner dieser bäuerlichen Kuranstalten aus Brixens Umgebung sehr ergötzlich geschildert. Von diesen verschwand aber inzwischen Wahrn wegen des Bahnbaues vom Erdboden und wuchs sich dann, wie Schalders und Burgstall infolge von Bränden, zu städtisch angehauchtem Badeorte mit entsprechenden Preisen aus. Immer aber findet man noch manche Bauernbadeln, die sich ihren urwüchsigen Charakter bewahrten und wo die „Stadtfracks“ den angestammten Besuchern ihr gemütliches Dolce far niente noch nicht „verekelten“. Man muß sich nur die Mühe geben, sie aufzusuchen.

Da ist zum Beispiel von den vielen nach und nach meiner Kamera einverleibten das hoch oberhalb der Brennerbahn gelegene Heubad Plazbon zu nennen, eines der merkwürdigen Etablissements, wo die Bauern wegen ihres „Reißnathias ins Heu liegen gehen“, will sagen: wo man sie behufs Vornahme einer Pferdeschwitzkur bis an den Hals in das frische, duftige Grün vergräbt. Zwei Leintücher, als Sack zusammengenäht, verhindern die direkte Berührung der krabigen Halme mit den zarten Bauernhäuten. Da ist Badl St. Isidor, das von waldiger Höhe auf Bozen herabschaut. Fern der Welt, ist man doch nicht außer der Welt, denn

Der Wirt

Das Moidele mit Bräutigam

tief drunten sieht man die geschäftige Menge Bozens winklige Gassen durchhasten und im Dämmer der Nacht krümmt sich der Schnellzug Verona—Kufstein gleich einem feurigen Tatzelwurm das weithin sichtbare Tal entlang. Ferner bei Kaltern am Absturz der Mendel das Badl Pfus, dessen Wirtin auf meine Frage nach den Bestandteilen des Heilwassers die lehrreiche Erklärung abgab: „Ja, i woaß nit!“ — dann, an den Wänden herumsuchend: „Wo is denn nur jetzt 's G'druckte? — da steht's drauf!“ — Pfus hat nur ein einziges heilkräftiges Wässerlein, während mehrere Tiroler Badeln ein Herz-, Augen- und Magenwasser spenden, von denen letzteres, wenn man nach dem Einhauen gleich bei den ersten Mahlzeiten schließen darf, ganz besonders rasch auf die Leute zu wirken scheint.

Badl Gfrill liegt weit oben an dem nach Welschtirol hinüberleitenden Gampenpaß, wo ich mich wegen eines vom Joche herabrasenden wild gewordenen Stiers mitsamt bereits aufgestelltem Kodak und Stativ kaum über einen Zaun retten konnte und wo tiefsinnige Sprüchlein die Wände der Gaststube schmücken, wie:

„Die Gelehrten haben längst entdeckt,
Daß im Wein die Wahrheit steckt.
Drum trinke Wein zu jeder Stund,
Dann kommst der Wahrheit auf den Grund.“

Oder:

„Es ist ein trauriger Moment,
Wenn sich der Mensch vom Wirtshaus trennt.“

Des weitern können wir im hinteren Passeiertal das Badl Sand besuchen, mit Ausblick auf Dorf Moos und die Stubaier Ferner. Ein Arzt gehört

Digitized by Google

In der Badewanne

in dieser Weltabgeschiedenheit, wie auch in den meisten andern Bauernbadeln, zu den größten Raritäten, was man dort als eine Art Lebensversicherungspolice zu betrachten geneigt ist. Selten auch hat ein Arzt den Bauern ins Bad geschickt; er verordnet sich dasjenige, wohin er gern möchte, einfach selbst. — „Nutzt's nix, schadt's auch nix." —

Die Mehrzahl dieser „Etablissements" wird der Wanderer, da die eigentliche „Saison" erst gegen Ende Juni beginnt, im Frühsommer so ziemlich ohne Wirtschaftsbetrieb, vielleicht geschlossen oder mindestens sehr in Unordnung antreffen. Gelingt es ihm aber doch, auch zu jener Zeit schon ein Bad in den verstaubten engen Kabinen nehmen zu können, so findet er in jeder derselben zwei bis vier Holzwannen, die Back- oder Schlachttrögen verzweifelt ähnlich sehen und, nachdem das warme G'sundheitswasser eimerweise herbeigeschleppt oder durch einen Hahn hineingelassen ist, vermittelst einzelner Bretter oder — einem Ritterschilde gleichenden — Stulpen zugedeckt werden. Durch den Ausschnitt der letzteren zwängen sich „magere Konstitutionen" (wie Onkel Bräsig sagt) ja leidlich hinein, was korpulenteren um so schwerer gelingt, als ausgerechnet in jener Gegend des Wannenbodens der Zapfen für den Wasserauslauf recht unliebsam sich bemerkbar macht. Baden mehrere Bauernleute gleichzeitig, so läßt man zwischen den Wannen züchtigerweise Kattunfetzen herab, und das Wettschwitzen kann beginnen. Alsdann kommen wohl Besucher zum Plauschen herein, denn die Herrschaften trennen sich oft stundenlang nicht von der molligen Flüssigkeit, weshalb ein Dutzend solcher Bäder nebenbei den wohltätigen Zweck gründlicher, gewöhnlich für das ganze Jahr vorhalten müssender Säuberung erfüllt.

Die hervorragendsten stereotypen Erscheinungen der Bauernbadeln sind immer der Wirt, die Kellnerin und der Herr Pfarrer. Ersterer überläßt allerdings die Haushaltsführung meist völlig seiner Frau und pflegt seinerseits mehr dem Viehhandel, dem Rauchen, Trinken und Zeitungsstudium obzuliegen. Auch sorgt der zu Hause fast immer hemdärmelige Mann für frisches Fleisch und Getränk, macht Einkäufe in der Umgegend und spielt mit den Gästen Tarock, besonders mit dem Herrn Pfarrer, der zeitweise zu diesem Zwecke heraufsteigt, außerdem aber nach Erledigung der schweren Amtspflichten im gemütlichen Widum behaglich sein Pfeifchen schmaucht. Gar mancher Tourist empfand schon hoch oben in den Bergen die willkommene Gastlichkeit eines solchen Heims, und die Bewohner der weitverstreuten Gehöfte wissen nicht genug die heimlich geübte Wohltätigkeit, die nie versagende Güte ihres Seelsorgers zu preisen.

Der Herr Pfarrer

Nach dem Herrn Pfarrer ist dann die vielberufene Kellnerin bei den Landleuten und Badgästen die meistbegehrte Persönlichkeit. Es passen auf sie Karl Stielers Verse aus dessen reizendem Buch „In der Sommerfrische":

Digitized by Google

„Ja mei Gott, die Kathi
Is aa wieder da!! —
Wie hast d' di denn gwintert?
Wie geht's dir denn na'?" —
„Gschwind, Kathi, an Braten," —
„Gschwind, Kathi, a Bier," —
„Vergißt d' mi denn ganz heunt!" —
„Zu mir her!" — „Zu mir!"
Und oft werd's wohl zwoa.
Bis a Fried is im Haus,
Na steht i' halt am Schaffel,
Wascht d' Krügeln no aus.
Ihr Schatz, der is furt,
Und sie woaß gar nit wo,
Versprochen — vergessen —
Es geht halt a so!

Die geschilderten Typen sind sowohl den Badelu der Brennerbahn wie auch denen des Pustertals eigen, von welch letzteren das Schwefelbad Ilstern am leichtesten zu erreichen ist. Es liegt, überragt vom Turm seiner Kapelle, oben an bewaldetem Hange jenseits der Station St. Sigmund. Der Wirt räumte mir von den sehr primitiven, aber sauberen Zimmerchen dasjenige ein, wo ich den ganzen Hof überblicken und somit das tägliche Leben und Treiben in einem solchen Badl beobachten und nach Möglichkeit abkonterfeien konnte. Da die Bauernleute, in der Meinung, man wolle sie „frozzeln" (sich über sie lustig machen), gegen „Stadtfracks" sehr mißtrauisch sind, besonders wenn sie mit einer Kamera bewaffnet herumlaufen, so mußte ich zunächst meine Aufnahmen heimtückischerweise vom Fenster aus machen. Ließ ich mich unten sehen, so rannte alles mit dem Rufe: „Jessas, der Photograph kimmt!" eilendst davon.

Früh gegen sechs Uhr begann sich's auf dem Hofe zu regen. Ein Brunnen mit ständig laufendem vorzüglichem Stoff spielt eine bedeutende Rolle. Da die Wasserversorgung in den Zimmern eine spärliche ist, gibt's gleich ein allgemeines Mundspülen, auch wohl Hände- und Gesichtsreinigen, wobei die Schürzen als Abtrocknungsmaterial sich sehr nützlich erweisen. Dann folgt anderweite große Wäsche: Gemüse, Fleisch, Badelaken, Geschirr — alles bunt durcheinander, währenddem manch kleines Schwätzchen entriert wird. Der Trog dient als Kühlungsbehälter für Flaschenbier und gelegentliche Viehtränke.

Gruppe von weiblichen Kurgästen in einem Tiroler Bauernbadl

Nachdem die sich meist selbst bedienenden weiblichen Kurgäste ihre Toilette am Brunnen gesäubert und den Kaffee geschlürft haben, strebt man zur Morgenandacht ins Gotteshaus. Die Tiroler Landleute entbehren auch im Badl nicht gern die täglich gewohnten religiösen Uebungen, weshalb ein Kapellchen in dessen Nähe sowohl ihnen wie den etwa als „Patienten" anwesenden geistlichen Herren sehr gelegen kommt. Letztere verrichten dann bereitwilligst kirchliche Amtshandlungen, wie auch der hemdärmelige Wirt erforderlichenfalls als Vorbeter einspringt.

Der männliche Teil der Badgäste verbringt so ziemlich den ganzen Morgen mit Herumlungern auf dem Hofe, mit Rauchen, Politisieren und Früh-

Digitized by Google

Badl St. Isidor

der Kopfklappe mit dicken Tüchern, so daß kein Atom der kostbaren Dämpfe ungenutzt entweichen kann.

Für die Tugend birgt das Erscheinen des Moidele keine Gefahr. Trotzdem aber die Reize der Holden durchaus nicht im Ueberschwang vorhanden, machte ihr von den Kurgästen ein biederer Weber ernstlich den Hof und erkor die den Kinderschuhen längst entwachsene, aber flinke und rechtschaffene Maid als Ehegespons. Zur Feier der Verlobung stand mir das neugebackene Paar zärtliche Gruppe, denn inzwischen hatte ich mir das Vertrauen der Mitbewohner zu erringen vermocht.

Sobald die „Dinerstunde" erscheint, ruft man die Gäste einzeln oder in Gruppen, wenn just das von jedem bestellte Essen fertig, zur Fütterung. Gesamttafel findet wegen Anwesenheit mancher „minderen" Leut', die sich mit einem Süpperl und Mehlbrei begnügen oder ihr Essen in gemeinsamer Küche nacheinander selbst bereiten, nicht statt. Meinen alten Freund aus der Badewanne verewigte ich, als er eben am Brunnen seine Schüssel gewaschen, um „Pleutenknödel" zu fabrizieren.

Nachmittags tut wieder jeder, was er mag. Einzelne Frauen kommen wohl mit ihren Sprößlingen zur

stücken, indessen das schöne Geschlecht die Bänke im benachbarten Walde besetzt, plauscht und strickt.

Nacheinander werden einzeln oder zu zweit und viert die Bäder hergerichtet. Zu den Wannendeckeln sind hier zwei Klappen, eine zu oberst für den Kopf, eine unten für den Wassereinlauf. Es gelang mir, einen alten Bauern zu beschwatzen, sich im Bade aufnehmen zu lassen, als er sein Zipperlein auszuschwitzen beflissen war. Meine Vorbereitungen treffend, rief ich ihm zu: „Jetzt, Vater, erschreckt nicht, es wird gleich blitzen!"

„Was, Oes wollt's blitzen lassen?"

„Freilich, Vater!"

„Haha!" lachte er spöttisch, „jatzt will der's blitzen lassen! — Dös kann unser Herrgott nur alloan!" Wie nun aber die Patrone plötzlich grell aufflammte, schrie er: „Himmelsakra! richtig hat's der Stadtfrack blitzen lassen!" Und dann bekam der Arme von dem Schwefeldunst einen Hustenanfall, so daß ich mitleidsvoll den Vorhang des einzigen Fensterleins zurückschob. Letzteres selbst steht ohnehin meist offen, denn das Moidele — so nennt man die Badfrau — fragt durch dasselbe die in die Wanne Gekletterten, ob die Temperatur die richtige sei; wenn nicht, kommt sie zur ebenfalls unverschlossenen Tür herein und gießt, je nachdem, kaltes oder warmes Wasser durch die Fußklappe nach. Auch legt sie, falls es gewünscht wird, noch eine Art Pferdedecke über die Wanne und umwickelt den Hals des Schwitzbedürftigen am Rande

Am Brunnen

Digitized by Google

Badl Pfus bei Kaltern

Zause (Vesperbrot) wieder zusammen, während jüngere Mannsbilder die Musterkegelbahn zu Ehren bringen. Die Kugeln werden einfach direkt auf dem Erdboden zurückgeworfen, die Kegel abwechselnd von den Spielern selbst aufgesetzt, falls nicht irgendein weiblicher Kurgast zur eigenen Unterhaltung die Rolle des Kegelbuben übernimmt. Durch Klaviergeklimper unsre Ohren zu schinden, ist — dem Himmel sei Dank! — unmöglich, weil ein solches Möbel gar nicht vorhanden; auch Konzerte müssen wir entbehren, dafür aber ebenfalls — die Kurtaxe. Das Programm der „Vergnüglichkeiten" ist also nicht groß, weshalb die Weiberleut öfters fromme Anwandlungen haben, besonders bei Regenwetter. Eine fußleidende Alte aus Pintl saß stundenlang auf der Bank neben der Kirchentür, um immer mal hineinzugehen und einen Rosenkranz zu beten. Ihre nicht viel jüngeren Geschlechtsgenossinnen betrachteten es schließlich als eine ganz nette Abwechslung, mir zu einer Gruppe als Modelle zu dienen, nachdem sie sich leider — was gar nicht in meiner Absicht lag — ins Sonntagsgwandel geworfen und zwei zufällig anwesende Touristen zum Mittun eingeladen hatten. Ueber die Figuren hinweg schweift der Blick weit hinaus ins schöne Pustertal, wo die Rienz ihre graublauen Fluten dem Eisack zuwälzt. Am Ufer entlang zieht sich der Bahndamm, und mit großem Interesse schauen bei jedem ankommenden Zuge die Hausinsassen zur Tiefe hinab, ob „nit wieder a Neuer zu eahna aufsifsteigt".

Nun, schöne Leserin, geneigter Leser, wollt ihr's nicht mal riskieren? Ich kann euch sagen, für anspruchslose Freunde ungeschminkter Natur, idyllischer Ruhe und stiller Beschaulichkeit läßt sich's in diesem Ifistern und den andern originellen Bauernbadeln ganz gemütlich hausen. Ich sage: für Anspruchslose; und ihr müßt mir versprechen, wenn ihr euch für ein paar Tage oder ein paar Wochen solch einem „Badl" anvertrauen wollt, euch enrer Umgebung anzupassen, sie nicht heben, reformieren, modernisieren zu wollen. Ihr würdet damit nur die Besitzer verwirren und den alten Stamm der Besucher verscheuchen. Das wäre aber wahrhaftig schade; gerade in unsrer allem Eigenartigen so feindlichen Zeit sollten so originelle und volkstümliche Dinge wie diese Bauernbäder mit doppelter Sorgfalt geschont werden. Und ist die Primitivität solch eines noch nicht von der Kultur beleckten Bauernbades nicht hundertmal gesunder als das shabby-genteel gar maucher „aufstrebender" Sommerfrischen und Kurhotels, die nur die Landschaft verhunzen? Man sehe doch auf unsern Bildern, wie nett und selbstverständlich diese einfachen Bauernhäuser aus Wiesen und Wald vorlugen, und man wird sich sagen, daß darin etwas steckt, wovon manche große prächtige Hotelanlagen noch lernen könnten. Und wo mag wohl mehr Zufriedenheit, mehr wirkliches Ausruhen zu finden sein, bei den Gästen jener Hotelpaläste oder bei denen der alten kleinen Bauernbadeln?

Tröstung

Der Schatten wird zur Sonne; süßer Hauch
Ruht auf dem ärmsten Hagebuttenstrauch.
Das ist das Los der Seligen und Blinden:
In allem Staub noch eine Rose finden.

Ludwig Finckh

Digitized by Google

Schaum der Brandung an der Steilküste von England

Brandung

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von F. J. Mortimer, Portsmouth)

Es ist ein Frühlingstag auf Capri, an der sogenannten „kleinen Marine". Nach langem Regen freut ein Sonnenblick. Den Hang hinauf geht er über Blütenfelder, von denen ein berauschender Minzeduft weht: schwefelgelber Ginster, bleichgelber Mohn, lichtrosa Winden, duftendes weißes Allium, violette Orchideen, goldgrüne Wolfsmilchbäumchen; und allenthalben meine besonderen Freunde, die schneeigen Ciströschen mit ihrem Goldfleck der Staubgefäße im Stern. Darüber lichtgrüne Vignen, in denen die Oelbäume wie silberne Inseln schwimmen und die Johannisbrotbäume schwärzliche Schattenflecken bilden. Rechts und links, wie ungeheure Häupter lauernder Untiere vorragend, die rotbraunen Felsen; als grüne Mossfleckchen hängen ganze Matten an himmelhohen, unzugänglichen Stellen daran. Blendend weiß unter mir der Strand. Wilde kleine Klippen springen an einer Stelle aus ihm vor. Wo sie naß sind, tragen sie eine tiefe Schokoladenfarbe. Die See ist unter grauem Himmel, den der Sonnenblick kaum aufhellt, tief schwarzviolett. Einzelne Wogenkämme sind darin. Das zum flachen Ufersteil flutende Wasser ist von ganz scharfem Strich an plötzlich seifengrün. An den Klippen spritzt jede Welle wie ein Schneebaum hoch. Auf dem Geröllstrand kommt sie dagegen als einheitliche Schaummasse so weich an wie die tastende Flosse eines Seetieres. Jedesmal aber, wenn diese Schaummasse sich dann zurücktastet, entsteht ein knirschendes Geräusch der bewegten, zum Teil jetzt mit ihr wieder abwärts rutschenden und sich neu ordnenden Kiesel. Jeder Anstieg gibt zuerst ein helles Zischen, dann ein lautes, fast jauchzendes Aufdröhnen, worauf ganz rhythmisch regelmäßig jenes murrende Nachknirschen folgt. Dann tritt für einen Moment völlige Ruhe ein, bis das nächste Zischen ganz leise einsetzt, um sich rasch zu steigern.

Von allen großen Naturbildern, die ich in einem an solchen Dingen reichen Leben genossen, ist der Anblick der Brandung mir immer wieder der fesselndste. Stunde um Stunde kann ich ihm folgen, wie ein Kind einer Erzählung lauscht und nie genug bekommen kann. Es ist mein geistiges Seebad. Ich vergleiche wohl mit Naturoffenbarungen, die man als einzelnes auch nie vergißt: einem Blick in die wirbelnd sich heraufwälzenden, von unten glutrot angestrahlten brüllenden Dampfmassen im Krater des Vesuv; dem fernen, lange erst dem Anblick nachfolgenden Aufstampfen einer im Sonnenglast stürzenden Schneelawine an einem Abhang der Jungfrau; einer Nacht an meinem Fernrohr vor den messerscharf schattenwerfenden, absolut totenstillen Kraterhöhlen des Mondes; einem intensiv blutroten Teppich von Alpenrosen, soweit der

Digitized by Google

Blick trug, den Horizont beherrschend, unter einem ebenso rein stahlblauen Himmel am Hang des Spalavera oberhalb des Lago Maggiore. Und doch ist das alles nur Natur in einer Ausnahmehandlung. In der Brandung glaube ich sie unmittelbar zu sehen in ihrer Ewigkeitsarbeit, wie sie mit winzigen Schlägen, winzig, wie doch selbst die höchste Brandung gegen eine Steininsel wie diese hier ist, Welten abträgt und Welten wieder baut, ohne ein andres Mittel als ihre Ausdauer und ihre Zeit. Vom „unfruchtbaren Meer" sprachen einst die Griechen in den Zeiten Homers. Es ging nicht bloß darauf, daß man aus dem Meer kein Korn ernten konnte, sondern es lag auch die Anklage darin gegen diese scheinbar ewig zwecklose, sinnlose, unfruchtbare Arbeit der heraufzischenden und wieder herabknirschenden Wogen am Strand. Wir aber wissen heute, daß selbst der Standpunkt eines Naturschauers von der Herrlichkeit Homers, der als Dichter in der Odyssee die Brandung großartiger geschildert hat als je ein zweiter seither, daß selbst er viel zu klein war, um den Sinn dieser Leistung zu fassen. Ist es zwecklos, ein Gebirge zu Sand zu mahlen, einen Planeten zu Staub? Dann ist auch der Begriff der Brandung in seinem weitesten Sinne in der Natur zwecklos. Oder ist dieser Sand und Staub immer wieder der große Verwandlungszauber, mit dem die Entwicklung ihren Fortschritt bannt? Dann hat das kleinste Schaumhändchen, mit dem die schwarzäugige Meernixe dort den Strand streichelt, einen allertiefsten Sinn.

Ich betrachte ein paar dieser Uferkiesel, die da so murrend sich mitschieben lassen. Dieser hier war einst ein scharfkantiges Felsstück: er ist zu einem Ei geglättet, so spiegelblank, daß man ein Kind am Ostertage damit täuschen könnte. Dieses andre Kalkei hier war sogar einmal der Kern einer Muschelschale, noch verraten es feinste rosige Aederchen, feinste Skulpturreste. Dieses dritte war ein ganzer Stock von Kalkalgen. Die Brandung aber hat alles nivelliert, diese kleine Brandung hier mit ihren Kinderhändchen.

Es war an eben dieser Capriküste, wo in einer Maiennacht einst auch ohne jeden Sturm diese kleinen Brandungswellen unmittelbar am himmelhohen stahlharten Kalkfels beinahe unsern großen Goethe zu solchem umgewirbelten Strandgut gemacht hätten; das schlechte Fahrzeug, mit dem er von Sizilien kam, trieb mit der Strömung gegen die Kante und kam nur durch einen glücklichen Zufall wieder los. Vielleicht ist damals dem Dichter, der den größten Teil seines „Faust" noch in seinem Kopfe trug, als köstlichste Frucht der Gedanke gekommen, aus seinem Helden, nachdem er mit Himmel und Hölle gerungen, zuletzt noch einen Kämpfer mit den gigantischen Naturgewalten des Ozeans zu machen. Der vollkommene Mensch, die Natur besiegend! Aber doch nur, indem er ihr höchstes

Im Zurückfluten

Digitized by Google

Gesetz aufnahm in seinen eignen Willen: das Gesetz der rastlos strebend sich bemühenden Arbeit. Eine Lehrmeisterin ist diese Brandung für uns. Aber sie ist noch mehr, wird uns noch weit mehr sein. Eine Helferin wird sie uns werden, wenn wir uns selbst immer bewußter als Natur fühlen und mit ihren eignen Mitteln für unsre Zwecke arbeiten lernen.

Die Heimat der Woge, die erst sterbend zur Brandung wird, ist das offene Meer. Je weiter es sich dehnt, je freier der Wind es überfliegt, desto gewaltiger werden dort seine Wellenzüge. Der Wind treibt sie vor sich her wie Flocken, wirbelt Flocke zu Flocke, bis eine ganze Halde, endlich ein Berg daraus wird. Dann erscheint die Riesenwoge, von der uns Seefahrer auf der wasserreichen Südhalbkugel der Erde berichten. Das österreichische Entdeckerschiff Novara maß ihre Höhe zu $8^1/_2$, bis $10^1/_2$ Meter im Maximum. Wo die Fläche klein ist, wie auf unsrer Nordsee, da sind schon 4 Meter fast zu viel. Und diese freie Riesenwelle rollt über den riesigsten Raum. Der Kapitän Roß maß im Südatlantischen Ozean bei 7 Metern Höhe die fabelhafte Länge von 580 Metern. Es sind das die Riesen, die zugleich mit der Wucht einer abrollenden Kugel ihr Meer überjagen: 77 Seemeilen, fast das Vierfache einer Postdampferleistung, legen sie in einer einzigen Stunde zurück. In den besonderen Fällen, wo nicht der Wind, sondern der Stoß eines Erdbebens die Welle treibt, erzeugen sich allerdings noch ganz andre Maße: da sauft (wie im Jahre 1854) Wasserstoß um Wasserstoß über die gesamte Breite des Stillen Ozeans hinweg von Japan bis San Francisco, und das in $12^1/_2$ Stunden, was 358 Seemeilen pro Stunde gibt. Was die Klippe, was das Steilufer der Küste als „Brandung" von diesen freien Wellen empfängt, das ist ihr Todeskampf. Er gerade aber reckt sie noch einmal zu höchster Höhe empor. Solche sterbende Welle rauscht nicht bloß 10, sie rauscht 40 Meter und mehr in ihrer letzten Zuckung himmelan. Das ist die Nixenfaust, die mit einem einzigen Tatzenschlag einer schauerlichen Wetternacht einst den Leuchtturm von Eddystone heruntergelegt hat und die am 29. Dezember 1891 als Sturzguß gegen die Laterne des Leuchtturms von Tillamuk in Nordamerika schlug, die 48 Meter über dem Wasserspiegel liegt.

Die kleinen Kiesel vor mir knirschen gerade wieder einmal abwärts. An den Küsten Großbritanniens und Frankreichs ist beobachtet worden, wie die Brandungswellen Steinblöcke von über 100 000 Kilogramm Gewicht von der Stelle schoben. Einen Block von 7000 Kilogramm schleppten sie 22 Meter weit. Der Nordseesturm vom Dezember 1872 verschob den Wellenbrecher von Wick in Schottland, der 800 000 Kilogramm wiegt, um mehr als 10 Meter. Wer im vorigen Sommer Borkum besucht hat, der weiß, wie dort eine Sturmnacht die Schutzmauern der Dünen weithin wie ein Kinderspielzeug ausgerissen und die Brocken gleich Muscheln und Quallen nachher am Strande wieder ausgespült hat. Das ist die Macht, der zuletzt kein noch so ehernes Ufer standhält. Der Stoß spaltet den Fels,

Welle im Moment des Ueberschlagens

Digitized by Google

Brecher in einiger Entfernung vom Ufer

in den feinsten Spalt aber bohren sich fort und fort die Wasserkrallen, bis er zum Riß wird und der Riß zur Höhle; dann bricht das Dach der Höhle endlich ein, und ein Stück Erde ist abgetragen. Alles hilft bei diesem Werk. Gegen die Erdenfeste arbeiten im Bunde mit diesem Wasser ferne Weltkörper mit. Wenn die Sonne nur schwache, schräge Strahlen schickt, dann gefriert das Wasser in den Felsadern zu Eis, und das Eis setzt als noch zäherer Hebel die Sprengarbeit fort. Der Mond erzeugt regelmäßige Fluten, indem er bald die Wasser über der Erdkugel zu sich heraufzieht wie ein Fischer sein Netz, bald die Erde unter diesen Wassern fortzieht. Von diesem leise in kosmischem Bann emporgewölbten Wasserberge der Hochsee aber fallen in die engen Kanäle und Buchten reißende Strömungen wie schwellende Gebirgsbäche nach einem Wolkenbruch des Hochgebirges ein und donnern wie mit dem Hammer gegen das Ufergestein. Von der Landseite selber arbeiten Verwitterung, Zermorschung der Gebirge zu Schutt durch Wind, Regenwasser und Eis in die Hand. Nichts ist dem gewachsen, wenn die letzte und höchste Instanz sich noch mit ihm eint: das Jahrtausend, die Jahrmillion, die Zeit. Bloß vom Standpunkt dieser einfachen Gigantomachie des bewegten Wassers gegen ein gegebenes, von sich aus unverändert starres Land betrachtet, deutet diese weiße Schaumtatze dort mit ihrem murrenden Widerhall des unwillig vor und zurück bewegten Gerölls auf ein ganz unzweideutiges, mit Planetenschrift geschriebenes Endergebnis: Die Sage redet von einer Sintflut, die einst kam und alles zeitweise verschlang. Die Forschung sieht eine solche Sintflut auf die Dauer in jedem brandenden Wasser. Es *muß* zuletzt alle Küsten, alle Inseln, alle Erdteile verschlingen. Die Feste der Erde, bloß diesem Spiel ausgeliefert, wird aus einem steilen England zu einem platten Holland. Ihre Gebirge, abgenagt und verschwemmt, bilden eine Weile den Marschenboden dieses Holland. Dann kommen hundert und tausend Schreckenstage der Sturmflut und reißen auch diesen Boden zu einem Dollart wie an der Ems, zu einer Zuiderfee wie im wirklichen Holland ein. Die letzten Festlandreste sind Halligen. Noch eine Zeitfolge, und die Sintflut hat gesiegt, die Sintflut für immer. Das Wort, daß unsre Zukunft auf den Wassern liegt, würde hier eine sehr merkwürdige geologische Perspektive erhalten. In dem Gemälde ist aber nach dieser Seite doch noch ein falscher Faktor. Diese Zerstörung fast aller irdischen Landgebiete hat in der Erdgeschichte bereits mehrfach stattgefunden. Trotzdem ist immer wieder Land übriggeblieben, denn eine geheimnisvolle Tätigkeit der Erdrinde selbst hat immerfort wieder Erhebungen, Schiebungen, Faltungen dieser Rinde veranlaßt, die neue Inseln, neue Erdteile, neue Gebirge bilden mußten. So wenigstens seither! Um jenes Bild von der Allherrschaft der Wasser wahr zu machen, in dem es keinen Wellentod durch auftoßende Brandung mehr gäbe, müßte man sich diese Bewegungen der Erdrinde selbst als einen (wenn auch in entlegener Ferne) *endlichen* Vorgang denken. Bisher wissen wir nur, daß sie periodisch sind. Steht hinter dieser Periode wirklich ein zunehmender innerer Zusammenziehungsprozeß der ganzen Erdkugel, so müßte zugestanden werden, daß das (nach noch einmal so und so viel von uns zu erlebenden Perioden) schließlich doch einen Abschluß haben könnte. Dann wenigstens hübe also doch die universale Sintflut an nach einer letzten Zeit allgemeinen Hollands- und Halligenaussehens der Erdfeste.

Der geologische Traum hat aber noch einen Ausweg. Das Wasser frißt zwar als Brandung

Digitized by Google

Brandung bei ſtarkem Sturm

Digitized by Google

Land, aber das Land frißt auch Wasser. Ich werfe einen Tintenkleck auf ein Löschblatt. Einen Augenblick bildet er einen kleinen blauen See darauf. Dann sinkt der Spiegel dieses Sees unaufhaltsam. Das Löschpapier saugt die Flüssigkeit ein. Ich übersetze das in geologische Zeiträume, mache den Kleck zum Ozean; auch die Erde wirkt als Löschpapier. Es gibt kein Gestein, das nicht zuletzt Wasser durchließe. Im tiefsten Bergwerk tropft es von den Wänden. Diese „Bergfeuchtigkeit" ist die Feuchte des saugenden Löschpapiers. Denken wir uns dieses Saugen weit und weiter sich fortsetzend. Lange ehe das ganze Löschblatt der Tiefe, ehe die ganze kolossale Erdkugel unter den Meeresbecken sich feuchtgesaugt hätte, wären alle diese Becken schon so absolut leer wie die Mareebenen des Mondes. Und zu diesem „Löschen" der Erdkugel kommt dabei noch etwas, was in dem Bilde nicht so ist: es wird beständig Wasser nicht nur eingesaugt, sondern auch wirklich chemisch gebunden. Würde nicht zu der fernen Weltenstunde, da die Gebirgsbildung bei uns aufhörte, auch das freie Wasser aufgehört haben, auf unserm Planeten zu existieren? Dann würden die Meeresbecken bewohnbarer Talgrund werden, über dem die Reste der alten Festlandsockel als letzte Gebirge ragten. Aber ob nicht in so fernen Zeiten schon eine ganz andre Brandung sich geltend gemacht hätte? In unsre Brandung von heute greifen schon ferne kosmische Mächte, Sonne und Mond, als Fluterreger ein. Man hat sich öfter ausgedacht, daß dieser Gezeitenstoß allmählich die Umdrehung der Erde um ihre Achse verzögern und zuletzt hemmen müsse. Das würde eine ganze Erdhälfte für immer des Sonnenlichts berauben und so veröden. Es ist aber noch nicht die Brandung, die ich meine. Jeder Weltkörper, also auch unsre Erde, rollt auf seiner Bahn beständig gegen eine ganz feine, aber unabässige Brandung an, das ist die Brandung der dünneren und dichteren Staubteilchen des Raumes, des Meteorstaubes, wie er unausgesetzt durch unsre Lufthülle zu uns herabkommt, bald als feinste Eisenpartikelchen, bald als derbe Metall- oder Stein- oder Glasmassen, die wir Meteoriten nennen. Jede Sternschnuppe unsers Nachthimmels ist eine phosphoreszierende Welle dieser kosmischen Brandung, die an den Erdenfels irgendwie rührt. Dieser Brandungsstoß muß aber, ins Unendliche summiert, zuletzt auf diese Erde eine ganz bestimmte Wirkung ausüben: er muß ihre Sonnenbahn allmählich hemmen. Diese Hemmung aber würde unabänderlich bedeuten, daß der Planet eines Tages seine eigne schöne Welle, die große Kreiswelle um die Sonne, anbranden und sterben sähe, wie eine Ozeanwelle an der Küste brandet und versprüht: die Erde müßte in die Sonne stürzen. Weltenbrandung, Weltentod!

Ich denke noch an andre brandende Wellen dieses Alls. Durch den Raum fluten unzählbare Lichtwellen all der Sterne. Warum, wenn dieses Sternenheer kein Ende hat, ist der Himmel nicht beständig taghell? Branden auch diese Lichtwellen, die 40000 Meilen in der Sekunde durchsausen, auf die Länge des Weges zuletzt irgendwo? Vielleicht ist es der gleiche kosmische Meteorstaub, den wir

Gischt der Brandung am Felsufer

Digitized by Google

eben selber als Brandung nahmen, der aber in dieser Feinheit der Dinge zum Fels wird, der die Lichtwellen branden und sterben läßt.

Wir treiben im wirklichen „Weltenmeer" mit solchen Ideen. Auch das blaue Wellenspiel der Phantasie muß hier endlich am dunkeln Fels des Unfaßbaren branden. Aber mit einem weichen weißen Schaumstoß wirft es uns zugleich zu lieblicheren Bildern zurück. Zwischen uns und diesen Fernen steht der Mensch, der zunächst diese wirkliche Meeresbrandung von heute mit hellem Auge anzuschauen beginnt. Schon fragen sich unsre Techniker sehr ernstlich, ob diese ungeheure Kraftleistung des anstürmenden Wassers nicht als unmittelbare Triebkraft für unsre Maschinen verwertet werden könnte. Werden der Sturm, der diese Wasserrosse jagt, der Mond, der diesen Wasserberg zauberhaft hebt, nicht Helfer unsrer Kultur sein können, die mit jedem jener Tausende von Kilogrammen uns eine Last heben innerhalb unsrer Arbeit zum Menschenwohlstand, zum Menschenglück? Und wie der Techniker, so schaut der Arzt auf diesen geheimnisvollen Schaumkranz, den die Brandung um alle Küsten flicht. Auf dieser Schaumgrenze ist höchstwahrscheinlich in Urtagen das Leben geboren worden. Es scheint noch immer eine wunderbare Lebensnährkraft, eine Nervennährkraft gerade von diesem Brandungsstoß auszugehen, deren ganze Wirkung wir erst allmählich mit Bewußtsein ergreifen. Heilmatkraft des Lebendigen umschauert den Körper, der sich in diesen Schaum taucht. Ist es die sterbende Welle, die sich mit chemischen Geheimwirkungen unmittelbar in höheres Leben noch immer umsetzt? Und so wäre alle Brandung zuletzt doch nur ein Umsatz, eine Entwicklung, eine jauchzende Ueberwindung in eine neue Form.

Italienischer Bettler

Signor, nur eine Kleinigkeit gebt mir!"
„„Ich gab Euch zwanzigmal schon, Alter, nicht?""
Der Blinde sieht mich an aus toten Augen:
„Signor, ich fühl' es in der Luft, Signor,
Wie wunderbar die Sonne heute scheidet!"
„„Ihr habt schon recht; schöner sah ich sie nie.""
„Und ich bin blind, Signor!" — Da griff ich schnell
In meine Tasche und gab doppelt ihm
Und schämte mich und ging.

Felix Hübel

Schlösser

Hohe Schlösser sah ich ragen,
Als ich sorglos war und jung,
Fest für eine Welt von Tagen
Schienen Stein und Mauerung.

Wenn die weißen Blitze sprühten,
Zitterten die Türme nicht,
Und geheimnisvoll umglühten
Lenze sie mit ihrem Licht.

An die Burgen hing ich meiner
Heißen Seele stille Glut,
Wohnen wollt' ich einst auf einer,
Wohnen wollt' ich stolz und gut.

Nun im dunkeln Tale geh' ich,
Wo die kühlen Winde wehn,
Und auf fernen Höhen seh' ich
Meiner Träume Schlösser stehn.

Leises Mondlicht spielt auf ihnen,
Zuckt um Riß und Mauerspalt,
Seltsam blinken die Ruinen,
Denen meine Sehnsucht galt.

Ernst Zahn

Im Nebel

Mühsam ist das Vorwärtsschreiten,
Wenn die Welt sich so verengt
Und der Nebel alle Weiten
Kurz vor meinem Fuß verhängt.

Aber tapp' ich gleich ins Blinde,
Niemals feig zurückgesehn!
Spür' ich doch schon Morgenwinde
Rüstig mir zur Hilfe wehn.

Hinter mir sind schwarze Stunden,
Nacht, die vor dem Nebel lag.
Hab' ich durch die Nacht gefunden,
Find' ich auch wohl in den Tag.

Sonne scheucht das letzte Grauen,
Und den wandermut'gen Mann
Lächeln wie enthüllte Frauen
Rosig dann die Weiten an.

Also vorwärts! dem entgegen!
Wer sich regt und rüstig schafft,
Findet immer Gottes Segen,
Denn sein Gott ist seine Kraft!

Georg Busse-Palma

Digitized by Google

Von der richtigen und falschen Natürlichkeit

Ein Beitrag zur Kunst des mündlichen Vortrages

Von

Gustav Manz

Unsre größten schaffenden Künstler begegnen sich, bei aller Verschiedenheit der Weltanschauung und der Stoffwahl, in dem Wunsche nach natürlichen Ausdrucksmitteln. Auf diesem Gebiete berührt sich sogar der Naturalismus eines Gerhart Hauptmann mit dem Sprechgesang eines Richard Wagner. Der Darsteller der Lebensniederungen eines Fuhrmann Henschel und der Schöpfer überweltlicher Götterschicksale, beide bleiben, so verschieden auch ihre dramatischen Grundsätze sind, in ihren Ausdrucksmitteln auf dem Boden der Natur und somit der inneren Wahrheit.

Was dem schaffenden Künstler recht ist, muß auch dem nachschaffenden Künstler billig sein: Er wird künstlerisch bedachte Nachschaffung der Wirklichkeit zu geben haben und damit jenes höchste Ziel, die ungezwungene Natürlichkeit, erreichen, die allein einen ungetrübten Kunstgenuß gewährt.

Ueberblicken wir die Reihe der hervorragendsten Vertreter eines künstlerischen Vortrages, so machen wir auch hier die Bemerkung, daß sich die Gunst des Publikums ganz allmählich jenen zuwendet, deren Ausdrucksmittel nur durch die Eigenart des vorzutragenden Kunstwerkes bestimmt werden und nicht etwa durch äußere Rücksichten auf effektvolle Wirkung. Die Gruppe jener Virtuosen, die sich den Dichter zum Diener machen, um sich von ihm seine Worte gleichsam als die Requisiten darreichen zu lassen, mit denen sie vor einem staunenden Publikum jonglieren — diese Gruppe ist Gott sei Dank im Aussterben begriffen. Hingegen mehrt sich von Tag zu Tag die Anzahl derjenigen, die sich wirklich im frömmsten Sinn einem wahren Dichter gegenüber als „Diener des Wortes" fühlen, die nichts sein wollen als bescheidene Herolde oder Vermittler eines höheren Auftrages. Wenn im übrigen diese Anerkennung der Nichtvirtuosen nur langsam vor sich geht, so ist dies weiter nicht verwunderlich: denn auf keinem Gebiete künstlerischer Verlautbarung herrscht in unserm schreibenden und lesenden Zeitalter so wenig geschulter Geschmack und eignes Urteilsvermögen als auf demjenigen des künstlerischen Vortrages.

Natürlichkeit ist nun nach der hier zu vertretenden Auffassung nichts andres als Bekundung innerer Wahrheit, Stilsicherheit. Eine scharfe Erfassung der zu schildernden Situation oder des zu verkörpernden Charakters ruft ganz von selbst den Ton und den Ausdruck hervor, der unter den gegebenen Umständen dem Hörer als naturnotwendig erscheinen muß. Natürlichkeit ist also nicht etwa Einengung durch die Fesseln einer blutlosen Nüchternheit, mit der zum Beispiel falscher Naturalismus eine Zeitlang Schillersche Dramen knebelte. Nein, es ist für den Vorkämpfer der Natürlichkeit ganz selbstverständlich, daß der wahnsinnige König Lear in andern Tönen spricht als der Waldgeist Puck, und Goethes Adelheid in andern Klängen als sein zu Tode unglückliches Gretchen. Daß zu dem instinktiven Gefühl der Stilsicherheit, wie es einer gesunden künstlerischen Begabung stets innewohnt, noch bewußte Beobachtungen hinzutreten haben, die der Wirklichkeit abgelauscht und dann der technischen Schatzkammer des Vortragenden einverleibt sind, ist ganz selbstverständlich. Zwei dieser Gesetze, mit denen wir uns noch zu beschäftigen haben, sind das der Steigerung und des Gegensatzes.

Da in diesem Zusammenhang von dem Verhalten eines Sprechers gegenüber einem vorhandenen Stoff gesprochen wird, so bedeutet in diesem Falle Stilsicherheit soviel wie getreue Anschmiegung an und Einfühlung in die Wesensart der zu vermittelnden Dichtung.

Im besonderen sind es also Forderungen der Natürlichkeit, daß man ein einfaches lyrisches Gedicht nicht zu einer dramatischen Szene aufbauscht. Wer aus Goethes Lied an den Mond einen dramatischen Monolog herausschlägt, mit grellen Lichtern und tiefen Schatten, der begeht geradezu ein Majestätsverbrechen. Es ist eine frevlerische Unart, tiefste Herzensbekenntnisse in ein lautes Effektstück umzuwandeln. In langsam hinwandelnder Versonnenheit sollen sich dem Sprecher diese wundervollen Strophen über die Lippen drängen. Schritt für Schritt soll man mit dem Dichter zusammengehen durch den silbrigen Nebel, und mit dem gleichmäßigen Schlage des Herzens soll zusammenklingen das eintönige Rauschen der Ilm.

Wiederum ist es eine große Disharmonie, wenn der Vortragende einer dramatischen Szene die Gestalten und Bewegungen, die er vor die Phantasie des Hörers zu zaubern hat, sichtbar und unausgesetzt mit hin und her fahrenden Händen, mit auf und nieder tauchendem Körper zu unterstützen versucht. Die Optik und Akustik eines Vortragsaales ist eben eine durchaus andre als diejenige

Digitized by Google

eines Bühnenhauses. Man muß sich dessen bewußt sein, daß man hinter dem Lesepult von allen Hilfsmitteln der Bühne, wie Schminke, Perücke, Gestensprache, Knlissen und wechselnde Beleuchtung, vollkommen entblößt ist und sein Glück auf die einzige Karte des gesprochenen Wortes zu stellen hat.

•

Die beiden eben erwähnten Anforderungen der Steigerung und des Gegensatzes sind eigentlich enge verschwistert und müssen zunächst nur aus praktischen Gründen getrennt behandelt werden. Denn der Begriff der Steigerung in Zeitmaß und Tonstärke ist ja eigentlich auch nichts andres als die bewußte Herausarbeitung eines Gegensatzes von Ruhe und Bewegung.

Wer den ungeheuern Schatz aller jener Dichtungen und Dichtungsbruchstücke überblickt, die innerlich gehaltvoll und zugleich für die künstlerische Mitteilung im großen Kreis geeignet sind, der macht schließlich die Entdeckung, daß einige wenige Formen des künstlerischen Aufbaus, zum Beispiel im lyrischen oder erzählenden Gedicht, stets wiederkehren. Die genaue Beobachtung dieses Aufbaus gibt dem Vortragenden den Wink, in welcher Weise er die sprachkünstlerische Wiedergabe der betreffenden Dichtung auszuführen hat.

Zwei Schemata sind es vor allem, die häufig wiederkehren und die ich am besten durch den Vergleich mit zwei Musikstücken des größten modernen Meisters der Steigerung und des Gegensatzes kennzeichnen kann. Ich meine die Vorspiele zu „Lohengrin“ und zu den „Meistersingern“. Jenes, leise anhebend, steigert sich von Takt zu Takt beinahe unmerklich bis zu einem Höhepunkt gewaltigster Stimmung und Stärke, um dann wieder langsam verebbend hinabzusinken in Stille und Verstummen. Wie anders das Vorspiel zu den Meistersingern! Es setzt kraftvoll ein und gibt sofort jenen männlich festlichen Grundton an, zu dem im Laufe des Abends immer wieder zurückgekehrt wird. Der Weg vom ersten Anschlagen dieses Themas bis zu der jubelnden Wiederholung am Schlusse des Vorspieles wird nun durchgeführt in einer einzigen ungehenern Steigerung, die aber stets wieder unterbrochen wird durch die klanglichen Gegensätze jener auf die Vorgänge des Dramas sich beziehenden süßmelodischen oder barockverzopften Themen. Man sieht dabei, wie enge das Gesetz der Steigerung mit jenem des Gegensatzes zusammengehört. Bildlich ausgedrückt gleicht die zuerst beschriebene Form (Lohengrin) einer Bergbesteigung, die vom Tal ausgeht und nach einem vollen, ausgeschöpften Gipfelblick wieder im Tal endet — die zweite Form (Meistersinger) einer Bergbesteigung, die vom Tal zum Gipfel führt und deren Aufwärtsbewegung immer wieder mit Bewußtsein gehemmt wird durch das verweilende Fortschreiten auf kurzen Hochebenen.

Die erste Form trifft häufig zu bei lyrischen Gedichten resignierten Charakters, deren an sich wohl vorhandene leise Vorwärtsbewegung schließlich wieder in eine wehmütige Stimmung ausklingt. Auch hier ist wieder als schönstes Beispiel Goethes Mondlied anzuführen.

Hingegen ist die zweite Grundform vorherrschend bei allen Dichtungen leidenschaftlich dramatischen Charakters, und zwei der berühmtesten und meist gesprochenen modernen Balladen sind geradezu Musterbeispiele dieser Art. Wildenbruchs Hexenlied zeigt eine einzige große Linie der Steigerung. Ganz ähnlich verhält es sich mit Felix Dahns Mette von Marienburg. Diese Ballade ist mit weiser Oekonomie in drei Abschnitte gegliedert, von denen jeder nachfolgende den vorangehenden durch die Kraft der Stimmung überflügelt und in sich selbst wieder eine prachtvolle Steigerung aufweist.

Wer diese beiden Balladen nun noch genauer ansieht, der wird bemerken, daß Kraft und Stimmung ihren Höhepunkt ganz kurz vor der Schlußzeile erreichen. Dort wie hier folgen noch ganz wenige Versreihen wie ein erlösendes Aufatmen nach dem Sturm der Gefühle. Es ist eine Eigenart dieser tragischen Balladen, daß der Dichter seinem Helden, der eben seinen letzten Seufzer ausgehaucht hat, noch ein kurzes Requiem schreibt. Im Verenlied sind es die abgeklärten Worte des Priors, die dem Mönche Medardus den gerechten Nachruf widmen. In der Mette von Marienburg ist es der Dichter selbst, der in einer außerordentlich feinen Weise in drei kurzen Zeilen den Dahingeschiedenen noch einmal verklärt vor uns aufschweben läßt. Wer fühlt sich hierbei nicht erinnert an denselben Stimmungsausdruck in Schillers Taucher? Auch hier folgt auf die ungeheure Anspannung des mitfiebernden Gefühls eine furchtbare Stille, und dann setzt, einer sanften Trauermusik vergleichbar, jene Strophe voll süßester Lyrik ein, in der ganz am Schlusse noch einmal, hindurchgesehen durch die Empfindung der Königstochter, die Gestalt des geliebten Helden auftaucht...

In den drei angeführten Fällen bedeutet aber diese Schlußwendung im Verhältnis zu dem Vorangegangenen immer nur einen kurzen Nachhall, der an dem Gesamtcharakter des Aufstrebens und Vorwärtsdrängens nichts mehr ändert. Etwas andres aber sagt uns dieses leise Echo eines lauten Sturmes. Das innere und äußere Bedürfnis fordert nach tief aufwallender Erregung einen beruhigenden Ausklang: Das Gesetz der künstlerischen Wirkung des Gegensatzes macht sich wieder bemerkbar!

Jede Dichtung erfordert, wie alles Sein und Leben in Raum und Zeit, einen Wechsel von Licht und Dunkel, von Ruhe und Bewegung. Im Kunstwerk geschieht dieser Wechsel auf Veranlassung einer sorgsam waltenden Schöpferhand, die dabei einem uns innewohnenden Verlangen nach Proportion und Ausgleich folgt. So hat denn der Vortragende neben dem architektonischen Aufbau, mit dem die Steigerung verglichen wurde, die Gliederung im einzelnen auf das genaueste zu beachten. Er hat jene Abstufungen des Klanges, Abtönungen der Farbe und Abwechslungen des Zeitmaßes herauszufinden, die unbedingt nötig sind, um die Dichtung vom nüchternen Boden eines Referates zu erheben in die Höhe einer freien Beweglichkeit und harmonischen Abrundung. Hier ist das eigenste Gebiet, auf dem die Pfade des verständnisvollen Dilettanten und des bewußten Künstlers auseinander gehen.

Selbstverständlich hieße es auf halbem Wege stehen bleiben, wenn man darlei Beobachtungen nur äußerlich verwerten und sie lediglich als

Digitized by Google

Ulanenpatrouille

Nach einem Gemälde von Carl Röchling

Digitized by Google

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

technische Hilfsmittel betrachten wollte. Wer als Vortragender an das Herausarbeiten einer Steigerung und eines Gegensatzes nur von außen herantritt, anstatt sie als psychologisch notwendige Symptome innerer Vorgänge anzusehen, der ist und bleibt ein „Virtuose". Es sind immer die größten Dichtungen der Weltliteratur, die uns die beglückende Möglichkeit geben, Gesetze anscheinend technischer und manchmal vielleicht kleinlicher Art in ihrem tiefsten Sinne zu erfassen und Wirkungen hervorzurufen, bei denen der Vermittler etwas von jener Zeugungsfreude ahnt, die den Dichter beim Schaffen seines Werkes beseelte.

Ist die Dichtung ein Abbild des Lebens, so spiegelt sich in ihr auch das Leben mit all seinen Eigentümlichkeiten wider. Nichts ist ihm mehr zuwider als nüchterne Eintönigkeit, und selbst da, wo des Krieges Klänge schweigen, in der Stimmung der Ruhe und des beschaulichen Friedens, empfinden wir die Stille nur durch irgendeinen verlorenen Klang, der von außen her hereindringt. Auch hier also bewußter und unbewußter Gegensatz, der in dieser Form zum Beispiel in manchen seinen Gedichten Eichendorffs und Storms zum Ausdruck kommt! Ein behutsames Ablauschen der irdischen Vorgänge in Natur und Menschenleben lehrt uns, daß alle Entwicklung, alles Wachsen vor sich geht gefördert durch Gunst, gehemmt durch Widerstände. Und so entdecken wir auch hier wieder jene eine Wahrheit, für die jeder Verständige eintreten muß, daß die bescheidene Kunst des Vortrages nur dann ihr Ziel erreicht, wenn sie im kleinen eine getreue Spiegelung des Großen ist. Und nur wie die schöpferische Kunst selbst unterscheidet sie sich von der Natur: nicht wie jene unermeßlich reiche Allmutter darf sie in unbekümmerter Rücksichtslosigkeit hier geizen und dort verschwenden, sondern gleich der getreuen Führerin Kunst muß sie hier hegen und pflegen, dort dämmen und binden. Wie die Kunst eine Auslese der Weltwirklichkeit darstellt, die der Freude am Harmonischen entspringt, so wird auch der künstlerische Vortrag, um natürlich zu bleiben, die Erscheinungsformen der Steigerung und des Gegensatzes mit seinen klanglichen Ausdrucksmitteln nachschaffen, sich aber vor jeder ungestümen Brutalität oder sophistischen Zuspitzung hüten müssen. Richtig verstanden gilt auch für diese wie so manche andre Aufgabe der Vortragskunst der Goethesche Vorsatz, „mit Bedeutung gefällig" zu sein!

Copyright by J. Cayron

Kaffeekränzchen
Nach einem Gemälde von Jules Cayron

Digitized by Google

Landhausfreuden

Von

C. Ulrich

I

Er:

Alter Freund!

Verdienst Du eigentlich diese Anrede? Frage es Dich selbst — Da schreibst Du von meinem Tusculum, von den herrlichen Sommertagen, die ich hier verlebt haben müsse, und scheinst ganz vergessen zu haben, daß ich Dich eingeladen, sie mit mir zu teilen. Fühlst Du denn gar nicht, daß in diesem konsequenten Ignorieren eine Beleidigung für mich liegen muß? Und auch für Irma? Näher- und Entferntersthende finden sich bei uns zusammen mit größter Selbstverständlichkeit — nur Du, unserm Herzen der Allernächste, schneidest uns. Ich weiß, was Du einwenden willst, Du hast es mündlich schon mal getan: die Rücksicht auf Irma — es werde ihr ohnehin schon genug des Besuches sein. — — Aber Mensch, wo denkst Du denn hin, Irma freut sich ja riesig! Was könnte ihr, der Hausfrau, besseres widerfahren, als ihr Haus so recht voller Gäste zu sehen — es ist dies ja doch die größte Anerkennung, die ihr zuteil werden kann.

Glaube mir, mein Lieber, ein stolzeres und froheres Gefühl als das, als Herr auf der eignen Scholle zu sitzen, gibt es wohl kaum. Wenn ich diese menschenmörderische Großstadt, die gemietete Etagenwohnung, in der mein Hund nicht bellen darf, in der man mir Vorschriften macht, wann ich meine Teppiche — meine Teppiche! ausklopfen darf, in der ich um elf Uhr abends den Klavierdeckel zuklappen und vor neun Uhr morgens den Mülleimer ausschütten muß — kurzum, wenn ich diesem alles Selbstgefühl knechtenden Zustande des Mieters entflohen und auf meinem eignen Besitz gelandet bin, fühle ich mich erst wieder als Mensch. Mein Hund darf hier ohne den Zwang des Maulkorbs herumlaufen, das ist symbolisch: ich ohne den zehnmal, hundertmal mehr drückenden Zwang von allerlei Verboten, Geboten. Mein Gärtchen, das mir gehört, in das keine neugierigen Nachbarn aus allerlei Balkons und Loggien lugen, um das leider Irma sich nicht so bekümmert, wie sie wohl sollte — das aber doch Gemüse und Obst in achtbarer Qualität hervorbringt! Niemand kann es sich vorstellen, welches Hochgefühl im Genuß eines solchen Apfels steckt, der auf eignem Grund und Boden gewachsen ist. Meine allerliebste kleine Villa, ein Bijou, so sauber, so neu — mein netter Portier, vor dem nicht ich zittere, der vor mir zittert — aber nein, das tut er nicht, denn ich bin ihm ein gütiger Herr, der es wohl mit ihm meint. Aber immerhin der Herr — es liegt doch ein großer Reiz in diesem Bewußtsein. — Und vor allem meine Veranda, dieser Blumensalon mit den bunten Verglasungen und den grün lackierten Möbeln — etwas ganz andres als der großstädtische Gußeisenkorb mit seiner Geranieneinfassung! Diese Nachmittage, wenn unsre Gäste dort beim Kaffee zusammensitzen, diese Abende bei Mondschein, Blütenduft und Bowle, je nachdem die Jahreszeit es beut, Waldmeister, Erdbeer oder Pfirsich. Die älteren Damen in den bequemen Sesseln, die jungen in ihren weißen Kleidern in den Schaukelstühlen wippend wie vom Winde geschaukelte weiße Blüten. — Wenn dann der Rauch unsrer männlichen Zigarren in blauen Ringeln aufkräuselt, so ist's wie ein Dankopfer, das man dem Geschick darbringt, das es so gut mit uns gemeint hat. Und wenn zudem einer der Gäste das Glas erhebt, um in warmen Herzenstönen den Spender so viel echter Freuden, den liebenswürdigen Hausherrn, der den Traditionen deutscher Gastfreundschaft so treu geblieben ist, leben zu lassen — ja, Du altes Haus, dann fühle ich mich auf der Höhe des Lebens, dann bin ich ganz, ganz glücklich.

Ganz glücklich? Nein, ein Wermutstropfen ist auch in meinem Becher. Das ist Irma. Sie hat es leider wenig gelernt, sich den Verhältnissen anzupassen, die Schloßfrau, die große Dame liegt ihr ganz und gar nicht. Es fehlt ihr ganz die anmutige Leichtigkeit, ganz jenes Maß von Rücksicht und Frische, das liebe Gäste doch nun mal von der Hausfrau verlangen dürfen. Sie ist ja sonst die Seele von einer Frau, dabei aber von der fixen Idee besessen, sich das Leben so schwer wie möglich zu machen. So ist sie denn immer auf den Füßen und kehrt die Vielbeschäftigte heraus, was das Behagen gewiß nicht erhöht. Ziehen wir nachmittags in fröhlicher Schar in den Wald, um ein Frühlings- oder Dionysosfest zu begehen, so schließt sie sich unter irgendeinem Vorwand aus; abends trägt sie eine abgespannte Jammermiene zur Schau, und morgens ist sie überhaupt nicht zu sehen — oder, was schlimmer, sie wird sichtbar in einem Morgenkleide, das sehr, sehr viel von dem Ideal der Hülle einer eleganten Hausfrau entfernt ist. Ich hasse solche Nachlässigkeit, hasse es auch, wenn man das Räderwerk eines Haushalts beständig knarren hört. Und wenn noch Grund dazu wäre! Aber wir sind in jeder Weise gut versorgt, haben eine tüchtige Köchin und die Portiersleute, und für den Notfall sind immer noch ein paar junge Mädchen zum Besuch, die Irma gut zur Hilfe anstellen könnte, wenn sie eben die richtige Art dafür hätte. Und — für den Fall plötzlicher Ueberraschungen bin doch auch ich da! Ich verstehe es so herrlich, Sandwiches zu präparieren, und das Brauen der

Digitized by Google

Bowle besorge ich grundsätzlich selbst, dafür fehlt einer Frau doch einmal ganz der feinere Instinkt. Was bleibt ihr also noch an Arbeit, frage ich? Weißt Du es? —

Auch sonst bin ich mit Irma unzufrieden. Sie hat ein hübsches Maltalent, das, seitdem sie sich auf das Kunstgewerbliche verlegt, auch goldenen Lohn gefunden hat. Ich dachte nun, sie würde hier, wo sie die schönsten Blumenmodelle zum Stilisieren findet, sich ernsthaft an das Malen machen. — Hundertmal habe ich ihr vorgehalten, daß es gar nicht nötig ist, sich ständig um unsre Besuche zu kümmern — die Baronin Barnekow blieb auch an der Staffelei, wenn sie das Haus voller Gäste hatte — aber bei Irma ist alles in den Wind gesprochen — ihr hübsches Atelier im Giebel steht unbenutzt, so daß wir es jetzt als Fremdenzimmer nehmen, damit es nicht ganz leersteht.

Du fragst, alter Freund, wie es mit meinen Arbeiten stehe? Schlecht, miserabel. Bücher und Exzerpte sind wohl mitgenommen, aber die Sache rückt nicht vorwärts. Frage Irma, warum! Schiebt sie mir nicht die ganze Unterhaltung unsrer lieben Gäste zu? Ich versichere Dich, sie wären hier verraten und verkauft, wenn ich mich ihrer nicht annähme.

Doch da fällt mir ein: möchtest Du mir nicht dabei helfen? Es wäre ein Liebesdienst. Freilich, der größte Schwarm ist zurzeit verflattert, und das Wetter läßt sich nicht günstig an, aber etwas Gesellschaft findest Du trotz alledem, und auch bei geheizten Zimmern und verstellter Veranda ist's gemütlich, ja, gerade Regenwetter ist die Probe auf die Gemütlichkeit. Komm! Ich bitte Dich darum. Du bist es auch Irma schuldig. Es sieht wie eine Demonstration aus, wenn Du nicht kommst, Du, unser nächster und bester Freund. Unser Gastbuch, das sich in diesem Sommer wieder um eine ganze Reihe guter Namen bereichert hat, schreit geradezu nach dem Deinen. Also säume nicht, laß die letzten guten Herbsttage nicht ungenutzt vorübergehen, komm zu Deinem Dich mit allen Fasern erwartenden alten Freunde Georg Schulze.

II

Sie:

Liebe!

Ich könnte Dir böse sein — — Also auch Du glaubst mir nichts Besseres auftischen zu können als die gedankenlose Phrase von der „nervenstärkenden Ruhe unsrer Sommerfrische"! Wie oft ich das zu hören bekomme, und nun auch noch von Dir — —

Sieh, Liebe, mit dieser Ruhe ist es wie mit einem Verzerrbilde: von ganz weitab gesehen, kann man wohl etwas entdecken, was danach aussieht, wenn man aber näher zusieht, so ist's nichts mehr damit.

Wie glücklich ist doch der Mensch in der Beschränkung einer großstädtischen Etagenwohnung daran, auch das wird einem erst wieder so recht klar weitab von der Sache. Gas, Wasserleitung — tausend holde kleine Annehmlichkeiten, die man als selbstverständlich hinnimmt. Alles ist vorgerichtet, fertig, man braucht sich nur so in das warme Nest hineinzusetzen, und dann ist alles so einfach, so bequem, als ob man bei sich selbst zum Besuch wäre.

In solcher Villa auf dem Lande ist's dagegen ein Chaos, in das nach der Uebersiedlung nur langsam, langsam, unter tausendfacher Mühe Ordnung kommt. Diese Zimdachreparaturen und Verglasungen, diese Maurer- und Malerarbeiten nach jedem Winter, und diese ländlichen Arbeiter, die durch nichts, aber auch durch nichts aus ihrer Ruhe kommen. Dazu diese umständliche Wirtschaftsführung: der Sonntagsbraten muß schon Dienstags bestellt werden, und mit der übrigen Fleischernährung ist man ganz auf die Willkür des einzigen Metzgers angewiesen, er ist's, der den Küchenzettel bestimmt. Mit Gemüse versorgt uns zwar unser Garten, aber es ist nicht weit damit her. Der Kohlrabi ist holzig, die Gurken sind bitter. Mein Mann, der sich die Bestellung als seine Domäne, als ganz besonders nervenstärkende Beschäftigung reserviert hat, kommt nicht dazu, und ich — — ach du lieber Gott — —

Eins ist für den Großstädter, der es gewohnt ist, unbehelligt von der Nachbarschaft dahinzuleben, geradezu unerträglich, diese ständige Kontrolle von seiten der lieben Nächsten, das Wissen von unsrer Fleischverrechnung und jeder Kiste voll Wein, die ankommt, die Kritik über jedes Kleid, das nicht den Stempel der Genialität unsrer Frau Quisner trägt — nämlich unsrer Portiersfrau, die nach glücklich absolvierter Treppenreinigung als „Schneiderin außer dem Hause" wirkt. Zuletzt noch die atemlose Erwartung, die oft zu Volksansammlungen nahe unserm Besitz ausartet, wenn die Nachricht Tornau durchläuft: das Hotel Schulze ist wieder eröffnet! Es ist dies die festliche Zeit, die große Sensation für Tornau. Hierzu laden sich die Eingebornen wieder ihre Sommergäste ein, und der junge Posterpedient hat interessante Zeit durch das Lesen all der Postkarten für unser Haus.

Du kennst Georg, er ist die Güte und Herzlichkeit selbst und freut sich zudem wie ein Kind über seinen kleinen Besitz. Immer muß er jemand um sich haben, der an seiner Besitzerfreude teilnimmt, und das ist ja auch hübsch, denn ganz ohne Besuch würde man ja hier in den Sommermonaten versauern.

Schon im Winter umwirbt er unsre Bekannten mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit: „Sie müssen uns in Tornau besuchen, müssen doch sehen, wie wir uns unsern Sommersitz eingerichtet haben. Was — Last? Umstände? Aber Verehrtester, das ist ja einfach eine Beleidigung, und nun lasse ich nicht locker, nun müssen Sie sich erst recht einstellen, schon um sich beweisen zu lassen, daß es uns keine Umstände macht. J, wir sind ja doch auf Gäste eingerichtet!"

Das letzte mit einer so großartigen Selbstverständlichkeit, daß vor den Augen des Umworbenen das zauberhafte Bild einer Gastfreundschaft im großen Stile, mit einer Flucht von Gastzimmern, mit einer Schar von Dienerschaft ersteht, wobei die Schloßfrau mütig und huldvoll auf hohem Altane inmitten ihrer Gäste thront.

Was ist dagegen die Wirklichkeit unsrer zwei Gastbetten mit Zubehör, was ist unsre „Lina", die Alltägliches erträglich kocht, aber bei jeder Ueberrumpelung den Kopf verliert. Von unsrer Portiersfrau, der Schneiderin außer dem Hause, berichtete ich Dir schon, er, Quisner, versorgt als Flickschuster ganz Tornau, sonst aber ist hier nichts zu haben, und den Segen von Aushilfsfrauen und Kochfrauen kennt man hier nicht.

Digitized by Google

Georg ist ja ein herzensguter Mann, wäre er nur nicht von dem Wahn besessen, alles mache sich von selbst. So sind aber wohl die Männer alle. Was ich hinter den Kulissen wirke, ist ihm gleich, wenn ich nur die Illusion fertig bringe, vor seinen Gästen die große Dame zu spielen. Das Wie ist meine Sache. Es ist rührend und doch zum Lachen: da hat er mir ein Morgenkleid geschenkt, weit, lose, schleppend, fliederfarben mit vielen Spitzen — und natürlich nicht waschbar. Stelle Dir vor, wenn ich in diesem Gewand Besuchen auslesen oder eine Kalbskeule zurechtschneiden wollte!

Früh wenn die Hähne krähn, eh' die Sternlein verschwinden, beginnt meine Tätigkeit. Dafür ist beim Erwachen der Gäste alles zauberisch geordnet, der Kaffeetisch aufs beste besetzt. Der Kaffeetisch! Ich lache wieder! Was begehrst Du: Kaffee, Tee, Schokolade, Kakao, Eier? Das alles ist vorhanden, aber ich wette, Georg wird Dir, aus Rücksicht für Deinen Magen, noch Haferkakao anbieten oder ein Glas Eiskaffee, obgleich er weiß, daß es in Tornau keinen einzigen Eiskeller gibt. Auch zu Mittag leistet das Hotel Schulze individuelle Ernährung wie ein Sanatorium, je nachdem mit vegetarischer Kost oder Trockendiät. Hast Du nicht Lust?

Erlöst bin ich stets, wenn Georg erst mit dem ganzen Schwarm ins Freie wandert und ich in einem eiligst übergestreiften Aschenbrödelkleidchen weiter wirken kann, nur das Notwendigste. Diese improvisierten Lager auf Sofas und Diwans, diese aus einer Versenkung hervorgestiegenen Wascheinrichtungen, die für den Tag wieder verschwinden müssen, damit doch einige Zimmer den Charakter von Wohnräumen zurückgewinnen. Man will doch seine Gäste nicht dahinter kommen lassen, wie beschränkt mit dem Raum man im Grunde ist. Glücklicherweise kommt niemand dieser Gedanke. Unsre Sonntagsgäste finden es meist so nett hier, daß sie gegen ihre ursprüngliche Absicht über Nacht hier bleiben, wobei sie dann mit Nachthemden und Kämmen, mit Seifen und Zahnwassern versorgt werden müssen. Bei Zahnbürsten ist aber Besitzübertragung nicht wohl angängig, so kaufen wir diesen Toilettenartikel gleich dutzendweise, und jeder Besucher nimmt sich seine Zahnbürste mit. Das ist dann ein freundliches Andenken. Dafür sind die Besucher nicht rücksichtsvoll und wählen für ihre Abreise, „um nicht länger zur Last zu fallen", den Frühzug um 6 Uhr 27, und ich bin's, die ihnen die Abreisehonneurs zu erweisen hat. Ganz allein. Georg setzt volles Vertrauen in mich.

Wie Du weißt, sind wir beide gänzlich ohne Verwandte — merkwürdig ist's, wie trotzdem mit den schönen Tagen die „Nichten" nur so bei uns einfallen. Alles Wahlverwandtschaft. Töchter von irgendwelchen Bekannten, Reisefreundschaften. Hübsche junge Mädchen, die unendlich viel Zeit haben — die haben die jungen Mädchen ja jetzt alle. Georg macht ihnen ein bischen die Cour, ganz in allen Ehren, versteht sich, und vergleicht sie mit einem Schwarm weißer Schmetterlinge, wenn sie sich abends auf der Veranda in den Schaukelstühlen niedergelassen haben. Leider verlangen die weißen Schmetterlingshüllen, um hübsch zu sein, ein häufiges Aufplätten, was mir zuteil wird, da die einzige Lina sich nicht gut verdreifachen kann — oder es gibt eine Arbeitsschiebung: sie plättet, mir blüht heimliches Geschirrspülen zur Zeit der allgemeinen Siesta. Zuweilen, wenn Not an Mann ist, erbieten sich die „Nichten" auch zur Hilfe. Dann machen sie wohl die Lampen zurecht, die dann abends derartige Petrolenmdüfte ausströmen, daß man's vorzieht, im Dunkeln zu sitzen, oder sie pflücken ein paar hübsche Waldblumensträuße für die Tafel und gießen die Vasen so voll Wasser, daß das ganze Parkett schwimmt — —

Es ist ja reizend, dieses viele frische Leben um uns her, nur müßte ich nicht immer so jämmerlich abgespannt sein und nicht so nervös aufgeregt. Wenn nur ein Brief kommt, zittere ich. Hätte ich Georgs Natur! Er ist immer frisch, immer liebenswürdig. Jeder ist neun auch entzückt von ihm, ich höre es den ganzen Tag — und es klingt wie ein Vorwurf gegen mich durch. „Aber so bleiben Sie doch sitzen, Liebste, gönnen Sie uns doch auch einmal Ihre Gegenwart, Sie sollen nicht immer für uns unterwegs sein," heißt's dann wohl einmal sanft vorwurfsvoll — aber die hundert Bier-, Selters- und Rheinweingläser kommen doch nun einmal nicht von selbst anspaziert, und der Durst an einem Sommerabend ist etwas so Köstliches. Zuweilen geht dann auch mein guter Mann, um selbst eine Bowle zu brauen, und das ist dann gar schlimm. Dann wird das ganze Haus wohl genacht, einschließlich sämtlicher Nichten. Es gibt ein unendliches Hin und Her, alle Küchengeräte waudern auf die Veranda, die Tischdecke ertrinkt in Mosel, man hat nicht Hände genug, den Retter in der Not zu bedienen, nicht Hände genug, um hinterher wieder Ordnung zu schaffen — und nach dieser Arbeit müssen andern Tages natürlich die weißen Kleider gewaschen werden — —

Eins geht mir wirklich aus Herz: meine Arbeit, die ich ganz vernachlässigen muß. Du weißt, ich bin mit Leib und Seele Malerin, letzthin hatte ich gerade einen gewaltigen Aufschwung genommen, so daß mir so etwas wie eine „Zukunft" vorschwebte. Nur ein paar Sommermonate Ruhe, Studienmalen, weiter studieren, und alles würde werden — —

Nun haben sich in meinem Atelier seit Wochen ein Dresdner Architekt mit tadelloser Bügelfalte und ein Schriftsteller ohne nennenswerte Buchvergangenheit eingenistet, beides Reisebekanntschaften und wirklich allerliebste Leute — —

Neulich machte Georg mir Vorwürfe, daß ich die Kunst so ganz an den Nagel gehängt hätte, stellte mir die Baronin Baruckow zum Muster auf — ich erzählte Dir von ihrem Hanshalt mit der Wirtschafterin, dem Diener und den zwei Mädchen — — da habe ich denn zum dritten Male gelacht, aber es war mir dabei wie etwas Bitteres in der Kehle.

Ach Du — Du bist mir ja doch die Allernächste, und mir sind durch so viele Meilen getrennt, und Dein eigues Hauswesen läßt Dich nicht los — da kann ich Dir denn etwas gestehen, etwas Gräßliches, Fürchterliches: ich bin neidisch auf meine Gäste. Für mein Leben gern möchte ich auch einmal bei mir zum Besuch sein.

Deine getreue Irma Schulze.

Digitized by Google

Blick durch das Burgtor von Tourbillon auf die Valeria

Nach einer Aufnahme von A. Krenn, Zürich

Digitized by Google

Mittelteil der Hauptfront des neuen Kurhauses in Wiesbaden (Architekt: Professor Friedrich von Thiersch)

Das neue Kurhaus in Wiesbaden

Von

Gustav Levering

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wiesbaden, die liebliche Bäderstadt am Fuße des Taunus, mit ihren trefflichen Heilquellen und ihrer herrlichen Umgebung ist in den letzten Dezennien des vergangenen Jahrhunderts zu einem der ersten Kurorte der Welt emporgeblüht. Dem von Jahr zu Jahr immer mächtiger anschwellenden Strom seiner hier Heilung oder Vergnügen suchenden Gäste konnte das alte, unter einfacheren Verhältnissen entstandene Kurhaus, so künstlerisch schön es auch gestaltet war und so malerisch es zwischen den beiden langgestreckten Kolonnaden als Hintergrund des farbenprächtigen „Blumengartens" hervorlugte, nicht mehr Genüge leisten. Nur ungern und zögernd entschlossen sich die Väter der Stadt, ihre Zustimmung zum Bau eines den Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Kurgebäudes zu geben, da dieses — bei dem Mangel eines andern geeigneten Bauplatzes — die Niederlegung des alten Kurhauses zur Voraussetzung hatte. Denn dieser alte Kursaal war durch tausendfache Fäden und traute Erinnerungen auf das engste mit der Geschichte Wiesbadens verknüpft. Vor nunmehr fast hundert Jahren, zu einer Zeit, als der dröhnende Schritt der Napoleonischen Bataillone vorübergehend zum Stillstand gelangt war, hatte sich der eben neu mit der Herzogswürde bekleidete bisherige Graf von Nassau entschlossen, in seiner Residenz Wiesbaden als Konzentrationspunkt des Badelebens und als Heimstätte für die Pflege edler Musik ein „Gesellschaftshaus" errichten zu lassen, das in den Jahren 1808 und 1809 im Empirestil nach den Plänen des begabten Hofbaumeisters Zais erbaut und 1810 eröffnet wurde. Im achtzehnten Jahrhundert war dem Bad die Konzession zum Hasardspiel erteilt worden. Das Spiel übte, wie überall, eine große Anziehungskraft auf Elemente der verschiedensten Art aus. Die Konzession bot den Vorteil, daß ihre hohe Besteuerung große Einnahmen herbeiführte, die Verbesserungen und Verschönerungen ermöglichten. Auch dem 1810 vollendeten Kursaal wurde die Spielkonzession bestätigt. Von diesem Zeitpunkt an nahm das Bad einen rapiden Aufschwung, der aber nicht allein dem Spiel, sondern hauptsächlich den ausgezeichneten Heilerfolgen und besonders der neueingeführten Trinkkur zu verdanken war. Die Abgaben der Aktiengesellschaft, die sich zugleich im Besitz der Kuranlagen befand, ermöglichten um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts den Bau der Kolonnaden, eines Theaters, des Kochbrunnens, die Erweiterung des herrlichen Kurparks und die Anlage neuer Promenaden. Wiesbaden wurde nach und nach ein Luxusbad ersten Ranges, wo sich alljährlich im Frühjahr und Herbst eine glänzende Gesellschaft der ganzen und der halben Welt zusammenfand und unerhörten Luxus entfaltete.

Als nach dem Bruderkrieg von 1866 das Herzogtum Nassau an Preußen übergegangen war, setzte sich die Regierung nach und nach in den Besitz sämtlicher Aktien der Spielgesellschaft in der Absicht,

Digitized by Google

dem Hasardspiel ein Ende zu machen. Doch wurde, um das Interesse der Wiesbadener nicht zu empfindlich zu schädigen, die Aufhebung der Spielbank noch um sieben Jahre hinausgeschoben. Am 30. Dezember 1872 wurde unter ungeheuerm Andrang von Glücksrittern aller Art zum letztenmal in Wiesbaden gespielt. Die Aufhebung der Spielbank schien wirklich, wie befürchtet worden war, den Niedergang Wiesbadens herbeizuführen. Doch bald folgte dem Niedergang ein um so glänzenderer Aufschwung. Mit glücklichem Griff hatte der Magistrat eine Persönlichkeit an die Spitze der Kurverwaltung gestellt, deren organisatorisches Talent und rücksichtslose Tatkraft einen vollständigen Wandel hervorbrachte. Kurdirektor von Hey'l, früher Mitglied des Wiesbadener Hoftheaters, betrachtete es als seine Lebensaufgabe, Wiesbaden wieder zu der alten Höhe und darüber hinaus zu heben. Unter seiner Verwaltung wurde der Park erweitert, verschönert und mit herrlichen Statuen geschmückt, die Straßen, besonders die Wilhelmsstraße, in elegante Boulevards verwandelt, die durch die Einführung des elektrischen Lichts eine feenhafte Beleuchtung erhielten, dem Kochbrunnen seine monumentale Fassung mit den herrlichen Wandelhallen gegeben, und schließlich erfolgte die Erbauung des prachtvollen Theaters. Der Erfolg blieb nicht aus. Jahr um Jahr wuchs die Zahl der Gäste immer mächtiger an: ein Jahrhundert nach der Grundsteinlegung des Kursaals war die Zahl der Einwohner Wiesbadens von 3000 auf 100000, die der Fremden von 1500 auf 150000 gestiegen. Die Krönung seiner Pläne zur Hebung Wiesbadens, die Errichtung eines neuen Kurhauses, für die er unermüdlich plädiert hatte, erlebte Hey'l nicht mehr. Erst seinem Nachfolger, dem Kurdirektor von Ebmeyer, ehemaligem Adjutanten des Reichskanzlers Caprivi, gelang es, den Beschluß des Neubaues beim Magistrat durchzusetzen. Ein allgemeiner Wettbewerb wurde ausgeschrieben. Die Jury, zu der auch der spätere Erbauer des Kurhauses, Professor von Thiersch, gehörte, erkannte den ersten Preis von 10000 Mark dem Bremer Architekten Heinrich Müny zu. Doch gelangte dieser Entwurf nicht zur Ausführung; er scheint den Anforderungen und Wünschen der Stadtväter nicht voll entsprochen zu haben. So wurde Professor Friedrich von Thiersch, der geniale Schöpfer des Münchner Justizpalastes, mit der Ausarbeitung eines Planes für das neue Kurhaus beauftragt, den er im Jahre 1902 dem Magistrat vorlegte; aber noch einer viermaligen Umformung, bei denen sich der Voranschlag der Baukosten regelmäßig steigerte, bis sie schließlich eine Höhe von fünf Millionen erreichten, bedurfte es, um die abschließende Genehmigung des Magistrats und der preußischen Regierung zu erlangen.

Die Wandelhalle

Digitized by Google

Im Winter 1904 auf 1905 wurde der alte Kursaal niedergelegt, im Frühjahr 1905 auf der Stelle des alten der Bau des neuen Kurhauses begonnen. Binnen zwei Jahren wurde das mächtige Gebäude samt seiner inneren Einrichtung fertiggestellt, so daß die feierliche Eröffnung zu Beginn der diesjährigen Saison — am 11. Mai — unter großen Feierlichkeiten in Gegenwart des Kaisers und des Großherzogs von Hessen erfolgen konnte.

Die 128 Meter lange Fassade des neuen Kurhauses, in streng klassischem Stile gehalten, ist in einen Mittelbau und zwei sich beiderseits daran erstreckende Längsflügel klar und einfach gegliedert. Der mächtige sechssäulige Portikus erinnert den Beschauer, der sich vom „Blumengarten" her nähert, an den alten Bau, doch ist der Eindruck des neuen durch seine bedeutende Höhenentwicklung in zwei respektive drei Stockwerke — der alte Kursaal war nur ebenerdig — und durch die den Mittelbau überragende Kuppel ein weit imposanterer. Plastischer Schmuck ist äußerst sparsam verwendet. Die südliche Schmalseite ist etwas reicher gegliedert, sie wird durch vier in Medaillons gefaßte, reizend modellierte Frauenköpfe in äußerst glücklicher Weise belebt. Die Gliederung der Langseite gegen den Kurplatz zu ist mannigfaltiger gestaltet, indem außer dem Mittelbau an beiden Enden der Längsflügel Pavillons vorspringen, die durch eine breite, glasüberdeckte Terrasse untereinander verbunden sind. Statuen auf der Attika des Mittelbaues und allerliebste Kindergruppen auf den Eckpavillons ergänzen den Schmuck der Ostfassade.

Der Baumeister hat mit Absicht das Aeußere einfach gestaltet, um desto reicheren Schmuck dem Innenbau zuwenden zu können.

Eine wesentliche Schwierigkeit des Baues bestand darin, daß für ihn — bei ungleich größeren Raumanforderungen — nur eine wenig größere Baufläche als für den alten Bau zur Verfügung stand. Nur einer genialen Raumdisposition, worin übrigens Professor von Thiersch eine unerreichte Meisterschaft besitzt, konnte es gelingen, dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Der Mittelbau, der sich in einer Länge von 64 Metern durch die ganze Tiefe des Gebäudes erstreckt, wird vollständig durch die Wandelhalle eingenommen; sie erweitert sich in der Mitte zu einer Rotunde, über der sich die mächtige Kuppel wölbt. Bis zum Gewölbe hinauf ist das Innere der Halle in edelstem Material gebildet, eine Farbenharmonie von unvergleichlicher Schönheit, deren Wirkung noch durch das lichte Weiß der Deckenwölbungen erhöht wird. Im Kuppelgewölbe konzentriert sich die Farbenwirkung ausschließlich auf die in bunter Glasstiftmosaik nach Kartons von Julius Diez (München) ausgeführten Medaillonbilder. Wie die Wandelhalle der architektonische Mittelpunkt des Gebäudes ist, so wird sie auch den Brennpunkt des ganzen geselligen Verkehrs im Kurhaus bilden.

Von der Wandelhalle aus öffnen sich die Zugänge zu allen übrigen Räumen des Kurhauses. Mächtige Portale führen aus der Rotunde direkt zu den beiden Konzertsälen, die senkrecht zur Achse der Wandelhalle in den beiden Längsflügeln liegen. Der im Stile der italienischen Renaissance gehaltene „große Konzertsaal", der zugleich als Fest- und

Das große Weinrestaurant

Digitized by Google

Der große Konzertsaal

Ballsaal dient, füllt den südlichen Flügel fast vollständig aus und geht durch beide Stockwerke bis unter das Dach. Der mächtige, gegen 1500 Personen fassende Raum macht trotz seiner riesigen Dimensionen und trotz der hier zur Verwendung gelangten Pracht der Ausstattung dank seiner gedämpften Farbenstimmung einen behaglich-intimen Eindruck und erscheint kleiner, als er in Wirklichkeit ist. Ueber dem in dunkelrotem Mahagoni getäfelten Parterre zieht sich an drei Seiten eine breite Galerie entlang, von der aus zwei Reihen prachtvoller dunkler Marmorsäulen mit vergoldeten korinthischen Kapitälen zu der reich mit Goldornamenten und mit mythologischen Figuren geschmückten Decke emporstreben. Aus der Galerie der nördlichen Schmalseite baut sich die prächtig geschmückte, von einem Purpurbaldachin umrahmte Kaiserloge auf, über der in der Deckenwölbung der Nische Apollo mit den Musen thront. Die Gruppe, ein von H. Perathoner-München meisterhaft komponiertes Flachrelief, findet ihr Gegenstück in dem Bild des Sonnengottes, das die Wölbung der südlichen Nische ausfüllt. In dieser Nische, hinter dem mächtigen Podium — dem Zuschauerraum durch ein reizend ornamentiertes Gitterwerk verborgen —, befindet sich die Orgel, ein Meisterwerk deutscher Instrumentenbaukunst. Ueber die Akustik des Saales, die bekanntlich in dem Konzertsaal des alten Kurhauses von unvergleichlicher Vollkommenheit war, läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht bilden; doch scheint die durch das Gitterwerk der Orgel durchbrochene Südwand der Klangwirkung — wenigstens für Streichmusik — nicht besonders günstig zu sein.

Dem großen Konzertsaal gegenüber, jenseits der Rotunde, liegt der kleine Konzertsaal. Wer den alten Kursaal kannte, wird sich hier merkwürdig angeheimelt fühlen. Der Architekt war, einem Wunsche des Bauherrn entsprechend, bestrebt, diesen, wenn auch in verkleinertem Maßstab, wiedererstehen zu lassen. Die die Galerie des Saales tragenden Säulen sind dieselben, die einst den alten Saal schmückten; ebenso haben seine herrlichen venezianischen Empirekristalllüster hier wieder Verwendung gefunden. Beide Konzertsäle sind gürtelartig umgeben von den der Geselligkeit gewidmeten Räumen. Wenden wir uns von der Wandelhalle aus nach Süden, so gelangen wir an einer der vier zum Oberstock führenden monumentalen Marmortreppen vorüber zuerst zu den Lesezimmern; sie sind, wie die Fassade, der sie zugewendet liegen, in streng klassischem Stil gehalten. Nachbildungen des Parthenonfrieses in Marmor umziehen den oberen Teil der mit weinroten Seidentapeten bespannten Wände, während in verschiedenem Grau spielender Marmor die Fassungen der Türen, Pfeiler und Bogenstellungen bildet. Schwere seidengestickte Vorhänge schließen die Räume gegen die Korridore ab; ein dicker Teppich dämpft den Schall der Schritte; alles atmet Ernst und Ruhe in diesen Räumen, in denen der Besucher eine überwältigende Fülle der Tages- und der schönen Literatur in allen Sprachen der Welt findet. Von dem letzten dieser Räume, dem Schreibzimmer, aus betreten wir den die ganze Südseite des Kurhauses einnehmenden „Gartensaal"; seine originelle Architektur erinnert an die Muschelsäle der Rokokozeit. Wände, Säulen und

Digitized by Google

Pfeiler sind in zierlichen Mustern ganz mit Kieseln, Muscheln und Petrefakten aller Art inkrustiert; die Kapitäle der Säulen, aus Ammonshörnern gebildet, gleichen täuschend ionischen Kapitälen. Die Mitte der Längswand nimmt ein steinerner Brunnen ein, dessen Wasserstrahl sich aus einer grotesk geformten Maske ergießt. Die freien Wandflächen sind durch farbenfrohe Freskobilder von Professor Fritz Erler, dem Vorstand der Münchner „Scholle", ausgefüllt. Viel angefeindet, entsprechen sie doch dem Zweck dieses Raumes, heitere Stimmung zu erwecken, in vorzüglicher Weise. Von hier aus wenden wir uns zu den nach dem Kurpark zu gelegenen Räumen und betreten zuerst den im Stil Louis' XVI. gehaltenen Spielsaal; die vordere Hälfte dieses weiten Raumes tritt als Verandasaal frei gegen den Garten vor. Von hier bietet sich ein herrlicher Durchblick durch die Konversationssäle in üppigem Barockstil, wo sich das von Robert Weise, Stuttgart, meisterhaft gemalte Porträt des Kaisers befindet.

Wir haben den großen Konzertsaal umwandert, sind wieder in der Wandelhalle angelangt, durchschreiten diese und erreichen die den kleinen Konzertsaal umgebenden Räume, die ausschließlich Restaurationszwecken gewidmet sind. Wir betreten zuerst den durch zwei Stockwerke gehenden „großen Weinsaal". Er ist ganz mit dem gelbrot leuchtenden Holz des hier wieder zu Ehren gekommenen deutschen Kirschbaumes getäfelt, zu dem die taubengraue Farbe der Samtvorhänge einen reizvollen

Blick durch die Leseräume

Gegensatz bildet. An beiden Schmalseiten des Saales sind leichte Galerien eingebaut, eine Serie von Medaillonbildern von Professor Frick-München, die Liebesszenen in modernem Milieu darstellen, beleben die oberen Wandflächen, während in den unteren Jagdstücke von Professor Frank Kirchbach und andern Münchner Meistern eingelassen sind. Der Saal mit seinen freundlichen Tönen ist ganz geeignet, beim Genuß der trefflichen Rhein- und Moselweine der Kurverwaltung eine fröhliche Stimmung zu erwecken. Der anstoßende „kleine Weinsaal" öffnet sich als Pendant des erwähnten Spielsaales gegen den Kurplatz zu in einen Pavillon. In der Nordseite des Kurhauses befinden sich außer einigen Verwaltungsräumen noch die von Franz Ringer, München, ausgemalte „Rheinische Weinstube" und das „American Bar". Von hier aus gelangen wir zu dem in der Nordwestecke des Kurhauses liegenden „Herrenzimmer", das einen ungemein vornehmen Charakter hat. Das Schlußstück des Kranzes von Restaurationsräumen bildet der „große Biersaal"; sehr originell und ungemein zweckmäßig ist die Ausstattung dieses Raumes; seine Wände sind ganz mit glasierten Steingutfliesen belegt, das an der Schmalseite angebrachte Büfett und der ihm gegenüberliegende Kaminaufbau sehr wirkungsvoll aus profilierten Steingutplatten hergestellt; in breiter, flacher Kassettierung ist dasselbe Material, das bei graublauem Grundton nur noch wenige Farbentöne zuläßt, für das Relief der Decke verwendet. Die ganze Einrichtung ist sehr praktisch und ungemein behaglich.

Hinter dem kleinen Konzertsaal liegt ganz frei als Lichthof ausgebaut die geräumige Restaurationsküche, die, mit allen technischen Neuheiten, wie elektrische Wärme- und Kühlvorrichtungen, elektrische Feuerungen und so weiter, ausgestattet, während der Einweihungsfeierlichkeiten des Kurhauses eine scharfe Feuerprobe durchzumachen hatte und vortrefflich bestand.

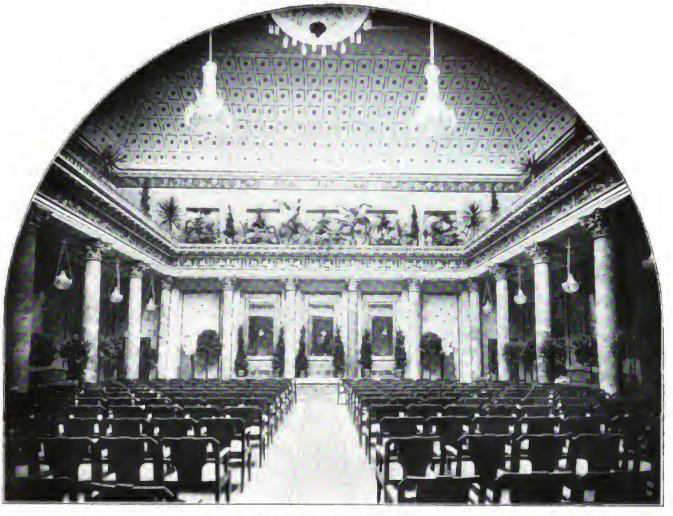
So ist nicht allein für die ästhetischen Bedürfnisse, sondern auch für das leibliche Wohl im neuen Kurhaus vortrefflich gesorgt, und dieser Umstand dürfte nicht zum wenigsten dazu beitragen, daß sich die Kurgäste wohl und behaglich fühlen und gern hier verweilen.

Bietet das neue Kurhaus schon bei Tageslicht durch seine künstlerische Ausgestaltung, die bei aller Pracht doch nirgends aufdringlich und prunkhaft wirkt, einen das Auge hocherfreuenden Anblick, so ist der Eindruck abends, wenn seine Räume im Lichte der tausend und abertausend Glühlichter und Bogenlampen erstrahlen und von einer eleganten und geschmückten Menge durchflutet werden, ein geradezu feenhafter, dem nicht leicht etwas Aehnliches an die Seite zu stellen sein dürfte.

Wiesbaden kann stolz sein auf diese neue Perle in dem reichen Kranze seiner Kleinodien, und was seine Bürger mit besonderer Genugtuung erfüllen darf, ist das Bewußtsein, daß sie dieses herrliche Werk ausschließlich der eignen Kraft und Ausdauer zu danken haben.

Das Wort des Kaisers, das er bei der Eröffnung den Stadtvätern gegenüber geäußert haben soll, dürfte vollinhaltlich wahr sein: Wiesbaden besitzt das schönste Kurhaus der Welt.

Digitized by Google



Der kleine Konzertsaal

Das Bierrestaurant

Digitized by Google

Die Konversationszimmer

Südliche Fassade des neuen Kurhauses

Digitized by Google

Die Wölfe

Von

Felix Hübel

Wir waren zu vier im Schlitten. Mein Freund, jener, den wir den „Bittersüßen“ nannten, hatte lange geschwiegen. Plötzlich aber warf er mit einer heftigen Bewegung den Rest einer Zigarre weg, die während der letzten Viertelstunde seine Aufmerksamkeit gefesselt hatte, und begann:

„Die Schöpfung der Welt ist ein künstlerischer Vorgang. Gott ist die Gestaltungskraft oder der Wille zur Form. Ich bin überzeugt, daß man sehr wohl zu einer Lösung der Welträtsel —“

„Das alles ist aber nicht das, was du eigentlich sagen wolltest,“ erlaubte ich mir den Bittersüßen zu unterbrechen, worauf er lächelnd erwiderte: „Du hast wie immer recht. Eigentlich wollte ich die Geschichte von den Wölfen erzählen, wollte sie weniger dir als den Damen erzählen, die uns heute die Ehre ihrer Gesellschaft geben. Was ich soeben sagte, wäre immerhin eine glänzende Einleitung meiner Geschichte geworden. Um diese Einleitung hast du mich gebracht.“

„Ich habe Geschichten ohne Einleitung am liebsten,“ entgegnete ich, „und was die Damen anbetrifft —“

„Schweig stille!“ sagte meine Frau, „denn wir wollen nun endlich die Geschichte von den Wölfen hören.“

Und der Bittersüße begann aufs neue:

„Als ich in Rußland war —“

„Als du in —?“ konnte ich nicht umhin zu bemerken.

„Wenn du mich noch einmal unterbrichst,“ drohte der Bittersüße, „so —!“

Ich schwieg bestürzt, denn jetzt hatte auch Fräulein Susi die Geduld verloren. Zwischen ihren schwarzen Brauen standen zwei tiefe Falten. Es sah gefährlich aus. Ich lehnte mich tiefer in meine Ecke, und während der Schlitten von der Landstraße in den Wald einbog, hub der Bittersüße zum drittenmal an und sprach:

„Die schrecklichste Erinnerung meines Lebens knüpft sich an eine Schlittenfahrt. Aber auch die erhabenste, denn seit jenem Tage erst — dem furchtbarsten meines Lebens — weiß ich, was Liebe ist, weiß ich, zu welcher Erhabenheit, zu welcher ungeheuern Größe dieses Gefühl sich steigern kann.“

Er senkte den Kopf und schwieg eine Weile, wie überwältigt von Erinnerungen. Wir schwiegen auch. Alles schwieg. Im Walde war das eigentümliche Zwielicht, das der Schnee erzeugt, diese grauweiße Beleuchtung, die den Wald finsterer erscheinen läßt als die dunkelste Nacht: die Baumstämme stehen schwarz, ohne Schatten zu werfen. Das Nadelholz am Wegesrande duckt sich unter einer schweren Schneedecke: gekrümmte Gestalten, die sich, von Furcht ergriffen, zusammenkauern. Man lauscht unwillkürlich. Die Pferde, die in einen gespensterhaften Nebel gehüllt sind, stampfen und knechen leise. Die Schlittenglocke klingt hart, blechern, wie aus weiter Ferne. Sonst kein Laut. Aber es ist, als müßte plötzlich aus dem Herzen des Waldes ein furchtbarer Schrei dringen.

Als der Bittersüße fortfuhr, hatte er seine Stimme gedämpft.

„In Rußland ist das noch anders als hier. Schnee, Schnee und nichts als Schnee, Hunderte von Meilen weit. Kein lebendes Wesen weit und breit, keine menschliche Niederlassung. Doch! — Manchmal wird die gräßliche Einöde von lebenden Wesen durchstrichen — von Wölfen nämlich! Aber ich will nicht abschweifen. Ich hatte mich einige Wochen in einem russischen Landstädtchen aufgehalten, um einige Geschäfte abzuwickeln, die mich nach jener Gegend des Zarenreiches geführt hatten. Den größten Teil meiner freien Zeit aber widmete ich meiner Braut, der Tochter eines russischen Großgrundbesitzers, die ich im Winter zuvor in Nizza kennen gelernt hatte. Es hatte einige Zeit gedauert, bis ich den Widerstand ihres Vaters gebrochen hatte. Oder vielmehr: Sonja selbst hatte ihn gebrochen mit ihrem rücksichtslosen Willen, ihrer eisernen Entschlossenheit.

Digitized by Google

„An einem trüben Nachmittage waren wir, Sonja und ich, nach dem Landgute eines Onkels gefahren, das, eine Anzahl von Meilen von der Stadt entfernt, ganz einsam in der Steppe lag. Die Schlittenfahrt war herrlich. Eng aneinander geschmiegt, die Hände unter den Pelzdecken verschlungen, saßen wir im Schlitten, der pfeilgeschwind über die glatte Schneefläche sauste. Heiter klangen die Schlittenglocken. Wir sprachen nicht. Wir fühlten einander. Das war genug.

„Der Nachmittag verging schnell genug, und Sonjas Onkel selbst mußte uns an die Heimfahrt mahnen. ‚Wenn auch der alte Peter Weg und Steg genau kennt, ist es doch besser, ihr macht euch jetzt auf.‘ Dann fügte er mit einem Lächeln, hinter dem er aber nur schwer eine ernsthaftere Besorgnis verbarg, hinzu: ‚Uebrigens will man seit heute Wölfe in der Nähe gesehen haben. Man sagt —‘

„Sonja lachte laut auf: ‚Altweibergewäsch! Wölfe! Seit zehn Jahren haben sich keine mehr hier blicken lassen. Und ich möchte so gern einmal ein Abenteuer mit Wölfen erleben.‘

„Der Onkel schüttelte den Kopf und murmelte etwas, das ich nicht verstand. Es klang nicht wie ein Segensspruch. Als Sonja schon im Schlitten Platz genommen hatte, rief er mich aber zur Seite und drückte mir einen Revolver in die Hand.

„‚Ich glaube zwar selbst nicht an die Wölfe, aber — on ne sait jamais! Gebrauche die Waffe erst im dringendsten Notfalle. Sie ist geladen, aber ich habe leider keine Ersatzpatronen.‘

„Ich steckte den Revolver ein und verbarg ein Lächeln. Wölfe in dieser Gegend!

„Bald waren wir wieder unterwegs. Der Himmel hatte sich aufgeklärt, und die Luft schien vor Kälte erstarrt. Der Schnee sang unter den Schlittenkufen. Die Sterne am Himmel blitzten und flackerten, als ob ein Lustzug sie auszulöschen drohte. Ich hatte diesmal meinen rechten Arm um Sonjas Taille geschlungen. Ihr Kopf lehnte an meiner Schulter. Der alte Kutscher genierte uns nicht. Wieder lag es wie ein Traum auf uns — wie ein Traum.“

Der Bitterfüße schwieg wieder. Niemand unterbrach das Schweigen. Da plötzlich tönte aus der Tiefe des Waldes ein seltsamer, gedehnter Laut — wie ein Lachen halb und halb wie ein Klagen: Hu — hu — hu — hu! — Es war schauerlich. Wir alle schraken empor — bis auf den Bitterfüßen, der leise murmelte: „Das war nur ein Eichhorn, meine Herrschaften! Die Biester machen diese Art von Musik, wenn es kälter wird.“

Wir waren etwas beschämt. Nur Fräulein Suse sagte: „Es klingt doch schauerlich!“ Worauf das Eichhorn in der Ferne noch einmal bellte.

„Nach einer Stunde ungefähr waren wir wieder im Walde,“ fuhr der Bitterfüße endlich fort. „Wir hätten es vielleicht gar nicht gemerkt, trotz der Finsternis, die jetzt hier herrschte. Aber plötzlich überkam mich ein seltsames, schreckhaftes Gefühl. Hat schon jemals jemand von Ihnen, in ein dunkles Zimmer tretend, das Gefühl von etwas Entsetzlichem, Ekelhaftem gehabt, das in dem Zimmer sein müsse, bereit, sich in der Dunkelheit auf ihn zu stürzen? Ein Gefühl, das uns die Brust zusammenschnürt, uns den Atem versetzt! Eine solche Dumpfheit lastete plötzlich auf mir, und ehe ich nur in der Lage war, mir über den Ursprung dieser seltsamen Furcht Rechenschaft abzulegen, sprang plötzlich das eine Pferd mit einem Satz in die Höhe und wieherte, ein helles, erschrecktes Wiehern, während es wild mit den Hinterhufen ausschlug. Sonja fuhr heftig empor, als der Kutscher leise sagte: ‚Mein Gott! Wölfe!‘

„Er schwang die Peitsche, aber es war nicht nötig. Die Pferde rasten. Und dann — rechts von uns, etwas hinter uns, sah ich sie: graue springende Schatten; ab und zu ein grünliches, phosphoreszierendes Aufleuchten: die Augen der Bestien. Ehe ich wußte, was ich tat, hatte ich den Revolver gezogen, dessen ich mich instinktiv erinnerte. Halb aufgerichtet, feuerte ich hinter Sonjas Rücken blindlings in die jagende Schar. Die Pferde bäumten auf und sprangen dann noch wilder vorwärts. Das war der ganze Erfolg des Schusses. Die Wölfe folgten wie ein Geisterheer. Es war sicher, daß ich keinen getroffen hatte. Erst jetzt dachte ich an Sonja. ‚Keine Furcht, Lieb!‘ flüsterte ich. ‚Wir sind sicher mit dieser Waffe.‘

„‚Sie sah mich an und lächelte. ‚Das Abenteuer!‘ flüsterte sie.

„‚Sie hätte wissen sollen, besser als ich, daß dies eine Jagd auf Tod und Leben war. Wir hatten mindestens noch eine Viertelstunde durch den Wald zu fahren, aber wurde es dann besser? Zwei weite Stunden über öde, trostlose Steppe bis zur Stadt, und das Tempo, in dem wir dahinrasten, hielten die Pferde keine halbe Stunde aus. Ich blickte mich um. Es schien, als seien die Wölfe etwas zurückgeblieben. ‚Beten Sie, beten Sie, gnädiger Herr!‘ flüsterte der Kutscher, und seine Stimme klang heiser, ‚und Sie, Gnädige! Die Jungfrau wird Sie hören.‘

„Dann waren wir aus dem Walde heraus. Vor uns lag die Steppe. Ich sah mich um. Eine Minute lang schien es, als seien die Wölfe verschwunden, als fürchteten sie sich, die schützende Dunkelheit des Waldes zu verlassen. Dann aber tönte ein langgezogenes Heulen. Ich fühlte, wie Sonja, die noch immer lächelte, zusammenzuckte. Und da! Ein schwarzer Schatten sprang aus dem Dunkel hervor, stutzte einen Augenblick, trottete einige Schritte vorwärts. Gleich darauf erschienen die andern, und die wilde Jagd begann aufs neue. Jetzt hatte ich mich ganz umgewandt, kniete auf dem Sitz, den Revolver schußbereit. Der Kutscher wandte sich halb. Er war totenblaß. Von seiner Stirn tropfte der Schweiß. ‚Wir sind verloren!‘ murmelte er.

„Die Wölfe waren keine sechs Schritte mehr von uns entfernt, als ich feuerte. Diesmal hatte ich genau gezielt: zwischen die Augen. Die vorderste Bestie stoppte einen Augenblick, erschreckt von der Flamme und dem Knall. Dann schüttelte sie sich wie ein nasser Hund, und da drückte ich zum zweitenmal ab. Der Schuß saß. Der vorderste Wolf stürzte, raffte sich auf und stürzte wieder. Dann ertönte ein Heulen und Knurren, ein wilder Knäuel rollte im Schnee. Dann verschwand alles in der Dunkelheit. Sonja hatte mich von hinten umfaßt. ‚Mein Held!‘ flüsterte sie; ‚wir sind

Digitized by Google

gerettet.' Ich schüttelte den Kopf und spähte rückwärts. Nein, ich täuschte mich nicht — da waren sie wieder, jagende Schatten, und gieriger noch schienen sie jetzt vorwärts zu stürmen, vom Blute gereizt. Bald waren sie wieder nahe. Jetzt hatten sie sich geteilt und jagten rechts und links vom Schlitten. Die Pferde waren weiß vor Schaum. Noch stoben sie dahin. Es war eine verzweifelte Jagd. Wieder hob ich den Revolver zum Schusse und fühlte, daß ich zitterte. Ich drückte dennoch ab — und fehlte wieder. Immerhin: noch zwei der Bestien habe ich erlegt oder verwundet. Sie wurden von ihren Kameraden zerrissen. Aber nur Minuten hatten wir so gewonnen. Dann schleuderte ich den Revolver hinaus. Einen Augenblick hielt die Meute, um gleich darauf mit vermehrter Wut vorwärts zu stürmen. Dann eine Pelzdecke. Sie wurde zerfetzt.

„Ich schloß Souja in die Arme. Sie zitterte nicht. ‚Wir müssen Abschied nehmen, Geliebte,' flüsterte ich. Sie schlang die Arme um meinen Hals und küßte mich wild, leidenschaftlich. ‚Wenn wir anhielten und die Pferde opferten?' fragte sie. ‚Unmöglich! Kein Mensch kann die rasenden Pferde halten, und wenn wir es könnten: die Bestien würden uns und die Pferde zerreißen.'

„Aber mein Entschluß war gefaßt. Er war plötzlich gekommen, ohne Nachdenken, gerade wie einige Zeit vorher das Furchtgefühl. Ich wollte mich opfern, ich wollte mich für Souja opfern. Kein Gefühl der Furcht oder der Traurigkeit bewegte mich. Ein Gedanke hämmerte in meinem Gehirn. Wie ein Körperliches fühlte ich ihn: Die Liebe ist stark wie der Tod —"

Wieder schwieg der Bitterfüße und blickte empor. Er sah Fräulein Suse an, die ihre schönen Augen weit geöffnet hatte. Eine rührende Weichheit lag auf ihrem Gesicht.

„Die Liebe —" flüsterte der Bitterfüße, und es war, als klänge ein unerträglicher Schmerz in seiner Stimme. Dann fuhr er fort:

„Ich ließ Souja los und wandte mich zu dem Kutscher, um ihm Instruktionen ins Ohr zu flüstern. Während ich aus dem Schlitten sprang, sollte er die Pferde noch einmal zum Äußersten peitschen. — Und in eben dem Augenblicke, in dem ich mich wieder zu Souja umdrehen will, wird der Schlitten von einer heftigen Bewegung erschüttert. Eine Gestalt springt mit einem Satze heraus, schlägt auf, daß der Schnee stiebt. Peter schwingt die Peitsche. Mit einem rasenden Sprunge stürmen die Pferde vorwärts.

„‚Souja!' Der Schrei erstarrt auf meinen Lippen. Ich bin wie gelähmt. In mein Ohr klingt ein langes, langes, gräßliches Geheul. Ich sehe die Wölfe nicht mehr. Ich — —"

Der Bitterfüße schwieg erschöpft und überwältigt. Wir waren stumm. Ein Grauen lauerte zwischen uns. Die Lichter der Stadt blitzten auf. Wir waren in einer Straße. Da wandte sich der Bitterfüße zum Kutscher und kommandierte „Halt!" Mit einem Satze war er aus dem Schlitten und lüftete den Hut. „Adieu, meine Herrschaften."

In Fräulein Sufes Augen war ein Entsetzen: „Aber — und —" stammelte sie; „Sie haben sie gelassen, und — Sie — Sie leben —!"

Der Bitterfüße wandte sich noch einmal. Er lächelte, als er sagte: „Die Liebe ist stark wie der Tod, gnädiges Fräulein. Aber — wußten Sie denn nicht, daß ich nie in Rußland war?"

Der verlorene Sohn

Nach einem Gemälde von Adolf Oberländer

Digitized by Google

Literatur

Von Liesbet Till, deren Roman „Eine von zu vielen“ soeben in diesen Blättern zum Abdruck gelangt, ist jetzt auch wieder ein neues Buch im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt erschienen. „Die kleine Stadt. Tragödie eines Mannes von Geschmack“ nennt es sich; seinem Stoff nach steht es, wie schon der Titel erkennen läßt, in vollem Gegensatz zu der Verfasserin vorigem Roman „Das gelbe Haus“, der uns in das internationale Leben eines großstädtischen Bovarismus führte. „Die kleine Stadt“ — das klingt wie ein Idyll; aber schon im Zusatz „Tragödie eines Mannes von Geschmack“ liegt die Ankündigung, daß wir es mindestens mit keinem ganz friedlichen und harmlosen Idyll zu tun haben werden. Die Schattenseiten des Kleinstadtlebens: das enge Zusammenhocken, gegenseitiges Sichbelauern, Klatschsucht, Kastengeist, Spießerdialektik — all diese Schattenseiten, die ja auch im Leben größerer Städte nicht völlig fehlen sollen, geben den meisterhaften Schilderungen, die die Verfasserin aus dem Alltagstreiben und den festlichen Veranstaltungen ihrer Kleinstädter entwirft, die eigentliche Stimmung; und sie wirken besonders trüb und trostlos wegen des Kontrastes, den sie zu der Hauptfigur des Romans, dem „Mann von Geschmack“, bilden. Dieser, der Rechtsanwalt Albin, aus kleineren Verhältnissen stammend, aber reich begabt und innerlich fein angelegt, hat ein wohlhabendes Mädchen geheiratet, ein sinnliches, dürftiges Wesen, das ihm, der sie bei seiner Weiterentwicklung gern mit sich führen möchte, weder folgen kann noch will. Zwei andre Frauen, die eine gleich ihm ein höherstrebendes und unbefriedigtes Kleinstadtkind, die andre eine geniale, lebensvolle Persönlichkeit aus der „Welt draußen“, kreuzen seinen Weg, ohne ihm seine Freiheit geben zu können, Immerhin gelingt es seinen endlosen Bemühungen, in seinen Mitbürgern wenigstens ein Gefühl für höhere, weitere Interessen zu wecken, sie zur Anerkennung seines selbstlosen Strebens fortzureißen; und in echt dichterischer Weise vertieft und vertöhnt es die Tragik seiner Situation, daß dieser äußere Erfolg genau mit dem Moment zusammentrifft, da jene hochbegabte Frau, immer in die Ferne rufend, ihn verlassen zurückläßt und das Unglück seiner eignen Ehe ihm in seiner ganzen Trostlosigkeit zu vollem Bewußtsein kommt. — Trotzdem so vieles in dem Roman „grau in grau“ gehalten ist, wirkt er nie eintönig, fesselt vielmehr immer durch die Wahrheit der seelischen und Milieuschilderungen, durch das Symptomatische im Charakter der Hauptfiguren und nicht zuletzt durch den überlegenen Humor, der, freilich stark auf Ironie gestimmt, an vielen Stellen durchbricht.

— Für die Ausbreitung und den rationellen Betrieb der Kanarienvogelzüchtung hat kein Buch so viel gewirkt wie die kleine Monographie „Der Kanarienvogel“ von Dr. Karl Ruß, die bisher, einschließlich einer englischen Ausgabe, in 33000 Exemplaren in die Welt gegangen. Auch die jüngst erschienene elfte Auflage des Werkchens wird den Freunden des Kanarienvogels willkommen sein. Sie ist wie die vorhergehende von dem um die Kanarienvogelzucht verdienten A. Hoffschildt bearbeitet, der das Erscheinen der neuen Auflage nicht mehr erlebte. Die Ueberarbeitung des Buches ist überaus gründlich und gewissenhaft ausgeführt, alle neueren Erfahrungen sind berücksichtigt und auch der neueren Geschmacksrichtung im Kanarienvogelgesang ist Rechnung getragen. Neu hinzugekommen ist ein Arbeitskalender für den Kanarienzüchter. Das Buch enthält zahlreiche Abbildungen und ist ansprechend ausgestattet (Magdeburg, Creutz'scher Verlag).

— Ein Ehrenplatz unter den populären Werken über die an Arten und Wundern so reiche Welt der Insekten gebührt dem als 4. Band der Sammlung „Das Wissen der Gegenwart“ erschienenen Buche „Die Insekten nach ihrem Schaden und Nutzen“ von Professor Dr. E. Taschenberg, das jetzt in zweiter, vermehrter und verbesserter Auflage (besorgt von Professor Dr. Otto Taschenberg, dem Sohne des bekannten Entomologen) vorliegt (Verlag von G. Freytag in Leipzig und F. Tempsky in Wien). Nur ein Gelehrter, der gleichzeitig die Poesie der Fauna und Flora erfaßte, konnte dieses ebenso gediegene wie anregende Buch schreiben; eine feine Erzählungs- und Schilderungsgabe ist hier in den Dienst konkreter Wissenschaft gestellt. Die Uebersichtlichkeit leidet keineswegs darunter, daß nicht nach trockenem Schema eine Einteilung getroffen, sondern gelegentliche Uebergänge gewählt wurden. Der Umstand, daß der Verfasser besonderes Gewicht auf das Verhältnis der Insekten zur Flora legt, Nützlichkeit und Schädlichkeit der Tiere stets aufs genaueste darlegt und schließlich die besten prophylaktischen und sanierenden Mittel angibt, macht das kleine Werk zu einem wertvollen Ratgeber für alle Berufszweige, deren Kampf ums Dasein zum Teil in einem Kampf gegen die Schädlinge unter den Insekten besteht, also in erster Linie für Oekonomen, Gärtner und Forstleute, aber zugleich zu einer höchst interessanten Lektüre für den lediglich beobachtenden Naturfreund.

— Eine neue Dichterin lernen wir in Margarete Siebert kennen, von der soeben ein Novellenband „Allerlei Liebe. Drei Geschichten“ bei der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart, erschienen ist; eine Dichterin, die rasch eine erlesene Gemeinde finden wird bei den Freunden einer vornehmen, stilvoll verhaltenen und doch innerlich lebenswarmen Kunst. Manches in ihrer Art erinnert an Ricarda Huch, in der Weise einer Familienchronistik; doch ist sie auch nicht ausschließt, daß die, denen sie gemeinsam ist, daneben doch völlig eigne, individuell ausgeprägte Physiognomien tragen. — Margarete Siebert gibt uns, wie Ricarda Huch, stilvoll abgetönte und ungeklatsche Bilder des Lebens; gleich jener liebt sie es, die Schicksale ihrer Menschen, durch mehrere Generationen vorbereitet, ausklingen zu lassen, sie auf mannigfach verschlungenen und wechselvollen Wegen zu führen. Doch erkennen wir überall, daß diese Gemeinsamkeit aus einer inneren Verwandtschaft, nicht durch ein äußerliches Nachahmen bedingt ist; Margarete Siebert weiß Personen von ganz eignem Wesen, Situationen und Gestalte besonderen Stimmungskreis und Weltanschauungsgehalt zu gestalten. Wieviel tiefinnere Leidenschaft sie in die edeln Formen bannt, davon gibt gleich die erste Novelle des Bandes: „Das Märchen von der Prinzessin und dem Gänsehirten“ eine Probe; die Liebe der feinen, stolzen Freiherrntochter zu dem Reitknecht ihres Vaters ist hier mit so feinen Linien und Farben dargestellt, daß wir bis zum tragischen Ausgang wie unter dem Bann einer elementaren Macht stehen. Nicht ganz so voll dieser Ursprünglichkeit, aber nicht minder reich an innerer Wahrheit und Vertiefung ist die mehr geistige Liebe, die in der „Führer“ ein vornehmes Mädchen an den ehemaligen Hauslehrer, einen sozialgesinnten Geistlichen, bindet. Eine Familiengeschichte, in engem Rahmen die Typen eines stark ausgeprägten Geschlechtes durch drei Generationen entwickelnd, wird uns in „Onkel Julians Vermächtnis“ erzählt. — So ist es in der Tat „allerlei Liebe“, was die Dichterin in diesen Novellen festgehalten und verherrlicht hat — immer mit der gleichen Intensität und Kraft. Wer den Band gelesen hat, wird dem ferneren Schaffen Margarete Sieberts mit hohen Erwartungen entgegensehen!

— Einen bedeutsamen Schritt zur weiteren Popularisierung Henrik Ibsens in Deutschland hat der Verlag von S. Fischer in Berlin durch Veranstaltung einer Volksausgabe seiner Werke getan, die vor kurzem in fünf höchst gediegen und geschmackvoll ausgestatteten Bänden erschienen ist (Preis gebunden 15 Mark). Es hat zwar schon bisher wohlfeile Ausgaben von Ibsens Dramen gegeben, aber sie waren weder in die geschlossene, einheitliche Form gebracht, in der uns hier die Werke des großen Norwegers entgegentreten, noch war ihnen auch nur entfernt das Maß von Sorgfalt und tiefeindringendem Verständnis zuteil geworden, das auf die Fischersche Volksausgabe verwendet worden ist. Selbst die in demselben Verlage erschienene große zehnbändige Gesamtausgabe Ibsens wird an Authentizität von der neuen Volksausgabe übertroffen. Denn Paul Schienther und Julius Elias, welche die erstere im Verein mit Georg Brandes, die letztere ohne seine Mitwirkung herausgegeben haben, begnügten sich nicht mit einem getreuen Abdruck des älteren Textes, sondern unterzogen diesen, unterstützt von den Ueberlegungen der einzelnen Werke, einer abermaligen Revision, und zwar einer so gründlichen, daß in der überwiegenden Zahl der Fälle Ueberlegungen entstanden sind, die in ihrem Gesamtton als neu bezeichnet werden müssen und das Original nun in der denkbar vollkommensten Weise wiedergeben. Die Volksausgabe enthält das Gesamtwerk des Dichters in seinem vollen und gültigen Bestand — bei ganzen Ibsen — in chronologischer Folge; ferner sind neben einem Lebensabriß auch literarhistorisch und ästhetisch aufklärende Einleitungen zu allen Dramen vorausgeschickt. Aus der großen Ausgabe sind nur die romantischen Dramen der ersten Frühzeit, die nach 1871 entstandenen lyrischen Dichtungen, die Prosaschriften, Reden und Briefe weggeblieben. Das dramatische Werk Ibsens ist also von „Catilina“ bis zum Epilog „Wenn wir Toten erwachen“ in der fünfbändigen Ausgabe vollständig enthalten.

Digitized by Google

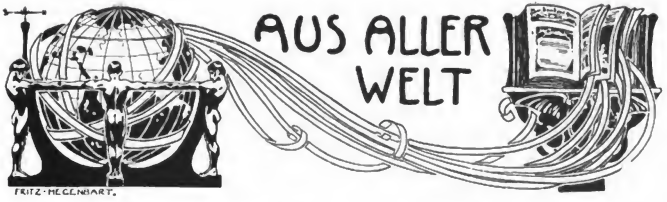
Beim Erntemahl

Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

Digitized by Google



Von der Haager Friedenskonferenz

Dem Verlauf der am 18. Juni eröffneten zweiten Friedenskonferenz im Haag wird in der ganzen Welt mit erheblich geringeren Erwartungen entgegengesehen, als sie seinerzeit durch die erste geweckt worden waren; trotzdem ist es nicht ausgeschlossen und sogar wahrscheinlich, daß das allgemeine Ergebnis der zweiten Konferenz bedeutsamer und segensreicher sein wird als das der ersten, und daß es ihr gelingen wird, das Schiedsgerichtswesen erheblich weiter auszubauen. Während die erste Konferenz nur von 26 Mächten beschickt war, haben zu der jetzigen alle zivilisierten Staaten der Welt, mit Ausnahme der Republik Liberia, im ganzen 47, Vertreter entsandt.

Zum jüngsten Ministerwechsel

Unter den kürzlich vom Kaiser neuernannten Mitgliedern der Reichsregierung und des preußischen Ministeriums sind vor allem der Staatssekretär des Innern, Dr. von Bethmann-Hollweg, und der Kultusminister Holle Gegenstand eingehender, teils zuversichtlicher, teils skeptischer Erörterungen in allen politischen Kreisen, da die Umstände mehr als sonst dazu Anlaß geben, diese neuen Männer an ihren Vorgängern zu messen und die Frage aufzuwerfen, wie sie, deren Erbe verwalten werden. Besonders Staatssekretär Dr. von Bethmann-Hollweg hat als Nachfolger des hochverdienten, bei allen Parteien in großem Ansehen stehenden Grafen Posadowsky der Oeffentlichkeit gegenüber einen schweren Stand und ist nach allen Seiten hin kritischen Blicken ausgesetzt. Unbetritten ist jedoch, daß er sich in seiner bisherigen Ministerialtätigkeit als tüchtiger Verwaltungschef, als guter Redner und als Mann von moderner Bildung gezeigt hat. Herr von Bethmann-Hollweg ist am 29. November 1856 zu Hohen-Finow geboren. Am 20. August 1879 wurde er Kammergerichtsreferendär, trat 1882 zur Verwaltung über und rückte 1885 zum Regierungsassessor auf. Noch im selben Jahre wurde er zunächst auftragsweise und 1886 endgültig Landrat des Kreises Oberbarnim. Im April 1896 zum Oberpräsidialrat in Potsdam ernannt, wurde er am 1. Oktober 1899 Regierungspräsident in Bromberg, drei Monate später Oberpräsident von Brandenburg. Am 21. März 1905 trat er als Nachfolger des Freiherrn von Hammerstein an die Spitze des Ministeriums des Innern, dem er somit nur 2¼ Jahr vorgestanden hat. Der neue Kultusminister Ludwig Holle ist ein geborener Westfale und zurzeit 52 Jahre alt. Er trat im Mai 1878 in den Justizdienst, wurde 1883 Gerichtsassessor und ging 1884 zur landwirtschaftlichen Verwaltung über. Er war dann eine Reihe von Jahren Spezialkommissar in

Phot. Ebner, Haag

Eine Gesamtsitzung der Friedenskonferenz im Haag

Digitized by Google

Phot. Selle & Kampe, Potsdam

Dr. Theobald von Bethmann-Hollweg

Hörter II, wurde dort 1888 Regierungsrat und 1890 Hilfsarbeiter im Landwirtschaftsministerium, wo er 1892 zum Geheimen Regierungsrat und Vortragenden Rat ernannt wurde. 1895 zum Geheimen Oberregierungsrat befördert, wurde er im Mai 1900 von seiner Heimatsprovinz an die Spitze der Provinzialverwaltung berufen, indem er zum Landeshauptmann auf zwölf Jahre gewählt wurde; aber schon im Dezember 1904 kehrte er in den Staatsdienst zurück und wurde Unterstaatssekretär im Ministerium der öffentlichen Arbeiten, in dem er die Leitung der Bauabteilungen übernahm. — Der neue preußische Minister des Innern Friedrich von Moltke ist als dritter Sohn des 1871 in Lugano verstorbenen preußischen Landrats und dänischen Kammerherrn Adolf von Moltke, eines jüngeren Bruders des Feldmarschalls, am 1. Mai 1852 zu Rantzau, Kreis Pinneberg, geboren und ist ein jüngerer Bruder des jetzigen Generalstabschefs Hellmuth von Moltke. Friedrich von Moltke studierte in Straßburg und Berlin Rechtswissenschaft, wurde am 20. Juni 1877 als Referendar beim Kammergericht verpflichtet, dann in die Verwaltung übernommen und 1882 zum Regierungsassessor ernannt. Er arbeitete bei der Regierung in Oppeln und im Bezirksausschuß, wurde 1885 zum Landrat des Kreises

Phot. „Bild und Ton"

Von der Einweihung der Bonifatiuskirche in Berlin: Prinz Friedrich Leopold im Gespräch mit dem Armeebischof Vollmar und dem bisherigen Kultusminister von Studt

Phot. Gotthelf & Sohn, Königsberg i. Pr.

Friedrich von Moltke

Tost-Gleiwitz befördert und 1890 als Regierungsrat und Hilfsarbeiter in das Kultusministerium berufen, in dem er 1893 Geheimer Regierungsrat und Vortragender Rat und 1897 Geheimer Oberregierungsrat wurde. Im Februar 1898 zum Regierungspräsidenten in Oppeln ernannt, kam er im März 1900 in gleicher Eigenschaft nach Potsdam und am 1. November 1903 als Oberpräsident nach Königsberg. Dort bekleidete er im Nebenamt zugleich die Stellen als Kurator der Universität, des Lyceum Hosianum in Braunsberg und der Kunstakademie in Königsberg. Herr von Moltke ist seit 1883 mit einer Schwester des nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Geheimen Kommerzienrat Zuckschwerdt in Magdeburg vermählt; der Ehe entstammen drei Kinder, zwei Töchter und ein Sohn. Der neue Minister ist kein Parteimann im engeren Sinne. In seinem bisherigen Wirkungskreise war er allseitig beliebt und wirkte im besten Sinne ausgleichend. Mit besonderer Dankbarkeit gedenkt man in Königsberg seiner freundlichen Stellung zu den Selbstverwaltungsbehörden, mit denen er in der Entfestigungsfrage und der Durchführung der Frage des Masurischen Schiffahrtskanals Hand in Hand ging. Einen sehr günstigen Eindruck hat in weiten Kreisen eine kürzlich von ihm gehaltene Rede gemacht, in der er den Wert kaufmännischer Bildung und Erfahrung rückhaltlos anerkannte. — Der zurückgetretene Staatssekretär des Innern Graf Posadowsky hat fast anderthalb Jahrzehnte an leitender Stelle der Reichsregierung angehört und in rastloser, hingebender Arbeit auf erfolgreichste für das soziale und wirtschaftliche Gedeihen des deutschen Volkes gewirkt. Graf Adolf Posadowsky ist am 3. Juni 1845 geboren. 1885 wurde er vom posenschen Provinziallandtag zum Direktor der provinzialständischen Verwaltungskommission, 1889 zum Landeshauptmann der Provinz Posen gewählt. Im

Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Graf Posadowsky (X) auf einem Spaziergang

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Der neue preußische Kultusminister Dr. Holle

August 1893 berief ihn der Kaiser als Staatssekretär des Reichsschatzamts in den Reichsdienst. Vier Jahre später übernahm er an Stelle Bötticher's das Reichsamt des Innern.

Die Motorbootausstellung in Kiel

Die 1. internationale Motorbootausstellung wurde in Kiel am 16. Juni eröffnet. Die große Halle, in der die Fahrzeuge in langen Reihen aufgestellt waren, bot einen prächtigen Anblick. Die Räume waren bald von einer großen geladenen Gesellschaft erfüllt, in der die Marine stark vertreten war. Um 12 Uhr erschien der Protektor der Ausstellung, Prinz Heinrich, mit seiner Gemahlin und dem Prinzen Waldemar. Alsdann nahm der Präsident der Ausstellung, Admiral Thomsen, das Wort zu einer Ansprache, in der er die Bedeutung des Motorboots für die Kriegs- und Handelsmarine, für die Binnen- und Küstenschiffahrt und den Wassersport darlegte und u. a. bemerkte, eines der vornehmsten Ziele der Ausstellung sei, dem schwer arbeitenden Fischer sein mühevolles und gefährliches Gewerbe zu erleichtern, den breiten Massen der Bevölkerung billigere Fischnahrung zu verschaffen.

Die Einweihung der Bonifatiuskirche in Berlin

Einer der letzten offiziellen Akte, an denen der jetzt zurückgetretene Kultusminister von Studt in seiner amtlichen Eigenschaft teilnahm, war die Einweihung der St. Bonifatiuskirche in Berlin, die am 20. Juni durch den Kardinal-Fürstbischof Kopp vollzogen wurde. Der Feier wohnte als Vertreter des Kaisers Prinz Friedrich Leopold von Preußen bei. Nach dem Pontifikalamt verlas Prälat Kleineidam die Absolution Kardinal Kopp stimmte das Tedeum an, erteilte den Segen und hielt hierauf vom Altar aus eine längere Ansprache.

Ludwig von Windheim

Auf den Posten des Oberpräsidenten von Ostpreußen ist der bisherige Oberpräsident von Hessen-Nassau, Ludwig von Windheim, versetzt worden. Herr von Windheim ist am 27. Juni 1857 geborener. Am 13. Januar 1879 trat er als Referendar im Appellationsgerichtsbezirk Halberstadt in den Staatsdienst, wurde 1884 zum Regierungsassessor, 1886 zum Landrat und 1895 zum Polizeipräsidenten in Stettin ernannt. Schon zwei Monate später wurde er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen; im Januar 1903 erfolgte seine Ernennung zum Regierungspräsidenten in Frankfurt a. O. und schon im August die Ernennung zum Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau.

Phot. Henninger, Kassel

Oberpräsident von Windheim

Phot. A. Renard

Eröffnung der Motorbootausstellung in Kiel durch den Prinzen Heinrich von Preußen (X)

Digitized by Google

Phot. R. Lechner

Das Kaiserin-Elisabeth-Denkmal im Wiener Volksgarten. Von Bildhauer H. Bitterlich und Oberbaurat Fr. Ohmann

Die Enthüllung des Kaiserin-Elisabeth-Denkmals

Ein würdiges Denkmal ist in Wien der verewigten Kaiserin Elisabeth errichtet und am 4. Juni eingeweiht worden. Die Enthüllung des von Prof. Hans Bitterlich geschaffenen Monuments gestaltete sich durch die begeisterte Anteilnahme der Wiener Bevölkerung zu einem außergewöhnlich festlichen Ereignis, die Straßen von Schönbrunn bis zur Hofburg glichen einer Via triumphalis. Fast sämtliche Mitglieder des Kaiserhauses nahmen an der Feier teil, an ihrer Spitze der greise Kaiser, der auf die Ansprache des Obmanns des Denkmalskomitees bewegten Herzens antwortete und dem Gedanken Ausdruck gab, daß das Monument den kommenden Geschlechtern die Erinnerung an die erhabene Kaiserin erhalten und die innige Verbindung der Bevölkerung mit dem angestammten Herrscherhaus dartun werde.

Phot. E. Franzl, Berlin

Enthüllungsfeier des Paul-Gerhardt-Denkmals in Lübben

Das Paul-Gerhardt-Denkmal in Lübben

In Lübben, wo am 7. Juni 1676 Paul Gerhardt, der hervorragendste geistliche Liederdichter des siebzehnten Jahrhunderts, als Archidiakonus starb, ist ihm kürzlich ein Denkmal gesetzt worden. Die Weiherede bei der Enthüllungsfeier hielt der Niedergeneralsuperintendent Pfeiffer. Das Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Friedrich Pfannschmidt.

Das Karl-Alexander-Denkmal in Weimar

Das von Professor Adolf Brütt geschaffene Landesdenkmal für den 1901 verstorbenen Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar-Eisenach ist am 24. Juni in Anwesenheit des Großherzogs Wilhelm Ernst und zahlreicher fürstlicher Gäste, unter denen sich als Vertreter des Kaisers Prinz Friedrich Leopold von Preußen befand, feierlich enthüllt worden. Der Präsident des weimarischen Landtages, Freiherr von Rotenhan, hielt die Festrede, in der er des segensreichen Wirkens des Großherzogs Karl Alexander gedachte.

Digitized by Google

Ein Monumentalbrunnen in Northeim

Die hannoversche Stadt Northeim an der Rhume hat kürzlich in einem auf dem Marktplatz errichteten Monumentalbrunnen eine sich gut in das altertümliche Stadtbild einfügende Zierde erhalten. Der Brunnen, ein Werk des Kasseler Bildhauers Hoffmann, trägt als Krönung die überlebensgroße Figur des Grafen Otto von Northeim, den bei der Enthüllungsfeier der Festredner als den größten niedersächsischen Helden und Staatsmann, den Bismarck seiner Zeit feierte. Otto von Northeim, ein Zeitgenosse Kaiser Heinrichs IV., erhielt als Lohn für seine dem Reich geleisteten Dienste im Jahre 1061 von der Kaiserin-Witwe Agnes das Herzogtum Bayern. Trotzdem trieb ihn sein Ehrgeiz, sich den Ränken gegen die Kaiserin anzuschließen, und er entführte 1062 im Bunde mit Anno von Köln und dem Markgrafen von Meißen den jungen König Heinrich IV. seiner Mutter. Nachdem er in den nächsten Jahren dreimal, teils im Interesse des Papstes Alexander II., teils in dem des Königs, in Italien tätig gewesen war, begleitete er den letzteren 1069 gegen die Slawen und gegen den aufständischen Markgrafen Tedi, wurde aber im nächsten Jahre auf eine wohl unbegründete Anklage hin wegen Hochverrats für friedlos erklärt und seines Herzogtums entsetzt. Die Acht wurde bald aufgehoben, auch seine Eigengüter erhielt Otto zurück; aber er war fortan die eigentliche Seele der sächsischen Aufstände gegen Heinrich IV., und nach dem Tode des Gegenkönigs Rudolf von Schwaben (1080) wollten die Sachsen sogar Otto von Northeim zum Nachfolger Rudolfs erhoben wissen. Er starb im Jahre 1083. Die Gestalt Ottos steht im Mittelpunkt eines von W. Mitze verfaßten Festspiels, „Ein Sachsenheld", das anläßlich der Enthüllungsfeier auf dem zu einem Naturtheater umgestalteten Tanzplatz beim Gesundbrunnen, einem beliebten Ausflugsort im Osten der Stadt, aufgeführt wurde.

Vom Winzeraufruhr in Südfrankreich

Zu einer ernsten Gefahr für den inneren Frieden Frankreichs hat sich die aufrührerische Bewegung unter den Winzern in Südfrankreich ausgewachsen, und die Lage ist dadurch noch bedenklicher geworden, daß sich unter den zum Schutze der Ordnung kommandierten Truppen schwere Fälle von Meuterei ereignet haben. Die Hauptherde des Aufruhrs waren die Städte Narbonne, Montpellier, Béziers und Argelliers. Besonders in Narbonne kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen der aufgeregten Bevölkerung und dem Militär. In Montpellier stürmte am 10. Juni abends eine aus vielen Tausenden bestehende Menge gegen den Justizpalast und das Gefängnis, wo der Bürgermeister Ferroul, einer der Hauptführer der Bewegung, untergebracht war. Dragoner und Gendarmen suchten die Menge mit flacher Klinge zurückzutreiben; doch gelang dies erst nach Mitternacht. Am nächsten Abend suchte eine Volksmenge das Tor des Justizpalastes in Brand zu stecken. Das Militär mußte verschiedentlich gegen die Menge vorgehen, wobei mehrere Soldaten Verletzungen erlitten, und zahlreiche Verhaftungen wurden vorgenommen. Auch erst wieder gegen Mitternacht zerstreute sich die Menge. — Die Hauptrolle in der großen Bewegung hat ein Mann gespielt, der die Stammesverwandtschaft mit dem berühmten Tartarin von Tarascon nicht verleugnen kann, Marcellin Albert, der „Präsident des Komitees von Argelliers" und „Apostel des Südens". Albert ist der vollendete Winzertypus des Südens, sonnverbrannt, mit heißem Herzen und funkelnden Augen. Sein erstes Auftreten als Apostel

Phot. Louis Held

Denkmal des Großherzogs Karl Alexander in Weimar
Von Professor Adolf Brütt

Phot. Ley, Duderstadt

Der Otto von Northeim-Brunnen in Northeim
Entworfen von Bildhauer Hoffmann

Digitized by Google

war originell, aber nicht leicht. Vor vier Jahren etwa erschien er plötzlich auf dem Narbonner Marktplatz, kletterte auf eine Platane der „Promenade des Baraques“ und, auf einem dicken Ast reitend, sprach er zur Menge. Niemand nahm ihn jedoch ernst. Man bombardierte ihn mit Lazzi und schlechten Witzen. „Fai lou beouré“ (gib ihm zu trinken), schrien die Leute. Doch Albert hatte seinen Durst — „nur nach Gerechtigkeit!“ rief er zurück. Er ließ nicht locker, und schließlich gewann seine zähe, feurige Propaganda die Menge. Zum Helden des Tages wurde er durch seine geheime Reise nach Paris in die „Höhle des Löwen“. Nach seiner Ankunft dort besuchte er zunächst einen befreundeten Abgeordneten, nachdem er Frauenkleider angelegt und seinen Bart unter einer breiten Kopfbinde versteckt hatte. Die überschwengliche Begeisterung, die im Süden, vor allem in

Phot. Trampus, Paris

Von den Winzerunruhen in Südfrankreich: Durch einen Steinhaufen bezeichnete Stelle in den Straßen von Narbonne, an der ein Opfer des Barrikadenkampfes gefallen ist. Links an einem Steinblock angebracht das Plakat der Presse

Argelliers, für ihn herrschte, nahm merklich ab, als er nach Erfüllung seiner Mission von Paris zurückgekehrt war, und er wurde von seinen Genossen veranlaßt, sich dem Gericht in Montpellier zu stellen.

Copyright by Charles Trampus, Paris

Demonstration französischer Winzer in Montpellier. Links oben: Bürgermeister Ferroul in Narbonne spricht zur Menge.

Digitized by Google

Phot. Trampus, Paris.

Von den Winzerunruhen in Südfrankreich: Clemenceau in effigie gehängt

Der Lord-Mayor von London in Berlin

Trotz der angeblichen Rückständigkeit der Berliner Kommunalverwaltung haben es der Lord-Mayor von London, Sir William Treloar, und fünfzig andre Mitglieder der dortigen Stadtverwaltung der Mühe wert gefunden, eine Studienreise nach der deutschen Reichshauptstadt zu unternehmen, um ihre Einrichtungen durch eignen Augenschein kennen zu lernen. Die Herren sprachen sich wiederholt voll Anerkennung und Bewunderung über das Gesehene aus, und insbesondere Sir William Treloar schilderte in einem Bericht an die „Daily Mail" Berlin als das Muster einer großen Munizipalität. Der Kaiser ließ die Herren in Potsdam durch den Prinzen Friedrich Leopold als seine Gäste empfangen.

Das Denkmal des Herzogs Wilhelm von Württemberg in Graz

Herzog Wilhelm von Württemberg († 1896), dessen Standbild vor kurzem in Graz zur Aufstellung gelangte, zählte zu den Zierden der österreichischen Armee. Als er im Jahre 1848 seinen Dienst in dieser Armee unter Radetzky antrat, hatte er nur vier Monate Zeit, sich mit den Eigentümlichkeiten derselben vertraut zu machen. Als Oberst des Grazer Hausregiments, der „Belgier", verstand er sich das Vertrauen seiner Untergebenen in hohem Grade zu gewinnen. Obwohl mehrfach verletzt und durch einen Unfall auf einem Ohr taub geworden, zeichnete er sich bei allen Gelegenheiten hervorragend aus. In der Schlacht von Magenta ließ sich Herzog Wilhelm, als der Fahnenträger tot niederstürzte, die Fahne reichen, und sie hochhaltend, führte er seine Soldaten in den Kampf. Im Jahre 1864 nahm er aktiven Anteil an dem Feldzug in Dänemark. Bei Oeversee verlor er im Kampfgetümmel sein Pferd, bald darauf traf ihn eine Kugel; trotzdem gab er, mühsam von seinem Adjutanten aufrechterhalten, den Befehl zum Sturm. Diese beiden Momente sind in den links und rechts an dem architektonischen Unterbau des Denkmals angebrachten Reliefs in künstlerischer Weise dargestellt. Das Denkmal ist ein Werk des Grazer Bildhauers Georg Winkler. Es wirkt großartig und monumental. Die eherne Gestalt des Truppenführers ist in leichter Schrittstellung wiedergegeben, wie er eben die Seinen zum Angriff führt. Die in schönen Formen gegliederte Basis mit der stärker betonten architektonischen Gliederung des Mittelbaues zwischen den beiden sanft nach vorne gebogenen Seitenteilen führt in ruhigen und harmonischen Linien zum eigentlichen Standbild empor, das sowohl in der Haltung wie in der Anordnung der Linienführung des Gewandes einen streng monumentalen Charakter zeigt. Keine zu bewegte oder gar übertriebene Pose stört die ruhige Würde und prächtige Charakterisierung der Figur. Der Unterbau des Denkmals ist von Professor F. Siegmundt künstlerisch ausgestattet worden. Die feierliche Enthüllung fand in Gegenwart von Vertretern des Kaisers und des württembergischen Königshauses statt.

Denkmal des Herzogs Wilhelm von Württemberg in Graz
Entworfen von Bildhauer Georg Winkler

Digitized by Google

Phot. H. Keller

Der Lord-Mayor von London, Sir William Treloar (×), mit dem Berliner Oberbürgermeister Kirschner

Von der Herkomerfahrt und dem Taunusrennen

Der Automobilismus hat die beiden bedeutungsvollen Proben, auf die ihn kurz nacheinander die Herkomerfahrt und das Taunusrennen stellten, mit Ehren bestanden und das Interesse, das ihm nicht bloß aus sportlichen, sondern ebensosehr aus rein praktischen Gründen in allen Kreisen des deutschen Volkes entgegengebracht wird, vollauf gerechtfertigt. Sieger in der Herkomerfahrt ist Edgar Ladenburg mit seinem von dem Ingenieur Fritz Erle gesteuerten Benzwagen geworden, und da Ladenburg schon bei der ersten Herkomerfahrt vor zwei Jahren Erster wurde, so ist den von Professor Herkomer getroffenen Bestimmungen zufolge der von diesem gestiftete Preis, ein goldner Pokal im Werte von 10000 Mark, dauernd in seinen Besitz übergegangen. Die Ankunft der an der Fahrt beteiligten Wagen in Frankfurt am Main hatte natürlich eine große Menschenmenge in die Umgegend des auf der Hanauer Landstraße befindlichen Zieles gelockt. Dort trafen auch Prinz Heinrich von Preußen, der bekanntlich im vorigen Jahre selbst die Herkomerfahrt mitmachte, und der ebenso sportfreundliche Großherzog von Hessen in Automobilen ein und unterhielten sich nach gegenseitiger Begrüßung angeregt mit den ihnen bekannten Teilnehmern an der Fahrt. Drei Tage später fand das Kaiserpreisrennen im Taunus statt, zu dem aus Deutschland, Belgien, England, Frankreich, Italien, Oesterreich und der Schweiz 92 Rennwagen angemeldet waren, von denen jedoch nur die aus dem Ausscheidungsrennen als Sieger hervorgegangenen 39 Wagen am Hauptrennen teilnehmen durften. Erster Sieger wurde der Italiener Nazzaro auf einem Fiatwagen, zweiter der Belgier Haulost (Pipe), und erst den dritten Platz konnte ein Deutscher, Jörns, mit einem Opelwagen belegen. Die Verteilung der Preise nahm der Kaiser persönlich vor.

Zur Thronfolge in Luxemburg

Abermals hat sich in einem Lande, das zwar nicht zum Deutschen Reich gehört, aber ihm durch Stammesverwandtschaft nahesteht und von einem deutschen Fürsten regiert wird, im Großherzogtum Luxemburg, ein Streit um die Thronfolge erhoben. Der jetzige Großherzog Wilhelm, der im fünfundfünfzigsten Lebensjahre steht und sechs Töchter, aber keinen

Hofphot. T. H. Voigt, Homburg

Nazzaro, der Sieger im Taunusrennen

Hofphot. Rambier, Wiesbaden

Graf Georg von Merenberg mit seinem Sohn

Sohn hat, hat vor kurzem ein Familienstatut geschaffen und der luxemburgischen Kammer vorlegen lassen, durch das mit der Berufung der am 14. Juni 1894 auf Schloß Berg erstgeborenen Tochter des großherzoglichen Paares, der Prinzessin Maria Adelheid, und ihrer männlichen Erben zur Erbfolge die bisherige Thronfolgeordnung in Luxemburg abgeändert wird. Nach dieser ist Luxemburg eine im Mannesstamme des Hauses Nassau nach Erstgeburt erbliche Monarchie, und es würde daher, da ein männlicher Thronerbe nicht vorhanden ist, mit dem dereinstigen Ableben des jetzigen Großherzogs die Dynastie Nassau in Luxemburg als erloschen zu betrachten sein. Gegen den das neue Erbfolgestatut betreffenden Gesetzentwurf hat nun Graf Nikolaus von Merenberg, ein Sohn des am 18. September 1905 in Wiesbaden verstorbenen Prinzen Nikolaus von Nassau, des Halbbruders des verstorbenen Großherzogs Adolf, Protest eingelegt und seine Ansprüche auf den luxemburgischen Thron geltend gemacht. Graf Merenberg wird mit diesen Ansprüchen voraussichtlich nicht durchdringen, da er aus einer morganatischen Ehe stammt. Seine Mutter, Gräfin Natalie von Merenberg, war bürgerlicher

Digitized by Google

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Das unlängst enthüllte Mozartdenkmal in Dresden. Von Bildhauer Hermann Hosaeus

Herkunft, sie war eine geborene Puschkin, eine Verwandte des berühmten russischen Dichters gleichen Namens. Nachdem sie am 1. Juli 1867 in London mit dem Prinzen Nikolaus die morganatische Ehe geschlossen, erhielt sie den Waldeckschen Grafentitel Merenberg. Aus dieser Ehe ist außer dem Grafen Nikolaus von Merenberg noch eine Tochter hervorgegangen, die 1888 geborene Sophie Gräfin Torby, die sich am 26. Februar 1891 mit dem Großfürsten Michael Michailowitsch von Rußland morganatisch verehelicht hat. Der im Jahre 1871 geborene Graf Georg Nikolaus ist preußischer Oberleutnant in der Landwehrkavallerie und seit Mai 1895 mit der Prinzessin Olga Jurjewskaja, einer morganatischen Tochter des Zaren Alexander II. und der Fürstin Dolgoruki, verheiratet. Aus dieser Ehe sind zwei Kinder, der zehnjährige Georg und die neunjährige Olga, entsprossen. Ueber die Ansprüche des Grafen Merenberg hat sich bereits der bekannte Staatsrechtslehrer Professor Laband in Straßburg in einem ausführlichen Gutachten ausgesprochen, worin er dem Grafen die Sukzessionsfähigkeit abspricht.

Das Mozartdenkmal in Dresden

Das kürzlich enthüllte Mozartdenkmal in Dresden verdankt seine Entstehung dem Dresdner Mozartverein, der schon seit Jahren einen Fonds für das Werk gesammelt und vor einiger Zeit einen Wettbewerb dafür ausgeschrieben hatte, ohne jedoch auf diesem Wege einen Entwurf zu erlangen, der ihn in jeder Weise befriedigte. Schließlich fand ein von dem Bildhauer Hermann Hosaeus vorgelegter Entwurf, der die Aufgabe in eigenartiger, vom Herkömmlichen durchaus abweichender Weise löste, die Billigung des Vereins. Hosaeus ist Eisenacher von Geburt und gegenwärtig 34 Jahre alt; er war in den Jahren 1898 und 1899 Schüler von Reinhold Begas.

Der Eibentransport in Frankfurt a. M.

Ein eigenartiges Schauspiel ist den Einwohnern von Frankfurt a. M. durch die Umsetzung des historischen Eibenbaumes im Botanischen Garten dargeboten worden. Der 900 Zentner schwere Baum mußte in den Neuen botanischen Garten in der Miquelstraße verbracht werden und hatte bis dorthin eine Wegstrecke von drei Viertelstunden zurückzulegen; er wurde, aufrecht in einem großen Kasten stehend, auf Walzen fortbewegt, doch konnte dies nur sehr langsam und mit der größten Vorsicht geschehen. Der Transport begann am 23. Mai; am 12. Juni, also nach drei Wochen, stand der Baum an seinem neuen Platz. Erfreulicherweise haben die Schwarzseher, die behaupteten, daß der Baum die lange Wanderung nicht überstehen würde, nicht recht behalten.

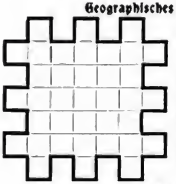
Phot. C. B. Jost

Der Frankfurter Eibenbaum auf dem Transport

Digitized by Google

Für müßige Stunden

Geographisches Gitterrätsel



A A B B E E E E I I I I L L
L L N N N O O R R R R
S S S S T T U U

Die obigen Buchstaben sind derart in die Felder der nebenstehenden Figur einzuordnen, daß die entsprechenden senkrechten und wagerechten Reihen gleich lauten. Sie nennen, jedoch in andrer Reihenfolge: 1. Land in Oesterreich. 2. Deutsche Großstadt. 3. Italienische Hafenstadt.

Gg. L.

Homonym

Ich trage stolz des Königs Rock,
Hab' auch zwei bunte Flügel.
Ich fahre übers blaue Meer,
Flieg' über Tal und Hügel.
Ich bin voll Kraft und kühnem Mut
Und stehe hoch in Ehren;
Doch kann mich eine Kinderhand
Mit Leichtigkeit zerstören.

Kl. Br.

Logogriph

Ein Schiff fuhr durch das Rätselwort,
Das wird mit l geschrieben,
Und ward aus seiner Richtung fort
Durch starken Sturm getrieben.

„Der Seetang ist nicht mein Geschmack,"
Ein Fahrgast sprach's, „uns allen
Würd' mehr von Lilien oder Lack
Ein Wort mit e gefallen."

Ein andrer seufzte: „Weh, o weh!
Bald lieg' ich auf dem Grunde!
Mir lieber wär' das Wort mit t
Daheim zu dieser Stunde!"

Der Kapitän ergriff das Wort:
„Nicht Wort mit d! Wollt glauben:
Ich führ' das Schiff in sichern Port;
Schon schwächer wird das Schnauben!"

Dr. F. B.

Scherzrätsel

Englisches Kind, halb London dran,
Wird alte große Stadt sodann.

Dr. K. K. v. Fr.

Silbenrätsel

Eins ist ein Tier,
Zwei, drei ein Knabe;
Naht's Ganze dir,
Schütz deine Habe.

Dr. K. K. v. Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 12

Des magischen Quadrats:

I	T	O
T	S	E
O	E	L

1. Ito.
3. Oel.
2. Tsetse (Fliege).
2. Est-Est.

Der Dechiffrieraufgabe: Die Figur weist sechs Hauptflüsse mit rechts- und linksseitigen Zuflüssen auf. Verbindet man rechts herum zuerst die Buchstaben am Anfang der Hauptflüsse, sodann diejenigen an den rechts- und zuletzt die an den linksseitigen Zuflüssen, so erhält man:

„Aus kleinem Anfang entspringen alle Dinge."

(Cicero, De fin., 5. 21, 58)

Des Rätsels: Met, All, Metall.

Des Logogriphs: Eingeweiht — eingeweicht.

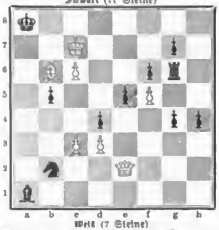
Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, welche die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der römischen Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IX

Von Dr. E. Palkoska in Prag

Schwarz (11 Steine)



Weiß (7 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe VIII

W. 1. Dh2—h1
S. 1. b7—b6
W. 2. Tb1—b5†!!
S. 2. K, L, B×T
W. 3. Dh1—d5, e1, a8 matt.

A.

S. 1. b7, Lf1—b5 (auf andere Läuferzüge folgt 2. Dh1—e1 matt)
W. 2. Dh1—b7 und
W. 3. Db7—c7 (bezw. ×b4) matt.

B.

S. 1. e5—e4
W. 2. Tb1×b7 und
W. 3. Dh1—h5 bezw. d5 od. e1 matt.

C.

S. 1. d4—d3, e3—e2
W. 2. Dh1—d5†
S. 2. b7—b5
W. 3. Dd5—d8 matt.

Partie Nr. IX

Kürzlich in Rotterdam gespielt.

Mittelgambit

Weiß: B. van Dantzig. — Schwarz: N. N.

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. e2—e4	**e7—e5**	9. Se3—d5	Dd8—a5†?[3])
2. d2—d4	e5×d4	10. Lc1—d2	Da5—d8
3. Sg1—f3	c7—c5[1])	11. e5—e6[4])	f7×e6
4. Lf1—c4	Sg8—f6	12. Sf3—e5	e6×d5[5])
5. e4—e5	d7—d5	13. Dd1—h5†	g7—g6
6. Lc4—b5†	Sf6—d7?[2])	14. Se5×g6	h7×g6
7. c2—c3	d4×c3	15. Dh5×g6† und Weiß setzt in zwei Zügen matt.	
8. Sb1×c3	d5—d4		

[1]) Diese Deckung erweist sich selten als günstig. Die Figurenentwicklung ist vorzuziehen.

[2]) Besser Lc8—d7.

[3]) Ein zweckloses Schachgebot. Der Lb5 darf die Dame wegen des nachfolgenden Springerschachs auf c7 doch nicht schlagen.

[4]) Weiß entscheidet nun bei dem unentwickelten Stand der schwarzen Steine in energischer Weise die Partie.

[5]) Bei g7—g6 (oder h7—h5) wirkt 13. Dd1—f3 tödlich.

[6]) Der Führer der weißen Steine — dem wir die Partie verdanken — hat den Angriff sehr hübsch und kräftig geführt, der Gegner die Verteidigung allerdings um so schwächer.

Der Pantoffelheld

Räuber: „Das Geld oder das Leben!"
Herr (zu seiner Frau): „Wie denkst du, liebe Ella, darüber?"

Digitized by Google

Die Firma **BLANKENHORN & Co.** verwendet seit Jahrzehnten für die Herstellung ihrer Marke „**Champagne Strub**" ausschliesslich Edelgewächse der Champagne, die sich wegen ihrer Feinheit, Frische und Eleganz in hervorragender Weise als Rohprodukt für die Herstellung von Schaumwein eignen.

Eigenes Einkaufshaus in Reims: 18 Rue Ruinart de Brimont.

Digitized by Google

UNIVERSITY

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 13

Des geographischen Gitterrätsels:

Des Homonyms: Admiral.
Des Logogriphs: Beit, Beet, Bett, bebt.
Des Scherzrätsels: Babylon.
Des Silbenrätsels: Spitzbube.

Auflösung der Schach-Aufgabe IX

W. 1. Ke7—d7
S. 1. S beliebig
W. 2. De2—a2(†) und
W. 3. Da2—g8, a7 matt.

A.

S. 1. g4—g3
W. 2. De2—h5 und
W. 3. Dh5—h8, e8 matt.

B.

S. 1. Ka8—b8 oder belieb. anders
W. 2. De2(X)e4 und
W. 3. c6—c7 matt.

Friedrich Heinrich von Oranien von Prof. Brütt
Aufgestellt auf der Terrasse des Berliner Schlosses

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
In Oesterreich-Ungarn für Herausgabe und Redaktion verantwortlich:
Robert Mohr in Wien I.

Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. — Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württbg.

RÜGER Kakao Schokolade
Anerkannt erstklassige Fabrikate

Hansi-Schokolade

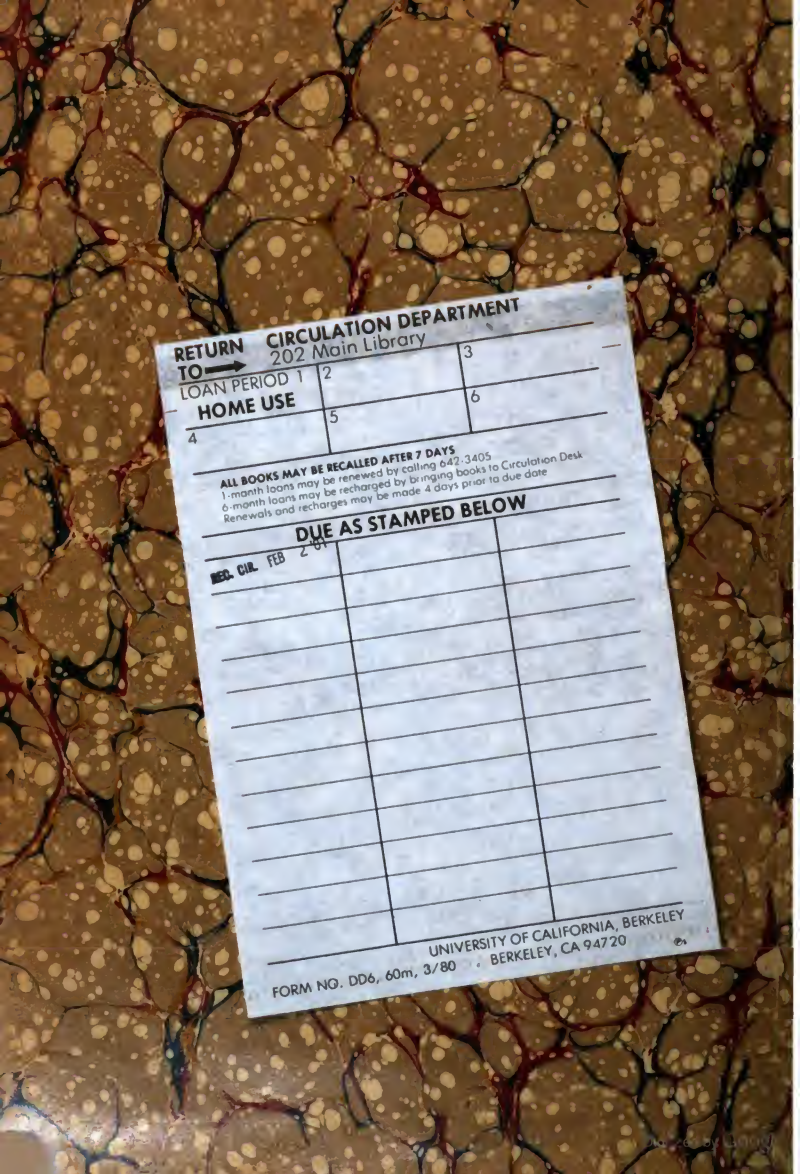
Bevor Sie Geflügel all. Art, Bruteier, Brutöfen, Zuchtgeräte ꝛc. kaufen, bitten gratis Katalog verlangen.
Geflügelpark i. Auerbach Hess.

BERGMANN'S
ZAHNPASTA
WALDHEIM i/Sa.

Süsse Speisen
bereitet mit Milch und
Dr. Oetker's
Pudding-Pulver
sind das beste Nahrungsmittel für Kinder.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.
Briefe und Sendungen nur an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Digitized by Google


RETURN TO ⟶ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1
HOME USE

2 | 3
5 | 6
4

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be recharged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

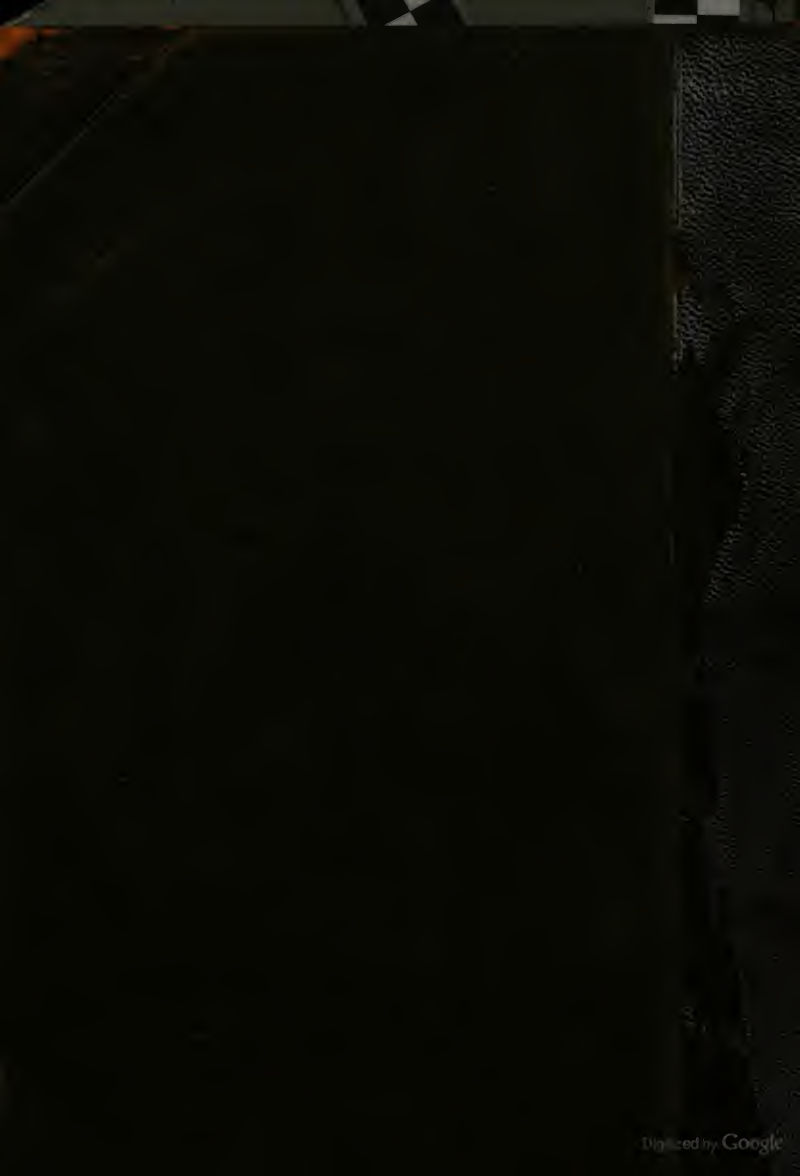
DUE AS STAMPED BELOW

REC. CIR. FEB 2 '04

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 3/80 BERKELEY, CA 94720

YE 06310

AP
30
Ueber
A7
168646
P.23:3


Digitized by Google